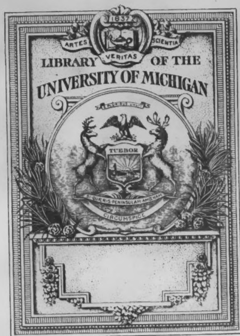
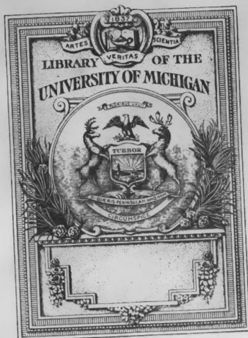
ALLGEMEINE KULTURGESCHICHTE VON DER URZEIT BIS AUF DIE GEGENWART

Otto Henne am Rhyn

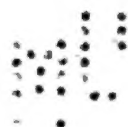
image
not
available

image
not
available


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Allgemeine
Kulturgeschichte
von der Urzeit
bis auf die Gegenwart.



Von

Otto Henne-Am Rhyn.

Erster Band.

Die Urzeit und die morgenländischen Völker bis zum Verluste ihrer Selbständigkeit.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1877.

Kulturgeschichte

der

Urzeit und der morgenländischen Völker

bis zum

Verluste ihrer Selbständigkeit.

Von

Otto Henne-Am Rhyn.

> Nun hat die Natur die ganze Erde ihren Menschenkindern gegeben und auf solcher hervorkeimen lassen, was nach Ort, Zeit und Kraft irgendnur hervorkeimen konnte. Alles, was sein kann, ist; alles, was werden kann, wird; wo nicht heute, so morgen. Das Jahr der Natur ist lang; die Blüthe ihrer Pflanzen ist so vielfach, als diese Gewächse selbst sind und die Elemente, die sie nähren. In Indien, Aegypten, Sina geschah, was sonst nie und nirgends auf der Erde geschehen wird: also in Kanaan, Griechenland, Rom, Karthago. Das Gesetz der Notwendigkeit und Convenienz, das aus Kräften, Ort und Zeit zusammengesetzt ist, bringt überall andere Früchte.
>
> Herder.

Leipzig

Verlag von Otto Wigand.

1877.

Vorwort.

Wenn wir die Geschichte der menschlichen Kultur in ihrem gesammten Umfange zum Gegenstande des vorliegenden Buches nehmen, so wird es nicht überflüssig sein, an dieser Stelle unsere Anschauung von dem Wesen und dem Zwecke der Kulturgeschichte klar auszusprechen. Lange Zeit schied man, was überhaupt von der Menschheit gethan und gewirkt worden, mechanisch in zwei Abtheilungen; in die eine brachte man, was sich auf Fragen der Macht bezieht, und nannte dies „politische Geschichte"; in die andere wurde schlechthin alles Uebrige untergebracht und diese Mischung „Kulturgeschichte" betitelt. Weil nun die politische Geschichte nur ein Moment aus der höhern Entwickelung des Menschen zu behandeln hatte, konnte sie folgerichtig ihre Einheit und ihren Zusammenhang bewahren, wenn sie auch an Unvollständigkeit litt und die Erklärung, warum diese und jene Versuche zu Machtgründungen gelungen, andere mißlungen sind, gar zu oft ausbleiben mußte, weil diese Fragen ohne eine Untersuchung der übrigen gleichzeitigen Kulturerscheinungen unlösbar sind. Auf der andern Seite litt die sogenannte (unpolitische) Kulturgeschichte, während sie vor Ueberfluß an kulturgeschichtlichen Momenten geradezu erdrückt wurde und Unvollständigkeit der geringste ihrer Fehler war, dagegen an den Mangel zusammenhängender Erzählung, an voll-

kommener Zerfahrenheit. Man hatte da in verschiedenen Schachteln und Schablonen eine Geschichte des Ackerbaues, der Gewerbe, des Handels, der Kunst, der Religion, der Wissenschaften, der Sitten und Gebräuche u. s. w., aber keine Kulturgeschichte der Menschheit, keine zusammenhängende einheitliche Darstellung des Vorschreitens der Menschheit von der Unkultur zur höchsten Kultur.

Die richtige Antwort auf die Frage, was denn Kulturgeschichte sei, wird nur dann gegeben werden können, wenn wir uns streng an den Begriff der Kultur halten. Kultur, Bildung im weitesten Sinne, ist was den Menschen zum höchsten Wesen der Erde, was ihn über das Thier, was die höheren Rassen über die niederen empor hebt. Ohne die Kultur wären die Unterschiede zwischen Thier und Mensch, sowie z. B. zwischen Hottentotten und Europäern nur solche der äußern Erscheinung und daher für die Geschichte unwesentliche. Wenn wir daher auf der einen Seite Menschen sehen, die vor den Thieren beinahe nichts als die artikulirte Sprache und den Gebrauch des Feuers voraus haben, Menschen, welche noch gegenwärtig die von den Herden der Civilisation abgelegeneren Gegenden des Erdballs bewohnen, und wenn auch da, wo auf der anderen Seite die höchsten Triumfe der Pflege des Wahren, Schönen und Guten gefeiert werden, man nachträglich aus dem Boden die Beweise gräbt, daß an derselben Stelle einst ebenso rohe Völkerschaften lebten, wie in jenen abgelegenen Gegenden, so ist es klar, daß zwischen diesen Extremen menschlicher Zustände eine Entwickelung liegt, welche nicht in einzelnen abgerissenen Momenten bestehen kann, sondern eine einige, zusammenhängende, nach gewissen Gesetzen harmonisch fortschreitende sein muß, in welcher kein Moment, auch das politische nicht, fehlen darf.

Die wahre Kulturgeschichte ist daher schlechtweg die Geschichte der Menschheit; sie ist für das Ganze derselben, was die Lebensgeschichte für den Einzelnen, eine Entwickelungsgeschichte vom

Anfange der Entwickelung an bis zu dem Augenblicke, in welchem sie geschrieben oder erzählt wird. Von der frühern und bis heute fortgeführten Kulturgeschichte muß sich die künftige also unterscheiden durch innige Zusammenfassung aller Kulturmomente, d. h. aller Umstände, welche den Menschen auf hoher Kulturstufe dahin gebracht haben, wo er sich befindet, und zwar durch die Zusammenfassung dieser Momente auf jeder unterscheidbaren Stufe der Entwickelung. Von der sogenannten politischen Geschichte aber unterscheidet sich die wahre Kulturgeschichte dadurch, daß für sie die Fragen der Macht und die Kämpfe um Macht nur insoweit Wert haben, als sie zur Erhebung der Menschheit auf höhere Kulturstufen beitragen. Die Kulturgeschichte hat daher zu Grenzsteinen ihrer einzelnen Perioden nicht Kriege, Eroberungen, Friedensschlüsse oder Dynastienwechsel, sondern lediglich die jeweilige Eröffnung eines neuen Gebietes oder Schauplatzes der Kultur oder das Eintreten eines Ereignisses, durch welches der menschlichen Gesittung neue Bahnen angewiesen werden. In den älteren Zeiten zwar muß auch in der Kulturgeschichte die erstere Art der Scheidepunkte eine Rolle spielen. Die Völker sind noch unter sich nur in geringer Berührung; jedes besitzt seine eigene unabhängige Kultur, welche mit dem Verluste seiner Selbständigkeit wenn nicht geradezu ein Ende nimmt, doch eine gemischte wird und ihre ursprüngliche Reinheit verliert. Die Anordnung ist also hier von selbst gegeben. Anders in den neueren Zeiten, wo die Eintheilung nach Momenten der Kultur vorwiegen muß, weil die verschiedenen Völker desjenigen Erdtheils, welcher die höchsten Leistungen in der Kultur und die gewaltigsten Veränderungen, daher auch den bedeutendsten Fortschritt in derselben aufzuweisen hat, ein Staatensystem bilden, dessen einzelne Theile in allen Erscheinungen des geselligen und geistigen Lebens immer mehr verschmelzen. Hier tritt jedesmal eine neue Abtheilung der Kulturgeschichte ein, wenn die erwähnte

Verschmelzung einen neuen Schritt vorwärts thut und die Völker einander wieder mehr nähert; denn je mehr Nationalhaß noch vorhanden ist, desto tiefer steht die Kultur, und je mehr Friede und Versöhnung einkehrt, desto näher ist die Menschheit der Ueberwindung egoistischer Triebe und ihrer Aufopferung zum gemeinsamen Wohle und demzufolge auch der höchsten erreichbaren Bildung.

Was die Abgrenzung der Kulturgeschichte gegen andere Wissenschaften betrifft, so kann hier blos die Ethnographie, diese neu entstandene und sich mächtig emporschwingende Wissenschaft in Betracht kommen. Unserer Anschauung nach gehören in die Völkerkunde die gegenwärtigen Zustände der Völker ohne Ausnahme, in die Kulturgeschichte aber blos diejenigen Momente, welche, dem Namen gemäß, ein Geschehen, d. h. eine Veränderung enthalten. Die Kulturgeschichte erzählt die Veränderungen, welche in der Kultur der Völker vor sich gegangen sind, und kann daher auf solche Völker, bei denen dies nicht der Fall ist oder sich wenigstens nicht nachweisen läßt, keine andere Rücksicht nehmen, als daß sie solche nach Belieben oder Bedürfniß gelegentlich zu Zwecken der Vergleichung erwähnt. Die auf tieferer Kulturstufe stehenden Völker oder auch solche, welche erst durch den Verkehr und Handel mit Europäern zu Geräten oder Gewohnheiten höherer Kultur (z. B. Schießgewehre, Töpferwaaren, Kleidungen u. s. w.) gekommen sind, können in der Kulturgeschichte keine selbständige Stellung einnehmen, sondern nur jene, welche aus eigenen Mitteln emporgestiegen sind, namentlich aber jene, welche selbst Staaten gegründet, Religionen, Künste und Wissenschaften geschaffen und in selbständiger Weise ausgeübt haben.

Es verlohnt sich, auch einen fragenden Blick auf den Anfang der Kulturgeschichte zu werfen, auf die rätselhaften und unbekannten Quellen, aus denen der breite und jedem Auge offene Strom der menschlichen Gesittung und Bildung seinen Ursprung genommen,

seine Lebenskraft gesogen hat. Wie jedoch dem einzelnen Menschen seine Herkunft und Geburt ein unauflösliches Rätsel ist, ehe er über dieselbe durch ältere Menschen aufgeklärt wird, und wie der Einzelne niemals wissen würde, daß er einst sterben muß, wenn er nicht erlebte, daß andere Menschen sterben, so ist auch der Menschheit im Ganzen, welcher keine älteren Wesen Mittheilungen darüber machen können, ihr Alter und ihre Herkunft in ewiges Dunkel gehüllt, und so weiß auch sie nicht und wird niemals erfahren, was ihr in der Zukunft rätselhaftem Schoose beschieden ist.*) Weil aber der Einzelne durch geheimnißvolle und die Neugierde reizende Umstände seine Herkunft erfährt und durch erschütternde, seine ganze Kraft herausfordernde Ereignisse sein Ende voraussehen lernt, so war der Mensch, durch Uebertragung vom Einzelnen auf das Allgemeine, auch stets höchst begierig zu ergründen, welches der Anfang des Menschengeschlechtes und der Welt überhaupt gewesen und welches das Ende des einen und der andern sein werde. Die ältesten und bedeutungsvollsten Mythen der Völker sind diejenigen von der Schöpfung der Welt und des Menschen und von dem Untergange Beider. Die Vorstellungen, welche sich die Menschen zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten von diesen beiden äußersten sie interessirenden und berührenden Ereignissen, gleichsam den beiden Brennpunkten der Ewigkeits-Ellipse machten, beruhten vor Allem und notwendig auf der Annahme, daß der Mensch ein weit über allen anderen Wesen stehendes und von der Gottheit ganz ausnahmsweise erschaffenes, begabtes und begnadetes Geschöpf sei. Diese aus der menschlichen Eitelkeit und Selbstüberhebung stammende Meinung ließ daher die Welt nur entstehen, um sie durch die Schöpfung des Menschen zu krönen und damit sie diesem diene, und nur zu

*) Des Verf. „Kulturgeschichte im Lichte des Fortschritts". Leipz. 1869. S. 19.

Grunde gehen, weil der Mensch ihrer am Ende, wo alle Einzelnen entweder den Himmel oder die Hölle bewohnen, nicht mehr bedarf.

Die Hypothesen, welche sich die Fantasie der Menschen von der Entstehung und dem Untergang der Welt und ihrer eigenen Gattung bildete, wurden zum Hauptinhalte der Religionen, d. h. dessen, was den Menschen nach seiner Meinung an Höheres, über ihm Stehendes bindet. An diejenige Ansicht von jenen beiden Kardinal-Ereignissen, welcher es jeweilen geglückt war, die herrschende zu werden, nicht zu glauben, sie nicht zu seiner festen Ueberzeugung zu machen oder nicht wenigstens äußerlich zu bekennen, war daher ein schweres Verbrechen und konnte nur mit dem Tode gesühnt werden.

Diese Zeiten liegen glücklicher Weise hinter uns, und die Wissenschaft forscht frei nach dem Alter der Welt und sucht ihre Dauer nach vor- und rückwärts, ohne Rücksicht auf wallende Glaubensansichten zu ergründen. Nicht mehr mit willkürlich dichtender und barock zeichnender Fantasie wie die Mythe, schöpft die Wissenschaft ihre Resultate, sondern sie gründet dieselben auf Thatsachen, welche sie in der Erde selbst und ihren Organismen, ausgestorbenen wie noch lebenden, aufgefunden hat. Die Entwickelung des Weltalls und insbesondere der Erde an sich zu ergründen, ist Sache des Naturforschers. Der Kulturhistoriker wird erst von da an mitsprechen können, wo es sich um das Auftreten des Menschen handelt, indem es ohne den Menschen keine Kultur gibt. In diesem Punkte sind wir nun mit Notwendigkeit gezwungen einzugestehen, daß der Mensch gleich allen anderen Wesen nur aus der Natur hervorgehen kann, daß er ihr bisher vollkommenstes Erzeugniß ist, daß er nach denselben Gesetzen als notwendige Wirkung notwendiger Ursachen entstanden ist, wie die Thiere und die Pflanzen und die Weltkörper vor ihm. Wie die Entstehung dieser großen Wesenreiche vor sich gegangen, ist ein

großes Rätsel und wird vielleicht ewig ein solches bleiben. Ob jede Gattung für sich nach notwendigen Voraussetzungen entstanden, wobei ähnliche Ursachen auch ähnliche Gestalten und Lebensformen, verschiedene aber verschiedene solche hervorrufen mußten, — oder ob, wie die sog. Selections- oder Descendenz-Theorie (Darwin'sche Hypothese) lehrt, alle Organismen aus wenigen Urlebensformen durch gemeinsame Abstammung hervorgegangen, das hat für die Naturwissenschaft große, für die Kulturgeschichte aber wenig Bedeutung, auch wenn hier mehr als Vermutung möglich wäre. Uns genügt an der Ueberzeugung, daß der Mensch keinen übernatürlichen, d. h. unnatürlichen Ursprung hat, sondern in seiner Entstehung mit den übrigen Organismen der Erde zusammenhängt. Alles was existirt, ist ein Moment in demselben urewigen und unendlichen Entwickelungsgange, der nur eine Veränderung und einen Wechsel der Formen, aber keine absolute Vernichtung kennt, — ebenso wenig daher eine Schöpfung aus Nichts. Was wir todte Materie und Leben, was wir Pflanze oder Thier, was wir Körper und Seele, Leib und Geist nennen, sind Alles Begriffe, welche durch keine Forschung streng zu scheiden sind, ja vielmehr, je weiter und genauer geforscht wird, desto mehr in ihren äußersten Grenzen verschmelzen und allmälig in einander übergehen. Sie alle sind Entwickelungsstufen einer einzigen fortlaufenden Kette des Daseins, die keinen Ursprung und kein Ziel hat, deren Erscheinungen, die sie hervorzaubert, nur da sind, um dazusein, indem jede Behauptung von einem außer ihnen liegenden Zwecke ausschließlich auf Willkür beruht. So ist auch jedes Wesen da, um da zu sein, zu keinem andern Zwecke, — aber wolverstanden nicht im abstrakten Sinne des reinen Seins, sondern um als das da zu sein, was es ist, seinen Anlagen und Kräften gemäß da zu sein und dieselben richtig zu verwenden. Dies gilt denn auch vom Menschen, dem jüngsten Kinde der Schöpfung und dem Gegenstande

der Kulturgeschichte, so gut, wie von jedem andern Wesen und es schließt die großartigsten Erfolge, die herrlichsten Thaten und die glänzendsten Früchte seines Wirkens mit ein, wenn wir sagen, daß der Mensch da ist, um als Mensch, d. h. mit den Anlagen und Kräften, die er ererbt, erhalten und errungen hat, da zu sein und sie in ihrem ganzen Umfange gehörig anzuwenden.

Der Gang der Kulturgeschichte beweist im Ganzen ein Zunehmen der Erkenntniß und der wahren Humanität, und der Verfasser dieses Buches läßt sich durch alle Deklamationen des modernen Pessimismus nicht belehren, daß der Fortschritt ein Wahn sei und in Wirklichkeit nicht bestehe, sondern bleibt fest dabei, das Panner desselben hoch zu halten. Um Mißverständnissen vorzubeugen, bemerken wir, daß wir den Fortschritt nur im intellektuellen Gebiete suchen, indem das natürliche und was damit zusammenhängt, sich lediglich nach Naturgesetzen entwickelt. Es ist nun allerdings nicht zu läugnen, daß auch die Entwickelung des menschlichen Geistes und also auch der menschlichen Kultur ursprünglich auf Naturgesetzen beruht. Ebenso wenig ist aber zu verkennen, daß sich der menschliche Geist und demzufolge auch die menschliche Kultur auf Gebieten bewegt, auf welche keine andere Wesengattung sich wagt, und für deren Beurteilung die Naturgesetze schlechterdings nicht ausreichen. Der Grund hiervon ist allerdings noch nicht erforscht; es ist aber eben Sache und Aufgabe der Kulturgeschichte, ihn an das Tageslicht zu fördern oder demselben wenigstens zu nähern. Es ist eine niemals bezweifelte Thatsache, daß keine Thiergattung eine Kulturgeschichte hat, sondern einzig und allein der Mensch. Denn kein Wesen mit Ausnahme des letztern verändert die Gesammtzustände der Gattung mit der Zeit. In dieser in ihrem Ursprunge geheimnißvollen, aber jedenfalls auf natürlichen Grundlagen beruhenden Veränderung besteht die Kulturgeschichte. Daß wir den Fortgang der letztern Fortschritt

(sprachrichtiger wäre: Vorschritt) nennen, hat seinen guten Grund in der nicht wegzuläugnenden Thatsache, daß die intellektuellen Leistungen eines jeden Kulturvolkes in späterer Zeit großartiger sind, als in früherer, und wenn auch noch später oft ein Verfall eintritt, dafür nachher andere Völker sich die Fortschritte der früher dagewesenen zu Nutzen machen und hierdurch zu neuer Vervollkommnung in ihren Kulturleistungen gelangen. Wir sind jedoch in dieser Beziehung weit entfernt, die Illusion oder Fantasie zu hegen und zu pflegen, daß das Schiff oder eher die Flotte der Kulturgeschichte in einen Hafen des ewigen Friedens oder allgemeiner Glückseligkeit einlaufen werde. So wie die Menschen sind, werden sie immer Leidenschaften und daher auch immer Kriege oder sonstige Uneinigkeiten unter sich haben und es wird immer Stoff zu Unzufriedenheiten und mithin auch zu Revolutionen und Reaktionen geben.

Wie sich aber die Dinge im Einzelnen gestalten werden, das wird niemals voraus zu ahnen oder gar zu verkünden sein. Die Bemühungen, Gesetze zu finden, nach denen sich die Geschichte richtet wie die Natur nach den (übrigens noch lange nicht vollständig bekannten) Naturgesetzen, werden stets vergeblich sein, wie es diejenigen von Buckle, Draper u. a. Kulturhistorikern waren. Wir haben uns daher in diesem Werke auch nicht mit dieser Frage beschäftigt, indem wir uns überzeugt haben, daß diese Bemühung zu keinem Ziele führen kann, und lassen es bei dem bewendet sein, was wir in unserer Schrift „die Kulturgeschichte im Lichte des Fortschritts“ (Leipzig 1869) ausgesprochen haben.

Das vorliegende Werk hält sich überhaupt fern von willkürlichen Verallgemeinerungen einzelner Erscheinungen, mit welcher Art und Weise manche Schriftsteller oft nur zu sehr die lesende Welt irre geführt und ihr falsche Gedanken und Vorstellungen eingeimpft haben. Wir wollen unseren Lesern auch etwas zum

Denken und Selbsturteilen übrig lassen, nicht mit Phrasen, sondern mit Thatsachen auftreten und uns nur an das halten, was sich aus diesen mit Notwendigkeit ergibt. Wie oft geschieht es nicht, daß irgend eine neue Entdeckung ein der Welt bombenfest eingerammtes Vorurteil in seiner ganzen Lächerlichkeit hinstellt! Darum wird man Schablonenfabrikation in unserm Buche umsonst suchen. Der Zweck desselben ist einmal: den Fortschritt der Menschheit klar nachzuweisen, und sodann: die Thatsachen der Kulturgeschichte in einer möglichst vollständigen und möglichst belehrenden Uebersicht vor Augen zu führen. Zu diesem Zwecke haben wir in allen von uns behandelten Gebieten die neuesten und zuverlässigsten Forschungen benutzt, und ihre Ergebnisse dem Bedürfnisse gebildeter Leser gemäß dargestellt, und zwar nicht ohne uns in jedem Fache mit Spezialforschern von hervorragendem Rufe zu beraten, die uns auch freundlichst dabei unterstützt haben.

Der hiermit erscheinende erste Band der „Allgemeinen Kulturgeschichte" enthält die Kulturgeschichte der Urzeit und der morgenländischen Völker und Staaten im Altertum oder genauer bis zum Untergange ihrer selbständigen Existenz. Der zweite Band, die Kulturgeschichte des alten Griechenland und Italien darstellend, wird voraussichtlich 1877, der dritte Band, die Kulturgeschichte des Mittelalters, im darauffolgenden Jahre erscheinen. Als Fortsetzung und Abschluß (vierten, fünften und sechsten Band) des Werkes betrachten wir einstweilen die drei Bände unserer „Kulturgeschichte der neuern Zeit" (Leipzig, Otto Wigand, I. Bd. 1870, II. Bd. 1871, III. Bd. 1872), an welche sich daher der dritte Band, mit dem das Werk vollendet wird, genau anschließen soll, so daß dann eine vollständige Kulturgeschichte der Menschheit in sechs Bänden vorliegen wird.

Gohlis bei Leipzig, Weihnacht 1875.

Der Verfasser.

Inhalt.

Erstes Buch.

Die Urzeit.

Zweites Buch.

Das Reich der Mitte.

Drittes Buch.

Die indische Welt.

Viertes Buch.

Das Land des Nil.

Fünftes Buch.

Die Völker Syriens.

Sechstes Buch.

Das Gebiet des Eufrat nnd Tigris.

Siebentes Buch.

Das Hochland von Vorderasien.

Erstes Buch.

Die Urzeit.

Erster Abschnitt.

Der Ursprung des Menschengeschlechtes.

A. Entstehung und Urheimat der Menschheit.

Die Religion läßt den Menschen durch die Gottheit geschaffen werden, — die frühere unwissenschaftliche Aufklärung ließ ihn auf irgend eine unklare oder fantastische Weise von selbst auftauchen; die neueste Naturwissenschaft aber behauptet und beweist die Analogie seiner ersten Entstehung mit derjenigen aller übrigen Naturwesen. Der Mensch gehört in die Natur wie jedes andere solche und bildet nur das bisher entwickeltste Glied einer Kette, welche das Moos wie den Palmbaum, den Wurm wie den Löwen umfaßt. Es ist übrigens im Grunde niemals geläugnet worden, daß der Mensch in physischer Beziehung zu den Thieren zu rechnen ist. Es kann aber seine psychische Seite von der physischen nicht getrennt werden, ohne seine Ganzheit zu zerreißen; folglich beruht der Ursprung der sog. Seele des Menschen, seines Geistes, oder wie man dieses rätselhafte Etwas immer nennen mag, auf denselben unabänderlichen und unerbittlichen Naturgesetzen, wie der Ursprung des Körpers. Da nun aber der Geist des Menschen sich hoch über die seelischen Kräfte aller anderen Wesen erhebt, so ist es nach unserer Meinung Sache der Kulturgeschichte, zu erklären, wie und wodurch sich der Mensch über die mit ihm leiblich und, wie wir sehen werden, sehr oft auch geistig verwandten Thiere erhoben hat.

Ist nun der Mensch mit den Thieren und durch diese mit den

übrigen Naturwesen verwandt, so führt die Frage nach seinen Anfängen auch auf diejenige nach dem Ursprung der sog. organischen Wesen. Dieser ist bis jetzt so wenig ergründet, wie die wahre Grenzlinie zwischen dem Anorganischen und dem Organischen. Wahrscheinlich ist indessen, daß sich letzteres nach und nach aus ersterem entwickelt hat,*) nicht unwahrscheinlich aber auch, daß das sog. Organische in allem sog. Anorganischen auf irgend eine Weise vorhanden und daher ewig ist. Ebenso gibt es keinen bestimmten Anfang des Seelischen oder Geistigen. „Durch die Erhöhung des leiblichen Lebens, sagt Gerland,**) wird unmittelbar wieder die Seele selbst gehoben.“ So erhebt sich eine Gattung, Familie, Ordnung, Klasse u. s. w. über die andere; der jüngste aller selbständigen Organismen auf der Erde aber ist, woran noch niemand gezweifelt hat, der Mensch.

Auf die Frage nun, wie der Mensch zuerst entstanden, war, als die Entwickelungstheorie sich erhob, die Antwort gleich bereit, es müßten die Affen, als die menschenähnlichsten Wesen, diejenigen sein, von denen der Mensch abstamme. Es ist bekannt, wie diese Ansicht, die sich übrigens in keines Forschers System auf noch lebende Affenarten bezog, die Entrüstung der Feinde aller freien Forschung gereizt hat. Darwin, Vogt, Huxley und Häckel haben die Abstammung des Menschen von ausgestorbenen Affenarten gelehrt, — rein nur um der Wissenschaft willen, ohne alle, wie man lächerlicher Weise wähnte, religions- und moralfeindliche Tendenzen. Doch ist die erwähnte Lehre mit allzugroßer Sicherheit vorgetragen worden. Es zeigen sich nämlich, ganz abgesehen von den geistigen Eigenschaften, gründliche Verschiedenheiten zwischen Affen und Menschen, welche gerechte Bedenken gegen eine nahe Verwandtschaft derselben erregen. Namentlich ist es von besonderer Wichtigkeit, daß die den Menschen am nächsten stehenden ungeschwänzten und schmalnasigen Affen in viele Arten zerfallen, innerhalb welcher es keine weiteren Verzweigungen gibt, sondern alle Individuen einander gleichen, die Menschen aber eine einzige Art bilden, welche in eine große Anzahl von Varietäten oder Rassen zerfällt.***) Die Affen sind daher am Ende einer Entwickelung angelangt, es ist ihnen keine Weiterbildung gestattet. Ferner bildet die Beschaffenheit der Füße bei Affen und Menschen ein unübersteigliches Hinderniß ihrer direkten Verwandtschaft, was nachzuweisen nicht unsere Aufgabe ist.†) Wir führen hier nur an, daß nie und nirgends Menschen im Stande sind oder waren, die große Zehe gleich dem Daumen den übrigen entgegenzustellen. Affen und Halbaffen besitzen Greiffüße,

*) G. Gerland, Anthropoologische Beiträge. 1. Bd. Halle 1875. S. 33 ff.
**) A. a. O. S. 82.
***) A. a. O. S. 167 ff.
†) A. a. O. S. 175 ff.

der Mensch nicht. Die Affen und Menschen sind daher einander als solche entgegengesetzt*) und es läßt sich zwischen Beiden kein näherer Zusammenhang nachweisen, als zwischen anderen oberflächlich ähnlichen Wesengattungen. Doch kann es auf wissenschaftlichem Standpunkte keinem Zweifel unterliegen, daß die Anfänge des Menschengeschlechts durchaus thierähnlich waren. Es beweisen dies sowol die Zustände aller von civilisirten Menschen entdeckten rohen Völker, welche überall als „Wilde" vorgefunden wurden, als auch die in neuester Zeit aufgefundenen Spuren der Urzeit, nach welchen zu schließen die Urvölker auch in sämmtlichen Gebieten späterer und heutiger hoher Kultur auf ebenso tiefer oder noch tieferer Stufe der Bildung standen, als die heutigen sogenannten Wilden. Ein Paradieseszustand, von dem die Menschen abgefallen wären, eine Entartung derselben von angeblich schuldlosen und idealen Urzuständen ist eine Dichtung, welche der Eitelkeit und Eingenommenheit des Menschen von sich selbst oder seiner Sehnsucht nach besseren Zuständen, die er in die Vergangenheit statt in die Zukunft versetzte, entsprungen zu sein scheint.

Trotz seiner thierähnlichen Anfänge unterscheidet sich aber der Mensch in bedeutendem Maße von den Thieren.

Abgesehen von der doppelten Decidua, die er allein unter allen Säugern aufzuweisen hat, muß der Hauptunterschied in geistiger Beziehung gesucht werden. Es läßt sich jedoch keine geistige Thätigkeit nachweisen, welche nicht durch körperliche Mittel stattfände, also keine, welche nicht auf dem Gehirn, als Organ des Geistes beruhte. Es muß daher auch das Gehirn, und es müssen mit ihm Rückenmark und Nerven bei den Menschen von höherer, edlerer Beschaffenheit sein, als bei den Thieren. Zwischen beiden besteht sonach eine unausgefüllte Kluft, welche noch nicht hinlänglich erklärt ist, und der Entstehung einer Menschheit muß etwas vorangegangen sein, was noch nicht hinlänglich erforscht ist, immerhin aber nicht anders, als durchaus natürlicher Art sein kann, etwas, was den Menschen zu dem machte, was er ist, zu dem entwickelungsfähigen Wesen, das in allen seinen Verzweigungen hat, was kein Thier hat: aufrechten Gang, Sprache, Zahlensinn, Feuergebrauch, Werkzeuge, Religion, Kunst. Nur Staat und Wissenschaft sind höheren Menschenrassen ausschließlich eigen. Dieses Rätsel ist nicht erklärt durch Darwin's Kampf um das Dasein und Zuchtwahl, welche Anstrengungen die Kräfte wol verbrauchen und aufreiben, nicht aber entwickeln und veredeln können. Einen höchst merkwürdigen Wink in dieser Beziehung gibt Gerland.**) Er sagt, daß nicht Wanderungen, Veränderungen im Klima u. s. w., überhaupt nicht Not die

*) Vergl. a. a. O. S. 190.
**) A. a. O. S. 89 ff., 218 ff.

thierähnlichen Ahnen der Menschen zu Höherem erheben konnte, sondern nur Zeiten der Ruhe und des Wolbefindens. Dazu gehörte vor Allem gute **Nahrung**, ohne welche ein Organismus nichts zu leisten vermag und ohne welche noch heute keine Leistungen der Menschheit möglich sind. Die thierähnlichen Ahnen des Menschen lebten, seinen jetzigen Neigungen nach zu schließen, in Herden. Sie lebten, wie aus der Zahnbildung des Menschen hervorzugehen scheint, vorzugsweise, wenn nicht ausschließlich, von pflanzlichen Stoffen. Unter diesen letzteren sind es nun aber nicht die Baumfrüchte, welche unsere Ahnen veredeln konnten, weil diese nur zu seltenen Zeiten und dann eine zu große Menge von Nahrung liefern, auch der Bäume im Verhältniß zur Menschenzahl zu wenig sind und der Mensch den Baum nicht beherrscht, d. h. groß ziehen lernt, ehe er völlig civilisirt ist. Ebenso wenig zur Veredlung thierischer Wesen geeignet sind die Knollenpflanzen. In vollem Maße aber sind es die **Getreidearten**, diese eigentliche Domäne des Menschen. Sie dürften das Schibboleth sein, welches den Menschen zu dem gemacht hat, was er ist. Sie wachsen gesellig in großer Menge, und bieten in wärmeren Ländern mehrere Ernten des Jahres, und die verlorenen Körner wachsen sofort wieder zu neuer Saat empor. Diese niederen und schwachen Pflanzen sind leicht zu beherrschen und regen zugleich zum Nachdenken über ihre Nutzbarmachung an. Sie waren es daher, an denen unsere Ahnen die Kräfte ihres Gehirns üben lernten. Vom einfachen Durchziehen der Aehren durch den Mund, wie es sog. Wilde noch jetzt thun, schritt man zum Zerklopfen mittels Steinen vor und lernte so mahlen, später auch backen und endlich selbst säen, pflügen und ernten. Durch die damit notwendig verbundene Uebung und Ausbildung des Tastsinns geschah es wahrscheinlich, daß der Mensch die Behaarung, von welcher er ohne Zweifel früher ganz bedeckt war, bis auf wenige Ueberbleibsel verlor und dagegen die schöne Ausbildung seiner Hand als Tastorgans, wie auch seinen aufrechten Gang und damit die schöne Form seines Fußes gewann. Durch weitere Bemühung gelangte der Mensch, namentlich wol beim Mahlen und Backen, zur Anwendung von Geräten; bei der Verfertigung dieser wurde durch Reibung von Holz und Stein das **Feuer** erfunden, das wieder beim Backen gut zu Statten kam; das Feuer wurde die Seele des häuslichen Herdes, die Grundlage der Religion und Moral und erhöhter Kunstfertigkeit mit Verarbeitung der Metalle, und führte so auch zur Wissenschaft und Staatsordnung.

So ist es denn, neben der körperlichen und damit auch geistigen Höherbildung des Menschengeschlechtes, als höchster Entwickelungsstufe des animalisches Reiches, wol vorzugsweise dem **Getreide** zu verdanken, daß der Mensch sich in der Gesammtheit seiner Aeußerungen mindestens

so hoch über das Thier erhoben hat, wie dieses über die Pflanze oder gar wie das Organische über das Anorganische!!

Das Getreide ist daher auch das älteste, heiligste, nützlichste und dauerndste äußere Gut des Menschen, und die Anhänglichkeit an das „liebe Brot" und das Sprechen von der Nahrung im weitesten Sinne als „tägliches Brot" zeugt für eine fortlaufende, wenn auch unbewußte Erinnerung an Dasjenige, welchem der Mensch Vieles von seiner Höhe im Reiche des Lebens verdankt.

Die (von Demut übrigens sehr entfernten) Selbsterniedrigungen der materialistischen Richtung dürften, nicht etwa aus idealistischen oder gar spiritualistischen Gründen, sondern in Folge wol erwogener Zusammenstellung naturwissenschaftlicher und kulturgeschichtlicher Thatsachen, welche die hohe Stellung des Menschen in der Welt beurkunden, bald beseitigt sein, und mit ihnen dann auch die elenden Schmähungen buchstabenvergötternder Dummköpfe und Heuchler gegen die freie Forschung. Denn durch das strenge Zusammenwirken des leiblichen und des seelischen Elementes bei Erhebung des Menschen zu seiner Höhe ist wie für jeden ehrlichen und aufrichtigen Beobachter schon im gewöhnlichen Leben, die Untrennbarkeit beider gesichert und beide nur als verschiedene Seiten oder gar nur Benennungen eines und desselben natürlichen Wesens enträtselt. Mit unausweichlicher Notwendigkeit ergibt sich im Leben und Treiben des Menschen, wie jedes andern Wesens, eine Thatsache aus der andern. Durch Not und Kampf ringt sich der Mensch aus ehemaliger Niedrigkeit und Rohheit zum Siege über die Natur und zu herrlichen Triumfen über alle ihm in den Weg gelegten Hindernisse empor.

Was nun den Zeitpunkt betrifft, in welchem sich die Menschheit als solche entwickelte, so können wir uns Angesichts der Ergebnisse neuester Forschungen nicht mehr mit den kurzen Zeiträumen begnügen, welche man früher dem bisherigen Dasein des Menschengeschlechtes einräumte. Das letztere kann, dem bezeichneten Standpunkte gemäß, überhaupt nicht zu einer bestimmten Zeit entstanden sein. Sowol die zu seiner Entwickelung in der Kultur erforderliche Zeit, als in tiefliegenden Erdschichten gefundene Zeugnisse menschlicher Kultur machen es wahrscheinlich, daß vielleicht mehrere hunderttausend Jahre verflossen sind, seitdem es Menschen gibt. Demnach sind mehrere Millionen von Jahren eine sehr geringe Annahme für die Entwickelung der Organismen überhaupt, von derjenigen der Erde selbst und gar des Sonnensystems vollends nicht zu sprechen, und für das Weltall gibt es nur eine Altersbezeichnung: die Ewigkeit!

Bezüglich des Ortes der Entstehung des Menschengeschlechtes ist vorerst bekannt, daß sich jedes Volk nach seinen ältesten Ueberlieferungen für autochthon oder wenigstens aus verhältnißmäßig geringer

Entfernung eingewandert hält. Die hebräische Religion ist es, welche zuerst in ihren heiligen Schriften die Abstammung des Menschengeschlechtes, soweit es ihr bekannt war, von einem Orte aus und von einem Menschenpaar behauptete, wenn sie es auch mit Widersprüchen nicht genau nahm, z. B. bei der Flucht Kains, der sich fürchtete, von „Jedem", der ihm begegnete, erschlagen zu werden, und in einem fremden Lande ein Weib nahm und eine „Stadt" baute. Aus Opposition gegen die orthodoxe Lehre und gestützt auf die Verschiedenheit der Rassen wog in unserm Jahrhundert bis auf das Auftauchen der Darwin'schen Theorie unter den Gebildeten die Ansicht vor, daß die Menschen, etwa nach den bekannten fünf Rassen Blumenbach's, an verschiedenen Orten durch ebenso viel erste Menschenpaare entstanden wären. Woher diese ersten Menschenpaare gekommen, das wußte freilich Niemand. Die Lehre Darwin's, nebst den durch sie hervorgerufenen naturwissenschaftlichen Theorien andern Inhalts, hat jene bodenlosen Fantasien gründlich zerstört, denn es ist durch die Forschung zwingend festgestellt, daß „erste Menschenpaare" überhaupt fallen gelassen werden müssen, indem diese blos auf willkürlicher Behauptung ruhende Auffassung durchaus unwissenschaftlich und gar keiner Widerlegung würdig ist. Was nun die Anhänger der Lehre Darwin's betrifft, so sind dieselben nicht einig über die Frage, ob sich die allmälige Umwandelung von niederen Thiergattungen in Menschen an mehreren oder nur an einem Orte vollzogen habe. Indessen hat die Ansicht der Monogenisten gegenüber derjenigen der Polygenisten nach Ruf und Gewicht ihrer Vertreter das entschiedene Uebergewicht. Unter den Polygenisten ist nur Karl Vogt nennenswert, dessen Ansicht darin besteht, daß sich die Menschen an drei Stellen, in Afrika, Asien und Amerika, aus menschenähnlichen Affen entwickelt hätten. Huxley nimmt einen Entstehungsort, Afrika, an, weil dort der Gorilla, der menschenähnlichste Affe, zu Hause ist. Darwin selbst neigt sich ebenfalls Afrika zu, läßt aber auch der polygenistischen Ansicht eine Hinterthüre offen. Häckel dagegen entscheidet sich für ein angeblich im indischen Ocean untergegangenes Land, welches der Engländer Sclater wegen der in dessen Umgebung vorkommenden Halbaffen (Lemuren) Lemurien nannte und welches sich zwischen den Heimaten der menschenähnlichsten Affen (Orang Utan in Borneo und Gorilla in Afrika) erstreckte. Moritz Wagner spricht sich für das nördliche Europa und Asien aus, welches in der Miocän-Periode ein warmes Klima hatte. Die übrigen Ansichten in diesem Punkt, namentlich die der Gegner des Darwinismus, gehören mehr der Fantasie, als der Wissenschaft an.

Wir unserseits entscheiden uns für die Entwickelung der Menschheit von einem Orte aus und haben dafür folgende Gründe:

Erstens wäre die Entstehung so überaus ähnlicher Wesen wie der Menschen an verschiedenen Orten, unabhängig von einander, ein größeres Wunder, als ihre und anderer Thier- und Pflanzenarten Erschaffung durch Gott.

Zweitens müßten bei der Annahme verschiedener von einander unabhängiger Ursprünge die einzelnen Menschenrassen mit den übrigen Wesen ihres Heimatbezirkes, weil unter den nämlichen Bedingungen wie jene entstanden, näher verwandt sein, als mit ihren Mitmenschen, d. h. es gäbe dann gar keine Menschheit, sondern nur verschiedene Rassen von Wesen, die man willkürlich mit dem gemeinsamen Namen „Menschen" bezeichnete, welche Vorstellung im Hinblick auf das thatsächlich Gemeinsame, das alle Menschen haben, die Verwerflichkeit des Polygenismus am besten kennzeichnet.

Drittens ist bei Annahme mehrerer Menschheits-Anfänge das Bestehen vieler unter sich sehr wesentlich verschiedener Völkerstämme einer und derselben Rasse entweder eine Veranlassung, auch diesen Stämmen einen besondern Ursprung zu geben, was die Sache noch barocker machen würde, oder man ist genötigt anzunehmen, daß die Menschheit eben so gut, wie verschiedene Völker, auch verschiedene Rassen von gemeinsamem Ursprung bilden kann.

Viertens gibt es überhaupt keine vollkommen streng geschiedene Rassen, sondern zwischen den einen und anderen unzählige Uebergänge und eine Menge Völker, die ebensogut zu der einen wie zu der anderen Rasse gerechnet werden können und auch wirklich gerechnet worden sind.

Fragen wir nun aber, woher die großen Verschiedenheiten unter den Menschen kommen und wie sie zu erklären sind, so kann uns einzig und allein die später darzustellende Verbreitung der Menschen über Länder mit verschiedenem Klima und verschiedener Nahrung die richtige Antwort ertheilen. Stände die Axe der Erde senkrecht auf ihrer Bahn und hätte demzufolge die Erde überall das nämliche Klima, so gäbe es auch nur eine einzige Menschenrasse und ihr gemeinsamer Ursprung könnte nicht zweifelhaft sein.

So wie aber die Sache sich verhält, muß die Menschheit sich von einem einzigen begrenzten Raum aus allmälig über die ganze Erde verbreitet und in deren einzelnen Theilen auch je nach dem Klima verschiedene Gestaltungen der Farbe, des Haares, der Statur und anderer körperlichen und damit auch seelischen Eigenschaften angenommen haben.

Handelt es sich nun um den Ort, von welchem aus sich die Menschheit verbreitet, das „Paradies", wie religiöse Auffassung die Urheimat unseres Geschlechtes genannt hat, so muß dieser Ort vor Allem ein sehr warmes, also tropisches oder subtropisches Klima

gehabt haben, indem der am größten Theile des Körpers haarlos gewordene und der Kleidung entbehrende Mensch bei andauernd kühler Luftstimmung zu Grunde gegangen wäre.*)

Es kann sich hierbei ferner nicht um Länder oder Erdtheile handeln, welche von den Wohnsitzen großer Bevölkerungsmassen entfernt und abgelegen, durchaus und von jeher schwach bevölkert sind, eine nachgewiesener Maßen sehr junge Kultur haben und deren Bewohner von den Thierarten ihres Erdtheils eine gar zu große Kluft trennt, bei welcher alle Uebergänge fehlen. Es ist auch noch niemals Jemandem eingefallen, Australien, Polynesien oder Amerika für den Ursitz der gesammten Menschheit auszugeben, — natürlich abgesehen von vereinzelten abenteuerlichen Fantasien. Man kann bei der aufgeworfenen Frage vielmehr nur an Theile der sog. Alten Welt denken.

Und hier müssen wir nun von vorn herein von dem problematischen Lemurien absehen, welches ein zu unsicherer Boden für einen Entstehungsherd der Menschheit ist. Als Lemurien versunken, weist Gerland nach, hätten die sich vor dem Untergange rettenden Menschen ihre Nahrungsmittel nach drei Seiten, Ostafrika, Indien und Australien, mitnehmen müssen; diese Länder haben aber keine gemeinsamen Lebensmittel.

Wir kommen nun zu den Erdtheilen, welche ihrer Lage nach Entstehungspunkte der gesammten Menschheit sein könnten und auch schon dafür gehalten worden sind.

In Afrika finden wir die menschenähnlichsten Affen und die (etwa mit Ausnahme der Australier) affenähnlichsten Menschen und einen Reichtum an Vegetation und zwar vornehmlich an Gräser- und Getreidearten, wie er einem Herde der Menschheit nur angemessen sein kann. Sehr verführerisch für diese Annahme ist auch das hohe Alter der ägyptischen Kultur, welcher bezüglich der berechneten Jahre keine andere, selbst nicht in Asien, nahe kommt, auch nach der bescheidensten Annahme nicht. Endlich kommt noch dazu die Fähigkeit der Neger, in jedem Klima zu leben und die Zähigkeit ihrer Rasse, was dafür sprechen könnte, daß diese Eigenschaften in ihrem Heimatlande begründet wären. Jedoch — die Sache verhält sich anders. Die neuesten und gründlichsten Pflanzengeographen**) haben nachgewiesen, daß die afrikanischen Nutzgräser aus Asien stammen. Zudem weisen die Stammsagen afrikanischer Völker, namentlich der Hottentotten, auf eine Einwanderung aus Norden oder Nordosten, und im Lande ältester afrikanischer Kultur, Aegypten, beruhte die Bildung ausschließlich auf den höheren Kasten, welche ein eroberndes und daher eingewan-

*) Vgl. Gerland a. a. O. S. 22 ff., 100 ff.
**) A. a. O. S. 124 ff.

dertes und zwar, bei den Analogien ihrer Kultur mit derjenigen anderer Völker, aus Asien stammendes Volk waren.

Europa ist im Grunde nur ein Inbegriff westlicher Halbinseln von Asien und blos durch seine Geschichte ein besonderer Erdtheil geworden. Als Entstehungsherd der Menschheit kann es nicht ernstlich in Betracht kommen. Sein Klima ist schon zu kalt hierzu, namentlich war es dies in der Diluvialzeit, welcher die ältesten Zeugnisse von Bewohnern Europas angehören. Diese Funde, die wir werden kennen lernen, enthalten in ihrer ältesten Periode nichts von Nutzpflanzen, deren es also in Europa keine gab, an denen sich Wesen zu Menschen bilden konnten, und in späteren Perioden nur asiatisches Getreide, wie es noch jetzt Europa's Nahrung bildet: Weizen, Roggen, Gerste, Hafer nebst den Hülsenfrüchten. Alle diese werden in Asien seit den ältesten Zeiten gebaut und auch die Stammsagen europäischer Völker, soweit dieselben welche haben, weisen auf Asien hin.

Dieser letztere Erdtheil ist der eigentliche Stamm des Länderbaumes der Erde. Er ist der einzige, an den alle übrigen grenzen, Europa als Anhang, Afrika mit einer Landenge, Amerika und Australien mit Meerengen, die also alle von Asien aus leicht erreichbar sind, — und der einzige, welcher an alle Oceane stößt (Eismeer, Großer, Indischer und Mittelmeer als Theil des Atlantischen); er ist der größte Erdtheil und enthält die weitesten Hochländer und die höchsten Berge. Von allen Seiten des bedeutendsten asiatischen Hochlandes eilen Riesenströme nach allen Weltgegenden und zwar, den Norden ausgenommen, überall nach Ländern, die sich durch Klima und Lage zu Kulturländern ausgebildet haben. Mit Ausnahme des in der Kulturgeschichte nicht zählenden Nordens liegen Asiens Länder in dem wärmeren Theile der gemäßigten und im gemäßigtern Theile der heißen Zone. Asien vereinigt ferner in sich alle Gebiete der Pflanzengeographie und namentlich die Heimat aller Grasarten von alter Kultur. Sein Südwesten nährt mit Afrika die Durra oder Mohrhirse, sein Nordwesten mit Europa den Roggen, Weizen u. s. w., sein Südosten mit der benachbarten Inselwelt den Reis.

Diese drei Kulturgetreidearten, welche alle Bedingungen erfüllen, „Hebel der Entwickelung" zum Menschentum zu sein, stoßen mit ihren Verbreitungsgebieten, welche man für den Reis als das Monsungebiet, für die Durra als das Sahara-Gebiet, für den Weizen u. s. w. als das Steppengebiet bezeichnen kann, in einer Gegend zusammen, welche den Mittelpunkt aller asiatischen und zunächst anstoßenden Kulturländer von China bis Aegypten darstellt. Diese Gegend ist zugleich der Scheidewand zwischen den wichtigsten und zahlreichsten Menschenrassen angelehnt, dem Himalaja, welcher die Mongolen und die Mittelländer trennt, und hat auch Völker in ihrer Nähe, welche mit der dritten

zahlreichern Menschenrasse, der negerischen, nahe verwandt sind, die Dravidas Indiens. Es ist das Land zwischen dem Indos und seinen Nebenflüssen, welches wir meinen, das Pendschab mit dem Alpenlande Kaçmir.

Dasselbe eignet sich, was übrigens schon früher geahnt wurde, nur ohne wissenschaftliche Gründe, — nach Gerland*) am besten zum Entstehungsherde der Menschheit. Die hier ausgebildeten Menschen konnten sich an jedes Klima gewöhnen, weil sie alle in der Nähe hatten, und konnten ihre Nutzpflanzen von hier aus, wo sie alle besaßen, nach den verschiedenen Weltgegenden verbreiten, soweit sie ihren Weg zu Lande machen konnten und bereits die hierzu notwendigen Fähigkeiten hatten.

B. Vertheilung der Menschheit über die Erde.

Der Mensch ist über alle nicht von Wasser oder ewigem Eis und Schnee bedeckten Theile der Erde, mit Ausnahme einiger größeren Wüstenstrecken, verbreitet. Wir bekannten uns zu der Ansicht, daß die Verschiedenheit des Klimas und der Nahrung auf den weiten bewohnten Strecken der Festländer und Inseln auch die Ursache der Verschiedenheit der körperlichen Eigenschaften unter den Menschen sein müsse.**) Wenn wir nun nicht von vereinzelten, blos örtlichen und auf Täuschung oder Vorurtheil beruhenden Nachweisen, sondern von Thatsachen ausgehen, welche sich über große Zeit- und Landräume ausdehnen und klar vorliegen, so bestätigt sich diese Anschauung vollständig. Daß sich Rassen, welche in derselben Gegend bleiben, nicht verändern, ist natürlich und spricht gerade für uns. Rassen hingegen, welche ihren Wohnsitz veränderten, wechselten auch ihre körperliche Erscheinung sogar in der kurzen Zeit der in dieser Hinsicht angestellten Beobachtungen. Zwischen den Negern der altägyptischen Bildwerke und den Schwarzen Nordostafrikas ist allerdings kein Unterschied zu bemerken, weil es die gleiche Gegend ist, in welcher Beide lebten. Die Neger in Amerika hingegen, obschon sie erst seit dreihundert Jahren dort eingeführt werden und bis vor kurzer Zeit stete Nachlieferungen erfolgten, haben bereits einige Modifikationen erlitten, namentlich an Schwärze verloren. Europäer sowol als Araber, welche in Afrika geboren sind oder sich lange Zeit dort aufgehalten haben, sollen sich nach Pruner dem Negertypus nähern. Dasselbe wird in noch höherm Maße von den Nachkommen der Einwanderer in Amerika

*) A. a. O. S. 131 ff.
**) A. a. O. S. 390 ff.

in Bezug auf den Indianertypus behauptet und mit sehr auffallenden Thatsachen erhärtet.*)

Soweit Zigeuner und Juden ihren indischen oder semitischen Typus trotz ihrer weiten Zerstreuung beibehalten haben, ist es eine Folge ihrer fortgesetzten ausschließlichen Verbindung mit Stammesgenossinnen. Trotzdem aber haben die Juden in Europa im Ganzen nur wenige Merkmale ihrer Nationalität beibehalten und solche oft ganz verloren. Die dem finnischen Völkerstamme angehörenden Magyaren haben in Ungarn größtentheils das Aussehen der Slawen oder Germanen, unter denen sie leben, angenommen, ebenso die Türken in Europa, wozu bei Beiden allerdings Verheiratungen ihrer Voreltern auch beigetragen haben. Um wie viel mehr müssen also Völker, welche schon vor vielen Jahrtausenden in die von ihnen jetzt bewohnten Länder einwanderten, im Laufe der Zeit durch beständige Vererbung der Eigenschaften ihrer Ahnen einen dem dortigen Klima und ihrer Nahrung angemessenen Typus erhalten und fest bewahrt haben!

Im Ganzen kann als Regel gelten, daß die Menschen je näher dem Aequator, desto dunkler und kraushaariger, je näher den Polen, desto heller an Farbe und schlichthaariger, und daß, je gemäßigter das Klima ihres Aufenthaltes, um so edler, d. h. vom Thierischen entfernter, ihre Gestalt und um so bedeutender dann auch ihre geistigen Fähigkeiten sind.

Die Verschiedenheiten der Rassen unter den Menschen haben seit etwa hundert Jahren, d. h. seitdem die Wissenschaft der Menschen- und Völkerkunde geübt wurde, zu einer großen Zahl von Versuchen geführt, die Menschen nach natürlichen Abtheilungen (meist Rassen genannt) zu gruppiren. Die erste und bekannteste dieser Eintheilungen ist diejenige Blumenbach's, welcher die Menschen nach der Zahl der fünf Erdtheile in fünf Rassen theilte, von denen jede in einem der Erdtheile ihren Hauptsitz hat. Es sind: die weiße oder kaukasische, die gelbe oder mongolische, die rote oder amerikanische, die braune oder malaiische und die schwarze oder äthiopische Rasse. Cuvier nahm blos drei Hauptrassen an: die schwarze, die gelbliche und die weiße und hielt die rote und die braune für Mischungen. Prichard zählt sieben, Pickering elf (unter denen jedoch die Europäer fehlen), Bory de Saint.-Vincent fünfzehn und Morton zweiundzwanzig Rassen auf, welche Systeme alle jetzt ziemlich vergessen sind. Doch erinnern wir uns, daß in denselben mehrere Rassen aufgestellt sind, die jetzt wieder als unabhängige Menschenarten anerkannt werden. Nur kurz erwähnen wir die Eintheilung der Völker nach der Schädelform durch den Schweden Andreas Retzius: in Dolichoke-

*) S. Beispiele in Hellwald, Kulturgeschichte. S. 659, 751, 767.

phalen (Langschädel) und Brachykephalen (Kurzschädel) und jeder dieser beiden Abtheilungen wieder in Orthognathen (Gradzähner) und Prognaten (Schiefzähner), unter welche er aber die Menschen viermal wesentlich anders vertheilt hat, ohne sich von Willkürlichkeit freizuhalten und ohne auf die Abstammung der Menschen ein Licht zu werfen, so daß Stammverwandte getrennt und ganz Fremde einander beigesellt wurden. Nicht glücklicher ist die von Welcker versuchte Eintheilung nach den Schädeln. Eine neue Eintheilung hat der Ethnograph Friedrich Müller in Wien aufgestellt,*) indem er vor Allem die Sprache als das Maßgebende annahm, nächstdem aber das Haar, dessen Form sich innerhalb der Rassen streng zu vererben scheint. Nach diesem System zerfallen die Menschen in zwei große Hauptabtheilungen: Wollhaarige (Ulotrichen) und Schlichthaarige (Lissotrichen). Die Wollhaarigen theilen sich wieder in Büschelhaarige (Lophokomen), bei denen die Haare getrennt in einzelnen Büscheln wachsen, und in Fließhaarige (Eriokomen), deren Kopfhaar gleichmäßig über den Schädel vertheilt ist. Die Schlichthaarigen dagegen sind wieder entweder Straffhaarige (Euthykomen) oder Lockenhaarige (Euplokamen). Büschelhaarig nun sind die Hottentotten und Papuas, fließhaarig die Neger und Kaffern, straffhaarig die Australier, Hyperboreer (Arktiker, Polarvölker), Amerikaner, Malaien und Mongolen, lockenhaarig die Dravidas (Urbewohner Vorderindiens), Nubas (im mittleren Nordafrika) und Mittelländer (was man früher „Kaukasier" nannte), so daß wir hier zwölf Rassen erhalten, welche auch Häckel angenommen und streng durchgeführt hat.**) Neuere Anthropologen verwerfen jedoch die Eintheilung nach dem Haare, als ganz unzuverlässig, was näher nachzuweisen nicht unsere Sache ist.***) Von diesem System ist daher auch Peschel in seiner „Völkerkunde" abgewichen, hat es als ein künstliches erklärt und auf eine möglichst allseitige Vergleichung der vorherrschenden Eigentümlichkeiten der verschiedenen Völker eine Eintheilung in sieben Rassen gegründet, nämlich: 1) Australier, 2) Papuanen, 3) Mongolen nebst Malaien und Amerikanern, 4) Dravidas, 5) Hottentotten und Buschmänner, 6) Neger nebst den Kaffern und 7) Mittelländer. Gerland in seinen „Anthropologischen Beiträgen" (S. 396) nimmt, nach den Einwirkungen der Völkerwanderungen und ihrer Ziele, sechs Menschenstämme an: 1) den oceanischen (Malaisier, Mikronesier, Polynesier, Melanesier, Australier), 2) den amerikanischen mit Eskimo und Namollo, 3) den mongolischen nebst den Kaukasusvölkern, 4) den

*) Müller, Allg. Ethnographie. Wien 1873. S. 13 ff.

**) Natürliche Schöpfungsgesch. 4. Aufl. Berlin 1873. S. 603.

***) Vergl. Gerland a. a. O. S. 315 ff. Ueber die Eintheilung nach der Sprache, welche als Rasseneintheilung nicht brauchbar ist, s. ebd. S. 375 ff. und den dritten Abschnitt dieses Buches.

arabisch-afrikanischen Stamm (Neger, Bantuvölker, Hottentotten, Berbern, Gallas, Aegypter und Semiten), 5) den indisch europäischen nebst den Basken und 6) die isolirten Dravida-Völker.

Da nun die Rassenangehörigkeit mit den durch sie bedingten verschiedenartigen Anlagen der Menschen für die Fähigkeit der letzteren zu bildenden Leistungen, also für die Kulturgeschichte von der höchsten Wichtigkeit ist, so kann uns nur eine Eintheilung der Menschen genügen, welche sich vorzugsweise nach dem Verhalten derselben zur Kultur richtet, je nachdem sie sich derselben leichter oder schwerer fügen, ihr mehr oder weniger Zugeständnisse machen, für die Veredlung des Menschengeschlechtes Größeres oder Geringeres leisten. Die Grundlagen einer solchen Eintheilung müssen allerdings die bisher angenommenen Rassen bilden, wobei wir das nach unserer Ansicht Beste aus den angeführten Systemen auswählen. Aber die Gruppirung dieser Rassen muß eine kulturhistorische sein. Völker von sehr verschiedenen natürlichen Eigenschaften, aber gleich passivem oder gleich aktivem Verhalten der Kultur gegenüber bilden vor der Kulturgeschichte nur eine Abtheilung. Es kommt jedoch, wie wir sehen werden, eine große Verschiedenheit der Rassen nur auf der untersten Kulturstufe vor; je höher die letztere steigt, desto mehr natürliche Uebereinstimmung herrscht unter den ihr angehörenden Völkern, weil eben nur die wenigsten Rassen die höheren Anlagen besitzen, die sie zu kulturfördernder Thätigkeit befähigen, und dem Fortschreiten der Kultur niedrigere Rassen nicht gewachsen sind, sondern ihm unterliegen müssen.

Wir haben folgende kulturgeschichtliche Eintheilung der Menschen versucht, wobei uns in der Benennung der Hauptabtheilungen das System von Carus zu Statten kam, aber wesentlicher Abänderung unterliegen mußte. Wir unterscheiden nämlich drei Hauptgruppen: Nacht-, Dämmerungs- und Tagvölker.

I. Die Nachtvölker sind sämmtlich auf einer tiefen Stufe der Kultur, gewissermaßen auf der Nachtseite derselben stehen geblieben. Sie haben keine Staaten gegründet, sind nicht über das patriarchalische, familienähnliche Zusammenleben und über den starren Despotismus des priesterlichen Stammoberhaupts hinausgekommen und haben keine Ahnung von Kunst und Wissenschaft, von uneigennütziger Moral und von einer aus anderen Motiven als der Furcht entspringenden Religion. Unter ihnen herrscht die schwarze oder überhaupt sehr dunkle oder wenigstens schmutzige Farbe vor, sowie das wollige Haar, die langen Schädel und schiefen Gebisse. Ihre Wohnsitze sind sämmtlich um den indischen Ocean gelagert, welcher der von der menschlichen Kulturströmung abgelegenste ist, indem durch ihn weder der Weg vom Osten nach dem Westen, noch vom Süden nach dem Norden des von Menschen bewohnten Gebietes führt, und welcher nach unserm Stand-

punkte der Urheimat des Menschengeschlechtes am nächsten liegt. Zu ihnen gehören: 1) die Hottentotten im äußersten Süden Afrika's, 2) die Negervölker in der Mitte dieses Erdtheils, 3) die Australier auf dem Kontinente dieses Namens, 4) die Papuas auf den nördlich von demselben liegenden Inseln und 5) die Dravidas, Vorderindiens Urbewohner. Unter höhere Rassen versetzt, bringen die Nachtvölker, wenn sie deren Einrichtungen nachahmen wollen, nur affenartige Zerrbilder zu Stande, wofür Haiti ein sprechendes Zeugniß abgibt.

II. Die Dämmerungsvölker sind solche, unter welchen die Kultur „dämmert", wenn auch dieses Grauen eines geistigen Tages noch keineswegs unter ihnen allgemein geworden ist oder die unbedingte Herrschaft erhalten hat. Sie haben Staaten und große Reiche begründet und darin eine nicht auf bloser Willkür beruhende Ordnung und im Bewußtsein des Volkes wurzelnde Gesetze eingeführt, aber keine Theilnahme des Volkes an der Lenkung der Staaten und kein selbstthätiges Nationalgefühl erreicht. Sie kennen die Moral, aber nur in Bezug auf engere Kreise; von der Menschheit haben sie noch keinen Begriff. Auch Kunst und Wissenschaft kennen sie, aber nicht in Verfolgung idealer Ziele, sondern nur der Nützlichkeit, und die Religion hat sie nur in einzelnen Gegenden, die sich besonders hoch entwickelten, aus der Sphäre der Furcht in die der Liebe gehoben, ohne jedoch gedankenreiche Systeme zu finden, die eine Verbreitung über engere Volksgrenzen erlangten. Die gelbliche Farbe mit Fortgang in's Rote und Braune, sowie der schwache oder ganz fehlende Bart und straffe Haare herrschen unter ihnen vor, die Schädel sind meist kurz mit schiefem Kiefer. Ihre Wohnsitze liegen um den großen Ocean herum, durch welchen die Hauptrichtungen der Kulturströmung gehen, aber in der Vergangenheit noch spärlich gegangen sind, und welcher zu weit ausgedehnt ist, als daß sich zwischen seinen Ufern ein reger die Kultur befördernder Verkehr ausbilden konnte ohne Hülfe einer höhern Menschengattung. Zu ihnen sind zu rechnen: 1) die Malaien, Bewohner des größten Theils der Inselwelt von Madagaskar bis zur Oster-Insel; 2) die Urbewohner der heißen und gemäßigten Zone Amerika's und 3) die Ostasiaten, meist Mongolen genannt, sammt den Polarvölkern der neuen Welt, welche drei Rassen nach Ansicht Mancher nur eine einzige solche bilden. Die Brennpunkte ihrer Kultur sind in der alten Welt China und Japan, in der neuen Mexiko und Peru geworden; ihre große Mehrheit aber ist auf der Stufe der Nachtvölker stehen geblieben. Weder die Nacht- noch Dämmerungsvölker können aber, wie bisherige Erfahrungen bewiesen haben, die geistige Kulturstufe höher gearteter Menschen ersteigen, und es ist erst zu gewärtigen, ob in Japan der hierzu gemachte Versuch gelingen werde.

III. Die Tagvölker haben der Bildung zum Siege in weiten Erdabtheilungen verholfen. Sie haben nicht nur Staaten, sondern verhältnißmäßig freie Staaten gegründet, Recht und Sitte auf die gesammte Menschheit angewendet, mit dem Nützlichen in Kunst und Wissenschaft auch die Verwirklichung des Schönen und die Erforschung des Wahren verbunden, in der Religion Systeme geschaffen, welche durch Fülle von Lebensweisheit und Erhabenheit der Anschauung die Welt eroberten (Buddhismus, Christenthum, Islam), mit ihrem Verkehr und Handel die Erde umspannt und die übrigen Rassen sich unterwürfig gemacht. Ihre Farbe ist vorherrschend weiß oder wenigstens hell, die Gesichtszüge edel, das Haar gelockt, der Bart stark, der Schädel lang oder kurz, der Unterkiefer aber stets gerade, die Stirne gewölbt. Sie haben sich hauptsächlich am Atlantischen Ocean (dessen große Bucht, das Mittelmeer, dazugerechnet) angesiedelt und auch dessen jenseitiges Ufer erobert, und dies ist derjenige Ocean, welcher vermöge seiner Ausdehnung nach Länge und Breite den Weltverkehr und damit die Kulturströmung am meisten befördert. Sie sind auch die Ersten, welche die übrigen Oceane durchmessen und die Erde umsegelt haben. Sie bilden nur eine Rasse, die früher kaukasische hieß, jetzt aber meist mittelländische genannt wird, weil sie das Mittelländische Meer einschließt, — mit drei Hauptabtheilungen, welche zu verschiedenen Zeiten die erste Rolle in der Kultur gespielt haben: die Hamiten im alten Aegypten, die Semiten im alten Mesopotamien und Kanaan und im mittelalterlichen Arabien, die Arier (Jafetiten, Indogermanen) im alten Indien und Eran, in Hellas und Rom und im modernen Europa und Amerika.*) Manche einzelne Völker dieser drei Hauptstämme und ebenso die keinem derselben angehörenden Kaukasier und Basken sind auf der Stufe der Dämmerungsvölker stehen geblieben oder auf dieselbe zurückgegangen.

Wie sind nun diese neun verschiedenen Menschenrassen dreier großer Kulturstufen in die von ihnen gegenwärtig, oder vielmehr in die von ihnen am Anfange ihrer bekannten Geschichte bewohnten Länder und Erdräume gelangt? Von den historischen Wanderungen, z. B. der Germanen nach Britannien, der Araber nach Afrika, der Europäer nach Amerika und Australien, sehen wir nämlich hier natürlich ab. Wir haben das obere Sindgebiet als Urheimat der gesammten Menschheit angenommen und bereits angedeutet, daß von hier aus die Menschen, jedenfalls in Folge von Uebervölkerung und Raummangel, nach Südwesten, den Sind hinab, mit der Durra, nach Nordwesten, über

*) Die Nachkommenschaft der drei mythischen Söhne Noahs in der Genesis entspricht zwar keineswegs der wirklichen Gruppirung unserer Rasse; aber die Uebertragung ihrer Namen auf die letztere ist nun einmal allgemein üblich und verständlich geworden.

den Hindukoh, mit dem Weizen, Roggen u. s. w., nach Südosten, längs des Ganges, mit dem Reis auswanderten. Zu dieser Theilung, bei welcher jedoch keineswegs die Gebiete der drei Getreidearten mit solchen bestimmter Rassen zusammenfielen, sondern ein jedes der ersteren verschiedene Menschenstämme umfaßte, gab wol eine schon bestehende Vertheilung jener Nahrungsmittel, die in den betreffenden Richtungen besser gediehen, den Anlaß her. Diese Wanderungen gingen natürlich sehr langsam und allmälig vor sich, waren durch zahllose, jahrelange und wol auch längere Zwischenaufenthalte unterbrochen, welche aus irgendwelchen Gründen zur bleibenden Niederlassung nicht passend befunden wurden, und es dauerte gewiß viele Jahrtausende, bis die Völker ihre historisch bekannten Sitze erreicht hatten. Wir kennen natürlich weder die Reihenfolge, noch die Zeitpunkte dieser Wanderungen; nur über ihre Richtung belehren uns einerseits die Wohnsitze und anderseits die Verwandtschaft der Völker nach dem Aussehen, besonders aber nach der Sprache. Je unähnlicher die Völker den am Ursitze der Menschheit Gebliebenen sind, desto längere Zeit müssen sie von da entfernt und den Einwirkungen verschiedenen Klimas und verschiedener Nahrung preisgegeben sein.

Die Völker Afrika's sind ohne Zweifel über die Südostküste Arabiens hereingewandert und hier zuerst die eigentlichen Neger nach Südwest, dann die Bantu-Völker (Kaffern) nach Südost, zuletzt die Hottentotten zwischen ihnen hindurch, nicht unwahrscheinlich die Acka u. a. Zwergvölker zurücklassend, wol nicht ohne Kampf bis zum Kaplande gedrungen. Die Dravidas hatten blos Vorderindien zu durchziehen, wenn sie nicht zur Zeit, als das hypothetische Lemurien noch bestand, auch in diesem verbreitet waren. Letzteres mußte den Malaien, Australiern und Papuas sehr zu Statten kommen, wenn nicht einerseits Erstere mit dem Nordost-Monsun nach Madagaskar kamen und anderseits über Hinterindien und die Sunda-Inseln zuerst die Australier, dann die Papuas und zuletzt die östlichen Malaien auswanderten, die sich dann bis zur Osterinsel verbreiteten, immer die Späteren in ihrem Verbreitungsgebiet durch den Vormarsch der Früheren bestimmt und begrenzt. — Am rätselhaftesten ist es, wie die Uramerikaner nach der Neuen Welt gelangten. Nach unserm Dafürhalten ist hier streng zwischen den arktischen Völkern (Berings-Völker nebst Aleuten und Eskimo) und den sog. Indianern zu unterscheiden. Erstere sind den Nordasiaten so ähnlich, daß sie mit ihnen, namentlich den Tschuktschen, Korjäken und Kamtschadalen, nur einen Völkerzweig ausmachen und daher nur über die Beringsstraße gekommen sein können. Anders dagegen die sog. Rothäute, deren Einwanderung von Norden her eine so lange Zeit in Anspruch genommen hätte, daß nicht einzusehen ist, wie sie zu ihrer bedeutenden Kultur

gelangt wären. Die ältesten Spuren der letztern liegen in Mittelamerika und dessen Umgebung, von der Mississippi-Mündung bis zum Hochlande des Titikaka-Sees. Die Gründer der Kulturstaaten von Mexiko und Peru konnten so wenig aus dem eisigen Norden kommen, wie die Grönländer aus dem warmen Süden. Die Kultur der Ersteren ist auf's Innigste mit dem Mais verknüpft, welcher ihre Hauptnahrung bildet und dessen älteste Heimat entweder in Mexiko oder im mittlern Südamerika liegt. Es ist daher wahrscheinlich, daß die Uramerikaner aus Ostasien her über die polynesischen Inselgruppen, oder vielleicht schon, als diese noch Berggruppen eines Kontinentes waren, durch diesen, etwa zunächst nach Guatemala und Yukatan, den Stätten ihrer ältesten Bauten gelangten und sich von hier nach Anahuak, Nord- und Südamerika verbreiteten.*) Die Mongolen fanden ihren natürlichsten Weg vom obern Indos aus durch Tibet nach Nordwesten, Norden und Osten und theilten sich so in die ural-altaischen, die arktischen (auf beiden Seiten der Beringsstraße), die korea-japanischen und die einsilbig sprechenden Völker (Chinesen und Hinterindier, welche, als Reisbauer, ihren Weg auch längs des Ganges genommen haben können). Auf einem dieser Wege gelangten auch wol die Ahnen der Uramerikaner, welche sämmtlich mit den Mongolen sehr nahe verwandt, ja sogar von ihnen durchaus nicht durchgreifend verschieden sind, an den Ostrand Asiens und dann weiter, wie bereits erwähnt.

Unter den Völkern mittelländischer Rasse ist es wahrscheinlich, daß die Semiten und Hamiten am Südrande Eråns hin nach Arabien gelangten, von wo Erstere sich nach dem Süden dieses Landes, sowie nach Mesopotamien und Syrien verzweigten und aus letzteren Ländern die Hamiten verdrängten, die sich nun über das Rote Meer oder über die Landenge von Suez nach Afrika begaben, wo sie sich mit den Negervölkern mehrfach vermischt zu haben scheinen. Die hinsichtlich ihrer Verwandtschaft rätselhaften Iberer, die neben durchaus europäischem Typus in ihrer Haar- und Hautfarbe an Afrika erinnern,**) sind wol den gleichen Weg wie die Hamiten, dann aber längs der Nordküste Afrika's und über die Meerenge von Gibraltar gezogen; sie waren nach unserer Ansicht die ältesten Bewohner Südeuropa's und von ihnen dürften die in den Höhlen Frankreichs und Belgiens und vielleicht bis zum Rhein gefundenen Kulturreste herrühren. In späterer Zeit wurden sie von den Indogermanen immer mehr zusammengedrängt, bis von ihnen nur noch die Basken übrig blieben. Ueber die Herkunft und Verwandtschaft der Kaukasos-Völker vermögen wir keine begründete Ansicht zu äußern. Die

*) Gerland a. a. O. S. 159 ff.
**) Tacit. Agric. c. 11.

Indogermanen zerfallen ihrer Sprache nach*) in einen asiatisch-südeuropäischen und einen nordeuropäischen Stamm. Die Wanderung des ersteren ist klar. Die indischen Arier zogen ostwärts zum Ganges, die übrigen westwärts, wol am Nordrand Erâns hin, ließen hier die Meder und Perser, am Ararat die Armenier, in Kleinasien die Phryger zurück. In Thrakien wandten sich von ihnen die Ahnen der Pelasger, Hellenen und Illyrer, am Po jene der Italer südwärts, bis nur noch die Kelten übrig waren, welche Norditalien, Gallien und Britannien einnahmen und die Iberer nach Spanien zurückdrängten. Die Nord-Arier, welche sich schon früh von ihren Verwandten getrennt haben müssen, wandten sich durch Turan nach Sarmatien, waren dort den Alten, namentlich dem kundigen Herodotos, als Skythen bekannt und theilten sich nach und nach in Slawen, Letten und Germanen, als welche sie dem weit nach Süden vorgedrungenen mongolischen Stamme der Finnen Schranken setzten.**)

So ist denn die Wahl der Richtung, in welcher die Menschen wanderten und damit einem Gesetze folgten, welchem auch ihre älteren Verwandten, Pflanzen und Thiere, unterworfen sind, von bleibendem Einflusse auf die Entwickelung ihrer natürlichen und geistigen Eigenschaften geworden. Wie der Kampf um das Dasein auf die Gestaltung der Eigentümlichkeiten aller Wesen bestimmend einwirkt, so sind auch die Menschen seit ihrer Urzeit von demselben bald in ihrer Entwickelung zu höherer Vollkommenheit befördert, bald aufgehalten, bald zu niedrigeren Zuständen zurückgeworfen worden. Hierzu beigetragen haben die durch den steten Kampf zwischen festem und flüssigem Element, Land und Wasser bedingten Formen der Länder, dann die vom Umlaufe der Erde um die Sonne und um ihre eigene Axe und von der Stellung der letztern abhängenden Verhältnisse des Klimas, und endlich die Beschaffenheit des auf den Wanderungen betretenen Bodens, namentlich dessen größere oder geringere Fruchtbarkeit, seine Armut oder sein Reichthum an Produkten der verschiedenen Naturreiche.

Die Grenzen zwischen Wasser und Land haben stets gewechselt und wechseln noch heute, indem z. B. die Küsten Schwedens und Norwegens sich stetig erheben und jene von Schleswig-Holstein an der Nordsee unaufhaltsam sinkt. Das Mittelmeer bestand einst aus mehreren Seen, Europa und Afrika hingen bei Gibraltar zusammen,

---

*) Schleicher, die deutsche Sprache. 2. Aufl. Stuttg. 1869. S. 80 ff.

**) Unter den Skythen der Alten, welche unter diesem Namen alle Völker Nordeuropas und Nordasiens zusammenwarfen, sind sowol mongolische, als indogermanische Völker zu verstehen. Müller, Ethnogr. S. 351. Die Skythen im südlichen Rußland müssen jedoch Indogermanen gewesen sein, denn wo sonst hätten diese, wenigstens die Ahnen der Slawen, damals sein wollen?

ebenso England und Frankreich, die Ostsee erstreckte sich über ganz Norddeutschland und Rußland, indem der kaspische See mit dem Aralsee ein Busen von ihr war; die Inseln des großen Oceans waren Bergspitzen und Hochländer eines weiten Continents, und große Inselländer (Atlantis?) lagen im atlantischen Ocean, während dagegen Nord- und Südamerika getrennt waren. Daher wurden die wandernden Völker, welche die Gestalt der Erdoberfläche nicht kannten, oft unerwarteter Weise durch Meer aufgehalten und gezwungen, sich an Orten bleibend niederzulassen, welche sie nur als Durchgangspunkte zu weiteren Reisezielen hatten benutzen wollen. Da sie auch die Bedingungen der Temperatur nicht kannten, sahen sie sich oft in ein unwirtliches Klima versetzt, während sie ein besseres gesucht hatten; weiter konnten sie nicht, weil das Meer sie verhinderte, zurück auch nicht, weil entweder hinter ihnen inzwischen auch Meer geworden oder andere Völker nachgedrungen waren und alles besetzt hatten. So kam es denn und mußte es kommen, daß Völkerstämme, welche günstigen Boden gefunden hatten, sich veredelten und vervollkommneten, andere aber, bei denen das Gegentheil der Fall war, verkamen und verkümmerten.

Was nun die Gestalt der Länder in Bezug auf die menschliche Kultur betrifft, so kommen hier vorzüglich die Festländer in Betracht, indem die Inseln entweder nur abgetrennte Anhängsel jener oder Bruchstücke untergegangener Kontinente sind. Man rechnet bekanntlich auf der Erde drei Festländer, von denen aber dasjenige von Australien wenig mehr als eine große Insel ist. Von wirklicher Bedeutung für die Kultur sind nur die zwei übrigen, die sogenannte Alte und Neue Welt. Jede dieser beiden „Welten", welchen Namen sie mit Recht führen, nimmt eine Erdhälfte in Anspruch, und jede von ihnen besteht wieder aus zwei Hälften, die durch eine Landenge zusammenhängen, deren beide Ufer von verschiedenen Oceanen bespült werden. Von diesen beiden Hälften eines jeden der beiden großen Festländer ist die nördliche, in der Alten Welt Asien mit seiner großen Halbinsel Europa, in der Neuen Nordamerika, reich an Gliederungen, an Halbinseln und vorliegenden Inseln, daher auch an Meerbusen und Meerengen. Die südliche Abtheilung jedes der beiden Festländer aber, in der Alten Welt Afrika, in der Neuen Südamerika, ist massenhaft, abgerundet, von geringer Küstenlänge im Vergleich zum Flächeninhalte, ohne Halbinseln, wenn nicht einige äußerste Spitzen dafür gehalten werden, und arm an vorliegenden Inseln, daher auch arm an eigentlichen Buchten und an Meerengen. Indessen bieten Alte und Neue Welt in ihrem Anblicke trotzdem eine große Verschiedenheit dar. Amerika ist gleich dem es östlich begrenzenden atlantischen Ocean schlank und schmal, gleich einem Strome, schlangenförmig ge-

wunden, daher auch seine ungegliederte Südhälfte keinen plumpen, massigen Eindruck macht wie Afrika und die Festland-Insel Australien, sondern etwas Zierliches und Gefälliges hat trotz des Mangels an Gliederung. Dagegen hat die Alte Welt gleich dem sie östlich benetzenden Großen Ocean eine kolossale Ausdehnung von Westen nach Osten, welche diejenige von Süden nach Norden weit übertrifft, und selbst ihre gegliederte Nordhälfte scheint daher, mit Ausnahme Europa's, weit gewaltiger und massenhafter als Südamerika. Aus diesem Verhältniß geht hervor, daß in der Alten Welt weit mehr Menschen und geschichtliche Ereignisse Raum haben, als in der Neuen, und daß jene einer Mehrheit von Rassen und Völkerstämmen freie Bewegung darbietet, während in dieser nur eine einzige Rasse wandern konnte, bis sie sich am Kap Horn in eine Sackgasse geraten sah. Für die Vertheilung der Menschen über die Erde ist ferner von Wichtigkeit, daß die gliederreichen Nordhälften beider großen Festländer einander nahe stehen, indem Asien von Nordamerika nur durch eine Meerenge, Europa von letzterm nur durch die schmalste Stelle des schmalsten Weltmeers getrennt ist, während die Südhälften nebst Australien durch weite Oceane auseinander gehalten sind. Daraus folgt, daß die beiden Nordhälften die Schauplätze des lebhaftesten Weltverkehrs und somit auch der kulturbefördernden Thaten, die Südhälften dagegen vom Weltverkehr abgelegen, soweit ihnen nicht die Nordhälften davon mittheilen, arm an Geschichte und für die Kultur von untergeordneter Wichtigkeit sind. Wirklich bewegt sich denn auch die Geschichte in den Nordhälften der beiden Kontinente, und die vereinzelten Länder der Südhälfte, in welchen Kulturreiche entstanden, waren entweder, wie Aegypten, ganz der Nordhälfte zugewendet und gegen den Rest der Südhälfte abgeschlossen, oder, wie Peru, von Norden her gegründet.

Mit der horizontalen Gliederung der Länder kann im Einfluß auf die Kultur der Völker die vertikale Erhebung derselben nicht wetteifern und bringt auch in Verbindung mit anderweitigen Momenten nur zweifelhafte Wirkungen hervor. Eine weite Ebene ohne Erhebungen kann unter im Uebrigen analogen Verhältnissen ein ebenso günstiges oder ungünstiges Kulturleben umfassen wie ein Gebirgsland; aber die Erfahrung hat gezeigt, daß die günstigsten Resultate in Ländern gemischter Höhenverhältnisse, in Stufenländern, erzielt worden sind. Wir brauchen nur an Griechenland, Italien, Deutschland, Frankreich und die britischen Inseln zu erinnern.

Weit entschiedeneren Einfluß übt das Klima aus, wobei aber nicht die exakten Kurven der Isothermen oder anderer meteorologischen Berechnungslinien maßgebend sein können, sondern nur weiter gefaßte Abtheilungen. Die Eintheilung der Erde in die heiße, die beiden ge-

mäßigten und die beiden kalten Zonen ist in Bezug auf die Kultur sehr brauchbar und bezeichnend. Von diesen Abtheilungen fällt die südliche kalte Zone, welche von Menschen nicht bewohnt ist uud niemals sein wird, von vorn herein weg. Die südliche gemäßigte beschränkt sich auf die ungegliederten Festlandshälften, auf Australien und kleinere Inseln und hat durchaus keinen selbständigen Charakter. Es bleiben die heiße, die nördliche gemäßigte und die nördliche kalte Zone zu berücksichtigen übrig. Da kann es denn keinem Zweifel unterliegen und ist stets bestätigt worden, daß die heiße Zone auf den Menschen erschlaffend und die kalte Zone verkümmernd einwirkt, und es hat thatsächlich kein Kulturreich gegeben, welches in einem andern Theile der Erde sich befunden hätte, als in der nördlichen gemäßigten Zone, einzig Mexiko und Peru ausgenommen, deren hohe Lage (sieben- bis achttausend Fuß über dem Meer) die Temperatur derjenigen der gemäßigten Zone gleichstellt. China, Japan, Hindustan, Erân, Mesopotamien, Aegypten, die europäischen Staaten und Nordamerika gehören alle der nördlichen gemäßigten Zone an und unter ihnen ist das der heißen Zone am nächsten gelegene und mit seinen Eroberungen in sie eingreifende Indien auch am frühesten erschlafft. Alle Völker, welche sich auf ihren Wanderungen in die äußersten Grenzen der durchmessenen Erdtheile und damit in deren klimatische Extreme verirrten, blieben am Weitesten, sowol in der körperlichen Entwickelung, als in der Kultur zurück; selbst Länder mit reicher Gliederung, wie Hinterindien in der heißen, Kamtschatka in der kalten Zone sind ohne Fortschritt geblieben; sogar ein geistig sehr entwickelter Völkerstamm konnte das gut gegliederte Skandinavien nicht zu hoher Bedeutung für die Kultur bringen. Unter den Nachtvölkern sind diejenigen, welche die äußersten Spitzen des von dieser Gruppe besetzten Länderbogens um den indischen Ocean erreichten, im Westen die Hottentotten, im Osten die Australier, die verkommensten. Dasselbe sind unter den Dämmerungsvölkern die in den äußersten Norden und Süden ihres Verbreitungskreises Gedrängten, dort die Eskimos, hier die Feuerländer (Pescherähs). Wo aber die Völker reichgegliederte Länder der gemäßigten Zone, und zwar namentlich Stufenländer zu besetzen so glücklich waren, da entwickelten sie sich in günstiger Weise, veredelten ihre Rasse und wurden, wenn auch nicht sofort, doch nach beharrlichem Ringen und unermüdetem Streben, die Träger einer unvergänglichen Kultur.

Noch weit wichtiger als das Klima ist aber die von demselben abhängige und von uns bereits als „Hebel der Entwickelung" betrachtete Nahrung für die Kultur der Menschen. Dieselbe richtet sich nach den Produkten der betreffenden Länder. Ohne Mühe ist sie nur in der heißen Zone zu erlangen. Wo die Sago- oder die Kokos-

palme blüht, auf ostindischen und polynesischen Inseln, oder wo die Kakao- und Ananaspflanzen, wie in Südamerika, oder der Pfefferkuchenbaum, wie in Mittelafrika, da hat der Bewohner sein Auskommen, ohne dafür arbeiten zu müssen. Doch ist dessenungeachtet nicht überall, wo solcher Ueberfluß stattfindet, Unthätigkeit die Folge davon. In Südamerika ist der Pupunha-Baum seit uralten Zeiten mit solcher Ausdauer gezüchtet worden, daß die harten Steinkerne seiner schmackhaften Früchte sich in Fasern oder Fleisch verwandelt haben. So haben auch die Polynesier den Brotfruchtbaum aus den ostindischen Inseln nach Osten verbreitet.

Die Pflanzen sind somit die ältesten Nahrungsmittel des Menschen, der von der Natur weder mit den Krallen, noch mit den Zähnen der Raubthiere beschenkt ist. Trotzdem ist, wie man auch unter den dem Menschen nächststehenden Thieren, den Affen, bemerkt hat, schon unter den Völkern der tiefsten Kulturstufen sehr frühe das Gelüste nach anderweitiger Nahrung erwacht, weil die Entwickelung der geistigen Fähigkeiten stets eine Sehnsucht nach Abwechselung und Manigfaltigkeit mit sich führt. So sind manche Völker wenig fruchtbarer Länder in verschiedenen Erdtheilen schlechthin Omnivoren, Allesesser geworden und schrecken vor keinem, auch dem ekelhaftesten Reptil, Insekt und Gewürm zurück. Eine notwendige Folge dieses ungezähmten Gelüstes nach Vertilgung alles Lebenden ist denn auch jene traurige Eigentümlichkeit, durch welche sich der rohere Mensch schon seit den ältesten Zeiten vor allen Thieren ohne bedeutende Ausnahme auszeichnet, nämlich diejenige, Wesen seiner eigenen Gattung zu verzehren. Die Anthropophagie entspringt den niedrigsten Begierden, zuerst dem Hunger, wo der Mensch Mangel an anderen Nahrungsmitteln hat, dann der Leckerei, aber auch dem Aberglauben, da, wo man wähnt, durch den Genuß des Fleisches eines Andern dessen Eigenschaften zu erben, und endlich der Rachsucht, um den Feind völlig zu vernichten. Bei den Battas geschieht das Auffressen sogar als Strafe für Verbrechen. In allen Fällen haben die Menschenfresser, so hoch sie im Uebrigen stehen mögen, noch keinen Begriff von der Menschheit und von wirklich sittlichen Ideen. Hauptsitze dieser empörenden Gewohnheiten sind die polynesischen Inseln, Australien, die Papualänder, das Land der Battas auf Sumatra und einzelne Theile Mittel- und Südafrika's und Südamerika's.*) In Nordamerika ist sie erloschen.

Sowol die Völker nun, welche ohne Mühe ihre Nahrung ernten, als jene, welche keine ausreichende Nahrung in ihrem Lande finden

*) R. Andree, die Verbreitung der Anthropophagie, in den Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig, 1873.

und doch nicht die Kraft haben, sich genügende zu verschaffen (so die Australier der dürren Küste), dann sowol die Allesvertilger, wie die Menschenfresser, und endlich auch die aus Not ausschließlich Fleisch und sogar rohes essenden Polarvölker sind in der Kultur auf der tiefsten Stufe stehen geblieben. Höhere Leistungen haben nur die Völker aufzuweisen, welche sowol unter dem Pflanzen-, als dem Thierreiche das ihnen Zusagende weise auswählen, selbst wenn sie sich auf ersteres, als das naturgemäßere, beschränken, und vor Allem, wenn sie in der Kunst des Kochens eine Vollendung erlangt haben. Schon auf den Tonga-Inseln haben es die Bewohner dazu gebracht, aus ihren wenigen Nahrungspflanzen vierzig verschiedene Gerichte zu bereiten. Zum Gebrauche des so wesentlichen Salzes haben es die Papuas und viele Malaien, sowie die Hottentotten und Sudanneger nicht gebracht, theils weil sie keines haben, theils vielleicht weil sie es nicht naturgemäß fanden. Dagegen verwenden es die Saharavölker, die Patagonier und nordamerikanischen Indianer. Den civilisirten Völkern ist es unentbehrlich geworden.

Zweiter Abschnitt.

Die Anfänge der Kultur.*)

A. Die Höhlen- und Landbewohner.

Von einem Zustande der Menschen ohne Kultur, d. h. vor Allem ohne Sprache, Gebrauch des Feuers und künstlich zubereiteter Werkzeuge, ist, mit Ausnahme sehr vereinzelter verwildeter Individuen, bis jetzt nichts bekannt geworden und ebensowenig etwas von der Zeit, von dem Orte, von der Art und Weise und von den Veranlassungen

*) Le Hon, l'homme fossile en Europe, son industrie, ses moeurs, ses oeuvres d'art. Bruxelles 1867. — Woldrich, Ueberblick der Urgeschichte des Menschen. Wien 1871. — Müller, Albr., die ältesten Spuren des Menschen in Europa. Basel 1871. — Nilsson, das Steinalter oder die Ureinwohner des Skandinavischen Nordens. Uebersetzt von J. Mestorf. Hamburg 1868. — Ders. das Bronzealter. Hamburg 1863. Nachtrag ebend. 1865 und 1866. — Wibel, die Kultur der Bronze-Zeit Nord- und Mittel-Europa's. Kiel 1865 (gegen Nilsson). — Rougemont, die Bronzezeit oder die Semiten im Occident. Uebers. v. C. C. Keerl. Gütersloh 1869. — Baer, der vorgeschichtl. Mensch Vollendet und herausg. v. Fr. v. Hellwald. Leipz. 1874.

jener wichtigen kulturbegründenden Erfindungen. Die Kultur und zwar auch die einfachste und ursprünglichste, muß daher von sehr hohem Alter sein. Hierfür spricht auch der Umstand, daß dieselbe erfahrungsgemäß sehr langsam fortschreitet, so daß es noch gegenwärtig Völker gibt, welche in den ersten Anfängen derselben begriffen sind. Bestätigt wird das Gesagte auch durch eine Menge Beispiele von einzelnen Gliedern uncivilisirter Stämme, welche plötzlich in Kreise erhöhter Kultur versetzt und in alle Bequemlichkeiten und Errungenschaften derselben eingeweiht, doch stets nach ihrer Heimat sich zurücksehnten, nach derselben entwichen und wieder ganz in den unkultivirten Zustand verfielen, dem sie vorher angehört hatten.*) Ein plötzlicher Uebergang widerstrebt der Natur des Menschen, wie der Natur überhaupt, und aus diesem Grunde mißlingen auch politische und religiöse Umwälzungen stets oder werden wenigstens durch ihre Urheber selbst oder deren Nachfolger wieder in ein von dem früheren Zustande wenig verschiedenes Geleise zurückgeführt. Daher geschieht es denn auch, daß zurückgebliebene Menschenrassen in der Nähe von Ansiedelungen vorgeschrittener Völker, deren Kultur sie nicht ertragen können, an Zahl mehr oder weniger rasch abnehmen und endlich ganz aussterben, was durch gegen sie verübte Gewaltthätigkeiten nur mehr beschleunigt wird, aber auch ohne dieselben geschieht. Die Tasmanier sind bereits ausgestorben; die Hottentotten, die Australier, die Südseeinsulaner, die arktischen Völker und die Urbewohner Amerika's sind im Aussterben begriffen; in Westindien und dem Osten der Union sind Letztere bereits verschwunden.

Der Mensch, selbst der civilisirte, (um wie viel mehr also sein Gegentheil!) betrachtet fremdartige Gewohnheiten, die ihn den seinigen entreißen oder darin stören, mit Abscheu und verfällt in Verzweiflung am Leben und dessen Gütern. Daher bedurfte die Kultur zu ihrer Entwickelung von den ersten Anfängen an einer Zeit, gegen welche die uns bekannten geschichtlichen Jahrhunderte und sogar Jahrtausende verschwindend klein sind. Die ältesten Menschen, von deren Kultur wir zufällige (weil von Ausgrabungen abhängige) Zeugnisse besitzen, waren bereits weit vom Ursitze der Menschheit fortgewandert. Sie lebten in den Gegenden der mittlern Loire**), in der Zeit, wo die oberen Miocän-Schichten des tertiären Zeitalters abgelagert wurden und waren daher, von tropischem Klima umgeben, Zeitgenossen großer menschenähnlicher Affen, des vierzehigen Nashorns, riesiger Bären- und Katzenarten u. s. w. Das Dasein dieser Menschen verraten blos

*) S. Beispiele bei Peschel, Völkerkunde, S. 155 ff.

**) Forschungen von Bourgeois, Belgrand, Delaunay, s. Lenormant, die Anfänge der Kultur (deutsch, Jena 1875) I. S. 9.

bearbeitete Feuersteine. Jüngere Spuren derselben Gegend weisen Zeitgenossen der Mastodonten und Dinotherien nach. Sie bearbeiteten außer Feuersteinen auch irdenes Geschirr und bauten Feuerherde. In einer andern Schicht fand man das Gerippe eines Walthieres, an welchem Steinwerkzeuge das Fleisch einst abgeschabt hatten.

Aus der Zeit, in welcher die kolossalen Gletscher, die sich von den Hochgebirgen, besonders den Alpen her, den jetzigen Stromthälern entlang weit in die Ebenen hinab und hinaus, ja über fast ganz Europa erstreckten und mächtige Felsenstücke die erratischen Blöcke ablagerten, finden sich keine Menschenspuren. Es muß damals in Europa alles Leben zu Grunde gegangen sein. Nachdem aber jene Gletscher sich wieder in die Gebirge zurückgezogen und die oberen Pliocän-Schichten sich bildeten, hinterläßt die geheimnißvolle Geschichte unseres Geschlechtes im stark abgekühlten Europa wieder Fußtapfen.

Während zur Wohnung der Menschen in wärmeren Gegenden der Wald und bei vorgeschrittenen Bedürfnissen Hütten aus Waldbestandtheilen, wie Bäumen, Rinde, Aesten und Blättern, auch aus Thierfellen oder Filz, später aus Erde, Thon und Steinen dienen, mußten dem Klima gemäß die Europäer nach der ersten Eiszeit in Höhlen wohnen. Diese Menschen lebten gleichzeitig mit den ausgestorbenen Höhlenbären, Höhlenhyänen, wollhaarigen Nashörnern, langhaarigen Mammuten u. s. w. Man bezeichnet diese Zeit menschlicher Kultur als die Steinzeit, und zwar als die erste Periode derselben diejenige der ausgestorbenen Thiere. Die Geräte der Menschen wurden beinahe ausschließlich aus Stein, und zwar in dieser ersten Periode durch bloßes Schlagen gefertigt. Die Aexte und Speerspitzen, welche Boucher de Perthes im Thale der Somme in einer Diluvialschicht dicht über der Kreide gefunden, sind aus Feuersteinkieseln gemacht und wurden wahrscheinlich in Stiele von Holz oder Horn eingeklemmt oder daran befestigt. Bearbeitet wurden sie ebenfalls mit Hilfe von Steinwerkzeugen aus härterm Stein und sind daher, wenn auch vorne zugespitzt und hinten abgerundet, doch rauh und uneben. Zugleich wurden bereits Schmuckgegenstände getragen und zwar aus Versteineruugen der Kreideschicht, mit einem Loch in der Mitte, das entweder von Entfernung eines weichern schwammigen Gefüges oder von Durchbohrung herrührte und mittels dessen dieser Schmuck an eine Schnur gehängt und so umgelegt wurde. Knochen, die zugleich mit derartigen Gegenständen an mehreren Orten Frankreichs gefunden wurden, beweisen, daß die Menschen, die sich ihrer bedienten, Zeitgenossen des Elefanten, Nashorns, Flußpferdes, Renthieres, Riesendamhirsches, Löwen u. s. w. waren. Auch in Spanien kommen solche Funde zugleich mit Resten des Elefanten und Mammut vor. Aehnliche Werkzeuge wie an der Somme finden sich auch in England vor,

woraus man schließt, daß zur Diluvialzeit die großbritannische Insel noch mit Gallien zusammengehangen habe. Auch in Italien haben sie ihren Schauplatz. Was dagegen im Sommethale nicht geglückt (bis auf einen zweifelhaften Kinnbackenknochen), nämlich die Auffindung von Menschengebeinen, das wurde im deutschen Rheinthale zu beiden Seiten des Rheins (Elsaß und Baden) erreicht. Die Schädelbruchstücke von Egisheim im Elsaß sind die ältesten bekannten Menschenreste. Es folgten aber auch in Frankreich und Italien Schädel- und Knochenfunde von Menschen, von denen die ersteren den Langschädeln und erst in jüngerer Zeit den Kurzköpfen angehören, woraus also hervorgeht, daß Europa in der Urzeit wol von Menschen verschiedener Rassen besucht und bewohnt wurde. In den Kurzköpfen wollen ethnologische Forscher Angehörige der mongolischen Rasse erkennen.

Ohne Zweifel hat sich der Urmensch seine aufrechte Haltung im Kampfe mit Thieren angewöhnt, gegen welche er keine Waffen hatte, wenn er nicht die Hände oder mit denselben ergriffene Gegenstände dazu machte. Solche sind zuerst Aeste, Steine, Knochen u. dergl. gewesen, welche mit der Zeit zu Waffen wurden. Die ältesten Formen der letzteren sind Keulen; ihnen folgten Speere und Wurfspieße; auf dem Festlande (auf Koralleninseln, die der Jagdthiere entbehren, nicht) kamen noch später Bogen und Pfeile auf (in der heißen Zone bei Entartung der Menschen Giftpfeile) und wo es viel Steine gibt, Schleudern und ohne Steine Wurfleinen (Lassos). Auch die ältesten Bewohner West- und Mitteleuropa's lebten in beständigem Kampfe mit den gleichzeitigen wilden Thieren, namentlich mit dem Höhlenbären, von dessen Knochen ihre Wohnungshöhlen angefüllt sind. Besonders interessante Funde bot die Höhle von Lherm im Departement der Ariège, welche aus vielen Gängen und Sälen besteht und Knochen von Menschen und wilden Thieren, besonders Höhlenbären, neben Steinwerkzeugen liefert. Es wurden dort auch Kinnladen von Höhlenbären gefunden, welche sowol als Streitwaffe, wie auch als Erdhacke dienten und zu diesem Zwecke besonders zugeschnitzt und verkürzt waren, ebenso andere Knochen desselben Thieres, die ebenfalls zu Werkzeugen benutzt wurden. Dasselbe geschah auch, wie andere Höhlen derselben Gegend zeigen, mit Kinnladen der Höhlenhyäne. Aehnliches ist ferner von über vierzig Höhlen in Belgien zu berichten, welche Schmerling und von sechsundzwanzig, welche Dupont untersucht hat. Ein Kinnbacken aus der Höhle von Naulette an der Lesse in Belgien hat auffallend affenähnliche Form, während solche aus andern Höhlen sich mehr dem menschlichen Charakter nähern. Ein Zeitgenosse dieser Kinnbackenknochen ist der berühmte Schädel aus der kleinen Höhle im Neanderthal an der Düssel bei Elberfeld, dessen lang-elliptische Form, große Stirnhöhlen und vorspringende Augen-

bogen bei flacher und niedriger Stirne, nebst den dazu gehörenden riesigen Knochen, einen so wilden und thierischen Charakter tragen, daß der Besitzer tief unter den rohesten Völkern der Gegenwart gestanden haben muß.

Bei Aurignac an der Vezère im Departement der obern Garonne ist am Abhange eines Hügels eine Grotte entdeckt worden, welche in der Urzeit als Begräbnißstätte gedient hatte. Leider sind die aufgefundenen Skelette, ohne daß das Auge der Wissenschaft sie erblickt, von einem französischen Lokalpolizeigenie der Erde — auf Nimmerwiedersehen, — übergeben worden. Bei späterer Nachforschung fand man vor und in der Höhle Thierknochen von ausgestorbenen sowol als noch lebenden Thieren, die in der Höhle unversehrt, die außen aber zerschlagen und abgenagt, dann Geräte, Waffen und Schmuck aus Stein, Renthier- und Hirschgeweih, Muscheln und Knochen, besonders Steinmesser, sowie Topfscherben, — Spuren eines Todtenmahles! Nach demselben hatten die Hyänen die Reste aufgezehrt, die mit einer Steinplatte verschlossene Höhle aber, — in welcher den Verstorbenen Fleisch für die Reise in's Jenseits aufgestellt war, nicht betreten können. Die Benutzung von Kochgeschirren hat daher ein hohes Alter und in Europa mithin schon früh das bei nordamerikanischen Stämmen jetzt noch übliche Kochen mittels heißer Steine, manchmal mit Benutzung des Thierfelles als Gefäß, verdrängt. Wir finden noch bei solchen Völkern die Verwendung von Aushöhlungen in der Erde zum Kochen, und solche müssen wol zuerst auf den Gedanken der Verfertigung von Töpferwaaren geführt haben. Doch ist auch beobachtet worden, daß amerikanische Stämme früherer Zeit Korbgeflechte oder hölzerne Geschirre innen oder außen mit Thon bekleideten; wurde das Korbgeflecht oder Holz vom Feuer verzehrt, so blieb ein Thongeschirr übrig. Mehrere andere Grotten derselben Gegend und anderer Theile Frankreichs, sowie auch Englands, boten ähnliche Funde dar. Die Menschen, deren Reste in denselben aufgefunden wurden, waren Zeitgenossen der schon oben erwähnten Thiere, sowie ferner des Riesenbären, des Höhlentigers, des Steinbocks und Renthiers, des Auerochsen und Pferdes, dessen Gehirn genossen wurde, und gehörten einer fremdartigen Rasse an, die man als mongolisch zu bezeichnen versucht hat, was aber bestritten worden. Ebenso unsicher ist die behauptete Verwandtschaft der Schädel dieser Höhlen mit denen der Höhle von Engis in Belgien, welche Schmerling fand und beschrieb. Uns scheint am wahrscheinlichsten, daß die erwähnten Kulturstätten im Osten, etwa bis zum Rhein, finnischen, weiter westlich iberischen Stämmen angehörten.

In diesen Höhlen sind auch bereits Versuche von Kunstübung zu finden. Die Wilden von Aurignac hatten versucht, einem Bären-

zahn die Gestalt eines Vogelkopfes zu geben, die von La Chaise auf Renthiergeweihstücke Umrisse eines Pferdes und eines Renthiers zu zeichnen, die von Bize Verzierungen in Form von Dreiecken zu entwerfen. Muscheln dienten ihnen als Schmuck, und zwar solche vom Mittelmeer und vom atlantischen Ocean, was bereits auf eine Art von Handelsverkehr zwischen beiden Meeren deutet. Bei vielen Völkern, vielleicht also auch dort, waren Muscheln die ältesten und rohesten Löffel. Gabeln hat man unter nicht civilisirten Völkern blos bei den Fidschi-Insulanern gefunden und zwar blos für — Menschenfleisch!

Eine zweite Periode der Steinzeit, in welche indessen manches bereits erwähnte fallen mag, da es nicht möglich ist, die Funde völlig genau abzugrenzen, wird als diejenige des Renthieres bezeichnet. Von derjenigen der ausgestorbenen Thiere (Mammut, Höhlenbär u. s. w.) ist diese Periode ausgewanderter Thiere durch ein zweites, aber beschränkteres Vorrücken der Gletscher getrennt, als das erwähnte erste gewesen. Auf den Rückzug der neuen kleinern Gletscher (die den heutigen gegenüber aber immer noch riesenhaft waren) folgte eine große Wasserflut, welche die niedrigeren Gegenden Europa's bedeckte, und es begann das quaternäre Zeitalter. Das Renthier, das heute nur noch der hohe Norden sieht, war damals über ganz Mitteleuropa, bis zu den Pyrenäen, verbreitet. Ganz ausgestorbene Thiere lebten zwar auch noch, waren aber im Aussterben begriffen, neben ihnen solche, welche Europa nicht mehr kennt, wie Löwe, Nashorn und Antilope, dann andere, die ebenfalls Mitteleuropa, wenigstens den nicht zum Hochgebirge gehörenden Theil, verlassen haben, wie die Gemse, der Steinbock, das Elennthier, der Moschusochse, der Auerochse, das Murmelthier, neben solchen, die noch jetzt bei uns leben, theils nur noch spärlich, wie Hirsch, Reh, Wildschwein, theils häufig, wie Pferd, Hase u. s. w. Außer den Höhlen wurden vom Menschen überhängende Felsen, unter denen er Hütten baute, als Obdach benutzt, während die Werkzeuge im Ganzen dieselben blieben, wie in der vorigen Periode, aber sorgfältiger bearbeitet, und zu denen neben Stein auch häufig Horn, besonders Hirschgeweih, sowie Knochen, verwendet wurden. In einem Kieslager zu Schussenriet in Schwaben, einer ehemaligen Gletschermoräne, wurde Moos, das jetzt nur noch im Norden und in den Hochalpen vorkommt, neben bearbeiteten Steinen und Knochen, sowie Renthiergeweihen gefunden. Unter den Thieren fehlte der Hund, woraus geschlossen wird, daß das Ren noch frei lebte und noch nicht gezähmt war. Die Gegenden Mitteleuropa's müssen demnach damals eine ähnliche Scenerie dargeboten haben, wie heute Lappland. Besonders zahlreich sind die Renthiergeweihe in Mecklenburg gefunden worden. In einer Höhle des Achthals bei Blaubeuern in

Schwaben fand man Pferde- und Renthierzähne, welche durchbohrt waren, wol um als Schmuck getragen zu werden, sowie Pfeilspitzen aus Knochen und Messer aus Feuerstein. Die Jagd dieser Urmenschen galt dem Bären (sowol dem Höhlenbären, als anderen Arten, doch immerhin größeren, als die jetzt lebenden), dem Renthier und Eber. Aehnliche Funde wurde in Mähren und Westfalen gemacht.

Die bedeutendsten Spuren und Reste der Renthierzeit finden sich aber in Südfrankreich. Namentlich sind die primitiven Kunstleistungen der Renthiergallier*) merkwürdig. Die Gegenstände derselben sind in der Regel Thiere, die Form Zeichnungen und Modellirarbeiten, das Material Schiefer, Elfenbein, Geweihe, die Werkzeuge Feuersteine und Bergkrystalle. Man fand in den dortigen Höhlen, von denen wir bereits Erwähnung gethan, Schiefertafelzeichnungen von Höhlenbären, Mammuten, Pferden, Steinböcken, meist aber Renthieren, Geweihzeichnungen von verendenden Hirschen und fliehenden Renthieren, sowie Vögeln und Fischen. Die Thiergestalten sind sehr naturgetreu, Menschenfiguren, zu denen jene Künstler sich verstiegen, fielen jedoch noch sehr kläglich aus. Dagegen finden sich in jenen Höhlen die ersten Spuren des Rechnens, mittels Strichen auf Knochentäfelchen. Interessant ist es, die erwähnten Kunstversuche mit den Raubthieren, Jagden und verschiedenen Scenen zu vergleichen, welche die Eskimos auf ihre Waffen zu zeichnen verstehen. Manche jetzige Völker sind dagegen noch nicht einmal so weit, Zeichnungen zu verstehen und ihre Bedeutung aufzufassen. Auch die Geräte in der Renthierzeit zeigen einen Fortschritt in der Ausführung; Aexte aus Stein finden sich selten noch vor, dafür mehr Messer, Bohrer, Schabeklingen u. s. w., und sind feiner gearbeitet als früher, ebenso Pfeil- und Lanzenspitzen aus Knochen und Geweihen, meist mit Widerhaken theilweise hohl, ebenso Harpunen zum Fischfange, Sägen zur Zertheilung der Geweihe, Pfriemen und Nadeln mit Oehren aus Knochen, Löffel aus Renthierhorn, eine Pfeife aus dem Fußknochen eines Ren, polirte und mit Zeichnung versehene Stangen von Renthiergeweihen, welche man für Kommandostäbe (?) hält, geschnitzte und so in die Form von Thieren gebrachte Handgriffe für Waffen aus Bein u. s. w. Auch in der Grotte von Thayngen bei Schaffhausen

*) Es ist uns unerklärlich, wie bedeutende Forscher sich beikommen lassen konnten, sich des Ausdruckes „Renthierfranzosen" zu bedienen. Da der Name „Franzosen" von „Franken" abgeleitet ist, so sind „Franzosen" vor der Einwanderung der Franken in Gallien eine Unmöglichkeit, und diese Benennung ebenso fehlerhaft, wie die von dem kaiserlichen Verfasser des „Lebens Cäsar's" angewandte, welcher die gallischen Aeduer „Burgunder" nannte. Es ist dies gerade so, wie wenn man die alten Skythen „Russen", die alten Briten „Engländer" und die helvetischen Pfahlbauer „Schweizer" nennen wollte.

sind Renthierstangen mit Skulpturen von Renthieren mit bedeutender künstlerischer Anlage gefunden worden. Reste derselben Periode, in denen aber die Kunst viel spärlicher vertreten ist, finden sich auch in Belgien. Dort hat sich auch eine Begräbnißhöhle (Trou du Frontal bei Dinant) der Forschung erschlossen; die daselbst gefundenen Schädel gehören zu den Kurzköpfen, die Gerippe verraten kleinen Wuchs. Aehnliche Reste der Urzeit lieferten die britischen Inseln.

Die wenigste Befriedigung gewähren die bisherigen Forschungen über die Urzeit der Menschheit in Bezug auf die Kleidung. Die ältesten Menschen trugen, wie die ungebildeten Stämme noch jetzt, gar keine Kleider. Die einfachsten solchen erschuf die Schamhaftigkeit, oft aber auch der Wunsch nach Schmuck oder das Bedürfniß des Schutzes gegen Kälte, — anfangs ohne Zweifel aus Blättern oder Baumrinde, wie noch jetzt in Polynesien. Rauhes Klima zwang zu weiterer Verhüllung. Solche war daher auch bei den Urmenschen notwendig, welche uns beschäftigen. Zwar ist nicht mit Sicherheit ergründet, womit sie sich bekleideten. Daß sie es thaten, beweisen die in den Höhlen von Perigord aufgefundenen beinernen Nadeln und Nähwerkzeuge; am wahrscheinlichsten jedoch bestand die Kleidung aus Thierfellen, wie noch jetzt bei den Bewohnern kühlerer Zonen. In wärmeren Gegenden vertreten deren Stelle bloße Lederschürzen in Gestalt eines Fransengürtels, wie am Colorado in Nordamerika, in Neukaledonien, auf den Fidschi-Inseln und bei den Kaffern.

Auf das Zeitalter des Renthiers folgte nach einer neuen Ueberflutung von Landstrecken mit Wasser, die Periode gewaltsam eingedrungener neuer Völker im Besitze der geglätteten Steinwerkzeuge oder der Steinkelte (wie man sie nach einem unklassischen, spätlateinischen Worte, celtes oder celtis*) — abgeleitet von Caelum, Meißel, und verwandt mit κῆλον, Pfeil — nennt). Werkstätten zur Politur derselben, mithin den Anfang zu eigentlicher Industrie, hat man im westlichen Frankreich gefunden. Die fremdartigen Thiere waren ausgestorben oder ausgewandert und im Wesentlichen nur noch jene vorhanden, welche es gegenwärtig noch sind. Als Wohnungen dienten aber immer noch sowol Höhlen, als überhängende Felsen, erstere auch zu Begräbnißstätten. Die aufgefundenen Schädel zeigen edlere Form als die früheren; man will in ihnen den Völkerstamm der Basken (der alten Iberer) erkennen. Man findet ferner in dieser Periode die ersten Spuren des Brotbackens, dessen Produkte aber noch sehr roh und augenscheinlich den Zähnen der sie Genießenden sehr schädlich waren. Unter den Geräten erscheinen zum ersten Male Perlen

*) Nach demselben nannte sich der berühmte Humanist Konrad Celtes, der ursprünglich Pickel oder Bickel, nach Anderen Meißel hieß.

aus Steinen und versteinertem Holz, Knöpfe aus Alabaster u. a. Leider aber treffen wir hier auch, und zwar in Belgien, — Spuren von Menschenfressern; — verkohlte und mit Werkzeugen zerschlagene Menschenknochen zeugen hiervon, und zwar thaten sie es nicht aus Not, sondern aus Feinschmeckerei; sie waren klein, von der Statur der Lappen und Eskimos, mit zurückliegender Stirn, vorstehenden Kinnnbacken und schiefen Gebissen. Auch in Italien, Portugal, Deutschland und Dänemark hat man Spuren von Kannibalismus gefunden. Denselben erwähnt auch Herodot bezüglich der Massageten und Issedonen, Strabon von Kaukasosvölkern, Hieronymus von den Skoten.

Förmlich in's Große getrieben wurde aber zur Steinzeit die Feinschmeckerei von den Strandbewohnern Dänemarks, sowol Jütlands als der Inseln. Die größte Rolle dabei spielen die noch jetzt das Lieblingsgericht ächter Gourmands bildenden Austern, welche heute dort nicht mehr vorkommen, damals aber in solcher Menge, daß noch jetzt an erhöhten Stellen des Strandes der Meerengen und Buchten unseres nördlichen Nachbarlandes ganze Berge oder wenigstens Hügel von Austernschalen und denjenigen anderer eßbarer Muscheln aufgethürmt gefunden werden, welche Erscheinung die Dänen „Kjökkenmöddinger" (Küchenabfälle) nennen. Zwar sind die Muscheln der Hauptbestandtheil dieser gastronomischen Bauwerke, aber nicht der einzige. Es kommen außerdem noch Reste von Krabben, Häringen, Dorschen, Aalen, wilden Enten, Gänsen und Schwänen, Tauchern (Riesenalken), Auerhähnen, Hirschen, Rehen, Wildschweinen, Auerochsen, Bibern, Seehunden vor, seltener von Wölfen, Füchsen, Lüchsen, wilden Katzen, Mardern und Fischottern, endlich von Hunden, von welchen bereits gezähmten Hausthieren zugleich alle weichen Knochentheile der übrigen Thiere aufgezehrt wurden. In den Küchenabfallhaufen befindet sich ein leerer Raum, worin sich der aus Steinen errichtete Herd unserer Feinschmecker befand, auf dem auch Scherben grober Töpferwaaren gefunden wurden. Auch fehlten darin keineswegs Geräte und Waffen aus Feuerstein, Pfeilspitzen, Aexte, Angelhaken, ferner Geräte aus Hirschhorn, wie Pfriemen, Meißel, Ahlen. Aehnliche Küchenrestberge sind auch in Schonen, Norwegen, England, Frankreich und Portugal, am Golf von Genua, in Nord- und Südamerika, Malakka und auf den Andamanen entdeckt, und in Afrika, am Bahr-el-Ghasal, werden noch heute welche angesammelt.

Andere Zeugnisse der dänischen und schwedischen Urzeit lieferten die dortigen Torfmoore und zwar in der Schicht der in alter Zeit in dieselben gestürzten zahllosen Fichtenstämme, ja selbst noch in derjenigen der Eichen, welche im Verschwinden auf die Fichten folgten, sind Reste der Steinzeit gefunden worden, und zwar im Ganzen von der-

selben Art, über welche wir bereits bezüglich anderer Gegenden berichtet haben.

Die Steinzeit ist es auch, in welcher weitaus die merkwürdigste Art vorgeschichtlicher Wohnungen schon existirte, welche so reich an Funden und Aufschlüssen über die Urzeit sind, daß wir ihrer schon des Zusammenhangs wegen besonders gedenken werden; wir meinen die Pfahlbauten. Doch gab es gleichzeitig mit denselben auch Landwohnungen, deren man in der Schweiz, namentlich der nordöstlichen, auf dem Ebersberge im Kanton Zürich z. B., entdeckt hat, die vorwiegend der Steinzeit angehören. Man fand darin besonders viele Töpferwaaren, meist mit Verzierungen von manigfaltigen Mustern.

Werke der siegreichen, die Renthiermenschen unterjochenden Rasse mit den geglätteten Steinwerkzeugen sind höchst wahrscheinlich die Steinbauten und Stein-Denkmäler Galliens und Britanniens. Mit den Namen Dolmen, Kromlech oder Menhir bezeichnet man dort Aufthürmungen und Aufstellungen mächtiger Steinblöcke, Steinplatten und Steinsäulen (Megalithen) in den verschiedensten Formen. Bald sind einfach horizontale Stücke über vertikale gelegt, so daß sie einen Durchgang bilden, bald stellen sie eine Art von steinernen Hütten dar, in denen man, wie in Höhlen, wohnen konnte. Sehr oft sind sie Gräber gewesen, da man unter ihnen Gerippe mit Geräten aus der Zeit der geglätteten Steinwerkzeuge und aus der Bronzezeit fand, und zwar von höherer Kunstfertigkeit als die Arbeiten der Pfahlbauten. Der Verbreitungsbezirk der Dolmen, welche am dichtesten in der Bretagne vorkommen, umfaßt das ganze westliche und nördliche Frankreich nebst Belgien; ähnliche Bauten finden sich auch in Italien, Griechenland und den Inseln des Mittelmeers, sowie in Nordafrika, Vorderasien und Indien, aber auch im Norden, in Dänemark, Südschweden, Norddeutschland und besonders auf den britischen Inseln. Im skandinavischen Norden sind sie meist Gräber (Ganggräber) und haben große Aehnlichkeiten mit den Winterhütten der Eskimos, so daß Nilsson glaubt, sie hätten im Leben als Wohnungen und nach dem Tode als Grabstätten gedient. In Schweden sind Reste solcher Bauten ohne Leichname gefunden worden, dagegen mit Steingeräten, Thongeschirren, Holzkohlen und Asche. Näher untersucht wurden solche Steinwerke auf der nordfriesischen Insel Sylt, welche als Wohnungen gedient hatten und noch behauene, nicht geglättete Steinwerkzeuge enthielten. Aber auch aus Steinen zusammengefügte Grabstätten fanden sich dort und an verschiedenen Orten Schleswigs. Solche Todtenkammern zählen in Dänemark oft mehrere Stockwerke übereinander. In Frankreich finden sich Reihen aufgestellter Steine, die mit anderen Steinen dachförmig bedeckt sind und

manchmal noch überdies eine Lage von Erde über sich haben, so daß sie Grabhügel bilden.

Von den Dolmen unterscheiden sich die Menhirs und Kromlechs, einzeln oder in Reihen stehende aufgerichtete Steine. Bei Carnac in der Bretagne stehen elf Reihen solcher, zwischen denen bis 1500 Meter lange Gassen hinziehen. Aehnliches findet sich auch in Westfalen, wo die Externsteine dazu gehören. Kromlechs nennt man die kreisförmige Anordnung solcher Steine; sie findet sich in Dänemark, Deutschland, Bretagne, Sardinien, Spanien und Portugal, namentlich aber in England, wo die kolossalen Steindenkmäler von Stonehenge und Abury in Wiltshire, aus kreisförmig umstehenden Riesensteinen bestehend, die mit horizontalliegenden überdacht sind, auf alte große Tempel zu deuten scheinen. Viele Kromlechs haben sich als Gräber enthüllt, während wir hinsichtlich der Erklärung der Steinreihen auf die jetzige Verwendung solcher bei verschiedenen Völkern angewiesen sind. Noch heute stellen indessen die Khassias in Bengalen Steinreihen, Steinkreise und Steintische auf, und zwar in ganz ähnlicher Weise, wie sie in Europa aus der Urzeit stammen. Sie dienen abergläubigen Zwecken, meist als Opferstätten, als Denkmäler von Verträgen sowie von Verstorbenen, und werden mit den Schädeln und Knochen der bei der festlichen Aufrichtung geschlachteten und verzehrten Ochsen geschmückt. Aehnliche Denkmäler gibt es in Malabar, am Godaveri, am Kistna und in den Ghats, sie fehlen dagegen am Ganges, Nerbudda und Tapti.

In Südindien werden solche Reihensteine, die man rot bemalt, als Götzen verehrt, was mit verschiedener Form und Stellung der Steine auch bei vielen anderen Völkern der Fall ist. Auch in Europa war der Steindienst eingewurzelt und wurde noch bis tief in das Mittelalter hinein von den christlichen Priestern bekämpft, und zwar gerade in den Ländern der Menhirs und Kromlechs, die daher gewiß Götzen darstellten.

Verwandt mit den Dolmen und Ganggräbern sind die in ganz Europa vorkommenden Hünengräber, welche oft beträchtliche Hügel bilden, in denen mehrere Schichten von Gräbern übereinander liegen, die in den untern Schichten noch Stein-, in den obern aber schon Bronzegeräte enthalten. Die Hünengräber unterscheidet Meinhold in Steingräber und Hügelgräber, die ersteren wieder in Steinkisten, Hünenbetten und unterirdische Grabkammern. Die Steinkisten bestehen aus Steinplatten, die zusammen eine Art von Gefäß oder Kiste bilden. In denselben findet man bald Skelette, bald Urnen mit der Asche verbrannter Leichen. Die Hünenbetten bestehen in einer schwachen runden oder ovalen Erhöhung, deren Rand mit Steinen bekränzt ist. In allen diesen Gräbern, mit Ausnahme der wenig zahlreichen unter-

irdischen Grabkammern, sind daher die Todten, welche bald eine liegende, bald eine sitzende oder kauernde Stellung einnehmen, auf die Erdoberflächliche bestattet und das Grab über denselben aufgeführt, was jedenfalls eine eigentümliche und zwar erhabene Ansicht über die Abgeschiedenen verrät. Die Stein-, Horn- und Beingeräte und Thongefäße, die in den ober- und unterirdischen Hünengräbern gefunden worden, sind oft von bedeutender Vollendung und zierlicher Gestalt.

Alle Bemühungen, die Rasse oder die Völker aussindig zu machen, denen diese Steindenkmale angehören, sind bis jetzt vergeblich gewesen. Möglicher Weise sind sie ganz ausgestorben. Das Nämliche gilt von den riesigen Mauerresten (Kyklopenmauern), die sich in vielen Ländern finden, so auch auf der Länder- und Völkermarke der Vogesen, und welche auf uralte Kriege und Befestigungen hinweisen, theilweise aber auch religiöse Bedeutung, als Opferstellen u. s. w. haben mögen.

Auf die Steinzeit, in welcher vorzüglich Stein, dann aber auch Holz, Horn und Bein zu Geräten bearbeitet wurde, folgte bei allen Völkern, welche nicht im Zustande der Wildheit oder in einem derselben sehr nahestehenden verblieben, die Zeit der Metalle, welche wieder in die Erz- oder Bronze- und in die Eisenzeit zerfällt. Diese verschiedenen Zeitalter sind keineswegs genau von einander abgegrenzt, sondern gingen stets und gehen noch immer bei verschiedenen Völkern nebeneinander her und nicht überall in der nämlichen Weise. Ob zwischen die Stein- und Eisenzeit überall eine Bronzezeit gefallen, ist ungewiß; auch daß es je eine reine Bronzezeit ohne Kenntniß des Eisens gegeben habe, ist bestritten worden, aber gewiß mit Unrecht.

Sowol die Bronze als das Eisen sind in verschiedenen Ländern zu sehr verschiedenen Zeiten in Aufnahme gekommen; die Zeit der Einführung des Erzes ist überall ebenso unbekannt, wie diejenige des Anfangs der Bearbeitung von Steinwerkzeugen; diejenige der ersten Kenntniß des Eisens ist bekannter und fällt bei den meisten Völkern in die historische Zeit.

Theilweise wurden schon zur Steinzeit Metalle mit dem Hammer bearbeitet und als Schmuck, wie Goldblättchen oder zu Waffen, wie Meteoreisen u. s. w. benutzt. Die Bekanntschaft mit dem Kupfer veranlaßte, da dasselbe allein schwer zu bearbeiten ist, zu seiner Mischung mit Zinn, an dessen Stelle später auch Zink oder Blei trat, wodurch die Bronze entstand. Im Altertum galt Asien als ihre Heimat. Doch weist der Reichtum Westeuropa's, besonders der iberischen Halbinsel und der britischen Inseln, an Zinn, ebensogut nach dem Westen. Die Mischung empfahl sich von selbst durch die Beobachtung des Verhaltens der beiden Metalle, von denen das Kupfer langsam, das

Zinn aber schnell schmilzt und beide zusammen einen Stoff liefern, der sie einzeln in jeder Beziehung übertrifft. Die Bemühungen, das beste Verhältniß der Mischung zu finden, weckten das Nachdenken und den Gewerbfleiß und mußten daher eine bedeutende Beförderung der Kultur mit sich führen; denn es gehörten dazu neue Werkzeuge und Vorrichtungen, deren Herstellung den Erfindungsgeist herausforderte. Ob die ältesten in Europa gefundenen Bronzegegenstände im Lande selbst gefertigt oder von auswärts eingeführt worden, ist ungewiß; wahrscheinlich ist beides der Fall gewesen, ersteres, wo die Bronzegeräte einfacher und kunstloser sind, letzteres, wo sie einen vorgeschrittenen Kunstsinn und technische Fertigkeiten verraten. Die jüngsten Funde der Steinzeit legen bereits eine so weit entwickelte Kultur an den Tag, indem sie das Vorhandensein des Ackerbaues, des Mahlens und Backens, des Webens und verschiedener anderer Gewerbe und sogar zeichnender und modellirender Kunst beweisen, daß die Träger dieser Kultur wol zum Fortschritte reif waren, dem die Bekanntschaft mit den Metallen einen neuen frischen Antrieb verliehen hat. Das Weben, das in der Bronzezeit zuerst vorkommt, hat den Menschen von den Thieren emanzipirt, deren Felle er ablegte, sobald er durch das Flechten von Matten und Körben, worin die Polynesier große Fertigkeit erlangt haben, auf dasjenige von Faserstoffen gekommen war, was in Aegypten und Syrien schon zu sehr früher Zeit der Fall gewesen, und zwar zuerst in Bezug auf die Baumwolle, dann auf die Leinwand. Herodot fand den Hanfbau schon bei den Skythen in Medien und Persien.

Der Bronzekultur Mitteleuropa's werden wir bei Anlaß der Pfahlbauten begegnen. Im Norden unseres Erdtheils wurde sie in weit umfassenderm Maße erforscht und scheint auch dort länger angedauert zu haben als bei uns. Man unterscheidet zwei Perioden derselben, von denen nur die jüngere mit dem übrigen Europa Verwandtschaft zeigt, die ältere aber ausschließlich dem Norden, d. h. Skandinavien und Norddeutschland eigentümlich ist. Nilsson hält sie für ein Produkt des Handels mit Phönikern, wofür ein Adel des Stils und eine Eleganz der Verzierungen spricht, die dem Norden in so früher Zeit nicht eigen sein konnten, und sodann die kurzen Schwertgriffe und engen Armringe, die für zartere und kleinere Gestalten passen, wie sie wol der Orient, nicht aber der germanische Norden geboren hat. Es muß daher zwischen dem europäischen Norden und dem Morgenlande ein lebhafter Handel stattgefunden haben, über den uns jedoch nichts näheres bekannt ist. Ganz im Gegensatze zu den friedlichen Pfahlbautenbewohnern müssen die Insassen des Nordens einen großen Reichtum an Waffen besessen haben. Die Museen von Kopenhagen und Stockholm enthalten jedes

mehrere hundert der schönsten Bronzeschwerter. Die Klingen sind gegossen, polirt und bisweilen mit Gold belegt, die Griffe mit Bernstein; sonst bestanden letztere aus Horn oder Holz oder aus dem gleichen Stoffe wie die Klinge, nur breiter und nicht scharf. Häufiger noch sind farbige Kitteinlagen (Email) zur Ausfüllung vertiefter Stellen oder eingegrabener Verzierungen, die aus Birkenasche und Harz oder Birkentheer und Bernstein bestanden. Die Scheiden waren von Holz und mit behaartem Leder gefüttert. Außer den Schwertern liefert die Bronzezeit des Nordens Dolche, Bogen und Pfeilspitzen, letztere jedoch seltener, da sie gleichzeitig noch sehr oft aus Flintstein gefertigt wurden. Helme, Schilde und Panzerstücke aus Bronze sind ebenfalls, besonders in Norddeutschland, gefunden worden. Die Helme sind den altitalischen ähnlich, glockenförmig, mit einem Knopf auf der Spitze und scheinen oft inwendig gepolstert gewesen zu sein. Die Schilde sind rund und bestanden oft aus Holz oder Leder mit einer Bronzeplatte nebst Stachel in der Mitte und mit bronzenen Nieten und Knöpfen am Rande. Unter den im Norden gefundenen Werkzeugen der Bronzezeit sind die Schaft- oder Hohlkelte die häufigsten, welche zum Beweise, daß sie in älterer Zeit von auswärts kamen, in derselben vollendeter sind, als in späterer, und als Beil und Meißel, wie als Waffe dienen konnten; neben ihnen findet man Aexte, Meißel, Sägen, Sicheln und Messer, die hingegen dem Norden ursprünglich angehören, indem man auch ihre Gußformen dort findet. Fernere Gegenstände der Ausbeute sind schön verzierte Diademe, Armbänder, Armschienen, Spitzknöpfe, Haarnadeln, Kopf- oder Halsringe, Gewandnadeln und Haften, (Brochen, Fibeln, die in der Bronzezeit nur der Norden kennt und deren Ausführung einen eigentümlichen Geschmack verrät), sowie Glasperlen. Auch Kleidungen aus jener Periode wurden in Dänemark gefunden; sie bestehen aus Röcken, Plaids, Mänteln und Mützen von plüschartigem Wollstoff, aber schlecht genäht, während gewobene Gürtel und gehäkelte Haarnetze sorgfältige Arbeit verraten. Gefäße wurden aus Holz, Thon, Bronze und Gold gefertigt. Von Wohnungen findet sich aus der nordischen Bronzezeit keine deutliche Spur; dagegen sieht man an Felswänden Schwedens Zeugnisse einer Bilderschrift, die von Kämpfen und Siegesfesten zu sprechen scheint; namentlich aber ist die Periode, die uns beschäftigt, reich an Grabdenkmälern. Die Bestattung fand in ausgehöhlten Baumstämmen (Baumsärgen) oder Steinkisten statt und zwar in der Nähe der Wohnplätze; von Kultstätten findet sich jedoch keine Spur vor. Merkwürdig ist eine Grabhügelgruppe bei Pekkatel in Mecklenburg, von der die Sage ging, daß in dem einen Hügel wohnende Unterirdische (Zwerge) „Tafel" hielten und dazu aus dem andern Hügel bisweilen einen Kessel liehen. In der That fand man in dem kleinern Hügel

bei Nachgrabung einen großen bronzenen Kessel auf einem kleinen vierrädrigen Wagen; außerdem befanden sich in dem Hügel eine Menge anderer bronzener Gegenstände (Schwert, Kelt, Pfeilspitze, Messer) und ein massiver goldener Armring. Im größeren Hügel fand man später ein Grab mit verbrannten Gebeinen und Schmucksachen von Bronze und Bernstein, endlich auch die geheimnißvolle „Tafel", aus lehmhaltigem Sande, mit Feldsteinen bedeckt, nebst einem zweiten Kessel von demselben Stoffe wie die Tafel, und dabei in einer Mulde aus Sand einen unverbrannten Menschenleichnam. Aehnliche Gegenstände, Kessel mit Wagen, fand man auch in anderen Theilen Norddeutschlands und in Schweden, und sie waren auch bei den alten Israeliten und bei den Etruskern in Gebrauch. Sie gehören einem alten Kult an, die „Tafel" war ein Altar, die Kessel Opfergeräte, und die Ueberlieferung davon hatte sich im Laufe der Zeiten durch den Volksmund auf die „Unterirdischen" übertragen.

Was schließlich die Thierwelt der Bronzezeit in Mittel- sowol, als Nordeuropa betrifft, so scheint sie sich von der heutigen nicht wesentlich unterschieden zu haben. Ob die erwähnten Bewohner des Nordens bereits dem germanischen Volksstamm angehörten, ist ungewiß.

Eine höhere Kultur als die der Bronzezeit war an den Gebrauch des Eisens geknüpft, der, wie schon bemerkt, bei den verschiedenen Völkern zu sehr verschiedener Zeit aufkam. Man hat Anhaltspunkte, daß das Eisen in Aegypten schon mehr als zwei Jahrtausende vor Christus im Gebrauche war und bei anderen morgenländischen Kulturvölkern nicht viel später Aufnahme fand, so z. B. namentlich in Assyrien, bei den Griechen wenigstens tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung, wie die homerischen Gedichte beweisen, bei den Römern schon zur Zeit ihrer fabelhaften Könige, bei den Kelten in Gallien und Britannien vor dem zweiten punischen Kriege.

Das erste in Bearbeitung genommene Eisen war ohne Zweifel das der Meteorsteine (Sideriten), dessen Anwendung zu eisernen Geräten man bei den Urbewohnern Grönlands fand. Den allmäligen Sieg des Eisens über das Erz entschied seine Härte, Dauerhaftigkeit und Billigkeit, wie ihn seine schwerere Bearbeitung und seine Angreifbarkeit durch Rost verzögerten. Das neue Metall aber schien den Menschen so wunderbar, daß man seinen Ursprung und die Kunst seiner Verarbeitung Göttern, ja sogar den menschlichen Eisenschmieden außergewöhnliche Kräfte, wie z. B. Heilkunde, Zauberei u. s. w. zuschrieb. Die ersten Anfänge der Eisenbearbeitung sind immer noch bei afrikanischen und asiatischen Völkern zu beobachten; bei ersteren gelten Eisenstücke als Münze.

Was nun das mitteleuropäische Altertum betrifft, dessen mythische

Ueberlieferungen auf die Zwerge als erste Bergleute und Schmiede hinweisen, so sind im Jura der Schweiz über vierhundert vorhistorische Eisenschmelzen entdeckt worden, welche der Berner Grubenmeister Quiquerez beschrieben hat. Eine Anzahl derselben war noch zur römischen Zeit, ja ein Theil noch im Mittelalter in Gebrauch, und es erregt Bewunderung, in so früher Zeit bei einem von der Welt abgeschlossenen Volke eine Industrie zu erblicken, die so viel Mühe, Zeit, Ausdauer und Material an Holz, Kohlen, Thon u. s. w. erforderte.

Unter den Gräbern aus der Eisenzeit ragen diejenigen zu Villanova bei Bologna und zu Golasecca bei Mailand hervor. Die Leichname derselben sind theils verbrannt, theils nicht, so daß also Leichenbestattung und Leichenverbrennung neben einander bestanden, letztere wahrscheinlich bei höher geehrten Personen, indem bei den ihr unterworfenen Personen reichere Geräte vorhanden waren. Asche oder Knochen (oder beides) der verbrannten Leichen wurden in Ossuarien (Knochenurnen oder Aschenkrügen) gesammelt. An Geräten fanden sich namentlich kunstreiche Gewandnadeln, deren Bügel mit Perlen von Bernstein oder Glasfluß verziert waren, dann Haar- und Nähnadeln, Arm- und Fingerringe, bronzene und eiserne Messerchen, kleine Kugeln und Knöpfe aus Bronze, die wahrscheinlich, an die Kleider befestigt, als Gewichte dienten, um den Faltenwurf zu regeln. Dort ebenfalls gefundene Bronzegeräte von rätselhafter Form mit dazugehörenden Stäbchen hält man für Musikinstrumente, die bei den Bestattungen gebraucht wurden. Bei Marzabotto zwischen Bologna und Florenz ist eine ganze unterirdische Todtenstadt entdeckt worden mit Steinkisten u. a. ungewöhnlicheren Gräberformen, verbrannten und unverbrannten Leichen und Grabdenkmälern verschiedener Form, meist Säulen und Pfeiler, theilweise mit Bildhauerarbeit. Es fanden sich da Waffen von Eisen und von Bronze, sowie andere Werkzeuge aus beiden Metallen. Schmucksachen, darunter Filigranarbeiten von Gold und Silber, Perlenschnurn von Glasfluß und Bernstein, Fibeln, geschnittene Steine von bedeutender Kunst, Glasfläschchen, Strohgeflecht. Daß diese Grabstätten etruskisch sind, beweisen die darin gefundenen gemalten Vasen und Schriftproben jenes Volkes. Eine andere etruskische Nekropole wurde bei Bologna an das Tageslicht gebracht. Das in beiden gefundene Gelt bestand in rohen Erzstückchen. Im Norden der Alpen hat bei Hallstadt in Oberösterreich ein Grabfeld von beinahe tausend Gräbern, in einem abgelegenen Alpenthal, die Aufmerksamkeit der Altertumsforscher erregt. Die dortigen Salzwerke müssen demnach seit uralter Zeit Menschen angelockt haben, sich dort anzusiedeln. Ueber sechstausend Gegenstände zeugen von der vorrömischen Kultur jenes Ortes. In nicht ganz der Hälfte der Gräber ruhen verbrannte Leichen, manchmal jedoch nur theilweise (blos Kopf

oder Oberkörper) und zwar aus den beigelegten Geräten zu schließen, von Reichen wie von Armen. Die Geräte sind von Eisen und Bronze, Gold, Glas, Bernstein, Elfenbein, Thon und verschiedenen Steinen; Silber und Geld fehlen. Die Schwerter sind meist von Eisen, seltener von Bronze, noch seltener von Eisen mit Bronzegriff, letzterer Art dagegen häufig die Dolche, doch auch mit Elfenbeingriff, Bogen und Wurfspieße fast durchweg von Eisen, Beile oder Kelte meist von Eisen, weniger von Bronze. Im Ganzen sind die Waffen wenig zahlreich, viel häufiger die Schmuckgegenstände: Gürtel von Bronze- oder Goldblech mit Unterlage von Leder, und Verzierungen, bestehend in fantastischen Menschen- und Thierfiguren, den italienischen ähnliche Bügelfibeln, Haarnadeln mit großen Knöpfen, welche strahlenförmig eingesteckt waren, Ringe und Spangen von Eisendraht, Bronze, Glas, Horn und Steinen, nicht nur für Arme und Finger, sondern auch für Fußgelenke und Zehen, schöne Bronzegefäße und Eimer, Kessel, Vasen u. s. w., irdene Geschirre von sehr verschiedener Kunstfertigkeit. Die Beschaffenheit der Gegenstände beweist, daß wir es hier mit dem Uebergange aus der Bronze- in die Eisenzeit zu thun haben, und zwar mit einer Zeit bereits regen Handelsverkehrs, welcher Bernstein aus dem Norden und Elfenbein aus dem Süden in die Alpen brachte. Die Bewohner, um deren Gräber es sich handelt, die Taurisker, müssen Kelten gewesen sein, was der ganze Charakter ihrer Geräte beweist. Das Alter der Ansiedelung wird auf tausend Jahre vor Christus geschätzt.

Im Norden ist der Uebergang von der Bronze zum Eisen schroffer und kündet vielleicht an, daß dort beide Metalle von verschiedenen Völkerstämmen angewendet wurden; die germanische Eisenzeit wird uns aber begegnen, wenn wir uns mit den Germanen beschäftigen; denn hier treten wir in die Zeiten historischer Völker ein.

B. Die Pfahlbauten.

Wer vor etwas mehr als zwanzig Jahren behauptet hätte, daß die Urbewohner der Schweiz und anderer mit Seeen versehener Länder ihre Wohnungen auf in den Seegrund eingerammten Pfählen in der Nähe des Ufers errichtet und da gewirtschaftet, gelebt und ihre Jagdbeute verzehrt hätten, der wäre als Narr behandelt und einfach verlacht worden. Und die Spötter wären selbst am meisten verwundert gewesen, wenn man sie erinnert hätte, daß bereits der „Vater der Geschichte" von Pfahlbauten berichtet und daß solche noch gegenwärtig von sogenannten Wilden auf den Inseln Ostindiens und Australiens bewohnt werden, woran damals bei uns Niemand mehr dachte.

Ganz anders wurde die Stimmung und Ansicht, als im Winter von 1853 auf 1854 bei niedrigem Wasserstande im Zürchersee in der Nähe von Meilen am rechten Ufer desselben in vorher (ungeachtet einzelner Funde) nicht vorgekommener und beobachteter Menge Pfähle und verschiedene im Seeschlamm verborgene Gegenstände zum Vorschein kamen. Die Sache erregte ungeheures Aufsehen; man untersuchte auch die übrigen Seen der Schweiz und trocken gelegte Stellen solcher und fand nach und nach in beinahe allen, die höchstgelegenen Alpenseeen ausgenommen, Spuren und Zeugnisse der „Pfahlbauten". Die größten Verdienste um die Forschung dieser wichtigen kulturgeschichtlichen Erscheinung hat sich der Professor Ferdinand Keller in Zürich erworben.

Die ältesten Pfahlbauten gehören der Periode der geglätteten Steinwerkzeuge an, und zwar fallen in der östlichen oder deutschen Schweiz sämmtliche Pfahlbauten in dieselbe. Diese Werkzeuge wurden in den Pfahlbauten selbst bearbeitet, nämlich durch Sandstein geschliffen; ihr Material ist größtentheils ein fremdländisches, wie Diallag, Hornblende, kommt aus Südgallien, anderes, wie Nephrit, sogar aus Asien. Andere Geräte der Pfahlbauten sind aus Horn, besonders Hirschgeweih und Knochen bearbeitet. Auch Töpfe aus Thon wurden in diesen Wohnungen gefertigt. Die Pfahlbauer, deren Kulturzustand ziemlich höher als auf der Stufe der heutigen australischen „Wilden" war, beschäftigten sich außer den genannten Industrieen aber auch mit Weben und Flechten, und zwar so eifrig, daß nach den vorliegenden Funden ein Webestuhl, wie sie ihn benutzt haben müssen, hergestellt werden konnte, — ferner mit Ackerbau, besonders auf Gerste und Waizen, mit Mahlen und Brotbacken. Die Früchte, deren sie sich zum Brote bedienten, waren dieselben wie in Aegypten, so auch die Stoffe, welche sie zur Kleidung verarbeiteten. Sie zogen Obst, theils um es zu essen, theils um Most daraus zu bereiten, wie sie auch vielleicht Bier aus Gerste brauten. Aus Beeren verschiedener Art, wol auch aus Mohn, preßten sie wahrscheinlich Oel. Dazu kam ausgedehnte Viehzucht und Jagd. Es lebten in den umliegenden Wäldern zur Zeit der ältesten Pfahlbauten der Urochs, der Wisent und der Elk, sogar der Steinbock hatte sich noch nicht in die Alpen zurückgezogen; reichlicher waren das Wildschwein und der Hirsch vertreten, seltener Bär, Wolf und Fuchs. Als zahme Thiere finden wir das Pferd, das Rindvieh, die Ziege, das Schaf, das Schwein, den Hund. In den Seeen fanden die Pfahlbauer Seeottern und Biber, wilde Enten, Gänse und Schwäne, Störche und Reiher, Fische mehrerer Arten, Frösche und Schildkröten; aus der Luft schossen sie Adler, Geier, Habichte, Eulen, Staare, Amseln, Tauben u. s. w. herab. Mit den Höhlenbewohnern, deren wir vorher gedachten, theilten sie die

Liebhaberei zu dem leckern Mark der Knochen, die man daher stets zerschlagen findet. In freien Stunden vergnügten sie sich Winters auf der blanken Eisfläche des Sees mit Schlittschuhlaufen auf Pferde- und Rinderknochen, die an die Füße befestigt wurden, wie dies im Norden noch bis vor kurzer Zeit vorkam.

Die Pfahlbauten bildeten Dörfer und kleinere Ortschaften; man hat Stationen gefunden, welche bis sechszigtausend Quadratmeter bedeckten und solche, die auf vierzigtausend Pfählen ruhten. Die Pfähle wurden meist in den Seeboden eingetrieben, oft aber auch an horizontal gelegte Pfähle oder Packwerk (Faschinen) befestigt. Manchmal waren auch Steinhaufen die Grundlagen. Auf das Pfahlgerüst kamen die Hütten zu stehen, deren Boden, aus Brettern bestehend, mit Lehm und Steinen belegt wurde. Leider sind keine Hütten mehr erhalten; daher kennen wir auch ihre Form und innere Einrichtung nicht. Sie sind nebst dem das Wasser überragenden Theile des Unterbaues meist durch Feuer zerstört worden, wie die Beschaffenheit der Pfähle beweist. Diese Brände beförderte wahrscheinlich, wie noch jetzt oft, der furchtbare Föhn. In seichtern Seeen wurden die Pfahlbauten wol in Folge Ueberwucherns des Torfes unbewohnbar. Ueber das Zeitalter, in welchem die Pfahlbauten entstanden, bestanden und zu Grunde gegangen sind, fehlen alle sichern Anhaltspunkte; die ältesten sind sicher ein paar tausend Jahre vor Christus zu versetzen.

Welchem Zwecke dienten nun aber die Pfahlbauten? Diese Frage ist gegenüber der allerdings seltsamen Form dieser Wohnungen aufgestellt worden. Die einfachste Antwort darauf, welche sich zudem auf die in den Pfahlbauten gefundenen Gegenstände stützte, lautet, daß sie eben Wohnungen gewesen, welche die damaligen Bewohner zur Sicherheit vor Feinden, weniger vor wilden Thieren, in den Strandfluten der schönen Seeen aufgeschlagen, wol auch, um leicht der Fischerei obzuliegen und besser den Verkehr mit den Nachbarn pflegen zu können, der auf dem Lande durch die dasselbe noch überall bedeckenden Wälder sehr erschwert war.

Gelehrten Sonderlingen war allerdings diese Lösung, wie Baer richtig sagt, allzu einfach und natürlich. Die originellste Erklärung versuchte in einer ausführlichen und grundgelehrten Schrift Professor Pallmann in Berlin,*) indem er zu beweisen suchte, daß die Pfahlbauten nichts anderes als Stationen einer Handelsverkehrsstraße zwischen Massalia und dem Norden gewesen, in welchen die massaliotischen, italischen, gallischen und selbst karthagischen Kaufleute ihre

*) Die Pfahlbauten und ihre Bewohner. Greifswald 1866. Besonders S. 109 ff.

Waaren aufspeicherten und in Zeiten der Muße verschiedene Gegenstände fertigten, die jetzt in den Pfahlbauten gefunden werden, die Seeen aber deshalb zum Aufenthalt wählten, um vor den gegen ihren Schacher erbosten Eingeborenen sicher zu sein! Nun bergen aber die Schlammbetten der Schweizerseeen keine Schätze, deren Handelsvertrieb sich der Mühe lohnte, und sind so zahlreich, daß die angeblichen Kaufleute die Eingeborenen an Zahl hätten übertreffen müssen. Aehnliche Fantasien wie Pallmann producirte auch Franz Maurer, während der Waatländer Blanchet in den Pfahlbauten Priesteransiedelungen (!) erblickte. Nun weiß aber schon der alte Herodot (V. 16), daß in Thrakien die Anwohner des Berges Pangaion, die Doberer, Agrianen, Odomanten und die Leute am See Prasias ihre Wohnungen auf hohen Pfählen in diesem See errichteten, zu denen vom Lande her nur eine einzige schmale Brücke führte, daß sie da mittels Fallthüren im Boden der Häuser fischten und ihre kleinen Kinder mit Seilen am Fuße anbanden, damit sie nicht in's Wasser fielen. Durch diese Art des Wohnens entgingen sie der Gewalt der Perser. Hippokrates wußte von Wohnungen über dem Wasser am Phasis in Kolchis. Die Bilder der Trajanssäule in Rom zeigen u. A. die Verbrennung eines dakischen Pfahldorfes durch die Römer (obschon kein römischer Schriftsteller etwas von Pfahlbauten sagt). Weiter wurden solche Bauten aus altägyptischer Zeit am Roten Meere gefunden; Abulfeda kennt welche im syrischen See Agamea; auf Pfählen sind das stolze Venedig, die Kosakenhauptstadt Nowo-Tscherkask und die holländische Metropole Amsterdam gebaut und im fernen Osten Bruni, die alte Kapitale von Borneo, und Bangkok, das Häuser- und Schiffmeer Siams. Uncivilisirte Völker bedienen sich der Pfahlbauten noch gegenwärtig in Neuguinea, auf den Sunda-Inseln, im afrikanischen Strome Benue, am Tschadsee. Die Aehnlichkeit der Pfahlbaudörfer der Urbewohner an der Nordküste Südamerika's mit der Lage Venedig's gab jenem Lande den Namen Venezuela (Klein-Venedig), und auch der Orinoco trägt Wohnungen dieser Art, die zwischen Palmbäumen befestigt sind. Hier finden die Roten Schutz gegen die Mosquitos und die Sonnenhitze, in Afrika entgehen die Schwarzen den Schlangen und der Feuchtigkeit des Bodens, und so gibt es noch verschiedene Beweggründe zu dieser Bauart; aber überall ist ihre Bestimmung die, darin zu wohnen.

Pfahlbauten von der Klasse derjenigen in der Schweiz, nämlich vorgeschichtliche, fanden sich auch im Süden der Alpen, im Langensee, im kleinen See von Varese, bei Peschiera im Garda-See, dann in den österreichischen und bairischen Alpenseeen, in Seeen Savoiens und Südfrankreichs, nordwärts in Mecklenburgs, Pommerns und Brandenburgs Seeen und Mooren und in der Elsterniederung bei Leipzig.

Sie sind, wie die Schweizer Pfahlbauten, von verschiedenem Alter; denn während die deutsche Schweiz blos die Steinzeit kennt, leben in der französischen, sowie weiter südlich, in Italien und Frankreich, und nördlich, in Baiern und Mecklenburg, auch Bronze- und Eisenzeit wieder auf, in Brandenburg und Pommern blos die letztere.

Anders als die mitteleuropäischen Pfahlbauten sind die irischen Crannoges („Holzinseln") beschaffen, die zwar dem nämlichen Zwecke dienten, aber aus fester Masse von Steinen und Stämmen bestehen, die bald mit dem Ufer durch Brückendämme in Verbindung sind, bald aber auch nur zu Schiffe erreicht werden können, wie man auch bei einer jeden solchen „Insel" ein Baumstammboot (Canoe) fand. Sie wurden noch in der historischen Zeit bis vor wenigen Jahrhunderten bewohnt und als eine Art Festungen benützt. Wieder einen andern Anblick bieten die italienischen, namentlich in der Emilia vorkommenden „Terramaren" dar, jetzt auf trockenem Lande befindliche Anhäufungen von Erde, Knochen, Gefäßen und verschiedenen Geräten. Manche halten sie für ehemals in künstlichen Wasserbecken angelegte Pfahlbauten, deren feuchtes Element aber vertrocknet ist, während der Bau selbst, durch Schutt, Speiseabfälle, Kehricht u. s. w. in eine Anhöhe verwandelt wurde. Andere bestreiten diese Annahme. Die Fundgegenstände sind dieselben wie in den Schweizer Pfahlbauten, und zwar vorzugsweise aus dem Bronzezeitalter, nebst Knochen von allen jetzigen Haus- und Jagdsäugethieren, sowie vom Bären und vom Stachelschwein.

Die Pfahlbauten dauerten theilweise bis zur Zeit der römischen Weltherrschaft herab; denn sie erstrecken sich nicht nur in die Eisenzeit, welche in dieser Periode ihren Anfang nahm, sondern diejenigen des Neuenburger- und Bielersees enthalten auch römische Münzen, Ziegel und Töpferarbeiten. Wie diese Gegenstände dahin gelangten, und wie es kam, daß die römischen Schriftsteller und der spätgriechische Geograph Strabon nichts von den Pfahlbauten berichteten, während doch Herodot diejenigen in Thrakien so auffallend gefunden hatte, — das sind bis heute Rätsel geblieben. Der letztere Umstand würde dafür sprechen, daß die Pfahlbauten geraume Zeit, ehe die Römer mit dem Schauplatze derselben bekannt wurden, bereits zu Grunde gegangen und vergessen waren und daß die in den schweizerischen Pfahlbauten gefundenenen römischen Gegenstände erst nach dem Verschwinden dieser Bauwerke vom Ufer aus in den See gefallen, der ja überall Pfahldörfer getragen hatte, denn es ist dies nur im Neuenburger- und Bielersee der Fall, welche die meisten Ansiedelungen besaßen.

Die Pfahlbauleute gehörten ohne Zweifel sämmtlich — höchstens mit Ausnahme jener in Norddeutschland — dem Stamme der Kelten an, und waren mithin die ältesten arischen Bewohner Mitteleuropas.

Sie müssen nicht kriegerischer Natur gewesen sein; denn unter den in ihren Wohnungen gefundenen Gegenständen nehmen die Waffen einen sehr geringen Theil in Anspruch. Aus der Bronzezeit finden sich in denselben nur wenig Schwerter, Dolche und Pfeilspitzen, mehr Lanzenspitzen. Zahlreicher noch sind die sog. Kelte, (oben S. 30) beilähnliche Werkzeuge, auch Beilmesser genannt, welche außerdem von Aegypten bis nach Skandinavien vorkommen und zu Handarbeiten sehr dienlich gewesen zu sein scheinen. Die Schmucksachen aus der Bronzezeit sind in den Pfahlbauten und Terramaren sehr einfach, sie beschränken sich auf Arm- und Fingerringe, Knöpfe, Nadeln und Kämme, letztere meist aus Knochen geschnitzt. Die Töpferwaaren, (Schalen, Tassen, Töpfe, Krüge, Urnen) zeigen mehr Feinheit und Manigfaltigkeit als in der Steinzeit, manche haben Zinnstreifen, die mit großer Eleganz angebracht sind, und doch arbeiteten die Töpfer noch ohne Drehscheibe. In den Terramaren haben die Geschirre die Verzierungen oft unten am Boden, so daß sie entweder nach dem Gebrauch umgekehrt aufgestellt oder hoch aufgehängt wurden. Die Verzierungen überhaupt bestanden in Kreis-, Schlangen- und Zickzacklinien, Vierecken u. s. w. Ferner gehörten in diese Periode der Pfahlbauten Angelhaken und Haarnadeln aus Bronze, dann sonderbare Gebilde aus Thon von halbmondartiger Gestalt, welche man für Mondbilder zu religiösen oder abergläubischen Zwecken hielt, Karl Vogt aber als Bänkchen erklärt, welche die Leute, die gleich manchen fernen Völkern der Gegenwart umfangreiche Haarfrisuren trugen, beim Schlafen unter den Kopf legten, um das Haargebäude nicht zu verderben. Damit im Zusamenhange sollen die fast einen Meter langen Haarspieße stehen, mit welchen sich die erwähnten Opfer antiker Modethorheit durch den dichten Haarpelz auf der Kopfhaut kratzten.

Die bereits angedeutete Eisenzeit der Pfahlbauten hat vorzüglich zu La Tène am Neuenburgersee ihre Hinterlassenschaft aufgespeichert. Die Bronze ist dort nur noch schwach vertreten; von Eisen sind Waffen, land- und hauswirthschaftliche Werkzeuge vorhanden. Die Schwerter sind trefflich bearbeitet und zwar durch größere Werkstätten, wofür ausgeprägte Fabrikzeichen sprechen. Die ebenfalls eisernen Scheiden sind mit grotesken Thiergestalten verziert. Andere eiserne Geräte sind Lanzenspitzen, Aexte, dreizinkige Gabeln, Messer, Scheeren, Schabeisen, Kellen u. s. w. Auch die Bügelfibeln sind von Eisendraht, Arm- und Halsringe von Glas, Gold und Bronze.

Dies sind die jüngsten Lebenszeichen der Pfahlbauten. Vor der Berührung mit den Römern schon müssen deren Bewohner ihre nassen Heimstätten aufgegeben und nach dem trockenen Lande verlegt haben, das ihnen doch mehr Raum und dauerhaftere Wohnsitze darbot; auch müssen sie sich bereits so sehr entwickelt haben, um Feinde nicht mehr

so sehr zu fürchten. Und so gingen jene seltsamen Wohnungen ganz im Stillen zu Grunde, um erst nach wenigstens zweitausend Jahren den Nachkommen ihrer Bewohner von ihrem Dasein Kenntniß zu geben.

Dritter Abschnitt.

Die Entwickelung des Gedankenaustausches.

A. Die Sprache.

Ueber die Sprachen der ältesten Menschen, z. B. der europäischen Ureinwohner, und der späteren, immer noch vorgeschichtlichen, die in den Pfahlbauten und gleichzeitigen Landwohnungen lebten, wissen wir nichts. Daß dieselben jedoch sämmtlich sprachen, kann keinem Zweifel unterliegen, indem die Verfertigung von Werkzeugen, wie wir sie von ihnen besitzen, das Zusammenleben, die gemeinschaftlichen Mähler und die Bestattung der Todten notwendig einen Gedankenaustausch erforderten. Die Sprache ist sicher jeder andern Kulturäußerung vorangegangen. Beweis dafür ist, daß auch Thiere eine Sprache, wenn auch keine gegliederte haben, ohne des Feuers und der Werkzeuge kundig zu sein, daß Völkerstämme, welche in der Kultur der Arbeit noch auf der tiefsten Stufe stehen, doch bereits Sprachen haben, die durch ihren Reichtum und ihre Biegsamkeit mit den vorgeschrittensten den Vergleich aushalten, und daß auch sämmtliche bekannte Völkerstämme fähig sind, andere Sprachen, auch die gebildetsten, zu erlernen. Die Sprache hatte somit längere Zeit, sich zu entwickeln, als der Gebrauch der Werkzeuge und des Feuers.

Demnach kennen wir im Gebiete der Sprache nur die Entwickelung in historischer Zeit; denn über die vorgeschichtlichen Sprachen konnten in Ermangelung einer Buchstabenschrift keine Denkmäler hinterlassen werden, und die jüngeren Kulturmomente des Menschen, Wohnung, Werkzeuge und Kleidung, haben daher eine ältere Geschichte, als die denselben vorangegangene Sprache. Dagegen sind jene Kulturmomente vergänglicher und bedeutenden Veränderungen unterworfen, die schon in Jahrhunderten scharf von einander abstechen, während die Sprache, ist sie einmal ausgebildet, beständiger bleibt und nur in unwesentlicheren Punkten der Veränderung unterliegt. Die Wohnungen und Geräte der vorgeschichtlichen Zeit sind für die nächst darauf fol-

gende geschichtliche spurlos verschwunden und zu Grunde gegangen und erst den spätesten Nachkommen war es vorbehalten, sie wieder zu entdecken und der vollkommensten Vergessenheit zu entreißen. Eine solche schroffe Spaltung zwischen früherer und späterer Zeit kennt die Geschichte der Sprache nicht; selbst die sogenannten todten Sprachen leben ununterbrochen bei den gebildeten Nachkommen und selbst bei Völkern andern Stammes fort, und theilweise gehen sie allmälig und unmerklich in Tochtersprachen über, welche sich wieder über ganze Nationen sowol, als in fremde Länder verbreiten. Sprachen aber, welche, ohne weiter bekannt zu werden, aussterben, kann auch Niemand vermissen.

Es ist als ziemlich sicher anzunehmen, daß sich die menschliche Sprache allmälig aus einer den sogenannten Sprachen der Thiere ähnlichen Mittheilungs- und Verständigungsform, mittels vieltausendjähriger Entwickelung, herausarbeitete. Die notwendige Voraussetzung der Menschensprache ist das Aufrechtgehen. Erst lernte der Mensch aufrechtgehen und dann sprechen. Jedenfalls lernte er das erstere schon am Herde des Ursprungs der Menschheit; seine ganze Organisation widerspricht der übrigens niemals behaupteten Annahme, daß Menschen in anderer als aufrechter Stellung gewandert wären. Zum Aufrechtgehen bestimmten aber den Menschen vorzüglich sein Mangel an Vertheidigungsmitteln gegen feindliche Thiere und die Notwendigkeit, sich in solchen Fällen der Hände zu bedienen und sich beim Stehen und Gehen auf die Füße zu beschränken. Nachdem der Mensch frei und offen und aufrecht dastand, entwickelte sich die eigentliche (artikulirte) Sprache; in diesem Punkte ist es jedoch sehr ungewiß, ob am Ursitze der Menschheit, oder erst auf den Wanderungen. Erstere Meinung ist neulich von Gerland verfochten,*) welcher für die Veränderlichkeit der Sprache eine Lanze gegen die Ansichten Schleicher's, Häckel's u. A. einlegt und die Annahme sprachloser Urmenschen (Alalen) bekämpft. Eine unvollkommene Sprache, die wir jedoch nicht näher bezeichnen können, hatten die Menschen an ihrem Ursitze ohne Zweifel; ohne eine solche wäre der Entschluß der Auswanderung nicht erklärlich; es handelt sich aber um die ausgebildeten Sprachen, deren große Verschiedenheit auf getrennte Entstehungspunkte hinweist, wenn schon unter den einander unähnlichsten hie und da verwandte Züge vorkommen. Das Erblicken neuer Gegenstände, Meere, Gebirge, Pflanzen, Thiere u. s. w., das Empfinden ungewohnter Temperaturen und Klimate, das Vernehmen neuer Laute, z. B. von Gewittern, Meeresbrandungen, vulkanischen Ausbrüchen, besonders aber von Thieren, alles dies, was die ältesten

*) A. a. O. S. 295 ff.

Menschen sowol an ihrem Ursitze, als auf ihren Wanderungen überraschte, entlockte ihnen Ausrufe der Verwunderung.*) Daß die aufrechte Haltung der Sprachbildung äußerst günstig ist, indem sie die Luft freier und schneller aus- und einzuathmen gestattet, als die Neigung der Brust gegen den Erdboden, sehen wir klar genug an den Vögeln, welche obschon auf einer tiefern Stufe der Organisation, als die Säugethiere stehend, doch diese an Reichhaltigkeit der Tongebung übertreffen und sogar menschliche Rede täuschend nachahmen können, was kein Säugethier kann. Die aufrechte Haltung und der damit verbundene freiere Gebrauch der Lunge fordern Wesen, denen Stimme verliehen, gewissermaßen von selbst zur Artikulirung der Laute auf, wie denn z. B. Taubstumme aus eigenem Antriebe und ohne Anleitung oft, wie Tylor sagt, „mehr oder minder artikulirte Laute hervorbringen, mit denen sie eine bestimmte Bedeutung verbinden und die sie, wenn einmal gemacht, in der Folge stets im nämlichen Sinne anwenden.“ Auf ähnliche Weise müssen wir annehmen, daß es den Anfangs sprachlosen Urmenschen ging. Laute der Verwunderung waren die ersten Schritte zur Ausbildung der menschlichen Sprache; die Interjektionen sind die ältesten Worte, was schon daraus hervorgeht, daß sie aus blos einem oder zwei Lauten bestehen (o! ah! ach! ei! au! oi! ha! he! ho! hu! u. s. w.). Ganz natürlicher Weise verbanden sich mit den Lauten der einfachen Verwunderung solche positiver und negativer Verwunderung, d. h. der Freude und des Abscheus gegenüber ungewohnten Dingen (wie noch jetzt bei uns: juchhe! pfui! 2c.). Damit hing weiter auch die Nachahmung von Tönen und Lauten zusammen, welche von den bewunderten, beziehungsweise verabscheuten oder gefürchteten Dingen ausgingen, und zunächst nach den Interjektionen entstanden die onomatopoetischen Wörter. Die ältesten Sprachen müssen ganz interjektionsartig und onomatopoetisch gewesen sein, sie müssen sich völlig auf die Natur bezogen haben, von welcher der Mensch noch ganz abhängig war. Die sog. Naturlaute haben sich ja bis in unsere Zeit erhalten, z. B. unser brummen, summen, schnarren, knattern, schnattern, bellen, puffen, zischen, krachen, klappern, rasseln, wispern, flattern, jauchzen, pusten, gackern, muhen, krähen, wiehern, schmatzen, schnalzen, und die Namen Kukuk, Kiebitz, Rabe, Krähe, Uhu, Pfau, — Glocke, Klingel, Trommel u. s. w. Nach und nach aber begann der Kampf um das Dasein; denn mit der fortschreitenden Sprachentwickelung hielt auch das Denken Schritt und dieses

*) Nicht zu verwechseln mit dem Sinne für Naturschönheit, der sich erst in neuerer Zeit entwickelte. Es handelt sich um das Erstaunen, welches ja selbst das Vieh auf der Weide beim Erblicken des Eisenbahnzuges und welches alle Wilden, zu denen die ersten Weißen kamen, über die Schießgewehre, Kleidung, bleichen Gesichter u. s. w. kundgaben.

brachte auch die Menschen zum Bewußtsein ihrer Unvollkommenheit. Je nachdem sie in Zonen und Länder verschlagen oder vertrieben oder in solchen festgehalten wurden (s. oben S. 18 ff.), waren sie genötigt, zu arbeiten, um sich Nahrung, Obdach, Kleidung und Geräte zu verschaffen, und dabei wurden die onomatopoetischen Wörter zu sachbezeichnenden, oder durch solche ersetzt, d. h. sie fingen an, sich mehr auf die bezeichnete Sache, als auf den von derselben ausgehenden Schall zu beziehen, ohne daß es uns jetzt mehr möglich ist zu ergründen, warum für diese oder jene Begriffe, gerade diese oder jene Lautverbindungen gewählt wurden. Wahrscheinlich geschah es oft, daß ein Gegenstand den Namen oder wenigstens einen ähnlichen, der Interjektion erhielt, welche bei seinem Anblicke zuerst geäußert wurde. Die Ausrufe, mit welchen man noch jetzt die Thiere lockt oder vertreibt, ohne daß sie in der wirklichen Sprache letztere bezeichnen, z. B. Loba in der Schweiz für Kuh, Dede für Hund, Miez in Deutschland für Katze, mögen vielfach zu Thiernamen geworden sein.*) Zur Arbeit machte die Menschen die freie Bewegung der nicht mehr zum Gehen dienenden Hände ganz besonders geschickt, und je manigfaltiger diese Bewegungen sowol, als die Produkte derselben im Kampfe mit der äußeren Natur waren, desto reicher wurde auch die Sprache. An die Stelle der Naturlaute traten Sprachwurzeln und abgeleitete Formen, und erstere waren am Ende nicht mehr mit Sicherheit zu erkennen und immer schwerer nachzuweisen; denn es gibt scheinbar onomatopoetische Wörter, welche sich auf Wurzeln zurückführen lassen, in denen keine Naturnachahmung erkennbar ist, welche jenes daher entweder zufällig sind oder diesen Charakter durch Anlehnung an Naturlaute nach und nach erhalten haben. Zu diesem Fortschritte trug ohne Zweifel auch das sich entwickelnde Familienleben sehr Vieles bei, indem es mit der Arbeit, die ja in engeren Kreisen gemeinschaftlich sein mußte, im innigsten Zusammenhange steht. Die Stellungen der einzelnen Familienglieder erforderten feste Bezeichnungen, welche, wie Vater und Mutter, Bruder und Schwester, noch jetzt zu den einfachsten und ursprünglichsten Wörtern gehören und innerhalb der Sprachstämme in den einzelnen Sprachen engere Verwandtschaft verraten, als die meisten übrigen Begriffsbenennungen. Ja die Namen Vater und Mutter überschreiten die Grenze der Sprachenverwandtschaft, indem die Wörter aus den Wurzeln pa und ma, bald in gleicher Bedeutung, bald umgekehrt, bald nur die eine von beiden, unzähligen, einander sonst ganz fremden Sprachen gemein sind; denn sie gehen unmittelbar aus dem unwillkürlichen Stammeln des Kindes hervor. So heißt

*) Vergl. die ausführliche Darstellung dieses Punktes bei Tylor, Anfänge der Kultur. I. S. 175 ff.

z. B. Vater in verschiedenen Sprachen uncivilisirter Völker aller Erdtheile: ba, pa, fa, baa, aba, apa, bab, babi, baba, papa, bap, bapa, paba, fafa, wawa, dann wieder da, ada, atta, dada, tada, tata und Mutter ma, ama, amma, mama, memi, mo, omo, eme, na, ne, ene, ina, nana u. s. w. Es gibt aber auch Sprachen, in welchen mama Vater und solche in welchen papa oder dada Mutter heißt. Es ist daher auch nicht unwahrscheinlich, daß hervorragende Familienglieder es waren, welche mit den Bezeichnungen der Gegenstände vorangingen und von den weniger begabten Verwandten nachgeahmt wurden, und so kam es, daß die Sprachen nahe beisammen wohnender verwandter Stämme unter einander verwandt blieben, während Stämme, die sich, wenn auch verwandt, doch in weit auseinander liegenden Gegenden niederließen, in ihren Sprachen jeden Zusammenhang verloren. Das letztere geschah vorzüglich und im weitgehendsten Maße unter den Uramerikanern, welche zwar unter sich gleichartigen Wort- und Satzbau, aber durchaus verschiedene Wortformen haben, während dagegen die Malaien trotz ihrer ungeheuer weiten Verbreitung sprachverwandt blieben. Es zeigt dies, daß das Meer weit enger verbindet, als die riesigen endlosen Ebenen der Pampas, Llanos und Prärien und die ebenso beschaffenen Urwälder Brasiliens und Nordamerikas. Noch enger aber verbindet die Intelligenz, wie die arische oder indogermanische Völkerfamilie zeigt, deren Glieder in ihrer Verkettung durch fremde Stämme mehrfach unterbrochen wurden und dennoch das gemeinsame Band hoch ausgebildeter Sprache unter sich bewahrt haben.

Die Entwickelung der Sprachen von den einfachsten Interjektionslauten bis zu grammatikalisch gegliedertem Bau hat jedenfalls eine Zeit in Anspruch genommen, welche aller unserer Berechnungen spottet. So fest wir überzeugt sind, daß der Mensch sprach, d. h. in unterscheidbaren Lauten und Worten, und wenn es blos sogenannte Naturlaute waren, sich verständigte, ehe er vom Feuer und von Geräten, ja ehe er von einem geordneten Familienleben etwas wußte, ebenso fest steht für uns, daß das Feuer längst schon brannte und die Werkzeuge aller Art, wenn auch wol erst die steinernen, in Anwendung waren, als die uns bekannten Sprachen, die lebenden sowol als die todten, ihre älteste Form, von der wir etwas wissen, erreichten oder, mit anderen Worten, als sie ein organischer Bau zur mündlichen Darstellung aller den betreffenden Völkern geläufigen Begriffe wurden. Es ist daher wahrscheinlich, daß die ausgebildeten Sprachen jünger sind als die älteren Funde der Steinzeit; daß sie bei den verschiedenen Völkern zu sehr verschiedenen Zeiten die Stufe der Vollendung erreichten, ist selbstverständlich.

Ein wesentliches Hilfsmittel zur Entwickelung der Sprache waren die Geberden. Die ältesten vorgeschichtlichen Sprachen nahmen neben

den schon erwähnten Interjektionen und onomatopoetischen Lauten zur Vervollständigung der Gedankenmittheilung in ausgedehntem Maße die Geberdensprache zu Hilfe, wie dies noch jetzt bei den auf tiefer Kulturstufe stehenden Völkern und Individuen der Fall ist. Je weiter die Sprache und die Bildung vorschritten, desto mehr nahmen die Geberden ab. Bei den jetzt an der Spitze der wissenschaftlichen Bildung stehenden Völkern, Deutschen und Engländern, ist die Geberdensprache auf ein Kleinstes beschränkt, während sie bei weiter zurückgebliebenen Völkern Europa's noch sehr stark zur Verständigung mitwirkt, woran freilich auch das lebhaftere Temperament des Südens seinen Theil hat. Wie die Taubstummen genötigt sind (soweit sie nicht sprechen gelernt, was erst eine Errungenschaft der Gegenwart), sich vollständig auf die Geberdensprache zu beschränken, ja dieselbe unter sich auch üben, wenn sie sprechen gelernt haben, und dies auch zwischen Solchen erforderlich ist, welche die gegenseitige Sprache nicht verstehen, so können die Gebildetsten und mit der Sprache in allen Theilen Vertrauten jeder zum Gedankenausdrucke dienenden Hand- und Muskelbewegung entbehren. Die Geberdensprache bezieht sich noch unmittelbar auf die auszudrückenden Begriffe selbst und bedarf keiner künstlichen Herleitung aus denselben; hat es daher die Sprache dahin gebracht, jedem Begriffe seinen bestimmten Namen zu geben, so wird die Wiedergabe der Gegenstände, über die man sich unterhält, durch ihnen selbst, ihrer Gestalt oder ihrem Schall entnommene Verständigungsmittel, also Geberden und sog. Naturlaute, überflüssig. Indessen ist es bekannt, daß die Geberdensprache für den Notfall, und so lange es sich nicht um abstrakte Begriffe handelt, zur Gedankenmittheilung ausreicht. Das humane Bestreben, den Taubstummen und den noch unglücklicheren Blind-Taubstummen die Wolthat des Verkehrs mit Menschen zuzuwenden, hat hierin Großes zu Stande gebracht. Jedermann kann sich überzeugen, wie lebhaft sich Taubstumme durch mit Interjektionen vermischte Geberden unterhalten und wie befriedigt sie über diese Unterhaltung sind. Wir haben auch einst einen Blind-Taubstummen gesehen, mit welchem sich sein Lehrer durch eine blos auf den Gefühlssinn beschränkte Geberdensprache unterhielt und dessen Gesichtszügen man das vollkommene Verständniß ansah. Die Zeichen, welche den gebildeteren Taubstummen unserer Zeit geläufig sind, und von denen jedes einen eigenen Begriff darstellt, indem es denselben gleichsam in einem verkürzten Bilde vor Augen zeichnet, sollen sich auf fünftausend belaufen (das Fingeralfabet gehört nicht hierher), und es werden selbst abstrakte Begriffe damit ausgedrückt. Sehr leicht lernen die taubstummen Kinder diese Geberdensprache, und so wird sie sich auch bei den ältesten sprechenden Menschen, deren tönende Sprache noch nicht ausgebildet war, von selbst

vervollkommnet haben. Es wäre auch nicht undenkbar, daß die Zeichen, welche für gewisse Begriffe bei den verschiedenen Völkern verwendet wurden, durch ihre Gestalt und Anwendung zu den in der Folge entstandenen Namen der betreffenden Begriffe irgend welche Veranlassung geboten haben, deren näherer Hergang uns aber natürlich stets dunkel bleiben wird. Ehe dies geschehen konnte, war allerdings das Vorhandensein einer Anzahl von Wörtern notwendig. Dies waren ohne Zweifel die am häufigsten vorkommenden Haupt- und Zeitwörter, mit welchen die Familien- und Stammhäupter durch Zusammenfügung von Lauten die betreffenden Gegenstände und Thätigkeiten bezeichneten, vielleicht auf der Grundlage von Interjektionen, die auf diese Begriffe irgend einen Bezug hatten. Gab sich dann durch Uebung des Denkens das Bedürfniß nach weiteren Wörtern kund, um die Gedanken klarer darzustellen, d. h. sie zu Sätzen auszubilden, so mögen die Geberden, welche anfangs für diese Ausfüllworte (Adverbien, Präpositionen, Konjunktionen u. s. w.) angewendet wurden, mittels der Körpertheile oder anderer Gegenstände, auf die sie sich bezogen, die nachherigen betreffenden Lautverbindungen begründet haben. Bei den Taubstummen irgendwo z. B. wird das Wort „noch“ durch eine Bewegung der geballten Fäuste dargestellt; in ähnlicher Art mögen solche Wörter auch vor der Ausbildung der Wortsprache ausgedrückt worden sein. Es kam vor, daß Taubstumme von sich aus gewissen Thätigkeiten und Gegenständen theils willkürliche, theils solche Namen gaben, welche mit der für dieselben gebrauchten Geberde Aehnlichkeit hatten. Ein Solcher z. B. nannte das Essen „Mumm“, was offenbar daher rührt, daß die Lippen zum Essen und zur Aussprache jener Silbe eine ähnliche Bewegung machen. Solche Wortbildungen mögen bei den Urmenschen auch vorgekommen sein.

Ein großer Mangel der Geberdensprache ist immer derjenige an Beugung der Worte. „Sprechen“, „spreche“, „sprach“, „gesprochen“, „Sprache“, „Sprecher“, „Spruch“, „Sprichwort“ u. s. w. können in derselben nicht unterschieden werden; es gibt aber auch gesprochene Sprachen, welche der Beugung entbehren, z. B. die ihre Formen durch Agglutination (Anlötung) bildenden ural-altaischen Sprachen, dann die in ihren Wörtern ganz unveränderlichen einsilbigen, wie z. B. das Chinesische, — ja sogar Sprachen, die sich beinahe bis zur Beugungslosigkeit abgeschliffen haben, wie das Englische; — dieselben besitzen dessenungeachtet großen Reichtum in der Ausdrucksweise. Der Geberdensprache fehlt aber auch die Betonung, welche ein wesentliches Element im Verständniß der gesprochenen Sprache ist. Es gibt Sprachen, in welchen die nämlichen Lautverbindungen je nach der Betonung einen verschiedenen Sinn haben, so namentlich mehrere ostasia-

tische und afrikanische, während in den europäischen Sprachen die Synonymen vorherrschen, deren Sinn bald durch die Stellung im Satze, bald durch die Schreibart oder Aussprache bestimmt wird. Sowol die Synonymen, als die Homonymen, welche letzteren einem und demselben Gegenstande nach Bedürfniß verschiedene Ausdrücke widmen, fehlen in der Geberdensprache gleich den meisten abstrakten Begriffen. Das Denken drängte daher notwendig nach Ausbildung der Wortsprache und Zurücktreten der Geberden. Eine Pantomime z. B. stellt wol Situationen und Ereignisse und höchstens Gefühle und Empfindungen dar, aber tiefe Gedanken kann sie nicht äußern, und das nämliche ist der Fall mit der Musik ohne Worte, in welcher nur willkürliche Einbildungkraft oder Spizfindigkeit solche Gedanken suchen kann, welche auf logischer und dialektischer Thätigkeit beruhen.

Die Wissenschaft kann sich durchaus weder der Geberden-, noch einer beugungslosen Wortsprache bedienen*), und so auch die höhere Dichtkunst und Beredsamkeit, während dieselben für das gewöhnliche Leben, für den Gesichtskreis populärer (nicht dogmatischer und historischer) Religion ausreichen; ja in Sachen des Gefühls und Affektes ist die Geberdensprache weit reicher als die Wortsprache. Gleich den Taubstummen beweisen dies die sog. Wilden in ihrem Verkehre mit ihrer Sprache Unkundigen, und man kann ihren Reichtum an Zeichen und Geberden nur bewundern.

Die Geberden sind in der Folge, da sie zum Gedankenausdruck immer überflüssiger wurden, vielfach in den Sitten und Gebräuchen als sinnbildliche Handlungen bei verschiedenen Lebensverhältnissen festgehalten und sogar zu allgemeiner Regel, ja oft Pflicht geworden. Dahin gehört z. B. der Händedruck, Kuß u. a. Zeichen der Begrüßung und Freundschaft, die Verbeugung als Zeichen der Ergebenheit und Demut, oft verbunden mit oder ersetzt durch Entblößung des Kopfes, der Füße u. s. w., das Händeklatschen als Zeichen der Freude und des Beifalls, das Herausstrecken der Zunge als Zeichen der Verachtung u. s. w., welche alle nebst vielen anderen bei den verschiedensten und entlegensten Völkern üblich sind, was oft etwas höchst Ueberraschendes hat. Ebenso auffallend sind direkte Widersprüche zwischen den Zeichen verschiedener Völker. Die Inder winken gerade so zum Kommen, wie wir thun, wenn wir zur Entfernung auffordern; die Türken nicken zur Verneinung und schütteln den Kopf zur Bejahung!

*) Bei den Chinesen, welche in gewissem Maße wissenschaftliche Literatur besitzen, ersetzt die reiche Schrift den Mangel der Beugung. Die Prätensionen der beugungslosen magyarischen Sprache zur Alleinherrschaft in Ungarn müssen ihre Berechtigung erst noch beweisen. Ein Surrogat der Beugung kann die Agglutination oder Sufficirung der uralaltaischen Sprachen zur Not werden.

Die Geographen Plinius und Pomponius Mela behaupten, daß es noch zu ihrer Zeit in Aethiopien Menschen ohne Zunge (Sprache) gegeben habe, welche sich durch Winke und Geberden verständigten. Ja noch in der neuesten Zeit berichten Reisende von sog. wilden Völkern, in Afrika sowol, als in Nordamerika, deren Sprache „im Finstern nicht verständlich" sei und der Geberden zur Ausfüllung bedürfe. Brasilische Stämme, wie die Puris ergänzen stets ihre arme Sprache durch Geberden, namentlich um verwandte Begriffe auszudrücken, für welche sie nur ein Wort haben. Ja, kommt es nicht oft vor, daß selbst unsere hochgebildeten modernen Sprachen für einen Gedanken kein Wort finden? Wo ist der französische Ausdruck für „Aufklärung", wo der deutsche für das Fremdwort „Kultur"? Die Behörden der französischen Schweiz sprechen von „heimatloses", weil sie kein Wort in ihrer Sprache haben, welches diesen eigentümlichen Rechtszustand ausdrückt, und um das deutsche „Turnen", das doch zunächst vom französischen „tourner" kommt, wiederzugeben, bedienen sich die Franzosen der griechischen „gymnastique". Oft freilich sind solche Mängel nur eingebildet, und die Deutschen übernachten im „Bivouac", wie die Franzosen das gute alte deutsche „Beiwacht" geraderecht haben, und fahren auf der „Chaussée" statt auf der Landstraße. Und wie haben sich die Gelehrten den Kopf zerbrochen, um aus der französischen Korruption für „Eidgenossen" (Euguenots, Hugenotten) einen andern Sinn herauszubringen! Und doch ist das Wort nur dreihundert Jahre alt! Um so eher ist es erklärlich, daß die ältesten Ausdrücke der Sprachen, welche in vorgeschichtlicher Zeit entstanden, ihrem Ursprunge und ihrer Ableitung nach, welche wol oft eine zufällige, oft eine sinnlose und für uns lächerliche gewesen sein mag, nicht mehr gedeutet werden können.

Wie die Wörter, deren ja fortwährend, um die neuesten Entdeckungen und Verhältnisse zu bezeichnen, neue erfunden und eingeführt werden, so sind aber schon die einzelnen Laute nur allmälig in den Gebrauch der Menschen gekommen. Die Mohawks haben keine Lippenlaute und erklären es für lächerlich, beim Sprechen den Mund zu schließen. Die Polynesier haben nur acht bis zehn Konsonanten. Die Eingeborenen von Brasilien kannten bei der ersten Ankunft der Portugiesen kein f, l und r, daher auch, wie Letztere in ihrer Ergebenheit für Glauben, Gesetz und König meinten, weder fé, noch ley, noch rey. Die Hottentotten haben Schnalzlaute, welche keinem andern Volke bekannt sind und ihnen jenen, im Lande selbst unbekannten Namen von Seite der Holländer zuzogen. Der dem englischen th entsprechende Laut ist den Deutschen und vielen andern Völkern unbekannt, die Engländer haben kein ä, ö und ü, ebenso die Italiener, Letztere und die Franzosen keinen dem griechischen χ und unserm ch

entsprechenden Laut. Den Chinesen fehlt das allen Völkern mittelländischer Rasse unentbehrliche r, — die Griechen hatten und haben noch kein w, das uns, und als v den romanischen Völkern so wichtig ist, und die Russen entbehren des spiritus asper, unseres h. Es ist nun aber kaum denkbar, daß jedes Volk gerade die Laute, deren es sich heute bedient, auf einmal zusammengebracht habe, sondern weit eher, daß sie ihm nach und nach sozusagen aus dem Munde gewachsen sind, wobei die ethnographischen Eigentümlichkeiten und klimatische Einflüsse mitgewirkt haben müssen, wie ja noch jetzt z. B. Völker ebener Gegengen das rauhe ch der deutschen Schweizer und der Spanier schlechterdings nicht aussprechen können. Das Alfabet jedes Volkes erreichte daher schließlich eine Grenze, bei der es stehen blieb.

Der Wortschatz der Sprachen entstand nicht nur nach und nach, sondern unterlag auch zahllosen Veränderungen im Laufe der Zeit. In der ältern deutschen Sprache hieß wis (weise) soviel wie alt und tumb (dumm) soviel wie jung, Bube jeder junge Mensch, Pfaffe jeder Priester, Dirne jedes Mädchen, Weib jede Frau; sogar „das Mensch" wurde ohne Arg gebraucht; schlecht war ein Homonym von recht (jetzt in diesem Sinne zu „schlicht" geworden), einfältig hieß einfach, niederträchtig soviel wie leutselig, herablassend und in manchen Dialekten noch heutzutage. Auf veränderter Wortbedeutung und verändertem Wortlaute zugleich beruhen auch die vielen Dunkelheiten in der Ableitung der Orts- und Personennamen, an der oft alle Versuche der Erklärung scheitern. Aberglauben und Vorurtheile haben bei vielen Völkern Wörter zeitweise und für immer verbannt. Bei sog. wilden Völkern befehlen nicht selten die Häuptlinge die Abschaffung eines Ausdruckes und die Einführung eines andern. In der altdeutschen Julzeit sollten die Zwerge oder Elben sich in Mäuse verwandeln, daher man diese Thiere dazumal nicht bei ihrem Namen sondern nur „Bodenläufer" nennen durfte. In Polynesien verschwinden beim Tode eines Königs die seinen Namen bildenden Wörter aus der Sprache; so darf auch eine herrschende Krankheit dort nicht mit dem wahren Namen genannt werden. Aehnliche Gebräuche sind in Australien, Ostafrika, Nordasien und im Feuerlande an der Tagesordnung. So ist daher oft das einen Begriff bezeichnende Wort ein sehr junges und geht in der Geschichte der Sprache nicht bis zu deren Anfängen zurück.

Doch, das sind Ausnahmen. In der Regel steht fest, daß die konkreten, einzelnen Dinge zuerst Namen erhalten und die abstrakten, allgemeinen Begriffe erst mit vorgeschrittener Bildung an die Reihe kommen. Die rohen Jägervölker kennen und benennen trefflich die einzelnen Thiergattungen, welche sie jagen; aber sie haben kein Wort

für die Ordnungen und Klassen: Fisch, Vogel u. s. w., und noch weniger für Thier. Dasselbe ist der Fall mit den Pflanzen; der Begriff eines Baumes ohne Bestimmung der Gattung hat keinen Namen, bei den Choctaws in Nordamerika nicht einmal die Eiche, sondern nur die Schwarz-, Rot- und Weißeiche u. s. w., die Huronen verändern das Wort für „essen" je nach der Speise, die Eskimos das für „Fischen" je nach den Geräten. Die Malaien unterscheiden die Farben, wissen aber nicht, was „Farbe" im Allgemeinen ist. Die jetzt ausgestorbenen Tasmanier hatten keine Eigenschaftswörter, sondern verglichen die Dinge mit anderen, z. B. das Warme mit Feuer, das Harte mit Steinen u. s. w. Viele wilde Völker haben keine Ausdrücke für die Farben. So gibt es denn eine Menge verschiedener Stufen im Baue der Sprache, welche von unvollkommnerer zu vollkommnerer Organisation vorschreiten, ohne daß der Umstand, ob die Völker auf dieser Stufenleiter tiefer oder höher stehen, mit ihrer Kulturstufe und ihren civilisatorischen Verdiensten, immerhin die höchste Stufe ausgenommen, — etwas zu thun hätte, und es ist gewiß merkwürdig, daß in Bezug auf den Sprachbau die Australier und Hottentotten es weiter gebracht haben, als die hochgebildeten Chinesen! Wahrscheinlich haben alle Sprachen, wenn auch nicht sämmtliche, doch mehrere der unter der ihrigen stehenden Stufen mit der Zeit durchgemacht.

1) Die niedrigste Stufe der Sprachbildung nehmen die einsilbigen Sprachen ein, zu denen vor allem das Chinesische, dann das Tibetische und die hinterindischen Sprachen gehören. In diesen gibt es nur einsilbige Wortwurzeln, die ohne Veränderung aneinander gereiht werden und erst durch die Anordnung einen zusammenhängenden Sinn erhalten, wobei die Wortfolge streng vorgeschrieben ist.

2) Die Malaien haben schon außer den einsilbigen auch mehrsilbige Wurzeln, denen zur Bestimmung des Sinnes Lautgruppen meist vor-, seltener nachgesetzt werden; aber sie haben weder eine Beugung, noch einen Unterschied der Wortarten.

3) Die uralaltaischen Sprachen im Norden Asiens und Europa's (tungusische, mongolische, türkische, samojedische und finnische Familie) bilden bereits verschiedene Wortarten durch Anfügen bestimmter Suffixe an die Wortwurzeln (Agglutination), und zwar hinten an dieselben, was auch, jedoch mit Modifikationen, in den Sprachen der Australier und Dravidas der Fall ist. Vorne daran thun ganz dasselbe die südafrikanischen (Bantu- oder Kaffern-)Sprachen. Das Wurzelwort bleibt stets dasselbe, ob das Suffix (beziehungsweise Präfix) angehängt ist oder nicht.

4) Die amerikanischen Sprachen schreiten zur Verschmelzung der Wurzeln vor, so daß selbe nicht mehr unversehrt von einander

getrennt werden können; sie haben feste Wortarten und bilden Wörter, welche ganze Sätze ausdrücken.

5) Den Anfang mit dem doppelten grammatikalischen Geschlechte machen die Hottentotten, die eigentlichen Neger und die alten Aegypter, während dagegen hier die Wortarten noch nicht unterschieden und die Wurzeln fast nur einsilbig sind.

6) Weit höher stehen die semitischen Sprachen, welche die Stammwörter mit den sinnbestimmenden Lautgruppen fest verschmelzen. Die Beugung ist vollständig und auf bestimmte Formen begründet. Noch vollkommener sind die arischen oder indogermanischen Sprachen, welche drei Geschlechter haben und das Grundzeitwort sein besitzen, wessen sich kein anderer Sprachstamm rühmen kann.

Um aber diese Vollkommenheit zu erreichen, bedurfte es langer Entwickelung, die noch in Sprachresten tieferer Stufe vorhanden ist, welche die höchstorganisirten Sprachen beibehalten haben. Mit Wörtern wie „Hausthür", „Halbdunkel" u. s. w. stehen wir auf der Stufe der Chinesen, mit „Freundschaft", „Wahrheit", „Unschön", „Vorwort" u. s. w. auf jener der agglutinirenden Völker, mit „Herzensfreude", „Männertreue" begegnen wir den amerikanischen Sprachen; mit den Semiten können wir konjugiren: ich habe, du hast, er hat; aber „ich bin" gehört einzig und allein den Indogermanen an.

Für uns und für die Kultur der Menschheit überhaupt hat unter allen Völkerfamilien diejenige der Indogermanen die größte Wichtigkeit, indem ihr viele der wichtigsten Kulturvölker des Altertums und die gegenwärtig die Welt beherrschenden Völker angehören. Es sind auch über die Urgeschichte der Indogermanen allein bisher Forschungen angestellt worden. Aus der Verwandtschaft der indogermanischen Sprachen kann denn auch geschlossen werden, welchen Grad von Kultur ihre ältesten Sprecher besessen haben, ehe sie sich in die einzelnen Völkerstämme theilten, aus welchen sie jetzt bestehen. Welche Begriffe nämlich in allen oder in mehreren nicht nächstverwandten indogermanischen Sprachen verwandte Ausdrücke haben, die kannten auch die ungetrennten Indogermanen, — welche Begriffe in einem Theile indogermanischer Sprachen verwandt dargestellt werden, die kannte dieser Theil, nachdem er sich von den übrigen getrennt, aber sich selbst noch nicht in Völker verzweigt hatte.*) So weiß man aus der übereinstimmenden Grammatik der indogermanischen Sprachen, daß die Urväter dieser Familie bereits eine Sprachlehre, d. h. Regeln der Wortbeugung und Wortverbindung besaßen. Sie hatten ferner ausgebildete Familienverhältnisse und benannten alle Verwandtschaftsgrade mit

*) Schleicher, die deutsche Sprache. 2. Aufl. Stuttg. 1869. S. 83 ff. Spiegel, Eran. Altertumskunde. I. S. 423 ff.

besonderen bestimmten Namen, was bei tieferstehenden Völkerstämmen nicht der Fall ist. Nicht wie solche nannten sie eine Menge beliebiger Verwandten Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Sohn, Tochter, sondern nur Die, denen diese Benennungen wirklich zukommen; ja sie kannten schon die Bezeichnungen für weitere Grade, wie Oheim, Muhme, Neffe, Nichte, ja sogar für die Grade der Verschwägerung, wie Schwiegervater, -mutter, -sohn, -tochter, Schwager u. s. w. Es war demnach bei ihnen die Ehe schon eingeführt, ja sogar eine Stammesverfassung und Anfänge des Staatslebens mit Häuptlingen. Sie besaßen als Hausthiere den Hund, das Rind, Schaf und Pferd, bauten Getreide, namentlich Weizen und Gerste, trugen Kleider, kochten und backten, kannten die Metalle und selbst die Schifffahrt, natürlich nur auf Flüssen, zählten bis nahe an tausend, doch dies noch nicht, verehrten den Himmel und die Gestirne und hatten Sagen von diesen Naturmächten, in denen selbe als Götter und Helden oder Dämonen auftraten. Alle Sagen der indogermanischen Völker aber, ihren Ursprung betreffend, weisen darauf hin, daß der Ursitz dieser Völkerfamilie, vor ihrer Trennung in Stämme und Völker, wenigstens in der Nähe, wo nicht geradezu dort lag, wohin wir (oben S. 9 f.) die Urheimat der Menschheit verlegt, und daß die einzelnen Stämme sich ungefähr in der Weise, Richtung und Reihenfolge verzweigt haben müssen, wie wir (S. 15 ff.) angenommen haben.

B. Die Schrift.*)

Weit jüngern Ursprungs als die Sprache ist die Schrift. Sie war die Folge ausgebildeter Sprache und die Voraussetzung der Wissenschaft. Der Verkehr denkender Menschen unter sich mußte mit Notwendigkeit die Entstehung der Schrift herbeiführen. Wie sich dagegen letztere chronologisch zu anderen wichtigen Thatsachen der Kulturgeschichte verhalten mag, ist wol nicht zu ergründen und jedenfalls bei den verschiedenen Völkern sehr ungleichartig. Verwandt ist indessen die Schrift mit der Geberdensprache, indem beide Gedanken durch sichtbare Zeichen darstellen, statt durch hörbare Laute, wie die Wortsprache; die Schrift erzeugt aber bleibende Zeichen, wie die Geberdensprache schnell vorübergehende. Man könnte daher annehmen, daß mit Abnahme der Geberdensprache die Zunahme der Schrift verbunden gewesen, und in der That kann man noch heute sagen: je mehr

*) H. Wuttke, Gesch. der Schrift und des Schrifttums. I. Bd. Die Entstehung der Schrift, die verschiedenen Schriftsysteme und das Schrifttum der nicht alfabetarisch schreibenden Völker Leipzig, Joh. Wilh. Krüger, 1872.

die Leute gestikuliren, desto weniger schreiben sie und umgekehrt. Jedenfalls bedurfte die Entwickelung der Schrift einer höhern Kultur, als jene der Sprache; letztere hat alle ihre Voraussetzungen am menschlichen Körper, während erstere fremder Stoffe bedarf, und zwar wenigstens zweier, dessen, auf den, und des Werkzeuges, mit dem geschrieben wird, wozu in höherer Ausbildung noch der Farbestoff kommt, der durch das Werkzeug auf den Beschreibstoff übertragen wird. Aber das ist noch nicht Alles; zum Schreiben bedarf es überdies eines Schriftsystems und einer gehörigen Fertigkeit in Anwendung desselben; beide sind ohne erhöhte Gedankenthätigkeit und organisirte Erziehung nicht möglich.

Die Schrift im engern Sinne entstand daher wahrscheinlich erst in historischer Zeit, d. h. nach der Errichtung aus der Geschichte bekannter Staaten. Doch hat sie im weitern Sinne verwandte Arten des Gedankenaustausches durch bleibende Zeichen, aus welchen in die eigentliche Schrift ein fast unmerklicher Uebergang stattfindet und welche in vorhistorische Zeiten zurückreichen. Je mehr ein solcher Gedankenaustausch überhand nahm, desto „historischer" wurde die Zeit, d. h. um so mehr wuchs die Möglichkeit, daß ihre Zustände und Ereignisse der Nachwelt überliefert wurden. Die „vorhistorische Zeit", wie wir sie nennen, ist nur deshalb nicht historisch, weil sie keine Mittel besaß, Zeugnisse von ihrem Dasein der Nachwelt zu überliefern; mit Ausnahme der Ausgrabungen, welche hier und da Spuren ihres Lebens an den Tag fördern, sind daher über letzteres nur Hypothesen und Kombinationen möglich. Wie anders wäre es, wenn sie bereits eine Schrift gehabt hätte!

Ueberlieferungen wissen von manchen Arten der Einprägung wichtiger Dinge in das Gedächtniß der Menschen, bevor es irgend eine Art von Schrift oder ihr analoger Dinge gab. Dazu gehört namentlich die Form des Gesangs, in welche sogar Gesetze gebracht wurden, dann feste, unabänderliche Formeln, z. B. in den Fragen und Antworten vor Gericht, endlich drastische Gebräuche bei rechtlichen Handlungen, die nicht vergessen werden konnten.

Ein Schritt weiter war die Aufrichtung von Steinen zum Gedächtniß von Thatsachen. Einzelne Steine bezeichneten Grenzen zwischen Grundeigentum, wie noch jetzt, nur noch ohne Inschrift und Wappen; Haufen von Steinen stellten Grabstätten vor; hierher gehören auch die Dolmen, Kromlechs, Hünengräber, Hünenbetten u. s. w., von denen wir im vorigen Abschnitt handelten. Ein zerbrochener Ring galt als Wahrzeichen geschlossener Gastfreundschaft, verschiedene Gegenstände, die ein Bote überbrachte, als solche erhaltener Aufträge, auf Gräber gelegte Geräte als Nachrichten über Stand, Geschlecht u. s. w. des Verstorbenen Als Schuldschein gilt in Afrika noch jetzt

die Vertheilung zweier Beutel mit gleich viel Maiskörnern zwischen Gläubiger und Schuldner, was allerdings große Gewissenhaftigkeit voraussetzt.

Ein Anfang der Schrift war es bereits, als in Grenzsteine Zeichen ausgehauen oder Gegenstände unter solche vergraben wurden, um die Stellung und Unverrückbarkeit derselben zu sichern. Das war auch der Fall mit dem Aufkommen des Kerbholzes zur Schuld-, Zeit- und Steuerberechnung (neulat. tallia, franz. taille, schweizerdeutsch tellen = steuern), und sodann mit den Hausmarken, welche die Leute ihrem Vieh, Hausgeräte, Waffen, dem gefällten Holze, ja sogar der Jagdbeute einbrannten, in die Ohren der Thiere einhieben oder sonst daran anbrachten. Solche Hausmarken vererbten sich in den Familien und sind unter unsern Bauern noch jetzt gebräuchlich. Damit verwandt und meist sogar identisch sind die Handzeichen, welche des Schreibens unkundige Personen statt ihrer Unterschrift hinsetzen. Aus den Hausmarken entwickelten sich die Wappen sowol, als die Fabrikzeichen. Auch die Steinmetz-, Maler- u. a. Künstlerzeichen gehören hierher.

Unkundigen und Ungebildeten erscheint die Schrift nicht nur als etwas Unbegreifliches, sondern sogar als ein Zauber; sie verstehen den Zusammenhang nicht und glauben daher meist, daß der Gegenstand, auf welchem die Zeichen angebracht sind, wirklich spreche. Schon die ersten rohen Anfänge der Schrift brachten solche Eindrücke hervor, und wir wissen aus Ueberlieferungen uralter Zeiten sowol, als aus den Zuständen unciviliſirter Völker, daß sich an noch unvollkommene Merk- und Wahrzeichen und Sinnbilder bereits abergläubige Meinungen knüpfen, welche die Priester und Zauberer der Fetischreligionen nicht ermangelten auszubeuten. Es war und ist dies noch z. B. namentlich mit geschürzten Knoten der Fall, deren Auflösung zauberhafte Wirkungen sogar auf das Wetter und den Wind hervorbringen sollte. Ein solches zauberhaftes Zeichen ist auch das Kreuz, das schon längst vor dem Christentum bei den verschiedensten Völkern heilig gehalten wurde.

Diese Fetische, welche gegen Zauber schützen oder auch solchen bewirken sollten, wurden überallhin, auf Geräte, Waffen, Wände, Thüren u. s. w. und endlich auf den eigenen Leib gemalt. Es thaten dies die alten Gallier und Briten, es thun es noch die wilden und halbwilden Urbewohner gewisser Gegenden in sämmtlichen Erdtheilen, und die weite Verbreitung dieser Sitte (oder Unsitte) in den entlegensten Strichen der Erde, unter Völkern welche weder in der Sprache etwas Gemeinsames haben, noch auch nur etwas von einander wissen, spricht dafür, daß die seltsamen, fantastischen und großentheils schauerlich anzusehenden Hautmalereien dieser Völker ihrem Ursprunge nach in die frühesten Zeiten zurückreichen, in welchen die Völker und

Stämme noch nicht getrennt waren, sondern gemeinsame Ursitze bewohnten. Die Hautmalereien beschränken sich aber nicht auf Fetische; auch dienen sie nicht etwa nur der Abwehr gegen das Ungeziefer oder der Befriedigung dessen, das bei jenen Völkern den Schönheitssinn vertritt, sondern es geht aus den Zeugnissen Reisender hervor, daß die Malerei bei verschiedenen Veranlassungen, wie z. B. Krieg, Rache, Trauer u. s. w. eine verschiedene ist und ausdrücklich auch als ein Schutzmittel gegen böse Geister gilt. Die auf den Leib gemalten Figuren und Farben sind nach zuverläßigen Berichten symbolisch, wie es ja beide, Farben und Figuren, selbst bei den civilisirten Völkern allgemein sind; — sie bedeuten etwas und bilden daher auch eine Vorbereitung oder Vorstufe zur eigentlichen Schrift. Noch deutlicher liegt dies vor bei der vervollkommneten und unvertilgbaren Hautmalerei, welche durch Aetzen in die Haut hervorgebracht wird und unter dem Namen der Tatuirung oder Tättowirung bekannt ist. Die bloße Malerei verwischt sich leicht wieder; man geriet daher auf den Gedanken, die Figuren und Farben auf die Haut so überzutragen, daß sie bis zum Lebensende darauf blieben. In allen Erdtheilen gibt es Völker, welche dies durch Einschnitte in die Haut bewirken, in welche sie Farben einreiben. Negerstämme Afrika's tragen in dieser Weise Zeichen im Gesichte, welche ihren Stamm verraten. Ein Geheimbund unter den Susu in Afrika erkennt seine Mitglieder an Einschnitten im Unterleib, die erfolgreichen Krieger der Betschuanen sind durch solche im Oberschenkel ausgezeichnet; in Afrika und Südamerika werden Mädchen nach Eintritt der Mannbarkeit am Unterleibe bezeichnet, in manchen Gegenden auch an Rücken oder Brust. Auch die jungen Australier erhalten solche Zeichen der Mannbarkeit, nachdem ihnen zum Zeichen derselben die Vorderzähne ausgeschlagen worden. Seltener kommt das Einbrennen vor, bei Nordamerikanern und Polarvölkern das Durchnähen der Haut mit farbegetränkten Fäden. Die höchste Kunst im Anbringen farbiger Zeichen auf der Haut ist aber das eigentliche Tättowiren, welches im Einpunktiren besteht. Dasselbe übten zwar auch alte Völker Europas, wie die Sarmaten, Thraker, Illyrer, Daker, Pikten, Briten und üben noch viele Stämme der Neger, Asiaten und Amerikaner, dann die Perserinnen, die Beduinenmädchen in Syrien u. a. orientalische Frauen. Die bedeutendsten Leistungen darin haben jedoch die Südsee-Insulaner aufzuweisen und unter diesen die Neuseeländer und Nukahiwer. Verschiedene Völker tättowiren sich an verschiedenen Körpertheilen; die Nukahiwer thun dies am ganzen Körper, ohne ein einziges Fleckchen leer zu lassen; ein bei den Birmanen gefangener Albanese, der sich in Europa sehen ließ, wurde dort wider seinen Willen am ganzen Körper tättowirt. Die Farbe ist hierbei das untergeordnete Element,

denn sie ist fast stets blau, seltener schwarz; die Hauptsache sind die Zeichnungen. Das Tättowiren wird da, wo es am meisten ausgebildet ist, als eine öffentliche und feierliche Handlung betrachtet und mit gewissen Gebräuchen begleitet, namentlich mit Musik, Gesang u. s. w. Die neu Tätowirten sind gefeit (tabu) und müssen sich einer gewissen Diät und Beschränkungen ihrer frien Bewegung unterwerfen. Der tollste Aberglaube knüpft sich überhaupt an die mit der Handlung verbundenen Umstände. An manchen Orten ist überdies die Tättowirung ein Vorrecht gewisser Klassen, und dies kam, nach Herodot, schon bei den Thrakern, nach Pomponius Mela bei den Agathyrsen, nach Isidor von Sevilla bei den Pikten vor. In Neu-Seeland und den Sandwich-Inseln ist die Aetzung ein Zeichen tapferer Thaten. In Tahiti und Nukahiwa wurden die mannbaren Mädchen oder die Bräute tätowirt. Das Tättowiren gibt mithin Kunde von der Persönlichkeit des Tättowirten, von seinem Stamm, Alter, Stand und Glauben und von seinen Verdiensten und vertritt daher gewissermaßen einen Paß oder Heimatschein. Die tättowirten Zeichen haben feste Bedeutung; man fand auf Nukahiwa theilweise dieselben in die Haut eingeätzt, wie in Geräte des Hauses eingeschnitten. Das dem Mose zugeschriebene Gesetz verbot den Hebräern, ihren Leib mit „Buchstaben“ zu bezeichnen. So bedienen sich auch die Polynesier im Verkehre mit den Europäern ihrer Tättowirzeichen als Unterschrift, ja sogar Abbildung ihrer gesammten Gesichtstättowirung. Auf Nukahiwa haben die einzelnen Zeichen, mit denen tättowirt wird, besondere Namen. Daß sie auch ihre besondere Bedeutung haben, dafür bürgen manigfache Anzeichen, die mit ihrem Vorkommen bei bestimmten Rangklassen, Würden, Stämmen, bei den Geschlechtern, Altersstufen u. s. w. auch auf Gerätschaften, zusammenhangen, sowie die Bedeutung des Namens, den sie tragen. Für den Umstand, daß das Tättowiren eine Vorstufe der Schrift ist, zeugt endlich auch die Thatsache, daß dasselbe überall, wohin die Europäer kamen und ihre Kultur hinbrachten, mehr oder weniger rasch abnahm und nun nahezu am Verschwinden ist; denn mit Kenntniß der wirklichen Schrift bedurften die früher uncivilisirten Völker ihrer früheren Weise, Gedanken sichtbar darzustellen, nicht mehr. Doch ist nicht zu verkennen, daß eine höhere Kultur auch ohnedies die Wahrzeichen einer tiefern zerstört und daß das Tättowiren mit Annahme der Bekleidung keinen Zweck mehr haben konnte, ausgenommen freilich an Gesicht und Händen.

Es gab indessen und gibt noch mannigfache unvollkommene Surrogate der Schrift, welche den menschlichen Körper nicht behelligen, so namentlich das Ueberreichen von Gegenständen, denen man eine besondere Bedeutung zu ertheilen überein gekommen. Dahin gehört z. B. die Friedenspfeife der nordamerikanischen Indianer als

Zeichen der Freundschaft, der im alten Schottland herumgesandte, an einem Ende angebrannte, am andern blutige Stab oder Speer als Kriegszeichen, und so manche bekannte symbolische Botschaften, die oft nicht leicht zu erklären waren. Im alten China, Peru und Griechenland, und vor kurzer Zeit noch in Hawaii, also in möglichst weit auseinanderliegenden Ländern, galten Knoten in Schnüren und anderen Bindestoffen als Mittel des Gedankenaustausches und zwar vorzugsweise zur Darstellung von Zahlenverhältnissen und Berechnungen; auf russischen Messen, und an der Sklavenküste und andern Gegenden Afrika's werden sie noch jetzt angewendet und unsere Knoten im Taschentuch sind ebenfalls ein Rest davon. Mit der Knotenschrift verwandt sind die Wampumgürtel der nordamerikanischen Indianer, deren angehängte Muscheln (Wampum) oder Holzstücke, bisweilen bemalt und mit Figuren bezeichnet, gewisse Bedeutung hatten und als Archive dienten, auch der Jugend feierlich erklärt wurden; im Westen Nordamerika's leisteten Rohrbündel mit eingeschnittenem Zeichen den nämlichen Dienst. Eine Veredlung dieser rohen Schriftbehelfe ist die sogenannte Blumensprache (Selam), welche vorzugsweise im Morgenlande zu Hause ist, — die poesiereichste aller Gedankenmittheilungen. Auch bei uns finden sich schwache Ableger derselben in Blumenorakel vor. Von diesen Dingen, welche als solche schon Gegenstände darstellten, war nur ein Schritt zur Bilderschrift, indem an die Stelle der Gegenstände selbst, welche etwas bedeuteten, deren Abbildungen traten. Die Spuren und Zeugnisse einer solchen sind in Felsen u. a. Steine, Bäume, Pfähle u. s. w. eingehauen oder darauf gemalt: sie kommen bei den verschiedensten Völkern aller Erdtheile vor, u. a. in Skandinavien, und ihre Deutung ist mit den größten Schwierigkeiten verbunden und oft ohne Willkürlichkeit unmöglich. Dagegen tritt die Möglichkeit der Entzifferung ein, wo die Verfasser oder Mitwissenden der Bilderschrift noch leben, und dies ist bei den nordamerikanischen Indianern der Fall, welche noch gegenwärtig auf abgeschälten Bäumen Nachrichten für ihre Stammesgenossen, auf Steinen Grabschriften, auf Rindenstücken Briefe und Bittschriften, sowie verschiedene Eingaben an Behörden u. A. in Bilderschrift abfassen, worin sie sich selbst mit dem Totem-Thier ihres Stammes bezeichnen (das auf der Grabschrift umgestürzt erscheint), die Europäer durch einen Hut kenntlich machen u. s. w.*). Solche Bilderschriften gelten bei den sie noch übenden Völkern auch als Zauberzeichen und als Illustrationen zu Zaubergesängen. Die höchste Entwickelung erlangte die eigentliche Bilderschrift in den Kulturstaaten Mittelamerikas und Mexiko's, worauf

*) Schoolcraft, history of the Indian tribes of the United States, vol. I. p. 352 ff.

wir bei der Urgeschichte der amerikanischen Völker näher eingehen werden.

Alle diese Bilderschriften waren indessen mehr Bilder als Schriften, indem sie nur die Gedanken, nicht die Worte darstellten und also in jeder Sprache, aber auf Unkosten der Genauigkeit und Zuverläßigkeit, gelesen werden konnten. Einen Fortschritt machte die Bilderschrift, indem ihre Zeichen bestimmte Worte und Silben, und noch mehr, als sie einzelne Laute darzustellen begannen, auf welcher Stufe jedoch einzig die ägyptischen Hieroglyphen wirkliche Bilder beibehielten. Unkenntlich wurden die Bilder nach und nach in der chinesischen Wortsilbenschrift, in der Keil-Silbenschrift Vorderasiens und in der aus den Hieroglyphen gebildeten hieratischen und demotischen Silben- und Buchstabenschrift des Nillandes (wir werden diese Schriftgattungen mit der Kultur China's, Aegyptens und Mesopotamiens näher kennen lernen).

Die Wort- und Silbenschrift war indessen für vorschreitende Kultur und Literatur zu schwerfällig, weitläufig und unzuverläßig (die Keilschrift und die Hieroglyphen haben mehrere hundert, die chinesische gar über hundertausend Zeichen). Daher kam bei weiter- und höherstrebenden Völkern nach und nach eine alfabetarische oder Buchstabenschrift in Gebrauch, welche den doppelten Vortheil darbot, daß die Schrift leichter zu lernen und zu handhaben und zugleich klarer und zuverläßiger wurde. In der alfabetischen Schrift soll jeder Laut durch ein bestimmtes Zeichen dargestellt werden; es fand jedoch niemals dieser strenge Grundsatz Durchführung, sondern in allen Alfabeten gibt es Zeichen für Doppellaute (wie ψ für ps, ξ für ks, ζ für ts u. s. w.), doppelte und mehrfache Zeichen für einfache Laute (z. B. ch, sch, ου u. s. w.), verschiedene Zeichen für dieselben Laute (z. B. k und q, f, v und ph, ϑ und τ, ε und η, ο und ω u. s. w.) und die nämlichen Zeichen für verschiedene Laute (z. B. im Lat. v für u und w, i für i und j, im Franz. n für n und den Nasenlaut u. s. w.). Genau genommen gibt es zwanzig Laute und sollte daher nur eben so viel Zeichen geben, nämlich Selbstlaute: a, e, i, o, u, Hauchlaut: h, Lippenlaute: m, b, f, w, Gaumenlaute: ch, g, j, Zahnlaute: sch, s, d, Zungenlaute: l, r, n, und einen zeichenlosen Nasenlaut), wozu für feinere Unterscheidungen noch je ein Lippen-, Gaumen- und Zahnlaut (p, k und t) kommen, zusammen also 23.

Es ist zwar ausgemacht, daß die Alfabete aller Völker, die sich solcher bedienen aus dem altphönikischen oder althebräischen Alfabet umgewandelt sind; ob aber dieses durch Anlehnung an eine Bilder-, Wort- oder Silbenschrift, beziehungsweise durch Verkürzung einer solchen oder durch willkürliche Wahl von Zeichen entstanden, ist ungewiß.

Zu den Zeichen, welche ganze Wörter und Begriffe ausdrücken, gehören indessen noch die Zahlzeichen. Bedürfniß sind sie nur bei Völkern von einer gewissen Bildungsstufe. Völker ohne Schrift haben auch mangelhafte Zahlenbegriffe. Manche australische und amerikanische Stämme besitzen nur Zahlenbezeichnungen bis drei oder vier; ja manche nennen schon zwei oder was darüber ist, schlechthin viel. Die Eingeborenen von Kap York u. a. australische Stämme haben nur Ausdrücke für eins und zwei und setzen die höhern Zahlen aus diesen zusammen.

Sämmtliche Völker, selbst die hochgebildetsten, zählen an den Fingern, daher auch alle Zahlensysteme in Abtheilungen zerfallen, welche mit der Zahl der Finger (und Zehen) zusammenhängen. Diese Abtheilungen betragen bei den Völkern, welche überhaupt so viel Zahlen benennen können, aber in der Kultur nicht hoch gestiegen sind, fünf, nach der Zahl der Finger einer Hand. Bei den meisten civilisirteren Völkern herrscht das Dezimalsystem oder die Zahl zehn, als die der Finger beider Hände vor. Bei einigen Völkern jedoch, die mehr oder weniger isolirt geblieben, wird nach zwanzig, der Zahl der Finger und Zehen, gezählt. Letzteres, das Vigesemalsystem, ist namentlich bei den Kelten und Basken im Gebrauch, daher es sich auch noch im Französischen (soixante-dix, quatre-vingt, quatre-vingt-dix statt des ächt romanischen septante, huitante, nonante) und im Englischen (im Zählen nach score) erhalten hat. Mit dem Dezimalsystem konkurrirte indessen oft das Duodezimalsystem, von der Zahl der Monate herrührend, begünstigt durch die leichte Eintheilungsart der Zahl zwölf. Alle Bemühungen jedoch, dasselbe im Rechnen einzuführen, haben fehl geschlagen, und es machte sich nur in der Eintheilung des Tages in Stunden, sowie in Münze, Maß und Gewicht auf die Dauer geltend. Eine Vermischung des Dezimal- und des Duodezimalsystems bildet das Sexagesimalsystem (indem 60 die erste Zahl ist, in welcher 10 und 12 zugleich aufgehen). Es hat seine Heimat in Assyrien und Babylon und erhielt sich bis auf unsere Zeit in manchen Münz-, Maß- und Gewichtsystemen (wo es jetzt durch das Dezimalsystem verdrängt wird) und in der Eintheilung der Zeit und des Kreises (360 Grade zu 60 Minuten, zu 60 Sekunden).

Viele wilde Völker verschiedener Rassen nennen die Zahl 5 „Hand“, 10 „Hände“, 20 „Hände und Füße“ oder „Mensch“, 40 „zwei Menschen“ u. s. w. Im Persischen heißt pentscha Hand und pendschi fünf (griech. πέντε). Nun ist die Darstellung von Fingern und Händen eine so leichte und einfache, wie diejenige keiner anderen Gegenstände. Für den Finger genügt ein Strich (I), für zwei Finger zwei Striche (II) u. s. w., für die Hand oder fünf Finger ein

Winkel, der den Daumen und die übrigen Finger darstellt (V), für beide Hände oder zehn Finger die Verdoppelung dieses Zeichens (X) u. s. w. Es erhellt dies deutlich aus den römischen Zahlzeichen. Die Hebräer und Griechen bedienten sich ihrer Buchstaben als Zahlzeichen. Die indischen oder sogenannten arabischen Ziffern sind wahrscheinlich aus willkürlicher Wahl hervorgegangen. In der chinesischen Schrift bestehen die lange vor Einführung der jetzigen, aus Bilderschrift erwachsenen Charaktere entstandenen Zeichen des ältesten Buches, des dem Fohi zugeschriebenen I-King, Kua genannt, aus mathematisch geordneten und in ihrer Stellung manigfach zusammengefügten Linien:

u. s. w. Dieselben sollen jetzt abstrakte Begriffe vorstellen, ohne daß man jedoch in ihrer Deutung einig wäre. Vergleicht man sie aber mit den ältesten chinesischen Zahlzeichen:

so ist klar, daß sie aus diesen hervorgegangen sind.

Auch in der Keilschrift der Tigris- und Eufrat-Länder sind die Zeichen für Zahlenverhältnisse einfacher und ursprünglicher, als jene für Wörter, Silben und Laute. Ein Keil 𒁹 bedeutet **1**, ein Keilwinkel 𒌋 d. h. die geöffnete Hand, **10**, ein Keil mit einem Querkeil 𒁹— d. h. wol ein auseinander genommener Keilwinkel, **100**. Alle anderen Zusammenfügungen der Keilschrift sind ungleich verwickelter und durchaus willkürlich, daher auch ohne Zweifel später entstanden.

Die Zahlzeichen dienten gewiß zuerst vorzüglich zur Zeitberechnung. Man findet von solcher schon bei Völkern Spuren, welche der Schrift entbehren. Die Papuas von Lobo haben ein Mondjahr von zwölf Monden, welches sie aber mit Rücksicht auf die beiden Monsun-Perioden zu einem Sonnenjahr verlängern. Die Eskimos feiern die Winter-Sonnenwende mit einem großen Feste, wobei Tanz die Hauptrolle spielt, so die Aleuten ein regelmäßiges Fest im Dezember. Die Melanesier des Großen Oceans berechnen die Zeit nach der Beobachtung des Mondes und der damit zusammenhängenden Ebbe und Flut, zählen aber nach Nächten, statt nach Tagen. Diese Zeitrechnungsarten sind auch die Grundlagen der Chronologie der höchstgebildeten Völker geblieben.

Vierter Abschnitt.

Die Ausbildung des geselligen Lebens.

A. Familie und Staat.

Das auf der Thatsache des Fortpflanzungstriebes beruhende und denselben veredelnde Verhältniß der Zusammengehörigkeit im Familienleben kennen zwar schon die Thiere und zwar von ziemlich niedrig stehenden Gattungen an. Doch ist bei ihnen das Verhältniß nur ein vorübergehendes; es dauert nur so lange, bis die Jungen selbständig sind, und verschwindet dann. Etwas längere Dauer wie sie z. B. bei Affen beobachtet worden, kann nur als Ausnahme gelten. Ein Bewußtsein der Zusammengehörigkeit durch das ganze Leben besitzt aber ausschließlich der Mensch. Ja dieses Bewußtsein geht bei ihm über das Leben hinaus, was freilich darin begründet ist, daß der Mensch allein Kenntniß vom Tode hat, den kein Thier auch nur ahnt, und zwar, soviel bekannt, in allen Menschenrassen. Es zeigt daher auch dieser Umstand, daß zwischen dem Menschen und den Thieren eine größere Kluft besteht, als die Naturwissenschaft zu erforschen im Stande ist.

Es wäre nun allerdings ein schönes und beneidenswertes Vorrecht des Menschen, die Einrichtung der Ehe und Familie nicht nur allein, sondern auch allgemein, in allen seinen vielen Verzweigungen zu besitzen, und es hat nicht an Verfechtern einer solchen Ansicht gefehlt, welche viel bestechendes hat und dem nicht in niedere Sinnlichkeit versunkenen Menschen höchst willkommen sein müßte. Leider aber bestätigt sich auch hier der thierähnliche Urzustand des Menschen, und die Allgemeinheit des Familienlebens ist ein Traum, aus dem uns ein häßliches Erwachen beschieden war. Ehe und Familie sind nicht überall gefunden, sondern sehr oft vermißt worden.

Unverdächtige Zeugen erzählen von den Massageten (Herodot I, 216), den libyschen Auseern (ebd. IV, 180), und den äthiopischen Garamanten (Strabon), von den Griechen vor Kekrops und den Chinesen vor Fohi, daß bei denselben eine Ehe, d. h. dauernde Verbindung zwischen Personen verschiedenen Geschlechtes nicht stattgefunden, sondern vollständige Zuchtlosigkeit allgemein geherrscht habe. Britische Kenner Indiens versichern, daß die Stämme der Nairs und der Tihurs unterschiedslos in Horden leben und Niemand seinen Vater oder seinen Sohn kenne. In Kalifornien soll es Stämme der Eingeborenen geben, welche nicht einmal ein Wort für „heiraten" haben; auch die Einwohner der Königin-Charlotte-Insel

kennen die Ehe nicht. Auf den Andamanen-Inseln leben Mann und Frau nur so lange bis ein Kind geboren und entwöhnt ist, und trennen sich dann wieder, um jedes einen andern Gatten zu suchen. Ferner gibt es Spuren bei manchen Völkern, daß der Hetärismus, wie man diesen scheußlichen Zustand genannt hat, früher geherrscht, aber in seiner unbedingten Geltung abgenommen habe. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob die namentlich bei den semitischen Völkern üblich gewesenen Tempelprostitutionen (darüber bei der Kultur von Babylon) hierher gehöre. Dagegen erzählt Herodot (V, 6), daß bei den Thrakern den Jungfrauen das zügelloseste Leben gestattet sei, während die verheirateten Frauen streng gehütet werden. Nach Diodor (V, 18) gab sich auf den Balearen bei Hochzeitfeiern die Braut jedem Gaste nach der Reihe preis, dem Bräutigam zuletzt. Garcilaso de la Vega berichtet Aehnliches von den Mantas in Peru und Langsdorf aus Nukahiwa. Bei den Sontals in Indien herrscht jährlich in der zur Ehe bestimmten Zeit sechs Tage lang Weibergemeinschaft unter den Ehekandidaten. Bei den Eskimos kommt Ausleihung der Frauen vor, in Indien und Java und in Theilen Afrika's werden die Hetären hoch geachtet. Aus diesen Thatsachen muß wol auf einstige allgemeine Herrschaft des Hetärismus in den Urzuständen der Menschheit geschlossen werden.

Dem Hetärismus ist indessen im Laufe der Zeiten bei deu meisten Völkern die Ehe gefolgt. Bei den uncivilisirten Völkern besteht dieselbe indessen lediglich in einer Dienstbarkeit oder Sklaverei der Frau, die entweder geraubt oder gekauft ist und völlig entwürdigend behandelt wird. Die Familie besteht auch dort (wie noch bei den alten Römern) lediglich aus den Personen, die dem Hausvater unterworfen sind; die Sklaven gehören dazu, aber die selbständig gewordenen Kinder nicht mehr. In Theilen Afrika's erben auch nur die Familienglieder in diesem Sinne, d. h. die im Hause gebliebenen Kinder und die übrigen Sklaven. Bei ganz rohen Völkern finden daher auch, da die Eheschließung kein Anlaß zur Freude ist, auch keine Hochzeitsgebräuche statt, während solche bei etwas höherstehenden sehr manigfaltig sind und oft eine symbolische Bedeutung haben.

Zum Zeichen dauernder Vereinigung ist es bei den Bergvölkern im Innern Neu-Guinea's Gebrauch, daß sich Braut und Bräutigam und alle ihre Verwandten die Stirne blutig ritzen. Bei manchen Stämmen Indiens zeichnen sich die Brautleute gegenseitig jedes mit dem Blute des andern. Bei anderen dortigen Stämmen vermält man die Verlobten erst mit zwei Bäumen und dann mit einander selbst.

Den untersten Rassen ist bei der ehelichen Verbindung und auch sonst das Gefühl der Liebe unbekannt. Beide Geschlechter sind kalt und gleichgültig gegeneinander und der Mann betrachtet die Frau nur

als Werkzeug der Fortpflanzung und der Arbeit an seiner Statt. Erst bei Völkern höherer Bildung macht jene beseligende Regung des Herzens sich geltend, welche einen Trieb der Natur zu verklären und die Erde zum Himmel umzuzaubern im Stande ist.

Die von der Natur gebotene Form der Ehe ist und bleibt die Monogamie; denn das statistische Verhältniß der Geschlechter hält sich die Wage, und wo auch von dem einen oder andern mehr Individuen vorhanden sind, kommen dennoch niemals zwei oder mehr Frauen auf einen Mann oder umgekehrt. Auch wo die Polygamie erlaubt ist, wie bei beinahe allen nicht christlichen Völkern aller Zeiten, mit Ausnahme der alten Griechen, Römer und Germanen, ist sie thatsächlich auf die Reichen und Vornehmen beschränkt, während die große Mehrheit keinen Gebrauch davon macht, und begründet daher an sich schon eine höchst verletzende Aristokratie, während sie auf der andern Seite jede Seelengemeinschaft der Gatten und jedes wahre Familienleben unmöglich macht. Vollends naturwidrig und ekelhaft ist die freilich nur vereinzelt (in Indien bei den Dravidas und in Tibet) und meist nur unter Brüdern vorkommende Polyandrie und vielleicht ebenso widerlich die Stellvertretung, indem bei manchen Völkern, z. B. in Vorderindien bei den Reddies, ein Mädchen einen kleinen Knaben heiratet und dann mit dessen Vater oder auch einem andern Mann ehelich lebt. Es gibt noch andere derlei Verhältnisse, die oft nahe an Prostitution streifen. So wird bei den Todas des Nilagiri-Gebirges nicht nur die Frau eines Mannes auch diejenige aller seiner Brüder, sondern auch ihre Schwestern werden von sämmtlichen Brüdern, als ihre Frauen betrachtet, womit ein Schritt zurück zum Hetärismus geschieht. Das erste Kind gehört dem ältesten Bruder, das zweite dem zweiten u. s. w. Auch bei den Tottiyars in Indien besitzen Brüder, Oheime und Neffen ihre Frauen gemeinsam. Dagegen gibt es viele Völker in allen außereuropäischen Erdtheilen, bei welchen es der Anstand erfordert, daß Mann und Frau nach der Eheschließung noch einige Zeit getrennt leben oder sich nur insgeheim und bei Nacht treffen dürfen. Die Monogamie ist demzufolge unter den Kulturvölkern die thatsächlich herrschende Form der Ehe, und die höheren Kulturstufen bestrafen schon die bloße Bigamie als Verbrechen, und zwar mit Recht, als einen Betrug, nicht nur um schnöden Mammon, sondern um Ehre, Liebe und Vertrauen.

Fragt sich nun, wie die frühere Weibergemeinschaft oder der Hetärismus in die Ehe, sei sie nun mono- oder polygamisch, übergegangen, so muß muß als die Veranlassung hiervon, im Hinblick auf die Sitten und Gebräuche der Völker, der Weiberraub angegeben werden. Er war das einzige Mittel, dem Einzelnen eine eigene Frau zu verschaffen. Diese müßte natürlich, weil zu Hause Alle Allen

gehörten, von außen her genommen werden, aus einem andern Stamme, und so entstand, da der Raub Nachahmung fand, die Exogamie, die Ehe zwischen Fremden, im Gegensatze zur spätern Endogamie, der Ehe zwischen Stammgenossen. Der Mädchen- und Weiberraub findet sich noch immer bei Stämmen der verschiedensten Rassen, und zwar oft mit der empörendsten Gewaltthat, ja mit schweren Mißhandlungen verbunden, die von nichts weniger als Liebe zeugen. Solche Greuel kommen bei den Australiern, auf Bali, bei den Karaiben u. s. w. vor. Daß der Weiberraub, wenn gleich nicht in so barbarischer Weise, auch im alten Hellas und Rom vorkam, zeigen die Sagen von Helena und den Sabinerinnen. Mit der Zeit milderte sich diese Unsitte und ist bei vielen Völkern nur noch zum Scheine da, wird aber immer noch dramatisch als ein Haupttheil der Hochzeitsgebräuche aufgeführt, so bei drawidischen Stämmen in Vorderindien, in Malakka, Neuseeland, auf den Fidschi-Inseln, bei den Tungusen, Kamtschadalen, Kalmücken, Mongolen, in Korea, bei den Eskimos, den nordamerikanischen Rothäuten, bei südamerikanischen Stämmen, den Kaffern und mehreren Negervölkern, in Arabien, am Kaukasus, ja bis vor mehr oder weniger Zeit noch in vielen europäischen, namentlich den slavischen Ländern. An manchen Orten, z. B. in Kanada, Abyssinien und Nordfriesland ist der Scheinraub abgeschwächt, aber noch erkennbar, indem der Bräutigam die Braut in sein Zelt oder Haus trägt oder hebt. Aus diesem geht hervor, daß einst schlechterdings bei sämmtlichen Völkern der Weiberraub üblich gewesen sein muß.

Wahrscheinlich entstammt demselben die früher hier und da bei wilden Völkern gefundene grauenhafte Unsitte, die neugeborenen Mädchen zu todten, um sie dem Raube zu entziehen, den man doch selbst an andern Orten ausführte. Es kann aber auch Nahrungsmangel hierzu geführt haben. Der hieraus entstehende Weibermangel mag zur Entstehung der Polyandrie Anlaß gegeben haben. An die Stelle des Weiberraubes trat indessen, wo dieser aufhörte, oder zum Schein wurde, der Weiberkauf. Derselbe kommt in verschiedener Gestalt vor; bald kauft der Mann die Frau, bald kauft der Vater eines Mädchens einen Schwiegersohn; dort ist die Frau die Sklavin des Mannes, hier der Mann der Sklave des Schwiegervaters. Oft aber kommt auch ein Vertrag vor, worin sich beide Theile gleichmäßig zu Leistungen verpflichten. Auf Sumatra gibt es alle drei Arten.

Der zur allgemeinen Uebung gewordene Weiberraub hatte, wie gesagt, die Exogamie zur Folge. Als Gesetz machte diese auf geeigneter Sittenstufe den Mädchenraub überflüssig; nur als Ceremonie wurde er beibehalten, bei den rohesten Völkern aber in ganzer Scheußlichkeit. Zu den Letzteren gehören die Australier. Ein Stamm derselben, die Kimilaroi, hat ein merkwürdiges exogamisches Gesetz. Er

theilt sich in zwei Stände, einen vornehmern und einen geringern. Jeder derselben hat wieder zwei Abtheilungen, von denen jede einen bestimmten Namen für das männliche und einen bestimmten für das weibliche Geschlecht hat. Wol dürfen sich die Vornehmen mit Gemeinen vermählen, aber ein Mitglied der ersten Unterabtheilung des einen Standes nur mit einer Frau aus der zweiten Unterabtheilung des andern, und so umgekehrt, — anders nicht Die Kinder folgen dem Stande der Mutter, nehmen aber die Namen derjenigen Abtheilung des Standes an, welcher die Mutter **nicht** angehörte. Andere Stämme der australischen Eingeborenen kennen wieder andere Beschränkungen der Ehe. Mehrere Völker Nordasiens und Nordeuropa's, wie z. B. Tungusen, Ostjaken, Samojeden und Lappen, verbieten die Heirat zwischen Gliedern der nämlichen Familie, und so auch mehrere amerikanische und afrikanische Völker. Die Irokesen hatten ähnliche Heiratsgesetze wie die erwähnten Australier. Jede ihrer Nationen hatte acht Stämme, die in zwei Reihen von je vier Familien zerfielen, welche die Namen von Thieren führten. Niemand konnte eine Frau aus derselben Reihe nehmen, sondern nur aus der andern. Aehnliche Vorschriften bestehen noch bei den Indianern am Nootka-Sund und bei südamerikanischen und vorderindischen Völkern. Bei mehreren amerikanischen Völkern, z. B. bei den Abiponen, in Yukatan u. s. w., sowie in Sumatra und bei den Hindu dürfen sich die Nachkommen von Brüdern oder von Schwestern bis in das fernste Geschlecht hinaus niemals heiraten, wol aber schon der Sohn des Bruders die Tochter der Schwester und umgekehrt.

Auch in China ist die Ehe zwischen Gliedern derselben männlichen Linie verpönt, weniger streng zwischen Solchen der weiblichen Linie; auch zwei Brüder dürfen dort nicht zwei Schwestern heiraten, noch der Sohn die Tochter erster Ehe seiner Stiefmutter. Aehnliches kommt in Siam vor, wo dagegen der König seine eigene Schwester freien darf, wie im alten Aegypten, Persien und Peru. Kurz, wir treffen Beispiele der Exogamie auf der ganzen Erde. Weit seltener ist die **Endogamie** oder Beschränkung der Ehe auf Glieder desselben Stammes; sie kommt in Nordamerika, Java, Ostindieu u. s. w. vor.

Auf solchen Kulturstufen, wie die, welche die Exo- und Endogamie üben, herrscht zudem das Gesetz, daß die Verwandtschaft nicht durch den Vater, sondern durch die Mutter bestimmt wird, d. h. das Kind folgt dem **Stamme der Mutter**, sei es daß noch vom Hetärismus her das Gefühl der Unsicherheit bezüglich der Vaterschaft herrscht, sei es daß die Mutter als dem Kinde näher stehend betrachtet wird.

Eine Folge dieser Anschauung ist das **Neffen- und Nichtenerbrecht**, welches wir bei Völkern des Altertums (Etrusker, Karer u. s. w.)

und bei solchen Afrika's, Amerika's, Australiens und Ostindiens finden, wo nicht die eigenen Kinder des Verstorbenen, sondern jene seiner Schwester erben, indem nur die Mutterschaft als ein Anzeichen wahrer Blutsverwandschaft gilt. In Polynesien pflanzen sich Adel und Fürstenwürde in weiblicher Linie fort. So erzählt auch Tacitus von den Germanen, deren Sittenreinheit er doch so sehr rühmt, daß die Kinder den mütterlichen Oheimen lieber waren, als den Vätern, was indessen vielleicht, und wol auch anderswo, von der Achtung herrührt, in welcher die Frauen standen.

So ist es bei den roten Nordamerikanern, welche der Exogamie huldigen, Gesetz, daß die Kinder dem Stamme der Mutter folgen, sodaß also der Sohn stets einem andern Stamme angehört als der Vater, der Neffe hingegen dem nämlichen wie seiner Mutter Bruder, Letzterer übt auch im Wesentlichen die Vaterrechte aus. Aehnliche Beispiele gibt es in Menge. Die Lykier, Lokrer und Xanthier nannten sich, wie Herodot, Polybios und Plutarch erzählen, nach ihren Müttern, und so thun noch die Anwohner der Hudsonsbai und der Goldküste, in Australien und auf mehreren Inselgruppen der Südsee. In Borneo, Guyana und Kamtschatka tritt ebenso der Mann in die Familie seiner Frau.

Die aus diesen Zuständen hervorleuchtende Unsicherheit der Verwandtschaft spricht auch aus der bei so vielen Naturvölkern herrschenden Sitte der Adoption. Man findet sie bei den Eskimos, Fellatahs, Tonga-Eiländern u. a. Polynesiern, Tscherkessen, Abyssiniern u. s. w., und die Adoptirten erben sogar mit Ausschluß der wirklichen Kinder. Bei den Tscherkessen ist die Ceremonie damit verbunden, daß die adoptirende Frau dem Pflegekinde die Brust reichte. Bei den alten Römern mußte sie sich als Gebärende stellen. Wie der Uebergang der Verwandtschaft und Erbfolge von der weiblichen auf die männliche Linie oder von der Mutter auf den Vater stattfand, ist nicht bekannt; jedenfalls war eine gewisse höhere Kulturstufe dazu erforderlich. Doch schon bei manchen tieferstehenden Völkern befindet sich zu dem Mutterrecht in scharfem Gegensatze eine Gewohnheit, welche geradezu dem Vater eine innigere Verwandtschaft mit dem Kinde zuschreibt als der Mutter und demzufolge auch keine Spur von Zweifel an der Vaterschaft aufkommen läßt. Diese Gewohnheit, welche bereits die Monogamie voraussetzt, ist das sogenannte Wochenbett der Männer, die „Couvade". Auf Borneo und bei mehreren Völkern der Polarländer, sowie Südamerika's und Afrika's ist es Sitte, daß nach der Geburt eines Kindes die Mutter sofort wieder an ihre Geschäfte geht, der Vater aber sich niederlegt, sich krank stellt, Besuche empfängt, eine gewisse oft sehr strenge und äußerst magere Diät beobachten und sich verschiedenen abergläubischen und lästigen Ceremo-

nien unterwerfen muß. Unter den Karaiben z. B. wurde der arme Dulder von den Besuchenden mit Aguti-Zähnen blutig gehackt und dann die Wunden mit Pfeffer eingerieben; dann brachten sie ihn auf sein Lager und schmausten indessen auf seine Kosten. Der Grund davon ist der Wahn, daß es dem Kinde schaden würde, wenn der Vater sich anstrengte oder übermäßig lebte; er muß sich daher schonen und der Ruhe und Enthaltsamkeit pflegen, damit das Kind gedeihe und von ungünstigen Einflüssen frei bleibe. Vielleicht kommt dazu aber auch das Bestreben, den Vater durch diese Unannehmlichkeiten, die er sich zu Gunsten des Kindes freiwillig auferlegt, als wahren Vater zu legitimiren. Es gibt Orte, wo dem wochenbetthaltenden Vater sogar das Baden untersagt ist, ja wo er sich selbst davor hüten muß, zu nießen. Wenn daher das Kind stirbt, so muß irgend ein Fehler im Verhalten des Vaters die Schuld tragen. Auf Borneo und Kamkschatka beginnt die Enthaltsamkeit von allen anstrengenden und lärmenden Verrichtungen schon vor der Geburt des Kindes. Der erwähnte Wahn erstreckt sich in Grönland auch auf die Seelen der Verstorbenen, deren Verwandte Diät beobachten müssen, damit jene nicht Schaden leiden, in Guyana auf die Verwundeten, beziehungsweise deren Angehörige, sowie auf die eben mannbar gewordenen Töchter mit Rücksicht auf ihr eigenes Wohl, — und bei amerikanischen Völkern auf Thiere, die man auferzieht, und auf die Menschen, welche dies thun. Damit verwandt ist wol auch die in mehreren Ländern vorkommende Sitte, den Neuvermählten eine Enthaltsamkeit auf gewisse Zeit aufzuerlegen. Die Couvade ist übrigens alt; Marco Polo fand sie im Süden des chinesischen Reiches, Strabon kannte ihre Beobachtung bei den Iberern, deren Nachkommen, die Basken, sie wirklich noch üben, und Diodor unter den Korsikanern. Der sonderbare Gebrauch scheint demnach, da er bei keinen größeren Kulturvölkern vorkommt, auf von Einwanderern und Eroberern verdrängte und isolirte Völker beschränkt zu sein, welche durch ihre Schicksale um ihre Existenz besorgt wurden und daher auf jenen uns lächerlich erscheinenden Wahn verfielen, dessen Uebereinstimmung in zerstreuten und mit einander in keinem Verkehr stehenden Gegenden rings um die Erde allerdings merkwürdig und durch Zufall nicht befriedigend erklärt ist.

Ein bereits hoch ausgebildetes Familienbewußtsein zeigen die Gebräuche, welche sich auf die Beweise von Ehrfurcht und Achtung gegen die Schwiegereltern von Seite der Schwiegerkinder beziehen. Bei mehreren amerikanischen Völkern dürfen die Schwiegereltern mit ihren Schwiegersöhnen weder verkehren noch Besuche wechseln, wol aber an manchen Orten (nicht überall) mit den Schwiegertöchtern.. Bei den Arawaks in Südamerika dürfen Schwiegermutter

und Schwiegersohn einander niemals ansehen, was in Europa manchen Orts nicht unwillkommen wäre. Dasselbe ist der Fall bei den Crees, wo überdies der Schwiegersohn in Gegenwart des Schwiegervaters weder essen noch sitzen darf. Letzteres trifft bei Mongolen und Kalmücken die Schwiegertochter, welche bei den Jakuten vor dem Schwiegervater und dem ältern Schwager keine Blöße zeigen darf. Bei den Banyai in Afrika muß der Mann vor der Schwiegermutter mit gebogenen Knieen sitzen. In Europa sehr empfehlenswert wäre die Sitte der Beni Amer in Afrika, wo sich Frau und Mann vor der Schwiegermutter verstecken, bei den Basutos vor dem Schwiegervater. Auf den Fidschi-Inseln ist jedes Gespräch und bei den Aschanti in Afrika jeder Verkehr zwischen Schwiegereltern und Schwiegerkindern verboten.

Vielleicht verraten diese Gebräuche das instinktive Gefühl bei diesen sogenannten Wilden, daß sich aus dem Verhältniß zwischen Schwiegereltern und Schwiegerkindern oder aus der Eifersucht zwischen Alten und Jungen leicht Streitigkeiten entwickeln, welchen sie durch die erwähnten übertriebenen Achtungsbezeugungen ausweichen wollen. Dafür spricht, daß auf den Fidschi-Inseln das Verkehrsverbot sich sogar theilweise (besonders bezüglich des gemeinschaftlichen Essens) auf Geschwister, Geschwisterkinder, Schwäger und Schwägerinnen, ja sogar in gewisser Beziehung auf Gatten erstreckt; in einigen Gegenden geht man so weit, daß der Vater mit seinem Sohne nach dessen fünfzehnten Jahre nicht sprechen darf. Das sind eben lauter Verhältnisse, in welchen leicht Reibungen vorkommen.

Mit dem Familienleben hängt eng die Namengebung zusammen. Bei allen bekannten Völkern hatten und haben die Individuen Unterscheidungsnamen. Die ältesten Namen waren ohne Zweifel solche, welche die Stellung in der Familie bezeichneten, wie: Mann, Frau, Vater, Mutter, Sohn, Tochter, Bruder, Schwester u. s. w. Sie werden nicht nur förmlich wie Eigennamen gebraucht, sondern sind auch vielfach zu solchen geworden. Die Achtung, welche die jüngeren Familienglieder den älteren zollen, dehnt sich auch auf die Namen derselben aus. Während bei den Chinesen, Japanesen, Eskimos, Fidschianern u. s. w. alle Verwandte nicht mit ihren Eigen-, sondern mit den Verwandtschaftsnamen angeredet werden, darf bei den Telugu und Tamulen in Vorderindien nur eine ältere Person die jüngere beim Eigennamen nennen; die jüngere Person muß sich des Gradnamens bedienen. Zu den bereits oben erwähnten Verhältnissen, zwischen verschwiegerten Personen gehört noch, daß in Theilen Australiens die Namen der Schwiegereltern und des Schwiegersohnes und in Borneo derjenige des Schwiegervaters nicht ausgesprochen werden dürfen. Es gibt ferner Stämme, bei denen nicht ausgesprochen wer-

den dürfen: der Name eines Mannes von ihm selbst, die Namen der Ehegatten unter sich, die Namen der Häuptlinge, der Götter und Geister, der Thiere und Sachen, welchen übernatürliche Kräfte zugeschrieben werden. Bei den Hindu gilt es als ein Verbrechen, wenn die Frau den Namen des Mannes nennt, so auch bei den Barea in Ostafrika, wo sie in seiner Gegenwart auch nicht essen darf. Viele Völker scheuen sich überhaupt, Personennamen auszusprechen, aus Furcht, den Betreffenden zu schaden, und glauben, daß man mit der Kenntniß des Namens einer Person über dieselbe Macht erlange. In China ist bekanntlich der Name des Kaisers bis zu seinem Tode ein Geheimniß und in der Südsee müssen die Dinge, deren Namen mit dem des Häuptlings Aehnlichkeit haben, anders benannt werden. So werden die Namen der Kinder bei den Algonkins, welche ihnen die „alte Frau" gibt, geheim gehalten und ihnen Spitznamen gegeben.

Diese Zeichen der Ehrfurcht oder abergläubischer Scheu übertragen sich folgerichtig auch auf das Wesen, welches als der Vater aller Menschen gilt. Die Hebräer sprachen bekanntlich den Namen Jahve nicht aus, und die Mohammedaner glauben, daß der Name Gottes nur den Propheten und Aposteln bekannt sei und nennen ihn nur bei einem seiner Beinamen: Allah. Bei den Römern wurde der Name der Schutzgottheit ihrer Stadt verheimlicht. Bei verschiedenen Völkern gibt es noch eine Menge manigfaltiger auf den Namen bezüglicher Gebräuche. Es gibt südamerikanische Stämme, wo die Angehörigen und Nachbarn eines Verstorbenen sofort ihre Namen ändern, um den Tod zu betrügen, daß er sie nicht finde. Sehr viele Völker verpönen die Nennung der Namen Verstorbener streng. Dasselbe ist der Fall mit den Namen von Krankheiten, die man sich auszusprechen hütet, um sie nicht herbeizurufen. Nordamerikanische Indianer ertheilen Solchen, welche sie ehren wollen, ihre eigenen Namen, mit dem Rechte, sich alle ihre Thaten zuzuschreiben, und nehmen selbst einen andern an.

Merkwürdig ist es, die Namen zu verfolgen, welche bei verschiedenen Völkern die Verwandtschaftsgrade, bezeichnen.*) Beinahe jedes Volk hat sein bestimmtes und durchaus eigentümliches System zur Benennung der Verwandtschaftsverhältnisse, wobei manche Völker, welche von der Verwandtschaft noch ganz andere Begriffe haben, als Bildung und feinere Sitten sie hervorrufen, für mehrere unserer Bezeichnungen nur einen und denselben Namen und sogar denselben Be-

---

*) Morgan, Systems of Consanguinity and Affinity of the Human Family, benutzt in Lubbock, die Entstehung der Civilisation und der Urzustand des Menschengeschlechts.

griff besitzen. Wir selbst verbinden mit einem Worte, z. B. Schwager, verschiedene Grade der Verschwägerung und die Franzosen haben noch mangelhaftere Bezeichnungen als wir, z. B. nur einen und noch dazu einfältigen Ausdruck für Schwieger- und Stiefvater, -mutter, -sohn, -tochter, Schwager und Stiefbruder, Schwägerin und Stiefschwester; denn warum alle diese Grade „schön" sein sollen, sieht doch Niemand ein. Wie es nun bei uns vorkommt, daß man den Schwiegervater Vater u. s. w. nennt, so nennen wilde und halbwilde Stämme den Oheim Vater, den Vetter Bruder und dessen Sohn „Sohn" u. s. w. Diese Systeme gehen oft in's Ungeheuerliche. Wir nehmen als Beispiel die Sandwich-Inseln. Dort heißt Kupuna: Graßvater, Großmutter, Großoheim, Großmuhme uud alle diese Grade wieder mit Ur-; Makua kana heißt: Vater, Vaters Bruder, Vaters Schwager, Mutter Bruder, Mutter Schwager und Großvaters Bruders Sohn; Makua waheena: Mutter, Mutter Schwester, Mutter Schwägerin, Vaters Schwester, Vaters Schwägerin; Kaikee kana: Sohn, Brudersohn, Schwestersohn und 6 weitere Söhne von Seitenverwandten; Hunona heißen alle Gatten der Nichten und Gattinnen der Neffen; Waheena: die Frau, deren Schwester, die Frau des Bruders, die des Bruders der Frau und die Frauen der Oheims- und Muhmensöhne. Kana heißt der Ehemann, der Bruder des Mannes und der Mann der Schwester, Panalua der Mann der Schwester der Frau, Kaikoaka der Bruder der Frau. Außerdem gibt es noch Bezeichnungen von Verwandtschaftsgraden, für die wir keinen Ausdruck haben; ja es wird bei manchen unterschieden, ob die sprechende Person männlich oder weiblich ist, und der ältere Bruder hat eine andere Bezeichnung als der jüngere! Alle Verwandte aber, welche denselben Namen des Grades führen, gelten auch mit der Person, auf welche sich der Name bezieht, als gleich verwandt! Aehnliche, und in den Benennungen unter sich nur wenig abweichende Systeme haben namentlich die Stämme der Rothäute Nordamerika's, die Tamulen in Indien, die Fidschianer und Tonganer, also Völker sehr verschiedener Rassen! Und mit diesen Namen wird wirklich Ernst gemacht. — Wo man „Vater" heißt, übt man auch Vaterrechte aus; die man „Frau" nennt, darf man auch heiraten, wenn sie noch zu haben ist! Auch geben die Namen auf entsprechendes Erbrecht Anspruch. Die Birmanen und Japanesen nennen ihre Oheime und Muhmen: kleine Väter und kleine Mütter. Die Kaffern haben bereits eigene Ausdrücke für Oheime und Muhmen. Mehr unseren europäischen Systemen nähern sich die uns stammverwandten Hindu, aber auch die uns sehr fern stehenden Karen in Hinterindien und die Eskimos, welche unter sich fast dasselbe System der Benennung haben; beide nennen die Kinder der Vettern: Neffen und deren Kinder: Enkel. Sogar die

Römer unterschieden nicht zwischen Enkel und Neffe (nepos)! Es ist nach dem Erwähnten anzunehmen, daß die Menschen nach und nach von roheren Begriffen bezüglich der Verawandtschaft zu edleren fortschreiten. Denn wo z. B. die Benennung Oheim und Muhme eingeführt sind, die Großoheime aber nach Großväter genannt werden, da kann man mit Sicherheit annehmen, daß früher die Oheime und Muhmen Väter und Mütter hießen. Man kann folgende Stufenreihe hinsichtlich der Vatersschwester und ihrer direkten Nachkommen beobachten:

1. (Sandwich-Insulaner und Irokesen):
   Mutter, Bruder, Sohn, Enkel.
2. (Mikmak-Indianer):
   Muhme, Bruder, Sohn, Enkel.
3. (Hindu, Birmanen, Japanesen):
   Muhme, Bruder, Neffe, Enkel.
4. (Tamulen, Fidschi-Insulaner):
   Muhme, Vetter, Neffe, Enkel.

Wir nehmen daher mit Lubbock an, es gebe drei Stufen der Anschauung über die Verwandtschaft; auf der ersten richtet sich diese nach der Organisation des Stammes ohne Rücksicht auf Blutsverwandtschaft, auf der zweiten nach dem mütterlichen, auf der dritten aber nach dem väterlichen Blute.

Nach den Namen, welche die Stellung in der Familie betreffen, müssen zunächst solche in Gebrauch gekommen sein, welche persönliche Eigenschaften, wie: groß, klein, dick, mager, stark, kühn u. s. w., dann solche, welche durch Vergleichung mit einem Thiere solche ausdrückten, wie Wolf, Hirsch, Löwe, Bär u. s. w. Die Tasmanier nannten sich nach Thieren und Pflanzen und nach Naturerscheinungen, wie Donner, Blitz, Meer, Wind, Hagel u. s. w.

Erst höhere Kultur brachte neben den Namen der Einzelpersonen auch Familiennamen auf, jedoch nicht überall. Die Chinesen haben seit den ältesten Zeiten Familiennamen, während die ziemlich hoch civilisirten Hebräer und die fein gebildeten Griechen solcher entbehrten und sich durch Beifügung des Vaternamens näher bezeichneten. Dagegen führten die Römer neben dem Familiennamen noch den der Gens. Bei den germanischen Völkern kamen während des Mittelalters nach und nach, zuerst blos bei den Freien, erst später bei den Unfreien und zuletzt bei den verfolgten Juden u. s. w. Geschlechtsnamen in Uebung. Dieselben sind entweder Personennamen, oder sie sind von persönlichen Eigenschaften, Wohnorten, Aemtern, Berufsarten u. dergl. entlehnt.

Auf niederen Kulturstufen offenbart sich das erhöhte Familienbewußtsein noch durch rohe und ungebildete Aeußerungen. Eine

solche ist die Gewohnheit der Blutrache, welche früher sehr allgemein war, sich aber dort verloren hat, wo die Völker höher gestiegen und zur Humanität vorgeschritten sind. Außer bei den sogenannten Wilden ist sie noch in Albanien, auf Korsika und Sardinien, bei den Arabern, Hindu u. s. w. üblich. In China hatte sie der große Moralist Kongfutße und bei den Hebräern die mosaische Gesetzgebung sogar zum Gesetz erhoben. Wo die Völker humaner geworden sind, tritt Sühne durch Wertgegenstände (bei den Arabern Sklaven, Vieh, Waffen, Gelt) an die Stelle der Blutrache. Dieses Wergelt war schon gesetzlich bekräftigte Sitte der Germanen zur Zeit der Völkerwanderung. Die Kafirn zahlen es nicht den Verwandten des Erschlagenen, sondern dem Häuptling und sind damit anf der Stufenleiter der Humanität höher gestiegen, indem sie nicht den Eigennutz, sondern das allgemeine Beste versöhnen. Die Blutrache war und ist überall ein Ersatz für das Strafrecht, welches nur die geschichtlichen Völker kennen, doch oft mit langer Beibehaltung der Blutrache und Privatsühne.

Mit der Entwickelung des Familienbewußtseins ist auch diejenige des Eigentums verknüpft. Dasselbe ist die notwendige Voraussetzung der Milderung der Blutrache zum Wergelt; ja es ist überhaupt diejenige aller Kulturthätigkeit, der Landwirtschaft, der Industrie, des Handels, und daher in ausgezeichnetem Maße ein Beförderungsmittel der Civilisation. Seine Aufhebung wäre demgemäß ein Schritt rückwärts zur Barbarei. Ob das älteste Eigentum bewegliches oder Grundeigentum war, ist zweifelhaft und wol nach Erdtheilen, Ländern, Völkern und Berufsarten verschieden. Das erste Eigentum des Jägers und Fischers waren seine erbeuteten Thiere und vielleicht schon seine Jagdgründe, das des Nomaden seine Herde, deren Produkte und Weideplätze, das des Ackerbauers sein urbar gemachter Boden und dessen Erzeugnisse. Jedenfalls ist das Eigentum ursprünglich durch Anmaßung entstanden, allein durch Anmaßung herrenlosen Gutes, und nicht ohne redliche Arbeit und Anstrengung. Widerrechtliche Anmaßung fremden Eigentums, d. h. Raub und Diebstahl setzt längern Bestand des Eigentums voraus; das Eigentum ist daher nicht ursprünglich Diebstahl, wie der Sophist Proudhon meinte. Es sind uns auch durchaus keine Völker bekannt, welche nicht ein in seinen Anfängen unerforschbares Eigentumsrecht hätten, und überall wo Entdecker hinkamen, war und ist solches schon vorhanden. Gemeinsames Eigentum finden wir nur bei civilisirten Völker.

Auch das Erbrecht ist bei vielen ganz rohen Völkern schon vorgefunden worden und sein Ursprung nicht zu erforschen. In Tahiti und bei den Basutos galt und gilt der Sohn schon bei Lebzeiten des Vaters als dessen Miteigentümer, auf den Fidschi-Eilanden, wo noch

das Neffenerbrecht herrscht, ist es der Neffe in Bezug auf den Oheim. In Australien und Madagaskar werden sogar die Eltern nach den Kindern benannt, z. B. Vater, Mutter des N. N., so auch bei amerikanischen Stämmen und in Sumatra. In Australien und Tahiti wurde sogar testamentarische Erbfolge angetroffen. Es kommt bei wilden Völkern sowol das Seniorat als das Juniorat vor, letzteres z. B. bei den Kaffern und in Yünnan. Die Töchter sind bald erbberechtigt, bald nicht. Doch gibt es auch Völker, bei denen man kein Erbrecht fand, sondern bei einem Todesfalle Herrenlosigkeit des Eigentums und allgemeine Plünderung eintrat, so in Afrika, Polynesien und Grönland. Das Eigentumsrecht ist daher das älteste Recht; denn das Recht auf Leben, Gesundheit und Freiheit, Ehre u. s. w. sind Abstraktionen und Fiktionen der Schulen späterer Zeit oder Maßregeln des Staates zur Aufrechthaltung der Ordnung. Ein „angeborenes Recht" gab es niemals. Die wahre Geschichte straft denn auch letzteres Lügen und zeigt, daß stets die Stärkeren auf unvollkommeneren, die Gescheuteren auf vollkommeneren Kulturstufen sich mehr Eigentum und damit Rechte zu verschaffen wußten, als die Schwächeren an Leib und Geist. — Die Gleichheit und Brüderlichkeit der Menschen ist gleich der Freiheit ein schöner Traum der Idealisten, der nie Wahrheit gewesen und niemals welche sein wird, ausgenommen in der Einbildung von Theoretikern und im sich selbsttäuschenden Nationalhochmut einzelner Völker. Der Mensch will nicht frei sein, wie die Prinzipienreiter und Frasenmacher faseln; denn hat er keinen König, vor dem er kriechen kann, so beugt er sich vor den Pfaffen, vor dem Geldsack, vor dem Genie, vor den Weibern, vor Erfolg und Gewalt, oder er läßt sich, und dies in allen Fällen, von seinen eigenen Leidenschaften beherrschen. Im Wechsel dieser Herrschaften besteht die Geschichte, — eine Freiheit und Gleichheit kennt sie nicht, außer als Motto! Die Wilden, die man oft für frei gehalten hat, sind die Sklaven zahlloser Gebräuche, Speisevorschriften, Etikette- und Familiengesetze, welche mehr drücken, als unsere modernen Polizeimaßregeln. Die Fidschi-Insulaner sind so knechtisch, daß sie, wenn ein Häuptling ausgleitet und fällt, das Gleiche thun, um nicht geschickter zu erscheinen als er.

So ist es leicht erklärlich, daß aus dem untergeordneten Verhältniß, in welches die Schwächeren zu den Stärkeren traten, eine Ungleichheit des Eigentums, der Rechte, der Freiheiten u. s. w., d. h. die Verschiedenheit der Stände sich entwickelte. Es ist eben so naturgemäß und durch keine Deklamationen zu beseitigen, daß verschiedene Stände entstehen mußten, wie es naturgemäß ist, daß sie nach und nach sich ausgleichen und endlich verschwinden werden, weil naturgemäß alle Gebilde sich verändern und wieder anderen Platz machen

müssen; aber für irgend eine Ungleichheit unter den Menschen, die ja, abgesehen von allem Uebrigen, schon durch Geschlecht, Alter, Charakter und Rasse verschieden sind, — wird stets ebenso sehr gesorgt sein, wie für eine solche unter den Naturwesen überhaupt. Dem Dualismus gemäß, welcher den Horizont des Menschen stets beherrschte und stets beherrschen wird, theilt sich die Unterordnung der Schwächeren in eine solche des Leibes und eine solche der Seele. Die welche den Leib beherrschten, aber auch die Ordnung aufrecht erhielten und das Land vertheidigten, nannte man Krieger oder Adelige und ihre Häupter Fürsten, — die welche die Seele beherrschten, und dafür Kunst und Wissenschaft pflegten und unterhielten, Priester und Oberpriester. Die Priester waren in allen einheitlichen alten Kulturstaaten die oberste Kaste; erst nach ihnen kamen die Krieger, und sogar die Fürsten huldigten ihrem Geiste und ihren — Ränken und beugten sich vor ihnen, ja wurden an vielen Orten, wie z. B. in Meroe und auf Inseln der Südsee, ganz von ihnen abhängig. Weit tiefer standen die in der Regel aus unterworfenen Ureinwohnern bestehenden Kasten derjenigen, welche ihren Lebensunterhalt durch Arbeit erwarben, Kaufleute, Handwerker, Ackerbauer, Hirten, Jäger u. s. w.

Eine andere Form der Ungleichheit, als das Kastenwesen ist die Sklaverei, welche durch Unterjochung schwächerer Völker von Seite in ihr Land eingedrungener stärkerer begründet und durch Kriegs- und Schuldgefangene sowol, als durch Sklavenhandel aus Gewinnsucht genährt wurde und den Menschen zur Sache und zum Eigentum erniedrigte. Eine Vermengung des Kastenwesens und der Sklaverei oder ein Mittelding zwischen beiden ist die Leibeigenschaft mit ihren Modifikationen, der Dienstbarkeit, Hörigkeit u. s. w; denn sie hat von der Sklaverei die Zugehörigkeit der Unterworfenen zu bestimmten Herren und vom Kastenwesen den Umstand, daß der Unterworfene nicht vollständiger Willkür preisgegeben ist. Die besonderen Arten der Ausbildung aller dieser Zustände der Ungleichheit, zwischen welchen es übrigens eine Menge von Uebergängen und Vermischungen und keine ganz bestimmte Grenzlinie gibt, werden bei Betrachtung der einzelnen Völker, bei denen sie in Uebung waren, zur Sprache kommen.

Aus der Familie mit ihren verschiedenen Verhältnissen entwickelt sich naturgemäß, durch die darin ausgeübte Autorität Einzelner, der Staat. Es ist niemals, wie mit der geschichtlichen Wahrheit unbekannte Theoretiker und Doktrinäre sich eingebildet und behauptet haben, durch Vertrag ein Staat entstanden, sondern nirgends anders als durch den Zwang der Verhältnisse. Nur Verfassungen entstehen durch Verträge; diese sind aber blos die Kleidung und der Schmuck der Staaten. Wie klein oder groß der Staat ist, hat auf seinen Begriff

keinen Einfluß. Schon die Gemeinde oder die Vereinigung mehrerer seßhaften Familien, ist ein Staat im Kleinen, wie es ja heutzutage noch Staaten gibt, die im Grunde blos aus einer Gemeinde bestehen (Andorra, San=Marino, Appenzell=Inneroden, Lübeck, Bremen, Hamburg u. s. w.). Einen größern Staat als die Gemeinde bildet der Stamm, der als solcher in der Regel nur bei nicht seßhaften Völkern eine Rolle spielt, bei seßhaften aber in dem weitern Begriffe des Volkes aufgeht; nur ein Volk kann einen wahren, d. h. thatsächlich unabhängigen Staat bilden, wozu Gemeinde und Stamm zu schwach sind, daher diese einem größerem Ganzen angehören oder unter dessen Schutz treten müssen. Die Zukunft schreitet vielleicht über das Volk hinaus zum Völkerbunde, zu welchem wir bereits Ansätze haben, wie z. B. in den Vereinigten Staaten (dynastische Verbindungen verschiedener Völker wie z. B. die österreichisch=ungarische Monarchie, gehören nicht hierher, da sie nicht freiwillig gebildet sind.)

Der Staat ist eine Sache naturgemäßer Entwickelung der menschlichen Gesellschaft, — eine erweiterte Familie, ein organisirter Stamm, eine vergrößerte Gemeinde, ein geordnetes Volk. Er ist zu keiner bestimmten Zeit und an keinem bestimmten Orte entstanden, sondern war jeweilen da, wenn Gemeinde, Stamm oder Volk die Kraft erlangt hatten, für sich, aus eigenen Mitteln und unabhängig von anderen Gemeinschaften zu bestehen. Diese Kraft hatten sie erlangt, wenn sie, wozu die Naturverhältnisse sie gezwungen, gemeinsam mit Erfolg gegen Naturkräfte gekämpft, die ihrer Entwickelung hinderlich waren, wie: unfruchtbarer Boden, ungebändigte Gewässer, rauhes Klima, wilde Thiere, feindliche, namentlich in der Kultur ihnen nachstehende Nachbarn. Solcher gemeinsame Kampf festigt die bestehenden Bande und vermehrt sie durch neue; die Kampfgenossen werden von einander abhängig, brauchen gegenseitig ihre Kräfte und werden sich demzufolge unentbehrlich. Ist eine Gemeinde ein Staat geworden, so tritt sie zu anderen Gemeinden in ein Verhältniß. Bleibt dieses Verhältniß ein gleichberechtigtes und festigt sich, so entsteht ein Staatenbund (beziehungsweise Städtebund). Einen solchen bildeten die altgriechischen Staaten, die Hansa, der ehemalige schwäbische Städtebund, die Kantone der Schweiz, die Provinzen der Niederlande, die Kolonien Nordamerika's. Entfaltet aber eine Gemeinde gleich so außergewöhnliche Kraft, daß sie ihren Nachbarn überlegen ist, so wird das Verhältniß ein ungleichberechtigtes und die stärkere Gemeinde wird die Herrin und Gebieterin der schwächeren, wie Rom im Altertum, Venedig, Florenz, Genua, Bern im Mittelalter; die neuere Zeit duldet dies Verhältniß nicht mehr. Alle diese Einrichtungen aber sind Ausnahmen, welche in ihrer vollkommensten Form, nämlich der der Gleichberechtigung Aller, nur eintreten, beziehungsweise sich erhalten, wo das

Gefühl eignen Wertes und höherer Würde sich in der Mehrzahl der Bürger eingelebt hat, — durch den blosen Namen „Republik“ aber keineswegs hergezaubert, sondern nur durch lange Leiden und Erfahrungen errungen werden. In der Regel aber wird die Ausbildung der Staaten durch einzelne kraftvolle Personen vorgenommen, welche an der Spitze einer Familie stehen, durch diese auch in dem Stamme, zu dem die Familie gehörte, das höchste Ansehen und den größten Einfluß erringen, mit Hilfe des Stammes andere Stämme und selbst Völker unterwerfen und auf diese Weise zum Besten ihrer Erben und Nachkommen Reiche gründen. Dies ist der alte Gegensatz der Republiken und der Monarchien dieser beiden Hauptstaatsformen, denn Aristokratie und Demokratie haben keine bestimmte Grenze zwischen sich; statt der Familienherrschaft blüht in der letzteren die Herrschaft des Geltes, des Genies oder der — Ränke und Umtriebe, — und ebenso ist der Unterschied absoluter und ständischer oder konstitutioneller Monarchieen blos eine Sache der historischen Entwickelung, je nach den Kulturverhältnissen eines Volkes. Eine Gemeindewesen ist schwerfällig und schwierig in Ordnung zu halten wegen der vielen Köpfe, die alle die Sache am besten verstehen wollen, und noch schwieriger zu gemeinsamer That zu bringen. Eine blendende und Achtung erzwingende Persönlichkeit hat leichteres Spiel, sobald einmal die Gewohnheit des Gehorsams und das Bewußtsein eigener Unfähigkeit zu politischem Denken und Handeln bei den Massen der Angehörigen eingerissen ist. Wahrhaft frei werden indessen die Menschen niemals, ob sie einer Gemeinde oder .einem Einzelnen untergeordnet sind; sie erfüllen nur im erstern Falle wahrer und getreuer ihren Beruf und kommen dem Ziele der Entwickelung des Menschengeschlechtes näher, das bei Unterthänigkeit und Kriecherei gegenüber seines Gleichen, welche eine Fiktion höher und oft gleich Göttern stellt, niemals richtig erkannt werden kann. Es ist indessen nutzlos, mit den Menschen darüber zu rechten, welche Staatsform ihnen besser fromme. Ob sie sich im Staate wohl oder übel befinden, hängt einzig und allein von der Persönlichkeit Derer ab, die an der Spitze stehen. Unter der unbeschränkten Monarchie eines guten Menschen ist besser zu leben, als unter der auf dem Papier freiesten Verfassung, wenn der Staat von Schurken regirt wird und dadurch die Freiheit zur Lüge macht. In einer französischen oder südamerikanischen Republik, wo „Freiheit und Gleichheit“ an allen Ecken angepinselt und in Wahrheit profanirt sind, ist, wie im Rom eines Sulla, Niemand seines Lebens sicher, und solche Staaten unterscheiden sich von asiatischen und afrikanischen Despotien blos durch die Verschiedenheit der Sitten, Gebräuche und Anschauungen. Verfassungen sind Frasen, nur tüchtige Regirungen sind Thatsachen. Bei solchen wird es mit der Zeit gleichgültig, ob

sie monarchisch oder republikanisch heißen; denn sie nähern sich zusehends dem Standpunkte, Regirende nur um ihrer Verdienste und nicht mehr um ihrer Geburt willen hochzuhalten, und von da ist es nur ein Schritt bis zur Erkenntniß, daß die Geburt allein kein Recht zur Herrschaft im Staate verleihen könne. Die Aufgabe der Staaten ist daher nicht, wie Theoretiker meinen, nach einer bestimmten Staatsform zu streben, sondern vielmehr sich zu solchen Gemeinwesen zu entwickeln, welche einem jeden Angehörigen das größtmöglichste Maß von Wolsein, von Bildung, von freier, d. h. durch unnötige Polizeimaßregeln möglichst ungestörter Bewegung, und von berechtigter Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten sichern. Weiter kann es ein Staat nicht bringen. Nun ist aber jeder Staat ein Produkt seiner Geschichte, und seine Entwickelung ist abhängig von der Lage, dem Klima und den Erzeugnissen seines Gebietes, von der Rasse und dem Charakter seines Volkes, sowie von den Verhältnissen seiner Grenznachbaren u. s. w. Also kann sich auch nicht jeder Staat so entwickeln, wie seine Bürger oder ein Theil derselben es gerne sähen, — sondern nur so wie er nach Gesetzen der Notwendigkeit muß, und es ist geradezu kindisch und lächerlich, zu glauben, es könne durch Partei-Umtriebe, Agitationen, Wahlen u. dergl. oder gar durch Revolution, verbunden mit Tödtung der Gegner, ein Zustand herbeigeführt werden, der irgend Jemanden zu befriedigen im Stande wäre. Es kann nichts dauernd ins Leben geführt werden, wozu die notwendigen Bedingungen nicht vorhanden sind, und jede Revolution, welche diese Thatsache nicht beachtet, zieht eine Reaktion und namenloses Elend nach sich.

B. **Beruf und Verkehr.**

Die Hauptbeschäftigung jedes lebenden Wesens ist naturgemäß die Gewinnung der Mittel, welche zum Fortleben unumgänglich notwendig sind, also vor Allem die Herschaffung von Nahrung. Nach der verschiedenen Weise, in welcher dies geschieht, richtet sich der Beruf des Menschen. Die einfachste und roheste Art, sich Nahrung zu verschaffen, ist diejenige, einfach zu nehmen, was die Natur darbietet. Wir haben aber oben gesehen, daß dies nicht beständig so fortgeht und daß der Mensch, will er in gleichmäßiger Weise stets mit Nahrung versorgt sein, sich dem Getreidebau widmen muß, an welchem er sich zum Menschen herangebildet hat. Es ist nun, bezüglich der menschlichen Berufe, bisher stets geglaubt worden und wird noch jetzt von Kulturhistorikern gelehrt, daß es drei Kulturstufen gebe: die der Jäger und Fischer, die der Nomaden oder Hirten und die der

Ackerbauer. Es wurde dies so sicher geglaubt, als hätte Jemand diese Reihenfolge mit eigenen Augen beobachtet und darüber Buch geführt. Dieselbe beruht aber blos auf Mutmaßung und ist nichts weniger als geschichtlich beglaubigt. Es ist sogar die Meinung geäußert worden, als dürfte die fragliche Reihenfolge leicht in der Umkehrung mehr Wahrheit haben;*) denn wenn sich der Mensch hauptsächlich an der Pflege des Getreides herangebildet hat, so erscheint diese geradezu als der erste Beruf. Freilich ist noch ein gewaltiger Unterschied zwischen Getreidepflege und wirklichem Ackerbau, der doch erst bei fester Niederlassung und in Verbindung mit nützlichen Gewerben seine wahre Bedeutung erhält. Daher dürfte die meiste Wahrheit darin liegen, daß die gedachten drei Kulturstufen, in denen viele Wahrheit liegt, nicht nacheinander, sondern nebeneinander sich allmälig entwickelt haben, und zwar jede aus bestimmten Veranlassungen. Immerhin aber ist die hergebrachte Reihenfolge in Bezug auf die steigende Höhe der Kultur berechtigt, wenn auch nicht in Bezug auf die Zeit.

Zuerst haben wir also der Jäger und Fischer zu denken. Ihre Lebensart ist roh, thierisch und nicht menschenwürdig, kann daher keine Vorbereitungs- und Uebergangsstufe zur Kultur sein, sondern eine Entartung, ein Verzicht auf Fortschritt und Gesittung, und wurde nur herbeigeführt dadurch, daß ein Volk auf seiner Wanderung in ein Land geriet, wo es keine seinen Bedürfnissen genügende Nahrung fand, oder wenn es ohne sich mit Vorräten zu versehen, leichtsinnig auswanderte und in Not kam.**) Die Menschen der Stein- und großentheils auch noch der Erz- und Eisenperiode waren Jäger und noch jetzt sind es die uncivilisirten Ureinwohner Australiens, Amerika's theilweise auch Südafrika's und der Polarländer, rings um die Erde; Fischer sind die Anwohner aller Küsten und die Einwohner aller Inseln der Weltmeere. — Die umherschweifenden Jäger konnten indessen nicht verfehlen, einander gegenseitig in's Gehege zu kommen; es gab Streitigkeiten, die ersten Kriege; die Stärkeren überwanden die Schwächeren und wurden ihre Beherrscher; an sie wandten sich Andere in ähnlichen Händeln und wählten sie zu Richtern; aus dem Richteramte wurde ein Fürstenrecht, das sich vererbte. Solcher Nimrode, welche „gewaltige Jäger vor dem Herrn" und die ersten Könige waren, mag es Viele gegeben haben. So führte die Jagd auf Thiere zur Jagd auf Menschen mit allen ihren Greueln: Sklaverei, Menschenfresserei, Despotie u. s. w., welche fortdauerten und in irgend einer Form stets fortdauern werden. Daher haben die Jägervölker, wenn ihnen auch das Verdienst gebührt die ersten Thiere zum Dienste des Menschen

*) Gerland a. a. O. S. 141 ff.
**) Gerland a. a. O. S. 150 ff.

gebändigt zu haben, die Hunde nämlich, die überall in ihrem Besitze erscheinen, — doch thatsächlich niemals eine höhere Kulturstufe erstiegen, wenn sie sich nicht eines Besseren besannen und zum Ackerbau übergingen.

Wo der Mensch diejenigen Thiere, deren Nutzen ihm einleuchtete, statt mittels der Jagd zu tödten, eingefangen und gezähmt und, abermals mit Hilfe des Hundes, seines treuesten Gefährten, an ein regelmäßiges Leben gewöhnt hatte, und zudem in Gegenden (Steppen) zu leben kam, die sich nicht zum Ackerbau, wol aber zur Viehweide eigneten, da wurde er ein Hirte, sein Eigentum an Vieh zur Herde. Diese Beschäftigung ist der Kultur weit günstiger als die Jagd und Fischerei; aber auch die ihr Anhängenden haben sich nie zu höherer Gesittung empor geschwungen, so lange sie ihr Leben in der Steppe fortsetzten. Hier war und ist das Pferd und das Kamel, anderswo das Rind, im eisigen Norden das Ren der Gegenstand der wichtigsten Sorge des Menschen, der nichts höheres kennt, ja durch die Unwirtlichkeit der Natur sogar, wie gerade im Norden, oft zur Jagd und Fischerei zurücksinkt. Nur in Verbindung mit dem Ackerbau ist das Hirtenleben im Stande, sich aus geistiger Versumpfung emporzuraffen. Doch wird immerhin durch festen Besitz der Hirte unabhängiger, als es der Jäger war, und wo er eine Oberhoheit anerkennt, geschieht es weniger aus Furcht vor Gewalt, als aus Achtung vor überlegenen Geistesgaben und aus Hoffnung auf Schutz. Die Huldigungen, welche solchen hervorragenden Häuptern zu Theil werden, führen dann mitunter so weit, daß Nomadenfürsten Eroberer werden, und ein Kyros, Attila, Omar, Dschingiskhan und Timur haben als Führer ungeheurer Hirtenheere und ihrer Herden die Welt in Schrecken gejagt und unermeßliche Reiche gegründet, die aber wie Meteore wieder vom Erdboden verschwanden. Das Gebiet der Nomaden umfaßt Mittelasien, Arabien und Mittelafrika in einer beinahe ununterbrochenen Wüsten- und Steppenlinie von der Schamo im Nordosten bis zur Kalahari im Südwesten. Amerika und Australien kennen das Nomadentum nicht und Europa hat es, bis auf die Steppen der untern Wolga und die Fjelle des nördlichen Lapplands, vergessen.

Der am meisten die Gesittung und Bildung befördernde Beruf des Menschen ist der Ackerbau. Der Jäger und Fischer verfolgt die Thiere, der Nomade züchtet sie, der Ackerbauer benützt sie zu höheren Zwecken. Den Ersten nähren die Thiere durch ihren Tod, den Zweiten durch ihr Leben, den Dritten durch ihre Arbeit. Mehr als der jagende Hund, der verendende Hirsch und Bär oder Fisch, mehr als das grasende Kamel oder Renthier, trägt der pflügende Ochse zum Heil und Fortschritte der Menschheit bei. Der Jäger und Fischer lebt in Höhlen oder ärmlichen Hütten, der Nomade in Zelt-

dörfern, — nur der Ackerbauer gelangt mit der Zeit dahin, daß er Häuser baut und sie zu Flecken und Städten vereint, in denen Tempel und Paläste prangen. Es gibt kein Volk, das Kulturstaaten gegründet, eine vielseitige Literatur und Kunst geschaffen, Verfassungen eingeführt unter denen seine Angehörigen mit Sicherheit der Personen und des Eigentums leben konnten, — das nicht zugleich ein ackerbauendes gewesen wäre. Wol sind zeitweise ackerbauende Staaten von Nomaden erobert und unterjocht worden; aber sie haben sich stets wieder emporgeschwungen und entweder ihre Unterdrücker zur Annahme der eigenen Bildung genötigt oder ihre Herrschaft abgeschüttelt und sie an Ruhm weit überdauert. Nur die Ackerbauer sind Patrioten, nur sie sind Kosmopoliten geworden, nur sie haben überhaupt hohe und weitstrebende Ideen erfaßt und gepflegt, Religionen gestiftet und sich in Kunst und Wissenschaft Lorbern geholt.

Der vorgeschrittene Ackerbau ist auch die Voraussetzung des friedlichen Verkehrs zwischen den Völkern, indem die Länder von ungleicher Fruchtbarkeit und Ergiebigkeit sind und einander daher aushelfen müssen, erst mit Produkten der Natur und dann auch mit solchen der Kunstfertigkeit. Nur ackerbauende Völker werden aber seetüchtig, und der Verkehr über die Meere regt mächtig zu allen nützlichen Einrichtungen an. Diese Thätigkeit gipfelt im Welthandel, durch welchen nicht etwa nur Waaren, sondern sämmtliche Errungenschaften der Kultur verbreitet werden. Der Kommunist Karl Marx nennt in seinem übrigens geistreichen Werke „das Kapital" den Handel Raub, Diebstahl und Prellerei, weil der Handelsmann materiell mehr empfängt als er hergibt. Allein eine genaue Abzirkelung der Werte ist bei keiner Thätigkeit möglich, und was der Kaufmann, das thut der Handwerker, der Landmaun, ja sogar in vielen Fällen der Künstler und der Schriftsteller, wenn sie es „weit gebracht" haben, ebenfalls. Eine Sängerin verübt mit ein paar Trillern, oder eine Tänzerin mit ein Paar kühnen Pas an einem Abend mehr Prellerei als ein Kaufmann im Jahre, und ein französischer Romanskribler fügt noch den moralischen Schaden zur Prellerei. Es wird aber von Marx ignorirt, welchen Schatz von Kultur der Handel befördert, so daß wol gesagt werden kann: die Kaufleute geben in dieser Beziehung (wenn auch allerdings wider Willen) mehr als sie empfangen. „Der Handel, sagt ein Geschichtschreiber desselben, verbreitete religiöse Kultur, aber auch das Rechnen und die Buchstabenschrift, er führte auf die Beobachtung der Gestirne als Pfadführer auf weiten Wegen, machte Gesetze und Rechtsbestimmungen notwendig, erweiterte die Völker-, Länder- und Sprachenkenntniß, lehrte neue Dinge und Arten ihrer Verwendung kennen, und daher wurden die ersten Sammelplätze des Handelsverkehrs zugleich die Ausgangsstätten der Kultur und Civilisation. Denn

mit der Verbreitung der Rohwaaren wurde dem menschlichen Geiste der Antrieb zur Erfindung und zur Entwickelung der geistigen Kraft gegeben. Bis heute noch machen wir die Beobachtung, daß die Völker, welche sich vom Verkehre mit andern Völkern abschließen, roh, unwissend, arm sind und auf niederer Kulturstufe stehen bleiben."

Das Heimatland des Handels ist Asien. Seine ersten Wege waren die riesigen Stromthäler und Doppelstromländer dieses Erdtheils, und die zwischen denselben liegenden unermeßlichen Wüsten und Steppen zwangen zur Bildung von Handelsgesellschaften, die gemeinsam reisten, — Karawanen, um die nötige Sicherheit zu bewerkstelligen. Die eigentliche Stütze dieser Züge war von jeher das „Schiff der Wüste", das Kamel, das unentbehrliche Lieblingsthier der Nomaden. Aus den Zügen der Letzteren von Weideplatz zu Weideplatz entwickelten sich daher wol die Handelszüge der Karawanen. Die Oasen wurden aus Ruheplätzen der Nomaden zu Handelsplätzen. Auf denselben entstanden einerseits Tempel u. a. Heiligtümer (Orakel u. s. w.), bei denen man sich versammelte und das Nützliche mit dem Anziehenden verband, — und anderseits Unterkunftsgebäude — Karawanserais. Dieser Verkehr war jedoch ein sehr beschränkter und die Kultur nicht wesentlich befördernder, ehe der ausgebildete Ackerbau in den Stromthälern Fuß faßte und in Folge dessen nach und nach Städte erstanden, die zu Handelsplätzen, Emporien wurden. Entstanden solche am Meeresufer, so wurden sie die Heimatstätte des Seehandels und der Schifffahrt. Letztere ist indessen älter als der Handel und hat sich von den armseligsten Anfängen in Rindenkähnen und solchen von ausgehöhlten Stämmen, ja sogar von Floßen allmälig hinaufgearbeitet. Am meisten zurückgeblieben sind in der Schifffahrt die Fluß- und Seeanwohner, am weitesten vorgeschritten die Küstenbewohner, namentlich aber Solche, in deren Nähe Inseln lagen, die leicht erreicht werden konnten. Doch ist die Begehung des Meeres während des gesammten Altertums und Mittelalters wesentlich Küstenschifffahrt geblieben, der wir im Einzelnen bei den Phönikern begegnen werden.

Was die Gegenstände des ältesten Handels betrifft, so waren es natürlich zuerst jene, welche die einfachsten Bedürfnisse befriedigten und am leichtesten ausgeführt werden konnten. Je mehr die Bedürfnisse wuchsen, um so mehr entwickelte sich der Handel. Einen bedeutenden Theil desselben nahmen schon in ältester Zeit Mineralien in Anspruch. Das europäische Steinzeitalter besaß asiatische Steinarten, verrät somit bereits Handel mit Asien. Wir können jedoch nicht ahnen, wer denselben betrieb und auf welchem Wege. Auch zwischen einzelnen Gegenden Europa's wurde zur Steinzeit Handel getrieben. Die Bronzezeit setzte einen noch bedeutenderen Handel voraus, näm-

lich mit Zinn, ohne welches es keine Bronze gibt, und welches schon in ziemlich alten Zeiten, und zwar nicht etwa durch die Phöniker, sondern durch die Kelten aus den sorlingischen Inseln, Cornwales und Westgallien gewonnen und verhandelt wurde. Aehnliches geschah von den Ufern der Nord= und Ostsee aus mit dem Bernstein. Bedeutende Handelsartikel in Asien waren schon in uralter Zeit Gold und Silber, welche aus den Gebirgen im damals noch gänzlich unbekannten Innern des Erdtheils kamen, das Silber aber namentlich aus dem Kaukasos. Edelsteine zu Siegelringen kamen wahrscheinlich theils aus Afrika, theils ebenfalls aus Centralasien, Perlen aus dem indischen Ocean. Stoffe zur Kleidung aus Baumwolle, Wolle, Seide und Leinen machten bereits weite Wege. Baumwolle nahm denselben von Indien, ihrem Vaterlande aus bis Aegypten; doch schuf letzteres den indischen Zeugen (Sindonen) eine Konkurrenz in solchen vom obern Nil (Byssos). Wolle, das Produkt von großen Schafherden Nordindiens und Vorderasiens, besonders in Babylon gewoben, und Leinen, in Aegypten gearbeitet, besonders zu Frauenkleidern, waren in der ganzen alten Welt verbreitet, erst später die Seide aus China und Indien, besonders für „medische“ (persische) Hofgewänder; verarbeitet wurde in Mesopotamien Seide von wilden Seidenraupen Hinterindiens; die ächte Seide kam erst zur römischen Zeit nach westlichen Gegenden. Aus dem Norden Europa's und Asiens gingen Pelzwerke soweit, als das Klima ihren Gebrauch gestattete. Gewürze und Räucherwaaren hatten ihr Vaterland in Arabien und dem benachbarten Ost=Afrika und gingen tief in's Innere Asiens, Farbstoffe, wie Indigo, Sandelholz, Krapp, Zinnober, Kreide, Bleiweiß, Spießglanz, Mennig u. s. w. wurden fleißig aus ihren Fundorten nach den verschiedensten Gegenden ausgeführt. Namentlich verbreiteten die Phöniker überall ihre Purpurmuschel=Färberei. Von ihren Handelsartikeln und den besonderen aller übrigen Völker des Altertums werden wir bei Besprechung der einzelnen derselben handeln.

Fünfter Abschnitt.

Die idealen Bestrebungen der ältesten Zeit.

A. Die andere Welt.

Die Religion ist in allen ihren Erscheinungsformen ein Versuch, die Rätsel des Seins und das Problem einer letzten Ursache zu lösen. Durch die jeweilige Religion sind für die ihr anhängenden

Menschen jene Rätsel und Probleme gelöst und über jeden Zweifel erhaben. Es ist vielfach gestritten worden, ob es Völker ohne religiöse Begriffe und Ansichten gegeben habe oder noch gebe. Es kommt hier immer darauf an, unter welchen Bedingungen Religion als vorhanden angenommen wird. Man könnte nun dafür halten, dies sei der Fall, sobald ein Wesen sich vor Wesen einer höhern oder als höher betrachteten Gattung demütigt; denn in solchen Wesen sucht es, wenn auch unbewußt, den Ursprung des Seins. Dann müßte aber schon den gezähmten Thieren in ihrer Ergebenheit und Anhänglichkeit an den Menschen ein Anfang von Religion zugeschrieben werden, und in diesem Sinne hätten denn auch sämmtliche Menschenstämme irgend eine Abart von Religion, indem sie sämmtlich an höhere, mächtigere Wesen glauben als sie selbst sind, suchen sie nun solche in den Gestirnen, in Naturerscheinungen, in Bergen, Strömen, Meer, in Geistern verschiedener Art, oder gar in Fetischen und Thieren. Das ist aber alles noch keine Religion, sofern es nur Gefühl der Abhängigkeit, Furcht und ähnliches ist. Die Religion ist ein Werk des Geistes,*) und nur wer weiß, daß und aus welchen Gründen er ein höheres Wesen verehrt, hat Religion. Allerdings läßt sich dies bei wilden Völkern nicht sofort erkennen und es gibt gewiß unzählige und allmälige Abstufungen zwischen dem rohesten Abhängigkeitsgefühl und Aberglauben und der einfachsten, ursprünglichsten wirklichen Religion. Unläugbar ist aber, daß diese, sowenig wie bei den kleinen Kindern, sowenig bei den wildesten Menschen vorhanden ist. Als Völker ganz ohne Religion und entschieden höchstens mit Aberglauben, sind nach zuverläßigen Berichten nachgewiesen: Manche Stämme der Eskimo, Kalifornier, brasilischen Urbewohner, Polynesier, Andamanen, Australier, Kaffern, Hottentotten.**)

Mit der Religion ist daher stets die bewußte und begründete Ahnung von etwas Höherem verbunden, als das religiöse Subjekt selbst ist, und aus diesem Zwiespalt zwischen dem höhern und dem eigenen Wesen entwickelt sich nach und nach, erst nur dunkel und unklar, später aber mit Ausmalungen der Fantasie, die Vorstellung von zwei Welten, einer dies- und einer jenseitigen, gleichviel ob der Mensch seinen eigenen Uebergang von der einen in die andere nach dem Tode annimmt oder nicht, welches letztere allerdings sowol bei vielen wilden Stämmen als in einigen Religionen gesitteter Völker, z. B. bei den alten Hebräern der Fall ist. Wo dies anders war, d. h. wo man es zur mehr oder minder ausgeschmückten Idee eines Fortlebens brachte, da gelangte man zu derselben wahrscheinlich durch die Beob-

*) Seydel, die Religion und die Religionen. Leipzig 1872. S. 5.
**) Lubbock, Entstehung der Civilisation. S. 174.

achtung, daß auf jeden Untergang der Gestirne wieder ein Aufgang, auf jede Nacht wieder ein Tag, auf jeden Winter ein Frühling, auf jedes Absterben der Pflanzen wieder eine Verjüngung derselben, auf die Einpuppung und Erstarrung der Insekten eine Verschönerung und Erhebung derselben folgt. So mußte es, nach der schlichten Schlußfolgerung einfacher, mit den Mühen und Sorgen des Lebens geplagter Menschen, auch mit ihnen der Fall sein, auch sie mußten, wie sie hofften, nach dem Tode wieder erstehen, was ohnedies ihrer Selbstliebe schmeichelte, indem Jeder sein theures Ich bis an das Ende der Tage fortdauern sehen möchte. Ja, die Menschen schrieben diese Fortdauer auch den von ihnen besonders geliebten und verehrten Thieren, Pflanzen und sogar leblosen Dingen zu, wie die zahllosen Mythen von Thiergespenstern u. s. w. zeigen. Nicht ohne wesentlichen Einfluß auf diese Hoffnung mögen auch die Träume von verstorbenen Bekannten und Verwandten gewesen sein, durch welche dieselben als fortlebend erschienen.*)

Die jenseitige Welt, an welche die religiös fühlenden Menschen glauben, ist in der Regel mit zwei Klassen von Wesen bevölkert: den abgeschiedenen Seelen von Menschen und selbständigen Geisterwesen, welche über den Menschen stehen und bis zu den Gottheiten hinaufragen. Diese Lehre, welche man auch Animismus genannt hat,**) lebt in den verschiedensten und buntesten Modifikationen und Formen unter den Völkern sämmtlicher Kulturstufen, vom rohesten Fetischdienste bis zu den Fantasien gelehrter Spiritualisten. Die unentwickelten Kulturstufen jedoch, mit denen wir uns hier vorzugsweise zu beschäftigen haben, unterscheiden sich in dieser Beziehung von den höheren dadurch, daß in ihrer jenseitigen Welt die sittlichen Motive und Momente sehr schwach vertreten sind, wenn sie nicht ganz fehlen.

Was nun zuerst den menschlichen Geist betrifft, welcher nach der Ansicht der Gläubigen den Tod des Körpers überlebt, so wird derselbe von Menschen tieferer Kulturstufe als eine Art Rauch, Dampf oder Schatten vorgestellt, der in der Regel nicht beständig, sondern nur für einige Zeit fortlebt und mit den Sinnen nicht wahrnehmbar ist, aber doch unter Umständen den Menschen erscheinen kann und dann die Gestalt des Verstorbenen besitzt. „Schatten“ ist namentlich in amerikanischen und afrikanischen Sprachen der Ausdruck für Seele oder Geist, auch „Bild“ wird dafür gebraucht. Manche Völker unter den sog. Wilden halten den Athem für die Seele, und diese beiden Begriffe sind sogar im Hebräischen (ruach), Griechischen (πνεῦμα), Lateinischen (animus, anima) und Sanskrit (atman, prana), in slawischen Sprachen (duch), in derjenigen der Zigeuner u. s. w. durch das-

*) Vergl. Peschel, Völkerkunde. S. 271.
**) Vergl. E. B. Tylor, Primitive culture, Kapitel 11 bis 17.

selbe Wort ausgedrückt. Viele Völker nehmen gar zwei oder mehr Seelen in einem Körper an, von denen eine im Körper bleibt, die andere aber im Leben mitunter ausgeht, Träume sieht und im Tode fortlebt. — Die Chinesen rühmen sich dreier Seelen. Einen Luxus von vier solchen erlauben sich die Dakota in Nordamerika und die Khonds in Ostindien. Machen ja selbst unsere Philosophen subtile Unterscheidungen zwischen Seele und Geist u. s. w.! Viele Völker nehmen eine zeitweilige Abwesenheit der Seele oder einer von mehreren Seelen schon im Leben an, z. B. bei Ohnmachten, im Schlafe, in Krankheiten, sowie die Bewirkung solcher Abwesenheit durch eigene oder fremde Zaubermächte. Daraus entwickelte sich denn auch der Glaube, daß Dämonen zu gewisser Zeit in die Leiber von Menschen fahren, die Besessenheit, gegen welche schon die Schamanen asiatischer Völker, trotz den modernen Kapuzinern, Exorzismen anwenden. Die aus- und eingehende Seele erscheint in manchen Sagen auch als Thier; besonders gelten die Mäuse als Bilder der Seelen und spielen als solche in der Sagenwelt eine merkwürdige Rolle. Damit hängen die Sagen und Mythen vom sog. zweiten Gesicht, von Doppelgängern Lebender und von Gespenstern Verstorbener zusammen, welche angeblichen Erscheinungen vorzüglich auf Visionen und auf der Ausmalung und Uebertreibung solcher beruhen, obschon sie sich durch einen Swedenborg, Jung-Stilling und Justinus Kerner bis in die gebildetsten Kreise der neuesten Zeit forterhalten haben. In ihrem Ursprung gehören sie dem Geisterglauben der rohesten Völker an, wie ja auch der aus Amerika importirte Spiritismus in dem Schamanentum der dortigen Indianer seine Quelle hat.

Sehr verbreitet, sogar bis in die höheren Kulturkreise, ist der Glaube an die Aehnlichkeit zwischen dem Körper und seiner Seele, was die Gestalt betrifft. Die Schatten der griechischen Unterwelt glichen genau den lebenden Menschen, von denen sie herrührten, und minder civilisirte Völker, aber auch die Chinesen, glauben, daß der Verlust eines Organs im Leben auch den Mangel desselben im Jenseits begründe. So tragen die Gespenster Gefangener in vielen Erzählungen Ketten und ein Gespenst Jung-Stillings trug sogar eine Tabakpfeife wie im Leben. — Auch bedienen sich die Gespenster der Stimme und Sprache des Todten. Die verschiedensten sog. wilden Völker behaupten, die Geister zu hören, bald zirpend, bald pfeifend, bald murmelnd u. s. w. Die Vorstellung der Seele als körperlich ist so stark, daß die Malegassen den abwesenden Geist eines Kranken durch ein Loch aus der Mauer des Leichenhauses hervorlocken und im modernen Europa die Bauern verschiedener Gegenden bei einem Todesfalle das Fenster öffnen, damit die Seele hinaus fliegen könne (die Chinesen machen zu diesem Zwecke ein Loch in das Dach). Ostindi-

sche Stämme spannen für einen der Ihren, der entfernt von der Heimat stirbt, Stricke über alle dazwischen befindlichen Flüsse, damit er heimkehren könne. Nordamerikanische Indianer verscheuchen die Geister mit Stöcken und fangen sie in Netzen auf. Die heutigen Spiritisten und die Mormonen wärmen die Lehre der Wilden von der Materialität der Seele als Dogma wieder auf. Aus dieser Lehre stammen alle dergleichen Gebräuche, wie Mitgabe von Kleidern und Hausgerät des Verstorbenen sogar von Lebensmitteln, in das Grab, sowie des Fährgeltes für den Strom der Unterwelt, das Tödten von Hausthieren, besonders Pferden,*) und von Sklaven zur Begleitung des vornehmen Todten in das Jenseits (auf Borneo herrscht der Glaube, daß Alle, die Einer in dieser Welt tödte, ihm in der andern als Sklaven dienen müssen, und man tödtet daher so viele als möglich und so treiben es die Indianer Nordamerikas mit den Skalpen der Feinde). Hierher gehört auch die Selbstverbrennung der indischen und altgermanischen Witwen u. s. w., an deren Stelle auf den Fidschi-Inseln Frau und Freunde des Todten gewaltsam erwürgt wurden. Solche Vorstellungen sind auch die Ursache der Massenschlächtereien in Dahome und bei den Aschanti; die Unglücklichen müssen die verstorbenen Könige im Jenseits bedienen! In China werden alle die Gegenstände, Menschen, Thiere und Sachen, die dem Todten früher mitgegeben wurden, nur noch in nachgeahmten Exemplaren von wertlosem Stoffe, meist von Papier geopfert, in Bengalen die zur Mitgabe bestimmten Gegenstände vor der Verbrennung wieder weggenommen.

Viele sog. wilde Völker machen keinen Unterschied zwischen den Seelen der Thiere und der Menschen, glauben an die Fortdauer jener, und bitten die getödteten Thiere um Verzeihung. Daraus erklärt sich die Seelenwanderung, welche im alten Aegypten Dogma war und in Indien, sowie bei allen Buddhistensekten noch ist. Sogar die Pflanzen haben eine Seele nach dem Glauben der Südsee-Insulaner, Malaien, Hindu, und werden demgemäß behandelt; ja manche Völker betrachten ihre Waffen, Kleider, Fahrzeuge, Häuser, Hausgeräte (wie die Spiritisten die Tische!), sowie Steine, Berge, Flüsse u. s. w. wie lebende Wesen; letztere Naturgegenstände und die Bäume waren ja noch bei den Hellenen von Nymphen beseelt! Die Algonkin-Indianer, die Fidschi-Insulaner und die Karenen in Birma glauben sogar an die Fortdauer der Seelen ihrer Hand- und Hausgeräte im Jenseits. Daraus erklärt sich der Fetischdienst, soweit er auf leblose Dinge Bezug hat; dieselben gelten eben dem Fetischdiener nicht als leblos.

---

*) Pferdeopfer erhielten sich im christlichen Europa bei der Bestattung von Monarchen und Feldherren bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts.

Die Lehre von der Seelenwanderung, deren wir Erwähnung gethan, bezieht sich sehr oft auf den Uebergang der Seele ans einem gestorbenen Menschen in einen lebenden. Sog. Naturvölker der verschiedensten Länder glauben, entweder nach Aussage des „Medizin-Manns" oder in Folge zufälliger Aehnlichkeit, fest, daß in diesem und jenem Menschen die Seele dieses und jenes Verstorbenen walte. Zu Alt-Kalabar in Afrika geht nach dem herrschenden Glauben die Seele eines todten Kindes in den Körper des zunächst darauf geborenen über; andere Stämme sehen in jedem Kinde die wiedergeborene Seele eines Vorfahren, und Zauberkünste der Priester bestimmen, welche solche es sei. Die Australier, mehrere Stämme der Papuas und mehrere Negervölker Afrika's sind überzeugt, nach ihrem Tode in die Leiber von Weißen zu fahren. Die Nordwest-Amerikaner ziehen es vor, in Bären oder Vögeln wieder aufzuleben, die Südamerikaner in verschiedenen Thieren, namentlich aber in Schlangen, die man daher sorgfältig pflegt, die Guinea-Neger in Affen u. s. w.

Die Fortdauer nach dem Tode wird von den vornehmeren Tonganern ihren plebejischen Landsleuten, von den Nicaraguanern den Bösen und Gottlosen abgesprochen. Andere halten die Fortdauer für abhängig von der Bestattungsart. Die Kalifornier und Buschmänner glauben durch die Verbrennung der Leichen das Wiederkehren und Spuken zu verhindern, die Neuseeländer glaubten dies zu thun, indem sie den Todten — verzehrten. Die Grönländer nehmen an, daß die Seele, welche auf dem gefährlichem Wege nach dem Jenseits Schaden nehme, zum zweiten Male und für immer sterbe, und die Fidschi-Insulaner gönnen dieses Schicksal den Seelen der Unverheirateten. Negerinnen glauben die Seele des verstorbenen Mannes ertränken zu können, um sich wieder verheiraten zu dürfen. Nach hottentottischem, jakutischem u. a. Glauben spukt der Geist des Hingeschiedenen eine gewisse Zeit im Hause, wo er starb, das daher Niemand bewohnen darf; ja die Karenen zerstörten ihre Dörfer, um die spukenden Geister ihrer Todten los zu werden. Viele Völker sind so schlau, den Todten auf ungewöhnlichen Wegen aus dem Hause zu befördern, damit er den Rückweg nicht finde, und dergleichen Gebräuche kennt auch der Aberglaube gebildeter europäischer Völker in Menge. Andere halten sogar Stücke darauf, daß die Todten gespeist und getränkt werden und bringen daher entweder Nahrung zum Grabe oder bewahren ihnen die Reste des Leichenmahles auf oder rühren gar von letzterm nichts an, und auch davon hat der europäische Volksaberglaube noch Reste bewahrt.

Eine große Anzahl von aberteuerlichen und mythischen Vorstellungen knüpft sich an den Uebergang der Seele von der diesseitigen in die jenseitige Welt. Wie die Griechen von einem Elysion

als Insel der Seligen und von einem Eingange zum Tartaros fabelten, so kennen Fidschi-Insulaner, Mejikaner und gewisse afrikanische Völker bestimmte Plätze, Klippen, Höhlen u. dergl., von wo die Todten ihre Reise in die andere Welt antreten; bei den Letztgenannten kommen auch von dorther Menschen und Thiere in diese Welt. So gibt es „verzauberte" Thäler, „gefährliche" Thäler, ein Thal der „Teufel" u. s. w. In Norddeutschland kennt das Volk den Drömling als Eingang zur Hölle, in Irland den Lough Darg. Die Fantasie verschiedener Völker malt den Weg in das Jenseits mit den furchtbarsten Farben aus: mit schlüpfrigen und steilen Bergen, schwindelnden Brücken, reißenden Strömen, drohenden Angriffen schlimmer Geisterwesen u. s. w. Zahlreich sind die Sagen vom Besuche einzelner bedeutender Menschen in der andern Welt, aus der sie glücklich wieder zurückkehrten, wie Odysseus, Orpheus, Herakles, Aeneas und Jesus; der finnische Heros Wainämöinen ist ein Beispiel, und Aehnliches erzählen Sulu-Kaffern, Odschibwähs, Kamtschadalen u. A. Diese Sagen bedeuten offenbar den Unter- und Wiederaufgang der Sonne, wie wir in unserer „deutschen Volkssage" näher nachgewiesen haben. Aus den damit verknüpften Einzelnheiten scheint uns aber ein reger Trieb nach der Erforschung unbekannter Länder zu sprechen. Auch in das Christentum gingen diese Mythen über, und Dante's großartige Dichtung zeigt, wie genaue Vorstellungen man sich von der jenseitigen Welt machte.

Die Oertlichkeit der letztern wurde bald da-, bald dorthin verlegt. Oft befindet sie sich auf der Erde selbst. Mehrere Völkerstämme verlegen ihr Paradies oder ihren Himmel auf Berge ihrer Heimat, Andere in Thäler oder Schluchten, wieder Andere auf Inseln oder Länder jenseits des Meeres, und zwar meist im Westen, wo es auch Vieh und Jagdthiere gibt wie zu Hause. Im europäischen Mittelalter galt England (Engel-Land) für das Land der abgeschiedenen Seelen. Sehr verbreitet ist die Annahme einer Unterwelt in einer Höhlung unserer Erde, welche bei manchen Völkern ihren eigenen Himmel hat und oft mit der Erde im Besitze der Sonne abwechselt. Diese Vorstellung lebt mit mehr oder weniger Abänderungen im Amenti der Agypter, Tartaros der Griechen, Orkus der Römer, in der Hel der Edda und in der Hölle der Christen fort, — ob auch im Scheol der Juden, ist ungewiß. Bei Indianern Amerikas wie bei Christen gelten die Vulkane als die Essen der Unterwelt und in Nicaragua warf man Menschen als Opfer in den Krater des Vulkans Masaya hinein.

Sehr häufig ist aber auch die Vorstellung des Jenseits außerhalb der Erde, namentlich auf Sonne, Mond und anderen Gestirnen, welcher Meinung sich in neuester Zeit viele gefühlvolle Seelen angeschlossen haben, seitdem die Astronomie den Himmel und die Geo-

logie die Hölle wegdekretirt hat. Ja man hat sogar Bücher geschrieben, um derartige Theorien zu begründen. Namentlich amerikanische Urvölker suchen mit Vorliebe ihre Vorfahren auf den glänzenden Körpern des Alls. Doch hat auch die Bevölkerung des angeblichen Himmelsgewölbes bei Denen, welche es nicht als Luft erkannt haben, — mit abgeschiedenen Seelen — vielen Anhang. Dasselbe gilt seit den ältesten Zeiten und in den verschiedensten Gegenden als Gegenstück zur Erde, und man stellte sich sein Inneres so vor, wie unsern Aufenthalt, nur schöner und herrlicher. An „Himmelfahrten" einzelner Personen fehlt es nicht in den Mythen der entlegensten Völker; ihr Ausgangspunkt sind Berge und Bäume. Der „Himmel" ist denn auch der Ort der Seligen in der indischen, christlichen und mohammedanischen Glaubenslehre, wie in derjenigen mehrerer amerikanischer Stämme. Eine Vertheilung der jenseitigen Orte nach moralischen Gesichtspunkten, eine Vergeltungstheorie, hat erst der Buddhismus eingeführt und das Christentum aus dem persischen Dualismus und dem spätern Judentum herübergenommen. Die Völker niederer Religionsstufen kennen entweder keinen Unterschied des Bestimmungsortes, oder sie vertheilen ihn willkürlich, z. B. nach den Ständen, nach der Todesart oder nach andern persönlichen Verhältnissen. So sind z. B. die Gefallenen bei manchen Völkern nach einem abgesonderten Orte des Jenseits verbannt, während ihnen bei anderen die bevorzugtesten Plätze eingeräumt werden (wie Walhall bei den nordischen Germanen). Aehnliches gilt auch von anderen Todesarten, welche auf die Stellung im künftigen Leben Einfluß haben. Allerdings sprechen die Mythologien mancher sog. wilden Völker von einem Unterschiede in der Vergeltung zwischen Guten und Bösen; allein diese Begriffe sind bei den erwähnten Völkern so unklar und schwankend, daß sie meist etwas ganz Anderes bedeuten als bei uns; auch mag das Christentum bereits auf die betreffenden Stämme eingewirkt und ihre Legenden modifizirt haben, ehe es ganz bei ihnen eindrang, oder die Berichte mögen sich dem Standpunkte ihrer Verfasser, der Missionäre, zu sehr angepaßt haben.

Außer den Seelen der verstorbenen Menschen wird das Jenseits der verschiedenen Völker, oft aber auch zu gutem Theile das Diesseits, von Geistern bevölkert, welche von den Menschen durchaus verschieden, aber auch nicht immer ewig sind. Der Begriff von Geistern ohne Körper stammt jedenfalls aus dem Dualismus, welcher die Seele der Menschen ohne Leiber fortleben läßt. Dafür spricht, daß die Mythen mehrerer sog. Naturvölker, namentlich derjenigen mit schamanistischer Religion, die Seele Verstorbener, besonders der Schamanen selbst, oft auch der unbestatteten Todten, oder der Opfer von herrschenden Krankheiten und von Gewaltthaten, in Geister sich verwan-

deln lassen, die aber von den sonstigen abgeschiedenen Seelen verschieden sind und deren Hauptbeschäftigung ist, die Menschen zu quälen und ihnen Böses, besonders Krankheiten, ja sogar den Tod zu senden. Die Völker Australiens und Südafrika's gehen darin so weit, daß sie an gar keinen natürlichen Tod glauben, sondern selben stets bösen Geistern oder der Zauberei böser Menschen zuschreiben. Daher kommt es, daß die Geister den „wilden" Völkern große Furcht einflößen und oft die Rolle der mitteleuropäischen Kobolde spielen. Dieser Gespensterglaube ist nicht selten der Gesammtinhalt der Religion uncivilisirter Stämme und spielt eine hervorragende Rolle sogar bei vorgeschrittenen Kulturvölkern, z. B. den Chinesen und Indern. Es gibt Beispiele, daß sich Letztere (sogar Brahmanen) selbst tödteten, um als Dämonen einem Feinde Qualen bereiten zu können.

Auf der andern Seite werden dagegen die abgeschiedenen Seelen vielfach zu Schutzgeistern ihrer Angehörigen, so die Eltern für die Kinder, die Häuptlinge für ihre Untergebenen u. s. w. Daraus entspringt die bei so vielen „wilden" Völkern aller fremden Erdtheile, besonders in Afrika, sowie bei den Chinesen, Japanesen, Siamesen und den alten Römern geübte Manenverehrung. Dschingis-Khan und seine Familie wurden bei den Mongolen nach dem Tode göttlich verehrt. Der Kaiser von China bringt dem Geiste des Kongfutße jährlich zweimal Opfer, und an den Rangerhöhungen der Nachkommen nehmen auch die Vorfahren theil. Eng verwandt damit ist die Heiligenverehrung des Katholizismus. In Italien werden Briefe an Heilige geschrieben und auf deren Altären verbrannt, und unsere Spiritisten verkehren gleich den Geistersehern des 17. und 18. Jahrhunderts mit den Verstorbenen und wechseln Briefe und Photographien mit ihnen.

Geister, welche keinen Zusammenhang mit Verstorbenen haben, aber doch ganz aus diesen abstrahirt sind und ihre Eigenschaften durchaus annehmen, fahren nach dem Glauben vieler Völker in Menschen, Thiere, Pflanzen und sogar leblose, selbst künstliche Gegenstände; ferner leben sie in allen Dingen und Ereignissen der Natur, in Bergen, Flüssen, Wäldern, im Meer, im Sturm, Regen, Schnee, Erdbeben Blitz und Donner, in Himmel und Erde, Sonne, Mond and Sternen, in der Luft, im Feuer u. s. w. Hierher gehört auch das bereits rrwähnte Besessensein, der Glaube, daß Krankheiten von Geistern verursacht werden, oder in solchen personifizirt sind u. s. w. Noch den christlichen Neugriechen ist die Pest eine Person, ebenso die Blattern, den Russen das Wechselfieber; slawische Stämme kennen auch die Viehkrankheiten als Todesgeister, aber in Viehgestalt. Ebenso gehört hierher die die ganze Kulturgeschichte durchziehende Personifikation des Todes und diejenige des Bösen als Teufel u. s. w.

Bei allen sog. Naturvölkern werden schlimme Träume, Krankheit und Tod durch böse Geister hervorgerufen, wie bei den Kulturvölkern, in den orthodoxen Kreisen, das ethisch Böse noch jetzt. Die Uebel der verschiedenen Körpertheile und alle einzelnen Leiden haben bei „wilden" Völkern sämmtlich ihre besonderen Dämonen, von denen sie gesandt und von denen die Kranken besessen worden, wie die römisch-katholische Kirche für alle Arten von Schmerzen Heilige hat, die gegen dieselben helfen sollen. Epileptische und Wahnsinnige gelten daher bei manchen Völkern als gottbegeistert, als Visionäre und Wahrsager, gleich den stigmatisirten Somnambulen Europa's; es sind „Medien", wie die hysterischen Werkzeuge der Spiritisten. Waren ja auch die hochgebildeten Griechen nicht frei von derartigem Wahn, von den alten Juden nicht zu sprechen. Die berühmte belgische Irrenkolonie Gheel ist aus einer Stätte erwachsen, an welche man im Mittelalter „Mondsüchtige" u. a. Besessene brachte, um sie von den Priestern exorziren zu lassen.

Die Fetische und Talismane der sog. Naturvölker sind einfach Gegenstände, in welche Geister gefahren sind, und sie haben sich in den Skapulieren und Amuletten der Buddhisten und Papisten erhalten. Oft ist diese ursprüngliche Bedeutung der Fetische allerdings in Vergessenheit geraten, so daß die Ansicht überwiegen konnte, als wären die Fetische stets leblose Wesen. Ideenverbindungen wirken hier viel mit, und daher hielten die Indianer zur Zeit der Entdeckung Amerika's, — wahrlich nicht ohne Grund, — das Gold für den Gott der Europäer. Nordamerikanische Indianer glauben, jeder Mensch erhalte in seiner Jugend durch einen Traum den Anblick seines Fetisches oder wie sie sich ausdrücken, seiner „Medizin", d. h. des Gegenstandes, welcher ihn das Leben hindurch beschützt und der verschiedensten Natur sein kann, Thier, Pflanze, Stein, Gerät, Waffe u. s. w. Dieser „Medizin" huldigt und opfert der Betreffende sein Leben lang und läßt sie mit sich verbrennen. Solche Gegenstände dienen denn auch den „Medizinmännern", d. h. Zauberpriestern, als Mittel ihrer Beschwörungskünste. So hat auch jeder Neger seinen Fetisch oder eine Menge solcher, welche von der Familie in einem eigenen Fetischhause gesammelt, aufbewahrt und verehrt werden; es gehören die verschiedensten Dinge dazu, wie Haare, Federn, Nägel, Töpfe u. s. w., und man gibt ihnen Matrazen zum Liegen, Stühle zum Sitzen, Branntwein zum Trinken. Noch unter den europäischen Völkern kennt ja der Aberglaube eine Menge zauberhafter, angenehmer oder schädlicher Wirkungen von gewissen Gegenständen, und die Tische u. a. der Spiritisten gehören in denselben primitiven Kulturkreis des Zauberwahns. Eine besondere Art des Fetischismus ist die Verehrung von Klötzen, Steinen und Bergen, die sich bei den verschiedensten Völkern vorfindet. Schon die ältesten Hebräer u. a. Semiten und die ältesten

Griechen verehrten Steine und Pfähle als Bilder ihrer Götter und Letztere glaubten, daß Deukalion und Pyrrha aus Steinen das neue Menschengeschlecht nach der Flut erweckt hätten. Die alten Norweger und die frühern Peruaner verehrten Steine in ihren Häusern. Jene beschmierten sie mit Butter, tauchten sie in Bier und setzten sie auf den Ehrenplatz; Diese behandelten sie als Götter und brachten ihnen Menschenopfer. Die alten Araber verehrten den schwarzen Stein der Kaaba, und Mohammed nahm diesen Kult in seine Religion herüber. Und so spielen in sämmtlichen roheren Religionen die Steine, Klötze und Berge eine große Rolle, deren wir schon oben (S. 33) bei Anlaß der urzeitlichen Steindenkmäler dachten. Die ihnen gezollte Verehrung blieb auch, als auf höheren Kulturstufen Steine die Form von Menschenbildern annahmen. Eine lange Reihe der Veredlung zwischen einem rohen Stein oder Block und einem daraus gefertigten Kunstwerke stellen die Götzenbilder der verschiedenen Völker dar, oder das System der Idololatrie, welches Lubbock als höchstes heidnisches dem Fetischismus, Totemismus und Schamanismus folgen läßt, und das allerdings den roheren Völkern unbekannt ist. Die Götzenbilder mit Einschluß der katholischen Heiligenbilder, gelten den Verehrern als lebendig; sie essen und trinken, lachen und weinen, bewegen die Augen, lieben schöne Kleidung und Schmuck, erhören die Gebete, und wenn sie letzteres nicht thun, werden sie bedroht, beschimpft, geschlagen und mit Kot beworfen, verbrannt oder zertrümmert, was in Italien mit Heiligenbildern noch jetzt geschieht. Wilde Völker werfen ihre Götzen ins Meer, um es zu beruhigen. Priesterbetrug hat die Bilder oft (durch Bauchrednerei oder verborgene Personen) sprechen gemacht. Ein undurchdringliches Rätsel wird wol bleiben, was die zweierlei Gattungen von Kolossalbildern auf der einsamen Osterinsel: nach dem Innern schauende Büsten mit Steinhüten und nach dem Meere starrende Kopfprofile, jemals bedeuten mochten. — Um diesem Kult vorzubeugen, hat der Koran alle Abbildung der Menschengestalt, die griechische Kirche wenigstens die plastische solche verboten, der Protestantismus (im Luthertum nur theilweise) alle Bilder aus den Kirchen gewiesen. Bei den rohesten Stämmen der Erde, Andamanen, Australiern u. s. w. gibt es keine Spur von Bilderverehrung, dieselbe gehört nur dem Uebergange von der Rohheit zur höhern Kultur an und bekundet das unbewußte Streben des Menschen nach Erkenntniß des eigenen Wertes und Veredelung seiner Gesinnung. Hat er sich selbst erkannt, so steht er unabhängig über allen Bildern und bedarf zu seinem Heile keiner „andern Welt.“

B. Die Mythe.

Das Mittel, durch welches sich die Religion aus rohen und ungebildeten Anfängen zu immer edleren und menschwürdigeren Formen hinauf arbeitet, ist die Kunst. Die ersten Anfänge der bildenden Kunst haben wir, abgesehen von den in ihrer Veranlassung rätselhaften Kunstübungen der Urmenschen zur Steinzeit, und ähnlichen Leistungen lebender Völker (oben S. 62) in der Bilderverehrung kennen gelernt, und so erblicken wir die Anfänge der dichtenden Kunst in der Mythe. Die Voraussetzungen der Mythe sind ein verhältnißmäßig ausgebildeter Glaube und ein Sinn für Poesie, d. h. für Schöpfung von Gestalten und Thaten im Geiste. Den Stoff nahm die älteste Mythe, und nimmt die eigentliche Volksmythe immer noch aus der Natur, wofür der Inhalt der Mythen deutlich genug spricht. Je auffallender die Erscheinungen der Natur sind, desto früher boten sie Anlaß und Stoff zur Mythenbildung. Voran gehen darin die Erscheinungen, welche dem Menschen Furcht und Achtung abnötigen, wozu vorab in ersterer Beziehung Blitz und Donner, in letzterer die leuchtenden Himmelskörper, Sonne und Mond gehören. Um und an sie reihen sich die übrigen Naturwesen, von welchen dasselbe, wenn auch im geringerem Maße, gesagt werden kann: Wind und Regen, Schnee und Eis, Tag und Nacht, Sommer und Winter, Morgen- und Abendrot, die Dämmerung, der Regenbogen, die Ströme, das Meer, die eingebildete Unterwelt, namentlich aber die Sterne, der Himmel und die Erde, sowie die auf ihr wachsenden Pflanzen und wandelnden Thiere. Alle diese Erscheinungen und Wesen wurden als lebend gedacht und vorgestellt, als von Geistern erfüllt und besessen, oder gelenkt und hervorgezaubert, und erhielten daher in der Fantasie der Menschen Gestalten, welche wirklich lebenden Wesen entlehnt oder aus verschiedenen solchen zusammengesetzt wurden, so daß oft die abenteuerlichsten und tollsten Hirngespinnste entstanden. Gleich den Kindern, welche den Tisch schlagen, an dem sie sich gestoßen, und mit der Puppe reden wie mit einer lebenden Person, stellen sich auch die ungebildeten Völker, wie wir bereits gesehen, alle Dinge in der Welt als belebt und selbstbewußt vor. Die Wilden rächen sich an den Thieren, durch welche ihre Stammgenossen das Leben eingebüßt, und wenn es auch andere Exemplare derselben Gattung sind, und zerstören Bäume, von welchen herab Menschen todtgefallen sind, Xerxes ließ den Hellespont geißeln, der sich nicht überbrücken ließ, im alten Hellas wurden leblose Sachen, die den Tod eines Menschen herbeigeführt, vor Gericht gebracht und feierlich über die Grenzen geworfen, und im Mittelalter Thiere, durch welche Menschen Schaden gelitten, von Gerichten zum Tode verurtheilt; ja noch jetzt werden unter dem Volke Todesfälle auch den

Hausthieren, bis auf die Bienen, und sogar dem Getreide angekündet.

Da nun geradezu Alles den Völkern niedriger Kulturstufe als belebt gilt und auch Alles, wie wir gesehen, als Fetisch verehrt wird, so sahen sich diejenigen Individuen und Völker, welche über die dem Thiere nahe stehende Menge emporragten, gedrungen, unter den unzähligen verehrten Dingen Unterscheidungen zu machen und die erhabeneren, wichtigeren, eindrucksvolleren über die anderen zu erheben. So trat nach und nach der Götterdienst an die Stelle des Fetischdienstes, und mit ihm schritt die Entwickelung der Mythe einher. Aus der Gesammtheit der Dinge wurden nämlich diejenigen herausgenommen und besonderer Aufmerksamkeit und Verehrung wert gehalten, welche die meiste Furcht einflößten und Achtung abnötigten und welchen man daher die Schöpfung und Erhaltung der Welt zuschreiben zu sollen glaubte.

Was zunächst die Schöpfung betrifft, so haben die niedrigsten Menschenrassen keinen Begriff von einer solchen. Die Welt ist für sie mit Recht ewig, ohne Anfang und Ende und die Götter blose Verwalter derselben. Einige nordamerikanische Stämme glauben, daß die Welt zuerst lauter Wasser gewesen, aus welchem der große Geist das Land emporgehoben habe, ebenso die Polynesier mit Bezug auf ihren Maui. Auch die brahmanische und buddhistische Religion kennen ja keine Schöpfung, dagegen die ägyptische, hebräische, griechische, nordische u. s. w., doch keine solche aus nichts: immer setzen sie ein Chaos voraus, das als Stoff diente.

Unter den von denkenden und fühlenden Menschen bevorzugten Dingen der Natur ist nun mit Vorliebe das der räumlichen Stellung nach oberste, d. h. vom Mittelpunkte der Erde entfernteste, der Himmel, des Vorrangs theilhaft geworden. Personifikationen des Himmels finden sich bei den verschiedensten Völkern, und so auch Mythen, in welchen diese Personifikation eine Hauptrolle spielt. Der Himmel ist die Hauptgottheit der Huronen, welche ihn als Person Aronhiaté nennen und ihm Tabak opfern. Bei den Irokesen heißt er Taronhiawagon, lehrt sie Jagd, Ehe und Religion, führt sie auf ihren Wanderungen und gibt ihnen Tabak und Früchte. Die Sulu-Kaffern erwarten und verlangen von ihm die Vernichtung ihrer Feinde und bei vielen Völkern Westafrika's ist er der „Gott“ schlechtweg, so auch bei den fernen Samojeden. Die Finnen nennen ihn den Wolkentreiber, den Hirten der Wolkenschäfchen. In China ist er als „Tien“ der Herr der Weltalls. So ist auch der Dyaus der Sanskrit-Leute, der glänzende Himmel, in Hellas als Zeus und in Italien als Jupiter der höchste Gott, im alten Norden als Ziu (Tyr) vielleicht der älteste, da Odin und Thor seinen Namen als Endung ihrer Beinamen führen. Wie die spätere griechische Mythe dem ältesten Gotte Zeus als Großelternpaar den Himmel (Uranos)

und die Erde (Ge, Gaia) mit unverhülltem Namen gab, so sind diese beiden Wesen bei unseren Antipoden, den Maori in Neuseeland, die Voreltern aller Wesen. Rangi, der Himmel, und Papa, die Erde, hafteten nach der dortigen Mythe aneinander und Finsterniß lag über ihnen und ihren Kindern. Letztere nämlich, Tane-mahita, der Vater oder Gott der Wälder, Rongo-ma-tano, der der Kulturnahrungsmittel, Haumia-tikitiki, der der wildwachsenden Lebensmittel, Tangaroa, der des Meeres und der Fische und Reptilien, und Tu-matauenga, derjenige der unerschrockenen Menschen, beschlossen, die Eltern zu trennen, und Tane-mahuta übernahm die schwierige Arbeit. Nur einer der Söhne, Tawhiri-ma-tea, der Vater der Winde und Stürme, protestirte gegen den Plan und suchte ihn zu vereiteln. Doch umsonst, — während auch die vier bis dahin einigen Söhne sich entzweiten, gelang die Trennung, aber ohne die Liebe der Gatten zu zerstören. Die Seufzer, welche die Erde dem Geliebten sendet, sind die Nebel, die Tränen, welche Letzterer um die Verlorene weint, die Thautropfen. Etwas Aehnliches erzählen auch die Chinesen von Tien (Himmel) und Tu (Erde) und man sieht daraus, wie die Mythe entsteht.

Die Erde ist, wie wir so eben sahen, wo der Himmel als Vater aller Wesen erscheint, deren Mutter. „Mutter Erde" ist ihr beliebter Name unter den verschiedensten Völkern der alten und neuen Welt. So huldigen die Inder neben Dyauspitar (Jupiter) der Prthivi matar (Erdmutter). Die größte Verehrung genießt sie natürlich bei den ackerbauenden Völkern. Die Khonds von Orissa in Vorderindien bringen ihr Menschenopfer, indem sie einen Sklaven zerreißen und die Stücke über die Felder streuen, um deren Fruchtbarkeit zu befördern. Es erinnert dies an die Sklaven, welche den Wagen der Nerthus, dieser „Mutter Erde" der holsteinischen Germanen, badeten und dann im See ertränkt wurden. Es gibt indessen Völker, die neben der „Mutter Erde" statt des Himmels den „großen Geist" oder die Sonne als Vater verehren, namentlich in Amerika. Sehr verbreitet ist indessen die Forschung nach der Unterlage, dem „Träger" der Erde. Die Bewegungen dieses Trägers verursachen nach der Mythe aller Völker, bei denen es solche gibt, die Erdbeben. In Neuseeland kommen diese vom alten Heros Maui, wenn er sich im Schlafe umwendet, in Nordamerika von einer großen Schildkröte, auf welcher die Erde ruht; in Kamtschatka fährt der Erdbebengott in Schlitten unter der Erde hin, welche bebt, so oft die daran gespannten Hunde Flöhe oder Schnee abschütteln. Die Japanesen schreiben dies einem Walfisch, die Mongolen einem Elefanten zu.

Unter den Naturerscheinungen, welche zwischen Himmel und Erde ihr Wesen treiben, ist für primitive Völker der Donner mit dem Blitze das Auffallendste und Furchtbarste. Bald versieht das Amt

des Donners der Himmelsgott selbst, bald ist Ersterer des Letztern Sohn. Bei den Finnen schlägt der Himmelsgott Ukko Feuer an, wenn es blitzt. Nordamerikanische Indianer halten den Donner für einen großen Vogel, der bald mit Manitu, dem großen Geiste zusammenhängt, bald nur ihm angehört: wenn seine Augen funkeln blitzt es, wenn seine Flügel klatschen, donnert es. Wie die arischen Völker (z. B. die Slawen mit ihrem Perun oder Perkun) beinahe durchgängig Donner- und Himmelsgott identifiziren, werden wir unten genauer sehen. Oefter vom Himmel getrennt sind dagegen die Wind-Gottheiten, doch besorgt bei den Finnen der Himmelsgott Ukko auch das luftige Ministerium, wie der deutsche Wuotan das „wütende Heer" der Stürme anführt. Sehr oft gibt es einen Wind-, Luft- und Sturmgott, welchem die einzelnen Winde und Stürme untergeordnet sind, so z. B. Maui in Neuseeland, der die Winde in Höhlen sperrt wie Aiolos in Hellas. Bei Indianern Nordamerikas sind die Winde Vater und Söhne, deren Thaten mit rührender Poesie zur Mythe ausgebildet sind. Manchmal ist der Wind ein weibliches Wesen, wie die Windsbraut in der deutschen Volkssage und die Windesmutter bei den Esthen. Noch jetzt wird in süddeutschen Gegenden der Wind mit Mehl gefüttert, was ihn besänftigen soll. Endlich fällt mit dem Himmelsgott auch oft der Regen als Person zusammen, doch ist er auch oft ein selbständiges Wesen, so Pidzu Pennu, den die Khonds mii Lebensmitteln zur Erfüllung seiner Funktionen zu bewegen suchen. Die Finnen wenden sich zu diesem Behufe an ihren Ukko, wie die Griechen an Zeus u. s. w. Sogar den Regenbogen halten die Karenen in Hinterindien für einen Dämon, welcher Menschen verschlingt, während er den Kamtschadalen blos als Saum vom Kleide des Himmelsgottes, den Lappen als Bogen des Donners gilt, wie er in Indien Indra's Bogen genannt wird und bei den nordischen Deutschen als Brücke Bifröst zum Himmel führt.

Neben den mythischen Gestalten, welche den Himmels- und Lufterscheinungen entsprechen, erhebt sich eine andere Reihe solcher, welche die Weltkörper darstellen. Jene wirken mehr auf die Furcht der Menschen, indem ihr Verlauf die Sinne stark affizirt und im Gefolge Verheerungen und Unglück hat oder haben kann, — diese, bei denen letzteres nicht der Fall ist, fordern mehr die Achtung und Verehrung der Menschen heraus. Während die erwähnten meteorologischen Vorgänge vorübergehender Natur und unberechenbaren Vorkommens sind und weder eine bestimmte Grenze ihres Bestandes haben, noch auf einmal und mit Muße durch die Sinne wahrgenommen und beobachtet werden können, sind dagegen die astronomischen Körper scharf hervorgehobene und begrenzte Individuen und geben sich durch ihren ruhigen und regelmäßigen Gang, durch ihr zuverläßiges und bestimm-

tes Erscheinen und Verschwinden der Beobachtung von Seite des Menschen willig hin. Noch mehr! Von den Weltkörpern oder Gestirnen hängt in der That das Meiste ab, was den Menschen berührt und für ihn wichtig ist: Tag und Nacht, Helle und Dunkelheit, das Jahr und die Jahreszeiten, das Wetter mit allen seinen Erscheinungen, Blüten und Früchte, das Wachstum der Thiere und Menschen, Gesundheit und Krankheit, Wolstand und Armut, Leben und Tod. Diese Wesen mußten daher den Menschen als die erhabensten, glänzendsten, unerreichbarsten und unbegreiflichsten vorkommen, deren Erscheinung er sich nicht erklären konnte (während diejenige der meisten Dinge auf der Erde sich von selbst erklärt), die weit über der Erde, in unmeßbarer Höhe weilen, ohne daß Jemand weiß, woher sie kommen und wohin sie gehen. Daher stehen die Gestirne: Sonne, Mond und Sterne allen übrigen Naturwesen mit dem allerreichsten Schatze von Mythen voran und sind der eigentliche Kern der Mythologie.

Das unaufhörliche Kommen und Gehen der Gestirne, die fortwährenden und doch so regelmäßigen Veränderungen in ihrem Gesammtanblicke, der durch sie herbeigeführte Wechsel der Tages- und Jahreszeiten, der Beleuchtung, der Witterung u. s. w., alle diese Vorgänge gaben den Stoff zu Geschichten und Erzählungen, deren Helden die Personifikationen der Gestirne sind. Ihr Auf- und Untergang, nicht nur jeden Tag und jede Nacht, sondern auch mit Bezug auf die jährlichen (und beim Monde auf die monatlichen) Perioden ihres scheinbaren Umlaufs am Himmel wurden Lebensgeschichten. Die S o n n e, als glänzendstes und gewaltigstes Gestirn, mußte dabei naturgemäß zum Hauptthelden werden, und als alleiniger Beherrscher des Tages mit dem Himmel zusammenfallen, den ihr Glanz erfüllt. Daher ist in den verschiedenen Mythologien der Sonnengott vom Himmelsgott so wenig streng zu trennen, wie der Donner-, Sturm-, Regengott u. s. w. Mit seiner Lichtstärke und der hierdurch hervorgerufenen Wirkung auf alle Wesen bringt der Sonnenball einen durchaus männlichen Eindruck hervor, daher auch sein unverkennbarer Zusammenhang mit den Hauptthelden der Mythe sogar bei solchen Völkern, deren Sprache ihn weiblich benennt. Das Umgekehrte ist der Fall mit dem ächt weiblichen, sanften, veränderlichen M o n d e, dessen Charakter ihn selbst da mit der Hauptheldin der Mythe verknüpft, wo sein grammatikalisches Geschlecht männlich ist. In der Sphäre des Thierdienstes hat die Sonne die Gestalt des Lieblingsthieres, so bei den ältesten Ackerbauvölkern die des unentbehrlichen Stieres, in welchem Falle dann der Mond als Kuh auftritt, wozu auch seine beiden Hörner führen. Bei Reitervölkern mußte das ihnen so theure Pferd dieselbe Rolle übernehmen.

Im Ganzen ist ein eigentlicher Kult der Sonne und des Mon-

des und namentlich eine beide Weltkörper verbindende Mythe nur bei höher begabten Völkern zu finden; denn beides beruht auf denkender Betrachtung der Gestirne, und dieser Kult und diese Mythe wurden unzweifelhaft die Eltern der Astronomie. Bei tiefer stehenden Völkern kommt bald Verehrung der Sonne und des Mondes, bald nur des einen der beiden Weltkörper oder gar keine religiöse Berücksichtigung derselben vor, oder sie beschränken ihre Sonne- und Mondmythen auf die Fälle der Verfinsterung dieser Weltkörper. Tritt solche ein, so glauben Neger, Mongolen, Sunda-Insulaner und Rothäute, daß ein wildes Thier das Gestirn verschlingen wolle und suchen dasselbe dann durch den fürchterlichsten Lärm aller Art, durch Geschrei, Schießen, Rasseln und Poltern zu verscheuchen. In Neuseeland ist die Sonne das Auge des Heros Maui; im nordischen Glauben wurde sie zu dem im Brunnen Mimirs schwimmenden Auge Odins. Die älteren Kulturstaaten, Indien, Aegypten und Peru sind die eigentlichen Herde des ausgebildetsten Kultes dieser Art, namentlich was die Sonne betrifft. Auch die vielseitig künstlerische Ausbildung der griechischen Mythe läßt die Spuren der ehemals vorherrschenden Sonnen- und Mondverehrung noch wol erkennen, und selbst die christlichen deutschen Bauern begrüßen noch jetzt Sonne und Mond ehrfurchtsvoll und erzählen von ihnen die ergreifendsten Sagen. Ja die Kirche selbst hat den Geburtstag ihres göttlichen Stifters auf den ehemaligen Tag der Geburt des Sonnengottes (25. Dez., Natales solis invicti) verlegt, an welchem auch der Norden bei seinem Julfeste Feuerräder (Sonnenbilder) tanzen ließ.

Die unabsehbare Menge der Sterne tritt je nach der waltenden Laune der Fantasie in die verschiedensten Beziehungen zu den kosmischen Hauptgottheiten. Immer aber ist ihre Rolle eine untergeordnete, der großen Zahl und geringen Lichtstärke angemessen. Auf der Stufe des Thierdienstes sind sie dem Jägervolke eine Jagd, die in Verbindung mit den heulenden Stürmen und dahineilenden Wolken zur wilden Jagd des Himmelsgottes wird, dem Hirtenvolke aber eine Herde, deren Obhut dem Mond anvertraut ist. Aber auch unter den Sternbildern selbst fehlt es nicht an Kandidaten der Anführerschaft dieses zahllosen glänzenden Heeres, wenn sie auch in der Mythe nicht ausdrücklich in dieser Tendenz hervortreten. Einzelne Sternbilder sind nämlich, ihrer auffallenden Gruppirung zufolge, nicht als Thiere, sondern als riesenhafte Menschengestalten vorgestellt worden. Das älteste derselben ist wol ohne Zweifel der Jäger Orion. Er ist für Europa hauptsächlich im Winter zu sehen, in der Jahreszeit der Jagd; vor ihm her laufen der große und kleine Hund, und ihm gegenüber sind die beiden Bären und die beiden Löwen von seiner Keule bedroht. Sein Gegenbild, das emportaucht, während er verschwindet, ist der

hauptsächlich Sommers, in der Zeit der Weide, für unsern Erdtheil sichtbare Rinderhirt, Bootes, dessen Mythe mager ist; es ist aber offenbar eine Verirrung, daß er aus dem Hirten der Himmelsherde zum prosaischen Ochsentreiber des „Wagens“ wurde. Den Australiern sind unsere Zwillinge Kastor und Pollux zwei Jäger, Yurree und Wanjel, und unsere Capella (junge Ziege) das Känguruh, das sie verfolgen, und so modifizirte jedes Volk den prachtvollen Anblick der Sternennacht nach seinen Neigungen und Bedürfnissen. Originell ist namentlich die Gestirnmythe der Mintiras auf der Halbinsel Malakka. Nach derselben sind Mond und Sonne Beide Frauen und Beide hatten ehedem viele Kinder. Aus Furcht jedoch, daß dieser Ueberfluß an Licht und Wärme den Menschen schaden könne (auch da die alte anthropocentrische Eitelkeit), beschlossen sie Beide, ihre Kinder aufzufressen. Die Sonne allein that es jedoch, der Mond, welcher sich seiner Kinder erbarmte, versteckte dieselben. Als die Sonne dies merkte, jagte sie wütend hinter dem Monde und seinen Kindern, den Sternen her und thut dies noch bis auf den heutigen Tag. Ein Stamm in Ostindien (Nagpore), welcher die Geschichte ähnlich erzählt, will wissen, die Sonne habe den Mond wegen seines Betrugs mitten durchgehauen; er wachse jedoch immer wieder und erleide dann seine Strafe von neuem. Dieses Durchhauen kennt jedoch auch eine slawische Sage. — Die Australier sehen in den Plejaden eine Gruppe von spielenden Mädchen, die nordamerikanischen Indianer Tänzerinnen, die Lappen eine „Gesellschaft von Jungfrauen“. Die Milchstraße wird in Nordamerika „Pfad der Geister, der Götter, des Herrn des Lebens“, in Litthauen „Straße der Vögel“, von den Türken „Pilgerstraße“ genannt. Und so zeigen die Namen der Sternbilder bei den verschiedensten Völkern aller Kulturstufen, wie schon in unvordenklichen Zeiten der wundervolle Anblick des gestirnten Himmels zu Erfindung von Geschichten, welche in jenen unerreichbaren Höhen unter seligen Wesen spielen, locken mußte.

Indem wir nun aus den höheren Regionen zur Erde herniedersteigen, finden wir, daß kein Element derselben zu einem so reichen Schatze von Mythen Anlaß geboten hat, wie das Wasser. Es gilt bei allen Völkern als lebend und selbst unsere Zeit hat sich von der Vorstellung namentlich der Ströme als lebender Wesen noch nicht völlig losgemacht. Schon die rohen Australier bevölkern alle Teiche mit Wasserdämonen, und so die Grönländer ihre Gletscherbäche, so alle amerikanischen und afrikanischen Völker ihre Flüsse, und die Ostjaken opfern dem Obi Renthiere. Bekannt ist die Heiligkeit des Ganges in Indien, des Nils in Aegypten, der griechischen, italischen u. a. Ströme, sowie der Quell-Kult der europäischen Völker und die damit verbundenen Nixen-Mythen.

Die Dakota verehren den Gott des Meeres als ihren ersten Gott. Die Meergötter Polynesiens halten sich die Haifische als Vollstrecker ihrer Rache. Die Neger von Widah und Dahome opfern dem Meer als einem ihrer höchsten Götter Früchte u. a. Lebensmittel, die sie hinein werfen, ja zu Zeiten einen Menschen. Verlangt ja noch im Glauben unserer schon so lange nicht mehr heidnischen Nation das Wasser zur Zeit der Sommersonnenwende die regelmäßige Spende eines Menschenlebens:

„. . . . . . 's ist Johanni,
Da rast der See und will sein Opfer haben!"

Auch sind bei christlichen Völkern noch vielfach Quellen, Flüsse, Teiche u. a. Gewässer heilig oder wunderkräftig. Bei manchen Völkern sind daher auch die Wasserhosen Dämonen, Schlangen oder Drachen, die sich aus dem Meere erheben, und Aehnliches scheinen auch die Sandsäulen der Sahara den Beduinen.

Kein sogenanntes Element aber ist in allen Religionen und Mythologien mit solcher Schärfe und zugleich in so weittragender, folgewichtiger Bedeutung hervorgetreten wie das Feuer. Das personifizirte Feuer bildet den Uebergang von der Natur- zur ethischen Religion; es mußte dies; denn kein Naturorgan und keine physische Erscheinung hat in so deutlicher Weise und in so scharfer Unterscheidbarkeit gute oder wolthätige und schlechte oder schädliche Wirkungen wie das Feuer. Zudem ist kein anderes Element, keine andere Naturerscheinung durch den Menschen erfunden und hervorgebracht worden, wie das Feuer, kein anderes Moment der Naturreligion konnte daher für die Kultur der Menschen so weitgreifende Folgen haben.

Während die übrigen sogenannten Elemente und Naturerscheinungen ihre naheliegende Ursache haben, entsteht das Feuer gleichsam aus Nichts; während jene weite und schwer zu individualisirende Massen bilden, besteht das Feuer in einer Art von Individualitäten, den Flammen, welche zu leben scheinen, ja sogar nach dem Gegenstande, der sich ihnen darbietet, gierig lecken. Daher wurde das Feuer als menschenähnlich gedacht, daher von menschenähnlichen Gespenstern unter der Form von Flammen gefabelt. Geht ja bei kalter Luft Rauch aus des Menschen Munde, als ob ein Feuer in ihm brennte! —

Es unterliegt jetzt keinem Zweifel mehr, daß das Feuer in keiner anderen Weise zur Anwendung durch die Menschen gelangt ist, als durch Reibung von Holz oder Steinen bei der Arbeit. Die Aehnlichkeit aber zwischen dem aufgefundenen Element und der Sonne, einer Hauptgottheit der meisten Völker, verbunden mit der Dankbarkeit für seinen Nutzen und der Furcht vor seiner Schädlichkeit, hat es seit den ältesten Zeiten zu einem Kulturmittel, zu einem den Göttern ganz besonders geheiligten Gegenstande erhoben, ja sogar bei vielen Natio-

nen zu einem Gotte personifizirt, welcher bald in manchen Beziehungen mit dem Sonnengotte zusammenfiel, bald aber die Grundlage zur Gottheit des Verderbens und der Ränke und damit zu dem die Religion bis auf die neueste Zeit durchziehenden Dualismus wurde.

Dieser Dualismus guter und böser Gottheiten zieht sich durch die Mythologien aller Völker, selbst der uncivilisirtesten. Der gute Gott war der schaffende und erhaltende, der böse der zerstörende; thatsächlich stand jener vorzugsweise mit der Sonne, dieser mit dem Feuer im Zusammenhange. So wurden sich himmlisches und irdisches Feuer entgegengesetzt und damit die im positiven Christentum am schärfsten hervortretende Ansicht verbreitet, daß das irdische Leben überhaupt ein Abfall vom Himmel und letzterer die wahre Bestimmung des Menschen sei. Der böse Gott der Naturvölker ist entweder einfach ein zerstörender, ohne nähere Bezeichnung seiner Mittel hierzu, oder es werden ihm vorzugsweise Feueropfer gebracht, oder er lebt nach der Meinung der Gläubigen im Feuer. Negerstämme glaubten bei der ersten Bekanntschaft mit dem Feuergewehr den bösen Geist darin versteckt. Der Schreckensdämon der Sandwich-Insulaner wohnt im Lavastrom ihrees gefürchtetsten Vulkans auf Hawaii. Die Delawaren hielten ihren Feuer-Manitu für ein mehr zum Bösen, als zum Guten geneigtes Wesen, und in Mejiko war der Feuergott Huehueteotl einer der höchsten Götter, dem zu Ehren man Speisen in's Feuer warf und Menschenopfer brachte. Die Kamtschadalen und Ainos verehren das Feuer ganz besonders; auch amerikanische Stämme, Mongolen und Türken opfern ihm, und welche Stellung es bei den großen Kulturvölkern Südasiens und Nordafrika's einnimmt, werden wir später sehen. Gemäß der dargelegten Bedeutung des Feuers sind denn auch die Vulkane, wo es deren gibt, die Sitze gefürchteter Dämonen, denen sogar Menschen geopfert, d. h. in den Krater geworfen werden.

Wurden nun Gegenstände und Erscheinungen, in denen der Mensch kein eigentliches Leben wahrnehmen kann, göttlich verehrt und zu Helden der Mythe erhoben, wie viel eher mußte dies der Fall sein bei Wesen, welche ihr Leben, das dem eigenen des Menschen ähnlich oder wenigstens analog ist, Letzterm auf die unzweideutigste Weise kund thun? So vorerst die Pflanzen, vor Allem aber, da blose Gräser und Kräuter (oder gar die Kryptogamen) keinen besondern Eindruck hervorbringen, — die Blumen und die Bäume! Diese müssen für den einfachen Menschen einer Belebung durch Geister weit würdiger sein, als todte Dinge; denn sie entstehen, blühen, pflanzen sich fort und sterben ab, ja sie leben wieder auf, wenn die scheinbar tödtliche Erstarrung ihr Ende genommen hat. Die afrikanischen Neger und viele asiatische Völker, wie auch solche der Südsee

und der Neuen Welt sind vielfach der Baumverehrung ergeben und zwar nicht etwa um der Bäume selbst willen, sondern weil sie Geister darin verborgen wähnen. Selbst unter den Buddhisten im Süden Asiens ist dieser Kult sehr stark vertreten. Buddha selbst soll sich nach der Mythe dreiunddreißig Mal in einen Baumgeist verwandelt haben. Bekannt ist der griechische Glaube an die Dryaden und Hamadryaden, sowie der Baumkult der keltischen Druiden und der alten Germanen, und noch gegenwärtig schreibt der Volksaberglaube in Deutschland den Bäumen animalische Eigenschaften zu, namentlich Bluten, Weinen, Orakelgeben u. s. w. Daher denn auch die bei verschiedenen Völkern bestehenden Waldtempel und heiligen Haine und die bis ins Christentum herab geheiligten Blumen und Bäume, denen, wie ihren Blüten und Früchten wundergleiche Wirkungen zugeschrieben werden, und die darum oft ein christliches Motiv der Heiligung erhielten, indem die Glaubensboten, wie noch jetzt in heidnischen Ländern, eine Anknüpfung an den alten Glauben nicht verschmähten, wenn sie hierdurch den ihrigen fördern konnten. In den Ländern, wo dieser Kult noch blüht, sind die heiligen Bäume reich an aufgehängten Gegenständen aller Art, wie noch jetzt die Altäre der katholischen Wallfahrtskirchen.

Der Baum- und Waldkult hängt übrigens eng mit der Gestirnverehrung zusammen. Es bestehen unverkennbare Gedankenverbindungen zwischen einem Baume mit seinen Zweigen, Blüten und Früchten oder einem Walde mit seinen Bäumen einer- und dem Sternhimmel mit seinen Lichtern anderseits. Die Bäume und Wälder sind daher, auch wenn sie nicht von Dämonen belebt gedacht werden, Bilder des Weltalls mit seinen Millionen Welten. In unzähligen Märchen und Sagen verschiedener Völker tritt dieser Zusammenhang deutlich hervor. Es ist dies namentlich mit dem deutschen Christbaume der Fall, dessen brennende Lichter, zur Zeit des Wiederbeginns der wachsenden Tage angezündet, ein Bild der Welt im Kleinen darbieten, während die damit verbundenen Geschenke für Jung und Alt die Alles erfreuenden Gaben der Mutter Natur versinnbildlichen.

Ein höheres und vollkommeneres Leben, als in den Pflanzen, quillt in den Thieren. Das Anstößige, welches frühere Oberflächlichkeit in der Verehrung von Thieren fand, ist geschwunden, seitdem man einerseits weiß, warum jeweilen Thiere verehrt wurden, und anderseits, daß uncivilisirte Völker überhaupt keine so tiefe Kluft zwischen Thieren und Menschen annehmen, wie die civilisirten. Hinsichtlich der Beweggründe zur Thierverehrung können wir dreierlei Stufen der letztern annehmen, welche sich nach der Bildung der betreffenden Völker richten. Auf der untersten, rohesten Stufe werden Thiere aus Dankbarkeit für ihren Nutzen oder aus Furcht vor ihrem Schaden verehrt. Dabei spielt indessen bereits die Vor-

stellung von einem im Thiere verborgenen höhern Wesen oder Dämon mit. Die Kamtschadalen verehren so Walfische, Wölfe und Bären, peruanische Stämme die Vicuñas, die Philippinen-Insulaner die Alligatoren, die Malaien den Tiger, die Maoris in Neuseeland Spinnen, andere Völker verschiedene Thiere. Die nordamerikanischen Indianer nehmen für jede Pflanzen- wie für jede Thierart einen besondern sie beseelenden Schutzgeist an. Eine zweite Stufe, welche mehr Denken und Gefühl verrät als die erwähnte, sieht in den Thieren, nach den Grundsätzen der Seelenwanderung, die Geister von verstorbenen Menschen, namentlich Verwandten. Indien ist das gelobte Land dieses Standpunktes. Weit verbreitet ist in Afrika der Glaube, daß die Abgeschiedenen in Schlangen gebannt sind und demzufolge der den Neger charakterisirende Schlangenkult, der auch bei vielen anderen Völkern getroffen wird. Nordamerikanische Indianer, Betschuanen, Hottentotten u. a. Völker, welche ihre Stämme und Familien nach Thieren benennen, erblicken in diesen ihren Wappengeschöpfen (die mit den Namen Dodaim, Totem, bezeichnet werden) auch die Hüllen ihrer Vorfahren, und selbst ihre Götter, welches Religionssystem Lubbock unter dem Namen des **Totemismus** als eine höhere Stufe des Fetischdienstes betrachtet. Denn der Totem vertritt eine Gattung, der Fetisch blos ein Einzelding. Wo der Totemismus herrscht, haben auch Einzelne, wie bereits erwähnt, ihre persönliche „Medizin" und daher auch ihre besonderen Medizinthiere, in welche sie nach dem Tode zu fahren die Zuversicht haben. Keiner ißt sein Stammthier oder kleidet sich in dessen Fell.

Die höchste Stufe des sogenannten Thierdienstes ist aber, wie beim Pflanzendienste, seine Verschmelzung mit dem Gestirndienste, indem hierzu logische Kombinationen gehören. Dieser Standpunkt erhielt seine konsequenteste Ausbildung in Aegypten, und es liegen noch zahlreiche Spuren dafür vor, daß er auch in den Religionsformen Griechenlands, Italiens und Nordeuropa's herrschte. Die ältesten Sternbilder tragen die Namen von Thieren; die zwölf, durch welche der scheinbare Jahreslauf der Sonne geht, heißen „Thierkreis" (Zodiakos) und Sonne und Mond wurden in den ältesten Mythen der hervorragenden Kulturvölker und auch in denjenigen minderbegabter als Thiere vorgestellt.

Weil in dem Thiere etwas Höheres, Göttliches verborgen geglaubt wurde, schrieb der Volksglaube den Thieren die Gabe zu, welche nur die vollkommensten Wesen besitzen, die der **Sprache**. Es wurde darunter aber nicht die unvollkommene, eigentlich blos hypothetische Sprache verstanden, welche die Thiere wirklich besitzen, mittelst welcher sie sich untereinander verstehen, sondern eine ausgebildete, artikulirte, welche von besonders bevorzugten, durch gewisse mystische

Vorgänge dazu tüchtig gemachten Menschen verstanden werden könne. Mit dieser Sprache hängt auch das Prophezeien der Thiere zusammen, welches z. B. in der deutschen Mythologie namentlich Vögeln, wie dem Kukuk, Raben, Hahn u. s. w., ferner der Spinne zugeschrieben wird. Das in den Thieren liegende Dämonische, d. h. der Widerspruch zwischen leiblicher Erscheinung und geträumter Geisteskraft, ließ sie auch mit dem Tode nicht zu Grunde gehen. Als Abbilder höherer Mächte lebten sie im Volksglauben fort und erschienen als Spukgestalten, als Geister und Gespenster; es war das Unsterbliche in ihnen, das auf sie übertragene Göttliche und Allmächtige, welches diesen Glauben schuf. Weil die Naturmächte, Sonne, Mond und Sterne, Wind und Gewitter, Jahres- und Tageszeiten nicht sterben, sondern nur scheiden und wieder zurückkehren, so mußte dies auch mit den Thieren der Fall sein, welche jene Mächte bedeuteten. Von den Thieren wird daher auch vielfach geglaubt, daß sie Geister sehen. Beispiele sind Bileams Esel und die Hunde des Odysseus.

Die Sterne schweben durch den Himmelsraum dahin, sie bedürfen keiner Füße, um jene blauen Fluren zu durchmessen; daher wurden schon vor uralter Zeit mit Vorliebe Thiere verehrt, welche der Füße entbehren und daneben in ihrem Wesen etwas Dämonisches haben. Wir brauchen nur an die Schlangen zu erinnern, welche bei den meisten Völkern mehr als andere Thiere verehrt wurden; ja man weiß, daß sie mit Vorliebe als Hülle der Götter galten; selbst der ernste nordische Odin verwandelte sich als Schlange, um zur geliebten Gunnlöd zu gelangen. Der Schlangenkult ist der verbreitetste unter allen Thierdiensten und zwar in allen Erdtheilen und in allen Perioden der Geschichte. Die Urbewohner Nordamerika's verehren die Klapperschlange als Großvater und König aller Schlangen. Die Langobarden verehrten eine goldene Viper. Bis auf den heutigen Tag spielen in den europäischen Märchen und Sagen ältern Ursprungs gekrönte und schatzhütende Schlangen (bisweilen statt ihrer auch Unken oder Kröten) und erinnern damit klar an das Gold der Sterne, das unter allen verborgenen und geisterhaften Schätzen der Mythen verstanden ist. Die Schlangen der letzteren haben sogar eine Hierarchie mit Königen, und die Drachen, von denen überall erzählt wird, sind als fliegende Wesen mit Schlangenleib nichts als die Verbindung zwischen Schlangen und Gestirnen, und das Feuer, das sie speien, der Glanz der letzteren. In erweiterter Spekulation ist daher die Schlange, welche sich in den Schwanz beißt, auch ein Bild der Welt im Ganzen oder der Ewigkeit, so bei den Phönikern und der Midgardswurm der Edda.

Aber das Dämonische, dieses Hinausgehen der Macht über die Erscheinung, nahm in den als Hüllen der Gottheiten geltenden Wesen

so überhand, daß die Thiergestalt zu seiner Fassung nicht mehr genügte, sondern sich mit der vollkommenern menschlichen verband und endlich ganz in sie überging. In den Gestalten der Dämonen, welche den Uebergang von den verehrten Thieren zu den eigentlichen Göttern bilden und mehr gescheut und gefürchtet, als angebetet wurden, lebten die Thiere noch fort; aber sie wichen immer mehr und zuletzt völlig der menschlichen Form. Die Dämonen haben vom Thiere bald einzelne Körpertheile, bald nur rohe, ungeschlachte Kraft, bald nur noch gewisse Züge, die dem Thiere als Bild der Gottheit angedichtet wurden. Der Dämonen-Kult, welcher als solcher nur noch bei wilden barbarischen Völkern vorkommt, ist in seiner Geschichte dunkel und unenträtselt. Sein Dasein bei später oder jetzt civilisirten Völkern geht nur noch aus den Mythen hervor; die Erinnerungen an die Verehrung der Dämonen selbst sind geschwunden. Wir können daher auch in wissenschaftlicher Hinsicht nur insofern von den Dämonen sprechen, als sie Gegenstand der Mythe sind. Das Dämonische war in den Thieren als geheiligten Wesen mit dem Thierischen, d. h. Natürlichen gemischt; in den Dämonen, welche keine wirklich vorkommende Gestalt besitzen, herrscht es allein; die Dämonen haben eine geheimnißvolle Herkunft, Wohnung und Macht; Alles ist unbegreiflich und rätselhaft was sie thun und treiben, nichts entspricht bei ihnen den Verhältnissen, Sitten und Gebräuchen lebender Wesen. Sie leben, haben aber nach dem Volksglauben keine Seele und doch höhere Geistesgaben als die Menschen; denn soweit sie nicht mehr geachtet und gefürchtet, sondern verspottet und gefoppt werden, ist der Einfluß des Christentums und dessen Tendenz, den alten heidnischen Glauben zu diskreditiren und lächerlich zu machen, nicht zu verkennen. Solche Dämonen beherbergt nach der Mythe das Wasser wie das Land. Dort wohnen die Nixen der deutschen Volkssage, hier, im Innern sowol wie auf der Oberfläche, die Zwerge und Riesen, auf die wir zurückkommen werden. Sie Alle sind wieder eng verwandt mit dem Gestirndienste, an welchen sie der bei ihnen vorherrschende Fußmangel anschließt. Die Nixen haben statt der Füße Schlangen- oder Fischschweife (erstere erscheinen bei den hellenischen Titanen und bei der keltischen Melusine, letztere bei den Najaden und Tritonen, seltener bei den deutschen Nixen). Die Zwerge zeigen ihre Füße nicht, und die Entdeckung derselben ist ihr bitterstes Leid. Beide, Nixen und Zwerge, tragen rote Mützen, welche ein Bild der leuchtenden Sterne sind (auch der Götterbote Hermes und die Dioskuren trugen solche). Die Nixen schwimmen in der blauen Flut der Gewässer unserer Erde, wie die Sterne in derjenigen des Himmels, sie tauchen in derselben auf und nieder wie die Sterne am Abend und Morgen. Die Zwerge treiben ihr Wesen Nachts wie die Sterne und verschwinden gleich

diesen, wenn das Licht einer neuen Kultur hereinbricht, welche rücksichtlos und kritisch nach ihren geheiligten Füßen forscht. Auch die Riesen erscheinen als Orion, Bootes u. s. w. am Himmel und sind übrigens mit den Zwergen eng verwandt, da die Mythen von beiden vielfach dasselbe erzählen und sogar Verwandlungen der einen in die anderen enthalten. Andere Dämonen, welche durch ihr nächtliches Treiben ebenfalls an die Sterne erinnern, sind die im Mondschein tanzenden britischen Elfen. Nicht alle Arten von Dämonen aber sind so harmlos. Es gibt boshafte Klassen unter ihnen, wie die allen möglichen Schabernack treibenden Kobolde und Klopfgeister, und endlich Schauer und Entsetzen erregende, wie die Nachtmaren und Alpe, welche die Menschen, ihnen auf die Brust sitzend, ängstigen, die Vampire, welche ihnen sogar das Blut aussaugen und für aus dem Grab kehrende Todte gehalten werden, und die Werwölfe, in welche sich Menschen zu Zeiten verwandeln, was in Indien in Bezug auf Tiger, in Mittelafrika von Hyänen, in Amerika von dortigen Raubthieren geglaubt wird. Zahllos und unerquicklich zugleich sind die Arten von Geistern, mit welchen weniger civilisirte Völker ihre Umgebung erfüllen; in verschiedenen Ländern werden Feuerbrände entzündet, um die Geister fern zu halten oder man ficht mit Keulen und Fackeln in der Luft herum, sie zu vertreiben, — und Aehnliches spukt auch noch in unserm Volksaberglauben.

Mit diesen Geistern und Gespenstern nahe verwandt sind die sog. Familiengeister, Schutzgeister Einzelner und der Familien, deren Reste die christlichen Schutzengel sind (wie Sokrates seinen „Dämon", die Römer ihre Genien hatten) und deren Amt oft von den Seelen verstorbener Vorfahren besorgt wird; ferner die Lokalgeister von Bergen, Thälern, Quellen u. a. Gewässern, Städten u. a. Orten, Ländern und Reichen, Ständen und Berufsarten u. s. w. Daraus werden dann mit Zunahme der Kultur Dämonen und Gottheiten der Familienereignisse, wie Geburt, Ehe und Tod, der Volks- und Staatsinteressen, wie Ackerbau, Handel, Krieg u. s. w. und endlich der ethischen, logischen, ästhetischen Interessen, wie Keuschheit, Weisheit, Schönheit u. s. w., die aber in der Regel nur den historischen Völkern angehören. Bei anderen sind sie verdächtig und wahrscheinlich von den Reisenden und Missionären aus den Naturgottheiten heraus gedeutet, wie z. B. ein sog. Kriegsgott aus dem Sonnen-, Donner- oder Sturmgott, und so wurde der Feuergott zum Beherrscher des Bösen und der Unterwelt oder ein Taggott zum guten, ein Nachtgott zum bösen Wesen u. s. w. Aus den mehreren Göttern der Naturreligionen wird endlich oft ein oberstes Wesen ausgewählt und an die Spitze der Welt gestellt. Meist ist es der Himmels-, Sonnen- oder Lichtgott. Nicht ganz gewiß ist es,

ob bei uncivilisirten Völkern vor der Bekanntschaft mit dem Christentum bereits ein Monotheismus, d. h. die Verehrung eines einzigen Wesens, des Schöpfers aller Dinge vorkomme, wofür z. B. der „Große Geist" mancher amerikanischen Stämme gehalten wird. Ein einziger Volks- oder Stammgott begründet an sich noch keinen wahren Monotheismus.*) Durch das Streben der Menschen, unsterblich und den Göttern gleich, d. h. allwissend, allmächtig und allgegenwärtig zu werden, entstehen Vermengungen der Götter und Menschen. Erstere erhalten Menschengestalt und werden zu Heroen, die auf der Erde gelebt haben sollen und zu deren Gestaltung gewiß auch oft Menschen benützt wurden, welche wirklich gelebt hatten. An Sagen dieser Art sind unter den nicht historischen Völkern namentlich die Neuseeländer reich, deren Maui ein wahrer Herakles der Antipoden ist. Solche Heroen sind dann meist Söhne oder sonstige Nachkommen der Götter und werden nach dem Tode selbst wieder Götter; oft wird dies von den Häuptlingen und Fürsten u. a. bedeutenden Menschen, wie z. B. den christlichen Heiligen geglaubt, wurden ja sogar bei Lebzeiten die römischen Kaiser und manche andere Herrscher angebetet! Manche Völker hielten die bei ihnen ankommenden Europäer für Götter.

Neben den naturreligiösen Mythen gibt es aber auch solche mythische Erzählungen, welche sich speziell mit dem Menschen beschäftigen, ohne dessen Verhältniß zu übernatürlichen Mächten zu berühren. Dahin gehören z. B. die Ueberlieferungen, welche die Entstehung des Menschengeschlechtes betreffen. Central- und südamerikanische Völker glauben, ohne von der Darwin'schen Lehre etwas zu wissen, daß die Affen einst Menschen gewesen seien, und dasselbe wird in Südafrika behauptet, wo man die Affen das erste Volk nennt; ähnliche Sagen sind auch unter den Arabern im Schwange und daß auch die Griechen solche kannten, zeigt ein Abschnitt in Ovids Metamorphosen (XIV. 89 ff.). Umgekehrt aber wird in Südindien von einer verachteten Kaste geglaubt, daß sie von Rama's Affen abstamme, und dasselbe glauben andere dortige Stämme und malaiische auf Malakka von sich selbst und die buddhistische Sage von den Tibetern. Es gibt Neger, welche glauben, daß die Verdammten unter ihnen zu Affen, die Seligen aber zu Weißen werden, und Andere: die Affen könnten sprechen, schwiegen aber absichtlich, um nicht zur Arbeit gezwungen zu werden. Vom Gorilla u. a. großen Affen glauben Neger ihrer Nachbarschaft, daß sie menschliche Frauen entführen. Ja auf ostindischen Inseln verwechseln niedrig stehende Stämme Ihresgleichen geradezu mit Affen, und die Malaien nannten einen bekannten Solchen Orang-Utan, d. h. Waldmensch. Das nämliche bedeutet Khon-pa,

*) Näheres s. bei Tylor a. a. O. bes. 17. Kap.

wie die Siamesen die Affen überhaupt nennen. Ebenso nennen die Brasilianer einen dortigen wilden Stamm, und die Holländer eine Abtheilung der Hottentotten „Buschmänner", und das franz. Sauvage (engl. Savage) kommt von Homo silvaticus, Waldmensch. Im Jahre 1537 erklärte Papst Paul III., daß die Indianer Menschen wären; es war demnach der Glaube vom Gegentheil stark verbreitet. Mit den angeführten Mythen sind jene verwandt, welche von Völkerstämmen mit Schwänzen erzählen. Dies glauben z. B. die Chinesen von den Miaotße, und ungebildete Spanier von den Juden; die Cagots in den Pyrenäen stehen in demselben Rufe, ja sogar in England wird dasselbe unter dem Volke von Menschen verschiedener Gegenden geglaubt. Südseeinsulaner erzählen von untergegangenen Menschenstämmen mit Schwänzen, und in Brasilien war es vor noch nicht drei Jahrhunderten Gebrauch, daß bei einer Hochzeit der Schwiegervater einen Stock abschnitt und damit seinen Nachkommen die Schwänze abzuschneiden glaubte. So gibt es noch eine Masse Mythen von fabelhaften Völkern verschiedener Art: riesenhaften, zwerghaften, einbeinigen, einäugigen, langohrigen, kopflosen, halbthierischen u. s. w., wozu theilweise die Eigentümlichkeiten verschiedener wirklicher Völker, übertrieben aufgefaßt, Anlaß boten.

Andere dergleichen Ueberlieferungen handeln von dem Ursprunge großartiger Bauwerke, deren Errichtung durch Menschen vergessen ist, z. B. von Brücken u. dergl. in Europa, welche man dem Teufel zuschreibt. Die Reste alter Bauwerke in anderen Erdtheilen rühren nach der Sage von Heroen, Geistern u. s. w. her. Wieder andere Mythen beziehen sich auf den Ursprung von Namen; deren gibt es in allen Ländern unzählige Mengen, und täglich, kann man sagen, entstehen neue größtentheils irrige Ansichten über die Bedeutung von Orts- u. a. Benennnugen. Die Namen von Völkern sind wiederholt von Personen abgeleitet worden, die diesen Namen geführt haben sollen (wie z. B. Israel, Hellen, Romulus, Tuisko), wie denn auch wirklich solche Namen sich verpflanzt haben (z. B. Osman, Osmanen). Mittelalterliche Historiker waren bekanntlich stark in der Fiktion solcher Stammväter. Eine weitere Gruppe bilden die Mythen von dem Ursprunge landschaftlicher Gegenstände, Berge, Felsen, Seeen, besonders gearteten, z. B. roten Bodens u. s. w., Berge und Felsen muß oft der Teufel errichtet oder versetzt, Seeen zur Strafe Orte mit übermütigen Bewohnern überschwemmt haben, rote Farbe des Bodens von vergossenem Blute herrühren u. s. w. Mit diesen Arten von Mythen treten wir daher bereits in die historischen Zeiten ein.

C. Der Götterdienst.

Wie in der Mythe die dichtende, so hat im Gottes- und Götterdienste die darstellende Kunst ihre Heimat. Die einfachste und ursprünglichste Form des Kultes ist das Gebet, dieser Verkehr zwischen dem Menschen und seinem Gott, durch den der Erstere sich zum Letztern emporschwingt und ihm ähnlich wird; ja der Betende, als der eigentliche Urheber der Erhörung, dünkt sich sogar unbewußt mächtiger als der Angebetete, der ohne Erinnerung von menschlicher Seite nichts thäte, — sonst wäre ja diese Mahnung nicht notwendig! Alle Völker, welche Götter verehren, und sind diese auch lediglich die Seelen der Todten, haben ohne Ausnahme auch Kulthandlungen. Auf sehr roher Stufe bestehen selbe gewöhnlich in wilden Tänzen mit ebensolchen Gesängen, d. h. Heulen und Schreien zu Ehren ihrer Götzen. Dazu kommen dann Gebete, welche jedoch noch der Ausdruck des rohesten Eigennutzes ohne alle ethische Verklärung sind. Die Wilden beten um Speise und Trank und Gesundheit für sich und um Glück im Kampfe gegen ihre Feinde, um deren Tod und Untergang sie flehen, wie um eine reiche Beute auf Kosten derselben. Darin sind indessen civilisirte Völker nicht viel weiter. Eine scheinbar hochgebildete Geistlichkeit läßt heute noch um günstiges Wetter beten, und Fürsten, welche die Beschützer von Universitäten, die Besitzer von reichen Bibliotheken und Museen und glänzenden Hoftheatern sind, beten um den Erfolg ihrer Waffen, d. h. eben um Beute und um Tod und Untergang ihrer Feinde. Gar nicht die Unvernünftigsten sind in dieser Beziehung die Sulu-Kaffern; sie rufen die Geister ihrer Vorfahren einfach an, ohne ihnen zu sagen, was sie wünschen; denn sie nehmen an, daß dieselben schon wissen, was sie bedürfen. Wie stechen von ihnen Die ab, die trotz dem ausdrücklichen Gebote ihres Erlösers: „machet nicht viele Worte“, das Gegentheil thun und des Plapperns kein Ende finden! Diese gleichen dagegen den Ostindiern, deren Gebete endlos sind gleich ihren millionenjährigen Weltaltern. Merkwürdig drastisch lauten die letzten Bitten eines entsetzlich langen Gebetes der Khonds von Orissa an die Erdgöttin: „Laß unsern Kopf beständig an eherne Töpfe stoßen, die in zahlloser Menge von der Decke herabhangen; laß die Ratten ihre Nester aus den Abfällen von Scharlachtuch und Seide bauen; laß alle Aasvögel des Landes auf den Bäumen unseres Dorfes versammelt sein, wegen des Viehes, das dort jeden Tag geschlachtet wird.“ Und damit auch hier die Heuchelei nicht fehle, folgt auf diese genaue Instruktion darüber, was die Göttin zu thun habe, der Schlußsatz: „Wir wissen nicht, was gut ist und worum wir bitten sollen. Du weißt, was gut ist für uns; gib es uns!“ Kürzer und bequemer machen es die Buddhisten mit ihren Gebetsrädern und

Gebetsmühlen und nicht geistreicher die Katholiken mit dem Rosenkranz ab.

Das bloße Bitten genügte indessen den Frommen nicht immer; sie gerieten mit der Zeit auf den Gedanken, den Göttern zur Unterstützung ihrer Anliegen Geschenke darzubieten, beziehungsweise sie durch solche für Erfüllung ihrer Wünsche zu bestechen. Da man sich die Götter stets als menschenähnlich vorstellte, so schrieb man ihnen auch menschliche Funktionen zu, man glaubte, daß sie äßen und tränken und spendete ihnen daher vor Allem Speisen und Getränke, und dies sind die Opfer.

Diese Vorstellung von Opfern war und ist noch durchaus die herrschende bei den Völkern tieferer Kulturstufen, ja sie tritt noch deutlich bei den höheren solchen zu Tage. So opfern Völker der verschiedensten Erdtheile und Länder dem Himmel, der Sonne, dem Meere, der Erde, den Wind u. s. w., und spenden, wo es immer angeht, die Opfergaben den betreffenden Elementen, indem sie sie darauf ausgießen u. s. w. Wo Götzenbilder angebetet werden, erhalten sie auch im buchstäblichen Sinne durch ihren Mund zu essen und zu trinken, — ebenso, wie wir bereits gesehen, die Seelen der Abgeschiedenen, die bösen Geister u. s. w., wo dann statt ihrer die Priester das Dargebrachte heimlich verzehren. In dieser Weise wurde und wird auch den Thieren geopfert, wo immer diese Sinnbilder höherer Mächte sind und an deren Stelle verehrt werden, und so wird es auch gehalten, wo Menschen als die Inkarnation von Gottheiten gelten. Bei den nordamerikanischen Indianern ist das Tabakrauchen eine religiöse Sitte und geschieht zum Genusse des „Großen Geistes“, beziehungsweise der Sonne u. s. w. Der Weihrauch in Mexiko, China, Babylon, Israel, Griechenland und anderswo ist nichts Anderes, nur wohlriechender. Daher spricht auch die Bibel vom „süßen Geruch des Brandopfers vor dem Herrn.“ Das Menschenopfer hat keinen andern Grund. Wie das Thieropfer, so ist auch jenes auf die Annahme gegründet, daß die Götter das betreffende Fleisch gern genießen, weil es eben ihre Verehrer gerne genossen, daher auch der Kannibalismus oder die Menschenfresserei ursprünglich als religiöse Sitte mit dem Menschenopfer zusammenhängt. Dazu kam aber mit der Zeit auch die animistische Meinung, daß die Seele des geopferten Thieres oder Menschen in die Gottheit übergehe, welcher geopfert wird, und ihr Eigentum werde. Auf höheren Kulturstufen geraten diese Motive der Opfer allerdings in Vergessenheit, und letztere bleiben nur noch ein Zeichen der Ergebenheit gegen die Götter und eine ceremonielle Feierlichkeit, oder, besonders die Menschenopfer, ein Mittel der Verzweiflung, um den gefürchteten Zorn der Götter zu versöhnen, in welchem Sinne das Wort „Opfer“ sogar in weltlichen Dingen in

den modernen Sprachgebrauch übergegangen ist. Vielfach hat man sich auch damit begnügt, oder thut es noch, — statt des ganzen Opfers den Göttern nur einen Theil zu geben, d. h. was die opfernden Menschen selbst nicht genießen mögen, und das Uebrige in heiteren Gelagen selbst zu verzehren. Asiatische und afrikanische Völker leisten hierin das Naivste, und auch die alten Hellenen waren stark in diesem Punkte. Bei manchen Völkern werden die Götzen blos mit dem Blute der Opfer bestrichen. Damit verwandt ist es auch, wo es sich nicht um Verzehren handelt, wenn das Opfern eines Körpertheiles an die Stelle des Menschenopfers tritt. In Nordamerika, Australien und Polynesien spielt ein Fingerglied diese Rolle, in Neuseeland Haare, bei vielen „wilden“ Völkern, sowie in Aegypten und bei den Semiten die Vorhaut. Eine ähnliche Milderung ist es, wenn Thiere den zu opfernden Menschen substituirt werden, wie bei den Hebräern und Griechen geschah und bei den Khonds in Ostindien noch geschieht, wo ein Büffel statt eines Menschen geopfert wird, in Zeilan ein Huhn. Endlich kam es, in Mejiko, Indien, Griechenland und Rom, zu bloßen bildlichen Opfern, indem Puppen oder Statuen oder andere Bilder an die Stelle der Menschen traten. Die Chinesen begnügen sich in dieser Hinsicht sogar mit Papierbildern. Selbst im Christentum sind, in der östlichen, wie westlichen Kirche, solche Stellvertretungen in manigfachen Festgebräuchen erhalten geblieben, wie z. B. in feierlichen Darbringungen von Lämmern, Tauben, Brot, Honig u. s. w. an Heilige. Ja christliche Völker opfern noch heidnischen Gottheiten, wie z. B. dem Wind, dem Feuer u. s. w., um sie zu besänftigen, oder der Sonne u. A.

Es scheint indessen, daß schon in sehr alten Zeiten weder das Gebet, noch die Opfer volle Zufriedenheit der Menschen mit den von ihnen angebeteten Wesen herbeizuführen geeignet waren. — Beide Arten der Appellation an die höchste Instanz der Welt scheinen allzu gleichförmig unter den Menschen geworden zu sein, als daß anzunehmen gewesen wäre, sie würden die Aufmerksamkeit Jener auf den Einzelnen und seine Anliegen in dem erwünschten Maße lenken. Es handelte sich also darum, diesen Mangel abzuhelfen und zu bewirken, daß, wie man glaubte, die Götter auf Einzelne die gebührende besondere Rücksicht nahmen. Dies konnte dadurch hervorgerufen werden, daß der Einzelne in Bezug auf sein liebes Ich durch Entbehrungen, Qualen und Leiden verschiedener Art das Mitleid der Götter erweckte und sie überzeugte, daß er sich diese Widerwärtigkeiten aus Ergebenheit gegen sie auflade. Der Anfang dieser frommen Demonstrationen, welche mit der Zeit in den Selbstpeinigungen der Fakire gipfelten, war die Entbehrung der einfachsten Lebensbedürfnisse auf gewisse Zeit, das Fasten. Solches findet sich schon bei den nordamerikanischen Eingebornen, und das tröstliche Ergebniß dieser Askese wird in Träumen und Visionen

erblickt. Damit in Verbindung stehen die ersten Spuren der Inspiration und Offenbarung, indem einfach der Inhalt von Träumen und Visionen aufgezeichnet wird, und das Ansehen solcher angeblicher Mittheilungen höherer Wesen steigert sich mittels der vorgegebenen, durch Schwitzbäder, narkotische Mittel oder — Betrug bewirkten Ekstasen, — welche Gaukeleien sich von den sog. Wilden her durch die Pythia von Delphi und die stigmatisirten Heldinnen des christlichen Rom bis zu den Medien der Spiritisten fortsetzen. Es zieht sich so eine Kette von Zeugnissen des Einflusses krankhaft erregter Personen, besonders weiblichen Geschlechtes, durch die gesammte Kulturgeschichte. Betäubende und berauschende Einwirkungen der angedeuteten Art kennen schon die Uramerikaner, besonders mittels des Tabaks, dessen Stelle in ganz analogen Praktiken in Ostasien das Opium und in Westasien das Haschisch einnimmt. Ueber die Entstehung der eigentlichen Ekstasen, welche den Gläubigen rein geistiger Natur zu sein scheinen, sind wir nicht hinlänglich unterrichtet; Krämpfe, simulirte Bewegungslosigkeit, Hysterie u. s. w. mögen das Ihrige dabei thun, ohne daß jedoch die Erklärung damit erschöpft wäre. Die Hauptsache dabei wird jedoch wol die vorgefaßte Meinung sein, daß es so sein müsse, um eine Verbindung zwischen Göttern und Menschen herzustellen.

Da wo der egoistische Zweck des Kultes zurücktritt und in mehr uneigennütziger Weise der Macht und dem Ruhme der Götter gehuldigt wird, spielt die Gegend, in welcher man Solche und ihre Machtentfaltung vermutet, eine bedeutende Rolle. Eine Hauptgottheit der verschiedensten Völker, die Sonne, bezeichnet solche Gegenden durch den Ort ihres Auf- und Untergangs, und so verhält es sich auch mit dem Monde und den Sternen. In den verschiedensten Erdgegenden gilt daher der Ost als die Gegend des Lebens und der West als die des Todes. Nach dem Osten wenden sich die Betenden und die Thore der Tempel, nach dem Westen die Gesichter der Todten im Grabe, deren Reise man nach dieser Seite hin gerichtet wähnt. Es ist dies Alles in den entferntesten Regionen der sog. Alten wie der sog. Neuen Welt der Fall. In Peru waren sogar die Dörfer auf derjenigen Abdachung der Gebirge gebaut, welche gen Osten schaute, und im Sonnentempel zu Cuzco war das glänzend goldene Sonnenbild an der Westwand angebracht, um dem Original entgegenzuleuchten, und so blickt auch die Pforte des Sonnentempels zu Baalbek gegen Sonnenaufgang, so auch die Pforte des Tempels zu Jerusalem, so die Pforten der Tempel Athens. Daß in den christlich-katholischen Kirchen die Altäre im Osten stehen und die Thüren im Westen, ist nur scheinbar ein Gegensatz, hat aber denselben ursprünglichen Grund, nämlich den, daß die Gesichter der Andächtigen gen Morgen gerichtet sind, und so ist es auch in den Freimaurerlogen der Fall.

Von sehr altem Ursprung und allgemeiner Verbreitung sind auch die Ceremonien der Reinigung, namentlich der Neugeborenen. Solche geschieht durch Feuer sowol als Wasser schon bei amerikanischen und malaiischen Stämmen. In Neuseeland u. a. Gegenden z. B. Afrika's, sowie bei den Tibetanern und Mongolen war die Taufe oder etwas ihr Aehnliches längst vor der Einführung des Christentums gebräuchlich. Feuertaufen kennt Madagaskar seit uralter Zeit. Aehnliche Gebräuche begleiten die sog. Reinigung der Frauen nach der Geburt, welche von wilden Stämmen her durch das Judentum in die römische Kirche sich forterhalten hat. Die Hottentotten vollführten diese sog. Reinigung bekanntlich mit sehr unreiner Flüssigkeit. Ebenso folgt bei Völkern der verschiedensten Regionen der Befleckung durch Blutschuld, durch Todtenbestattung, welche als verunreinigend gilt, oder durch Krankheiten eine entsprechende Ceremonie. Eine hervorragende Stellung nimmt der Kampf gegen das Unreine in Polynesien ein, wo die Priester ein völliges System aufgestellt haben, was Alles Tapu (tabuh), d. h. den Göttern geweiht ist, und demzufolge beinahe keine Handlung des täglichen Lebens vollführt werden kann, ohne Gefahr zu laufen, daß das Gesetz verletzt werde, welches irgend eine Person in irgend einer Lage, oder einen Gegenstand, eine Handlung, einen Ort, ja einen Theil des Volkes (z. B. das weibliche oder männliche Geschlecht) tapu, d. h. unverletzlich ja sogar unberührbar erklärt. Und so zeigt alles Dies, daß die Geschichte der Religionen eine fortlaufende Entwickelung darstellt und niemals zu gewisser Zeit und an gewissem Orte ein neues Stadium der Heiligkeit begonnen hat, welches außer allem Zusammenhang mit den tieferen Stufen stände oder mehr als quantitativ vollkommener wäre, als die letzteren, wie der Eigendünkel der Seligkeitsfanatiker sich selbst und Anderen so gerne glaubhaft machen möchte.

Und dies ist auch der Fall bezüglich der Personen, welche das Vorrecht haben, den Verkehr zwischen den Menschen und den von ihnen verehrten Wesen zu vermitteln. Diese Personen, die Priester, sind stets die Produkte der betreffenden Religion und stehen so tief oder so hoch wie diese auf der Leiter der menschlichen Kulturstufen. Die Priester der Religionen nicht historischer Völker sind durchweg Wahrsager oder Zauberer, weil der Glaube solcher Völker auf Wahrsagerei oder Zauberei, d. h. auf der Annahme des Verkündens der Zukunft oder des Hervorbringens von Dingen auf anderm als dem natürlichen Wege beruht; ja dieser Wahn spukt sogar in den historischen Religionen immer noch fort. Manigfach ist die Wahrsagerei bei verschiedenen Völkern. Lappländer z. B. wahrsagen aus den Rissen in Thierknochen, die man ins Feuer legt, andere anders. Mächtiger sind die Zauberer. Mit einem indischen Worte Çramanas, dem Titel der buddhistischen Mönche,

bezeichnet man dieselben in Asien (in korrumpirter Form) als Schamanen; in Nordamerika heißen sie Medizin-Männer. Selbe treiben ihr Wesen in Mittel- und Nordasien, bei den Eingeborenen Amerika's bei den malaiischen, papuanischen und australischen Völkern, in ganz Mittel- und Süd-Afrika; ihr System, den Schamanismus, hält Lubbock für eine dem Totemismus (S. 108) folgende Religionsstufe. Die Zauberer sind sowol männlichen als weiblichen Geschlechts, dienen auch als Aerzte ihrer Landsleute, machen sich giftfest, bringen einige Zeit fastend in der Einsamkeit zu, um sich auf ihren Beruf vorzubereiten, und wählen sich Schüler aus, die ihre Nachfolger werden. Ihre Kniffe bestehen in epileptischen Anfällen, wilder Musik und solchen Tänzen, Räucherungen, Verbrennungen verzauberter Dinge, Bereitung von Zaubertränken und sonstigem Hokuspokus. Es wird von ihnen geglaubt, daß sie Regen bewirken, Insekten machen, Diebe entdecken (worauf dann die Bezeichneten sich einem Gottesgericht unterziehen müssen), alle Krankheiten heilen, aber auch diese und den Tod, selbst in der Ferne herbeiführen, Geister beschwören und noch vieles Andere können, und die Zauberer scheinen sogar selbst an ihre Macht zu glauben. Ueberall machen sie indessen genau dieselben Faxen,*) und es ist daher unbegreiflich, wie noch Jemand an eine getrennte Entstehung der Rassen glauben kann, wobei solche Uebereinstimmung ein wahres Wunder wäre. Dergleichen Spuk, von welchem noch der heutige Spiritismus herstammt, muß daher schon am Ursitze der Menschheit, im Lande der fünf Ströme getrieben worden sein.

Wir haben bereits gesehen, wie die Kunst, soweit ihr Ursprung erforscht werden kann, sich aus der Religion entwickelt, die bildende aus der Bilderverehrung, die erzählend dichtende aus der Mythe. Die übrigen Künste und Dichtungsarten fügt der Kult dem Reigen der Musen bei: der Tempel gibt der Baukunst, die Feier des Gottesdienstes der lyrischen Dichtung, der Tonkunst, der Tanzkunst und der darstellenden Kunst das Leben.

Die lyrische Dichtung hat ihre Quelle im Anrufen von Gegenständen, von denen man Hilfe oder Rettung erwartet, was sich mit der Zeit auch auf alle verehrten und geliebten Gegenstände ausdehnt. Bei den Hottentotten besingt die Mutter ihren Säugling und alle seine Körpertheile mit einem improvisirten Liede.**) Nicht bedeutendere Lieder besitzen die verschiedenen Negerstämme Afrika's; am meisten Wert haben hier die Gesänge der Kaffern zu Ehren ihrer verstorbenen Häuptlinge. Sie sind „von tiefem poetischem Geiste und zeugen von Sinn für dichterische Formen.“***) Auch Sinngedichte

*) Vergl. Peschel, Völkerkunde. S. 274 ff.
**) Müller, Ethnogr. S. 87 nach Th. Hahn, im Globus XII. 278.
***) A. a. O. S. 168.

kennen die Hottentotten sowol, als die Negerstämme. Die Australier haben nur aus wenig Worten bestehende Lieder, die bei wollüstigen Festen gesungen werden. In Nordasien improvisiren die Jukagiren Lieder und deren Melodien. Dieselben Vorzüge, wie die Heldengesänge der Kaffern haben jene der nordamerikanischen Urbewohner, deren kurze Zauber- und Liebeslieder unbedeutender sind. Doch leiden alle diese Gesänge an Uebertreibungen, Prahlereien und Wiederholungen. Ein schreckliches Lied sangen ehedem die Battak auf Sumatra, wenn sie alte gebrechliche Personen von den Bäumen schüttelten und dann auffraßen. Auf allen Inseln der Südsee finden sich Sagen und Gesänge in großer Auswahl. Die Lieder der Naturvölker mongolischer Rasse in Asien werden „für Stücke angesehen, deren Erfindung sich jeder mit einem offenen Auge, Ohr und Herzen versehene Mann selbst zutraut. Doch stehen die Dichter und Vortrager von Heldengesängen in großem Ansehen.“*) Bei allen diesen Völkern ist die Dichtung noch unwillkürliche Stimme der Gefühle; sie wissen nicht, daß sie dichten und haben auch kein Urtheil über ihre Leistungen. —

Erst durch die fortgesetzte Uebung der Kunst gewahrt der Mensch nach und nach mit Staunen, daß er Schönes darstellt. Nur dunkle Anfänge des unselbstsüchtigen Wolgefallens an sinnlichen Eindrücken lassen sich bei den sog. Naturvölkern bemerken, z. B. die Freude an gewissen musikalischen Instrumenten und Weisen, an gewissen Farben, Gestalten, Gruppirungen, die Lust am Komischen, sowie an Putz und Schmuck, der aber oft in Verunstaltung und sogar Verletzung des Körpers besteht, z. B. Durchbohrung der Lippen, Nasenwand, Ohren, Färbung und Feilung der Zähne, Färbung, Abscheren oder auch Ueberwuchernlassen und bizarre Anordnung des Kopfhaares u. s. w.; hierher gehört auch die Tätowirung (oben S. 60). Alles dies aber ist nur eine Mischung von Sinnlichkeit und Religiosität; die Menschen wissen auf den Kulturstufen der Nacht und Dämmerung (ja sogar noch auf manchen des Tages!) nichts von Schönheit, sowenig als die Nachtigall weiß, daß sie schön singt, der Papagei, daß er spricht u. s. w.**) Ebenso wenig läßt sich auch bei den unhistorischen Völkern die geringste Spur von der gleich der Kunst ursprünglich aus der Religion hervorgehenden Wissenschaft entdecken. Erst das Bewußtsein einer Entwickelung eigener Kultur läßt bei den Völkern das Gefühl für das Schöne und das Wahre zur Geltung kommen und entreißt sie dann in der Folge den entbehrlich gewordenen Banden des Glaubens und des Priestertums.

*) A. a. O. S. 379.
**) Vergl. Gerland a. a. O. S. 287 ff.

Als Drittes im Bunde der Wissenschaft und Kunst und gleich diesen beiden auch als eine Art von Götterdienst erscheint die Sitte. Auch über sie sind daher, bezüglich ihres Verhältnisses zur Kulturgeschichte, noch einige Worte zu sagen. Wollen wir nun in dieser Frage ganz ehrlich sein, so müssen wir uns gestehen, daß die jeweiligen Begriffe von Sitte lediglich Ergebnisse der Erziehung und des eigenen Nachdenkens und daher bei den einzelnen Menschen und Völkern so ungeheuer verschieden sind, daß gar keine Erklärung derselben möglich ist, welche zu allen Zeiten und an allen Orten anerkannt worden wäre. Angeborene sittliche Begriffe gibt es nicht. Der unerzogene und ungebildete Mensch, heiße er Wilder oder Kind, wird stets gleich dem Thiere, für gut nur halten, was ihm angenehm, für böse, was ihm unangenehm ist. Wilde und halbwilde Völker haben durchaus keine Begriffe von dem, was wir gut und böse nennen und rühmen vielfach als eine Tugend und Großthat, was für uns Laster und Verbrechen ist. Gut und böse ist aber auch für den civilisirten Menschen lediglich was er dafür hält; doch je höher die Kultur steigt, desto mehr läutern sich die sittlichen Begriffe und Anschauungen, d. h. sie werden der Möglichkeit eines Zusammenlebens ohne beständige gegenseitige Furcht vor Vergewaltigung durch den Stärkern günstiger. Gut ist nicht mehr schlechthin, was angenehm, sondern was dem gemeinsamen Wirken der Menschheit förderlich, was Schaden abzuwenden geeignet ist, — und zwar nicht nur von sich selbst, sondern von Allen, — und böse das Gegentheil. In dieser Erkenntniß gibt es einen unleugbaren Fortschritt; wir pflegen ihn mit dem Worte „Menschlichkeit" („Humanität") zu bezeichnen, indem wir damit ausdrücken, daß lobenswert ist, was der Menschheit einen ausgeprägten Charakter verleiht, der keinen anderen Wesen zukommt, einen Charakter, der das fremde Interesse dem eigenen für ebenbürtig erachtet, und darauf beruht im Grunde alle Tugend („was ihr wollet, daß euch die Menschen thun, das thut auch ihnen"). Ob aber mit dem Vordringen dieser Erkenntniß auch die mit selber übereinstimmenden Handlungen Schritt halten, d. h. ob die Menschen besser werden, ist eine andere Frage, welche schwierig zu beantworten ist. Uns scheint leider dies nicht der Fall zu sein und kommt uns auch insofern erklärlich vor, als die Triebe und Leidenschaften der Menschen in ihrer Natur begründet sind und also trotz aller Kultur dieselben bleiben. Allgemeine Urtheile zu fällen ist indessen gewagt, und so wollen auch wir die näheren Nachweise in dieser Beziehung, an der Hand von Thatsachen, — nicht Frasen — den Ausführungen über die Kultur der einzelnen Perioden und Nationen überlassen.

Zweites Buch.

Das Reich der Mitte.

Erster Abschnitt.

Land und Volk.

A. Das Stufenland am Gelben und Blauen Strom.

Es ist herkömmlich und ziemlich allgemein gebräuchlich, unter den geschichtlichen Völkern, d. h. jenen, in deren Geschicken und Kultur sich zeitliche Veränderungen nachweisen lassen, dasjenige des großen ostasiatischen Landes voranzustellen, welches im Deutschen das chinesische genannt wird. Der Gründe hierfür sind mehrere, und sie sind bis heute noch nicht widerlegt worden. Denn dieses Volk ist unter den geschichtlichen Kulturvölkern

1) dasjenige, welches das weitaus am längsten dauernde Reich der Erde, ja vielleicht auch das älteste solche gegründet hat,

2) ist es das einzige geschichtliche Kulturvolk von anderer als der mittelländischen Menschenrasse, indem es unter den Völkern von fortschreitender Gesittung die mongolische Rasse vertritt, und

3) ist es das östlichste geschichtliche Kulturvolk (das in weit jüngerer Zeit auftretende japanische Volk abgerechnet), und es ist ja eine Thatsache, daß die Kultur im Ganzen, wenn auch nicht in geraden Linien, bisher von Osten nach Westen vorgeschritten ist.

Das „Reich der Mitte", wie es seine Angehörigen nennen (Tschung-kue), hat seinen Namen nicht davon, daß Jene etwa aus Albernheit glaubten, sie befänden sich in der Mitte der Welt; sondern daher, daß es ehemals aus mehreren kleineren Staaten bestand, von denen derjenige, welcher ungefähr in der Mitte lag, eine Art von Oberhoheit ausübte. Als diese letztere nach und nach zur wirklichen

Herrschaft wurde und die kleineren Staaten zu einem einzigen Reiche zusammenwuchsen, behielt dies stets den Ehrentitel des vorher vornehmsten Staates, „Reich der Mitte.“ Nebenbei nennen sich die Angehörigen des Reiches auch oft nach dem Namen der gerade regierenden Dynastie. Eine der bedeutendsten solchen waren die Tshin, (die 4. Dynastie, 244 bis 206 v. Chr.), unter welcher die Malaien das Land kennen lernten und es daher Tschina nannten; so auch die Inder. Perser und Araber schreiben Sîn, auch Dschîn, die Griechen, Sinai (die Römer Sinä, Beide auch Serika, d. h. Seidenland), die Franzosen la Chine und daher die Deutschen und Engländer (ganz falsch) China, aber mit abweichender Aussprache. Doch ist dieser falsche deutsche Name des Reiches, von dem wir sprechen, einmal allgemein angenommen und läßt sich nicht aus dem Gebrauche entfernen.

Ergänzt man das bauchartige Kreissegment, welches die Küste China's am Großen Ocean bildet, zu einem vollständigen Kreise, so umfaßt dieser, dessen Mittelpunkt Kuei-tscheu-fu am Yang-tße-kiang ist und an dessen Peripherie Peking und der Kükä-Noor (blaue See) liegen, beinahe genau das eigentliche China; denn von den übrigen Ländern des „chinesischen Reiches“ müssen wir hier absehen, indem dessen Theile (Tibet, Ost-Turkestan, Dsungarei, Mongolei und Mandschurei) jeweilen nur durch Eroberung, sei es von Seiten der Chinesen oder ihrer eigenen Völker, mit China vereinigt wurden und wieder verloren gingen (welch' letzteres Schicksal auch gegenwärtig wieder begonnen hat). China hat in dieser Abgrenzung eine Größe, welche dem ganzen Europa mit Ausnahme Rußlands und der Türkei oder den Vereinigten Staaten ohne die Territorien und die pacifischen Staaten gleichkommt und das Deutsche Reich oder Frankreich siebenmal, die Schweiz beinahe hundertmal übertrifft; die Größe beträgt 4 Millionen Quadrat-Kilometer. Dieses Land ist von der Natur in seinem Kreise zur Abgeschlossenheit bestimmt; im Osten und Süden hat es den größten Ocean, im Westen die höchsten Gebirge der Erde, im Norden die weitesten Wüsten Asiens. So bildet es eine Kultur-Insel zwischen unermeßlichen Strecken beinahe oder ganz kulturloser Theile der Erdoberfläche, und zwar eine Kultur-Insel, welche vor ihren Umgebungen in der auffallendsten und merkwürdigsten Weise bevorzugt ist. Nicht leicht mag es in benachbarter Lage einen schärfern Kontrast geben, als zwischen den öden und wüsten Unterthanenländern China's im Norden und Westen und dem herrschenden „Reich der Mitte.“ Dort unübersteigliche Gebirgslabyrinthe, nur unterbrochen von Thälern, die keine natürliche Verbindung mit der Außenwelt haben, indem ihre Ströme in Salzseen enden, — hier aber das in seiner Art vollkommenste Stufenland zweier Riesenströme, die an uralter Nutzbarkeit als Verkehrsadern selbst den ehrwürdigen Nil, noch

mehr den Ganges und Eufrat-Tigris übertreffen. Doch gilt dies weit mehr vom größern und südlichern Yang-tße-kjang oder See-Kind-Strom*) (von yang Meer, tsze Sohn, und kjang Strom), als vom nördlichern Hoang-ho (auch Huang-ho) oder gelben Strom. Beide Ströme entspringen nahe beisammen in den Wildnissen des Kükä-Noor, entfernen sich dann auf nicht weniger als fünfzehn Breitengrade (soweit wie Madrid und Edinburg) auseinander und münden wieder in einer Nachbarschaft von dreißig deutschen Meilen (Entfernung von Leipzig nach Hannover). Der Yang-tße-kjang hat als Hauptquellstrom den Kin-scha-kjang (Goldsandfluß); weil aber dieser aus Barbarenländern kommt, betrachten die Chinesen den linken Nebenfluß Ya-lung-kiang, der in China selbst entspringt, als Hauptstrom; von der Vereinigung an heißt er Ta-kjang, der große Fluß; bei Wu-tschang-fu, ober- und unterhalb welcher dreifachen Riesen-Großstadt er beträchtliche Seeen theils aufnimmt, theils durchströmt, nimmt er seinen bekannten Namen an. Er ist etwas länger als der Mississippi ohne den Missouri, viermal so lang als der Rhein; der Hoang-ho kommt Europa's größtem Strome, der Wolga gleich und übertrifft die Weser gerade siebenmal. Der Yang-tße-kjang theilt China in zwei natürliche Hälften, das Nord- und Süd-Gebirgsland, zu deren ersterm noch das Tiefland im Unterlaufe der beiden Ströme kommt. Die Felsengerippe dieser beiden Bergländer wurden ehedem mit den einfachen chinesischen Bezeichnungen Pe-ling, Nordgebirge, und Nan-ling, Südgebirge unterschieden. Neuere Forschungen, die jedoch noch zu keinem genauen Endergebnisse gelangt, haben diese Benennungen zu modifiziren begonnen. Das Land südlich vom Nan-ling, das Gebiet des Si-kjang oder Tschu-kjang (von der Größe des russischen Don) gehört nicht ursprünglich zu China, wurde erst im dritten Jahrhundert vor Chr. von den Chinesen erobert und ist noch gegenwärtig im Innern von fremdartigen Völkern, den Mjao-tße bewohnt, welche nicht zu den Chinesen, sondern zu den Hinterindiern gehören und dem eigentlichen chinesischen Kulturkreise ferngeblieben sind. Das Gebiet des letztern beschränkt sich daher auf das Stromgebiet des Ta-kjang, das untere solche des Hoang-ho, vom Uebergang der Großen Mauer an, und das des kleinen Pei-ho (Gegend von Pe-king). Dasselbe zerfällt in ebenes und Gebirgsland, ersteres im Nordosten, letzteres in Südwesten. Ersteres, das bei weitem kleinere, ist der Hauptherd der chinesischen Kultur und enthält ungefähr die Hälfte der Bevölkerung China's, nämlich gegen zweihundert Millionen Seelen (zwei Drittel derjenigen Europa's oder mehr als das Doppelte derjenigen

*) Unrichtig wird er Blauer Strom genannt; dies würde Tshing-kjang oder Lan-kjang heißen müssen.

von Nord- und Südamerika). Die Berggegenden haben wenig oder keinen Einfluß auf die chinesische Kultur gehabt; die Chinesen selbst kümmern sich wenig um die Berge, und deren viele mit Schnee bedeckte Gipfel haben bei ihnen großentheils einen und denselben Namen: Siue-Schan, d. h. Schneeberg.

Das Klima China's kann, da es eine so riesenhaft dichte Bevölkerung hervorgebracht hat, im Ganzen nicht anders als gesund sein. Epidemische und ansteckende Krankheiten sind beinahe unbekannt, und die Menschen erreichen ein so hohes Alter, wie in wenig anderen Ländern. Nur die allgemein herrschende arge Unreinlichkeit erzeugt Hautkrankheiten. Wie in allen im Osten an das Meer grenzenden Ländern ist die Temperatur niedriger als in Gegenden gleicher Breite, die den Ocean im Westen haben. Peking leidet an Extremen der Temperatur; es hat Winter wie Stockholm und Boston und dagegen Sommer wie Neapel und Washington. Für Fremde hat indessen das Klima nicht so günstige Wirkungen wie für die Einheimischen; solche sind Fiebern u. a. Krankheiten ausgesetzt. Auch gibt es Gegenden in China, wie z. B. Nanking in seiner Umgebung von Marschboden, welche sogar den Eingeborenen anderer chinesischer Provinzen schädlich sind. Schanghai leidet durch schnellem Wechsel der Temperatur an Lungen- und reumatischen Beschwerden, während dagegen die benachbarten Ningpo und Tschusan höchst angenehmes und Amoy (entstellt für Hja-mun, Sommer-Pforte) sogar herrliches Klima haben. Schnee bleibt im ebenen China nie lange liegen und die Flüsse gefrieren nicht, wol aber die Sümpfe. Der Frühling bringt an der Meeresküste viel Regen, der Herbst die heftigen Thai-fung, (großer Wind; thai groß, fung Wind) und der Winter kalte scharfe Luft. Schrecklich sind diese Thai-fung, doch im Süden, besonders auf der Insel Hainan, vielmehr als im ältern China. Man sagt, daß einige Tage zuvor, ehe ein Thaifung herannaht, in Zwischenräumen ein kleines Geräusch gehört wird, das im Kreise rund herum geht und dann einhält, bisweilen ungestüm und bisweilen langsam; dies heißt ein Thaifung-Brauer. Alsdann sammeln sich feurige Wolken in dichten Massen, der Donner rollt tief und schwer, Regenbogen erscheinen, bald eine ununterbrochene Krümmung bildend, bald sich wieder trennend, so daß die Enden des Bogens in das Meer tauchen. Das Meer sendet einen brüllenden Ton zurück und kocht mit zornigen Brandungen, die losen Felsenstücke schlagen gegen einander und losgerissene Seepflanzen bedecken das Wasser. Die Atmosphäre ist dick und trüb, die Wasservögel fliegen erschreckt umher, die Bäume und Blätter wenden sich nach Süden und der Thaifung hat seinen Anfang genommen. Wenn sich ein heftiger Regen und eine schreckliche Brandung noch dazu gesellt, so wird die Macht des Sturmes los-

gelassen und hinweg fliegen die Häuser die Berge hinan, die Schiffe und Bote werden auf das trockene Land geschleudert, Pferde und Rindvieh kopfüber gestürzt, Bäume mit der Wurzel ausgerissen und das Meer zischt 20 bis 30 Fuß hoch auf, überschwemmt die Flüsse und zerstört die Vegetation. Solche entsetzenerregende Naturereignisse sind jedenfalls nicht ohne Einfluß auf die vom Drachen und ähnlichen Ungeheuern erfüllte Fantasie der Chinesen geblieben.

China ist ein von der Natur in allen ihren Gebieten verschwenderisch bedachtes Land. Es ist ungeheuer reich an Steinkohlen, deren Ausbeute nur durch die Ungeschicklichkeit der Chinesen in Bergbau verkümmert wird, obschon sie diesem Volke bei der Seltenheit des Brennholzes unentbehrlich sind. Andere mineralische Schätze sind Gips, Kalk, Marmor, Schiefer, Salpeter, Alaun, Salmiak, Salz, Korund zum Schneiden edler Steine, mehrere Arten der letzteren, Nephryt, besonders grünlich-weißer, zur Verfertigung verschiedener Gegenstände, und endlich sämmtliche nutzbare Metalle. Das Land hat auch keinen Mangel an warmen Mineralquellen; noch merkwürdiger sind die Ho-tsing oder Feuerbrunnen, d. h. mühsam gebohrte, tiefe Erdöffnungen, welchen brennbares Gas entströmt und zugleich Salzwasser entquillt, zu dessen Auskochen das Gasfeuer verwendet wird. Noch zahlreicher sind aber die Salzbrunnen ohne Feuerentwickelung.

Unter den Pflanzen, welche China hervorbringt, sind für die Kultur merkwürdig: Rabarber und Ginseng als Arzneimittel, der Hanf und der Baumwollenbaum, der Maulbeerbaum zur Ernährung der Seidenraupen, die Rose und Lilie als Zierpflanzen, der Lack-Baum zur Bereitung des Firnisses, der Tollbaum, welcher Talglichte liefert, der Wachsbaum, Birnen, Pfirsiche, Pflaumen, Aprikosen, Melonen als Nahrungsmittel, ebenso Erbsen und Bohnen, Buchweizen, Yamswurzel, Ingwer, Zwiebelpflanzen, — Indigo als Farbestoff, das Zuckerrohr, Bambus zum Bauen, zu Schreibepinseln, zu Möbeln und Betten, zu Speerschäften, Flöten, Eßstäbchen, Tabakpfeifen, Regenschirmen und Fächern, zu Hecken und Schattengängen, zu Thürvorhängen und Kehrbesen, zu Vogelkäfigen und Wasserrädern, zu Wasserleitungen und Segelrippen, zu Blasbälgen und Orgeln, zu Dachrinnen und Schiebkarren, zu Papier und zu Hüten, zur Feuerung, — vor Allem aber zum Prügeln als Waffe der Polizei und Justiz. Die Blätter werden auf Seite genäht, um Regenmäntel zu machen, in Haufen zusammengekehrt, um Dünger zu bilden, und zu Strohmatten zur Bedeckung der Häuser geflochten. In Ruthen gespalten und in Stücke verschiedener Größe zerschnitten, wird das Holz zu Körben und Mulden von jeder Form verarbeitet, in Taue gedreht, zu Decken geflochten, und in Matten gewirkt für die Dekoration des Theaters, für die Dächer der Schiffe und Wagen und für Waarenkisten; das Ab-

geschabte selbst wird als Werg aufgelesen und mit dem Schabsel des indischen Rohrs vermischt, um Matratzen damit auszustopfen. Die zarten Schößlinge werden zur Nahrung angebaut, und wenn sie 4 bis 5 Zoll hoch sind, gekocht, eingemacht, auch eingesalzen. Die Wurzeln werden zu fantastischen Bildern von Menschen und Thieren oder zu Zerrbildern, zu Laternengriffen und Stöcken geschnitten oder zu ovalen Stäben, um zu erraten, ob die Götter die Gebete erhören oder abschlagen. Neben dem Bambus sind die wichtigsten Pflanzen in China jetzt der Reis zur Nahrung und der Thee (tschha) zum Getränke*). Mit ihnen wetteifert unter den Thieren die Seidenraupe, welche seit uralten Zeiten (durch ihr Produkt dem Lande den Namen Serika, gebend) fast in allen Provinzen in großer Menge gezogen wird. Sehr häufig sind unter den übrigen Insekten die Maulwurfsgrille, welche zu Kämpfen benutzt wird, wie in Spanien die Stiere und anderwärts die Hähne, der Laternenträger, der die Sommerabende erleuchtet und auf Pflanzen Wachs absondert, das zur Arznei und zu Lichten verarbeitet wird, ferner die Honigbiene u. s. w. Austern und viele andere Schalthiere, sowie große Seekrebse, Tintenfische u. s. w. dienen zur Speise, Blutegel zu sanitarischen Zwecken, Perlmuscheln zur Perlengewinnung. An eßbaren Fischen sehr vieler Arten sind Ströme und Meer reich, ihr Fang wird auf manigfache und höchst erfinderische Art betrieben und das Aufziehen von Fischen ist ein wichtiges Geschäft. Goldfische sind sehr beliebt und werden in allen Farben in eigenen Teichen gezogen. Giftige Schlangen fehlen fast ganz, Vögel spielen eine große Rolle und werden in kolossalen Käfigen oder Vogelhäusern gehalten. Namentlich liebt und zieht man die Enten (Mandarin-Enten), deren Eier künstlich ausgebrütet werden, daneben Hühner und Tauben, dann den Kormoran, der zum Fischfang abgerichtet wird. Papageien, Fasane und andere prächtige Federträger sind sehr häufig und aus ihrem Gefieder werden hübsche Musivarbeiten gefertigt. Krähen werden von Taschenspielern zu Kunststücken abgerichtet, Drosseln zum Singen gehalten. Die Jagdfalken waren in älteren Zeiten sehr gebräuchlich. Walfische kommen bis an die Küste von Hainan und werden mit Harpunen gefangen. Den Ameisenfresser halten die Chinesen drolliger Weise wegen seiner Schuppen, für einen „Fisch mit Beinen," das fliegende Eichhorn für einen Vogel, der seine Jungen säugt. Das Schwein ist entsetzlich fett und kurzbeinig; man trägt es in Netzen, statt es zu treiben. Nur in entlegeneren Gegenden finden sich Elefant, Tapir und Nas-

*) Unser Wort Thee ist nicht unmittelbar aus tschha (im Kanton tsha), sondern aus tja, tje entstanden wie der Name im Dialekte von Fukjan sich gestaltet hat.

horn. Das Pferd ist unedel, stark, knochig und mager; der Schweif wird in Knoten gebunden. Das Moschusthier vertritt auf den chinesischen Gebirgen die Stelle der europäischen Gemse, und wird des Moschus wegen erlegt oder gefangen. Rotwild wird häufig zur Jagd gehalten, darunter Hirsche mit schönen Gazellenaugen. Das fettschwänzige Schaf ist beliebtes Schlachtthier im Süden, im Norden mehr die Ziege. Der Yak oder Grunzochse dient als Lastthier, sein dichtes Haar zu Kleidungsstoffen. Der Büffel weidet in Herden und läßt sich von dem flötenblasenden Hirtenjungen reiten. Kühe und Hunde sind weniger edel als in Europa, die Katzen aber sehr beliebte Familienthiere; es gibt ihrer langhaarige, hängohrige und schwanzlose; wilde Katzen werden als Wildpret gesucht, ebenso Tiger, Wölfe und Bären in den Gebirgen. Im Süden sind riesige Fledermäuse häufig, ebenso kleinere Affen, welche mit großer Geschicklichkeit zu Kunststücken abgerichtet werden.

B. Die Leute des Reichs der Mitte.

Die Chinesen haben als einziges geschichtliches Kulturvolk mongolischer Rasse (mit Ausnahme der jüngeren Japanesen) und als das zahlreichste Volk der Erde, welches allein beinahe ein Drittel der Menschheit ausmacht, — für Ethnographie und Kulturgeschichte ein besonderes Interesse. Die Domäne der mongolischen Rasse ist Mittel-, Nord- und Südost-Asien, und Ableger derselben sind wahrscheinlich die Malaien der Legion Inseln, die einst Bergspitzen eines untergegangenen Festlandes gewesen sein müssen, und die Urbewohner der Neuen Welt, welche dieselben unverhofft an drei andere Rassen verloren haben: die weiße, die schwarze und die mongolische, welche in den Chinesen den Ueberschuß eines übervölkerten Reiches dort abladet. Die mongolische Rasse hat geringere Muskelentwickelung als die mittelländische und daher auch weniger Arbeitskraft. Doch wissen die Russen von der Muskelkraft der Kalmyken viel zu rühmen, und die Leistungen der Lastträger von Kanton haben selbst Briten Achtung eingeflößt. Ebenso nehmen sie gern Chinesen als Matrosen an. Die Leute dieser Rasse haben Hang zum Fettwerden und erscheinen daher neben unseren Stammesgenossen wie aufgedunsen. Der Mangel an Bart gibt den Männern einen weibischen Ausdruck, der durch lange Kleider noch verstärkt wird. Zugleich erscheinen sie durch ihr Wesen auch naiv und kindlich, so durchtrieben sie dabei sein mögen. Die Physiognomien sind nicht markirt; alle Genossen eines Volkes scheinen einander zu gleichen und nicht zu unterscheiden. Die Farbe der Haut ist weiß oder gelblich, in südlichen Gegenden bräunlich bis schwärzlich.

Die Weiber sind noch bleicher als die Männer, ja krankhaft weiß Was nun die Chinesen speziell betrifft, so ist ihre Gestalt mittelgroß, gut gebaut, etwas schwächer als die unsrige. Die Frauen sind klein und zierlich. Das Gesicht ist rund und glatt; die Backenknochen hoch, die Nase klein und etwas eingedrückt, die Augen klein und schwarz mit schief geschlitzten Augenlidern, die Lippen fleischig, aber nicht wulstig, das Kopfhaar grob, schlicht, schwarz und glänzend (bekanntlich ist der Kahlkopf mit Zopf den Chinesen erst seit Mitte des siebzehnten Jahrhunderts durch die Mandschu-Eroberer aufgedrängt). Der stets schwarze Bartwuchs ist schwach und gedeiht meist nur als Schnurrbart und etwas weniges am Kinn; am übrigen Körper fehlen die Haare meist ganz. Die Hautfarbe ist gelblich bis bräunlich; von den chinesischen Frauen gilt ganz besonders, was oben von denen der mongolischen Rasse im Allgemeinen gesagt ist.

Was den Charakter betrifft, so ist der Chinese vor Allem nüchtern und ruhig. Ist es auch nach besserer Einsicht eine Fabel, daß er nicht vorgeschritten, so ist doch sein Fortschritt ein höchst langsamer, und tritt eine große Neigung zur Stabilität und zum ungestörten Genießen des Errungenen hervor. An Fantasie hat er entschiedenen Mangel; Ideale und Begeisterung sind ihm unbekannt*); er thut nichts, als was ihm Nutzen bringt. Er forscht nicht nach tiefen und dunkeln Dingen, sondern nimmt die Sachen wie sie sind und beschränkt sich in seinen Studien auf das klar Vorliegende, d. h. so wie es ihm erscheint. An Reinlichkeit und Mäßigkeit läßt er viel zu wünschen übrig und wird von dem Japanesen weit übertroffen; dagegen zeichnet er sich durch Höflichkeit und feine Manieren, technische Geschicklichkeit und berechnete Umgangsregeln aus.

Das gemeine Volk ist in China nicht wählerisch in Bezug auf die Nahrung. Es verzehrt das widerwärtigste Ungeziefer, welches von Menschen- oder Thierblut lebt, ebenso ungescheut, ja sogar mit Appetit, wie Thon und Gips; jener wird in Kugeln geknetet, dieser zu einer Art Gallerte verarbeitet. Die hauptsächlichste Speise des Landes war in älterer Zeit der Weizen und einige Arten Hirse; seit verhältnißmäßig neuerer Zeit ist das eigentliche Brot dieses Volkes, besonders des ärmeren, der aus Indien eingeführte Reis. Er wird mit gesalzenen Fischen oder eingesalzenen Gemüsen genossen, auch mit

*) Eine merkwürdige Ausnahme bildeten indessen chinesische Pilger buddhistischen Glaubens, für den sie nicht weniger wirkten und duldeten, als z. B. die Apostel und sogenannten Kirchenväter der altchristlichen Zeit für Christi Lehre. So Fa-hjan, Hjuan-tsung u. A. Zu ihren erstaunenswürdigsten Leistungen gehören vortreffliche Uebersetzungen aus dem, einem Chinesen furchtbar schwierigen Sanskrit. Ohne Glaubensfreudigkeit (wenn auch irre geleitet) würden die Uebersetzer wohl bald erlahmt sein.

Kartoffeln und Yamswurzeln. Indessen ist der Chinese kein vollständiger Vegetarianer, nur ißt er weit weniger und seltener Fleisch als Gemüse. Das Lieblingsfleisch ist das der Schweine, Hunde und Katzen, besonders aber der Fische, auch mancher Vögel, wie Hühner, Enten und Gänse, doch verschmäht man auch Ratten, Schlangen, Krebse, Frösche, Austern, Muscheln und Fischlaich nicht. Das Rindfleisch findet keine Liebhaber, weil der Chinese es unrecht findet, Thiere, welche den Menschen nützliche Dienste leisten und für sie arbeiten, zu tödten und zu verzehren. Schafe und Ziegen, welche den angebauten Feldern oder Gärten Schaden zufügen, werden nur in abgelegenen Gegenden gehalten, wo der Boden dem Ackerbau nicht günstig ist, und daher in den volkreichsten Gegenden auch nicht zur Nahrung verwendet. Die höhern Stände genießen statt der erwähnten Gemüse vorzugsweise Früchte, wie Orangen, Citronen, Melonen, Ananas, Pisang, Aepfel u. s. w., dann auch Bohnen und Erbsen, Rüben, Zwiebeln, Mais u. s. w. Die Chinesen essen bekanntlich mittels zweier Stäbchen, welche kunstvoll balancirt werden. Die Aermeren setzen sich zur Mahlzeit auf dem Boden um einen niedern fußhohen Tisch, die Reichen aber an mehrere kleine Tische, die im Saale im Halbkreis aufgestellt werden und auf die man die Gerichte in kleinen Tellern symmetrisch, in mathematische Figuren zerschnitten, aufstellt. Die Mahlzeiten der Reichen sind außerordentlich reichhaltig, umfassen einige hundert Gerichte und dauern bis zu sechs Stunden. Als Leckerbissen der Chinesen gelten Haifischflossen, die berühmten Schwalbennester, Trepang, Bärentatzen, Ginseng-Wurzel, Seetang 2c. Alle Speisen, besonders die Fische, werden sehr stark mit Salz versetzt. Bevorzugtes Getränke ist seit dem sechsten christlichen Jahrhundert der Thee, den man ohne Zucker oder Milch genießt. Wasser und überhaupt kalte Getränke lieben die Chinesen nicht und die von ihnen gezogenen schönen Weintrauben werden nicht gekeltert. Hingegen lieben sie sehr einen aus Reis und anderen Getreidearten bereiteten Spirit, Samtschu genannt. Andere Genußmittel sind der Tabak (erst seit der Entdeckung Amerika's) und das Opium (gar erst seit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts). Ersterer wird sehr allgemein geraucht, auch von den Frauen, ja sogar Kinder dazu angehalten; denn man betrachtet ihn als ein Präservativ gegen Krankheiten; er wird auch viel geschnupft. Das Opium wird ebenfalls aus Pfeifen geraucht, aber von eigentümlicher Form, und alle Strafe, welche die Regierung auf die Anwendung dieses verführerischen, aber gefährlichen Betäubungsmittels setzt, fruchten nichts. Wolgerüche verschiedener Art, besonders Moschus, wenden die Chinesen gerne in mehrfacher Art an, z. B. als eine Art von Rosenkranz, der umgehängt wird, als Räucherkerzchen u. s. w.

Die Kleidung der Chinesen richtet sich wie anderwärts nach den Verhältnissen der Einzelnen. Die Armen gehen in Baumwolle oder Matten, die Reichen in Baumwolle oder Seide und im Winter in Pelze gekleidet. Die Beamten tragen kostbare Staatskleider, in den höchsten Rangstufen mit Silber und Gold durchwirkt. Von Farben lieben die Männer dunkle, wie blau, violett und schwarz, die Frauen heitere, wie rosenrot und grün. Gelb sich zu tragen ist ein Vorrecht der kaiserlichen Familie, weiß ist Trauerfarbe. Was den Schnitt betrifft, so ist er für beide Geschlechter derselbe. Beide tragen weite Beinkleider von Baumwolle und einen weiten kurzen Rock mit langen Aermeln bis an die Fingerspitzen, am Halse zugeheftet und um den Leib gegürtet. Die Röcke der Vornehmen sind hingegen lang, mit Sammt verbrämt und mit Stickereien verziert, bei den Frauen bis zu den Fußsohlen reichend, mit einem kurzen Oberrocke darüber. Die Kopfbedeckung der Armen besteht in einem trichterförmigen Hut aus Bambus, der Reichen in einer seidenen halbkugelförmigen Mütze mit Goldstickerei und einer langen buntseidenen Quaste, früher mit herabhängenden schmalen Bändern. Der Staatshut ist konisch, mit einem farbigen, den Rang andeutenden Steine auf der Spitze. An den Füßen tragen die niederen Klassen Schuhe mit aus Stroh geflochtenen und mit Leder bekleideten Sohlen und baumwollenem Obertheil, worüber noch ein Geflecht aus Holzfasern angebracht ist, die höheren Stände seidene und reich verzierte Schuhe oder Stiefel aus Seide und Nanking, nebst Sammtverzierungen. Am Gürtel wird ein gestickter Tabakbeutel, ein Fächer im Futteral und ein buntes Seidentuch befestigt, dies jedoch (wie natürlich auch der Tabakbeutel) erst seit neuerer Zeit. Merkwürdig sind im Winter Ohrenfutterale aus Pappe, mit Pelz gefüttert. Die Chinesen schlafen in der Regel auch in ihren Kleidern, die sie nicht allzu oft wechseln, und sind daher nicht besonders reinlich. Doch ist die Behauptung, als badeten sie nicht, durchaus falsch; schon die ältesten Quellen sprechen vom häufigen Baden und Waschen, sogar von regelmäßigen Bädern alle zehn Tage, und auch gegenwärtig findet man in den Städten öffentliche und in den Gärten der Vornehmen besondere Badehäuser.

Schmuck kommt in China vorzugsweise beim weiblichen Geschlechte vor. Mit Recht gilt das lange und volle Haar als schönster Schmuck der Frauen. Die Mädchen tragen es in lose herabhängenden Locken, die Verheirateten in einem Knoten zusammengebunden und mit metallenen oder hölzernen Nadeln am Hinterkopfe kreuzweise befestigt. Im Haar wird viel Schmuck getragen aus Gold, Korallen ꝛc., sowie metallene, seidene oder natürliche Blumen, Perlenschnüre, bunte Bänder, Diademe, Vögel aus Metall mit Email, Schmetterlinge ꝛc. Für unsere Begriffe weit weniger hübsch als dieser obere Schmuck ist

9*

aber der untere, welchen die chinesischen Schönen seltsamerweise für eine Zierde halten, nämlich ihre verkrüppelten Füße. Von der Geburt an werden die Zehen der armen Geschöpfe mit Gewalt unter die Sohlen gebogen und mit Bändern dort festgehalten, so daß sie allmälig an dieser unnatürlichen Stelle festwachsen und Klumpfüße bilden, welche scheußlichen Dinger die chinesischen Dichter „goldene Lilien" zu nennen die Geschmacklosigkeit haben. Die Damen haben in Folge dessen einen watschelnden Gang wie die Enten. Eine andere, auch von den Männern mitgemachte Unsitte ist das Wachsenlassen der Fingernägel bis zur Aehnlichkeit mit Vogelklauen.

Die Weiber der niederen Stände und die einem gewissen Lebenswandel ergebenen schminken sich im Uebermaß, das Gesicht weiß, die Lippen, um einen kleinen Mund vorzustellen, in der Mitte rot. Die Augenbrauen scheeren die Damen bis auf einen schmalen Streifen, der die Dichter ganz besonders entzückt. Ohrgehänge von Gold und bunten Steinen unterscheiden sich nicht wesentlich von den europäischen. Goldene Armbänder oder vielmehr Armringe sind bei den vornehmen Frauen stark im Gebrauche. Die sehr beliebten Fächer bestehen meist aus sorgsam gefalteten Palmblättern, mit Seide verziert, rund oder viereckig, seit neuerer Zeit auch aus geschnitztem und gemaltem Holz oder Elfenbein mit Seide oder Papier. Zur Toilette gehören ferner Spiegel aus polirtem Metall oder Glas, Zahnstocher und Ohrräumer aus Elfenbein, Sandel- und anderen Holze geschnitzt u. s. w. Regen- und Sonnenschirme sind aus geöltem Papier und durchaus wasserdicht.

Die chinesischen Häuser sind auf dem Lande meist aus Lehm, das Dach aus Rohr, Stroh oder Pflanzenstengeln, die Scheidewände aus Matten, so auch oft die Thüren. In wolhabenden Gegenden und namentlich in den Städten, verwendet man Backsteine. Die Städte sind meist regelmäßig im Viereck aufgeführt, die Hauptstraßen und großen Plätze gepflastert, die Nebenstraßen eng. Die Bauart der Häuser, mit Ausnahme der einfachsten Lehmhütten, erinnert an das Nomadenleben der mongolischen Vorfahren des chinesischen Volkes; denn sie behalten die Zeltform bei, was sich in dem sehr hohen, geschweiften und an den Enden aufwärts gebogenem Dache zeigt. Stockwerk gibt es nur eines, das Erdgeschoß, daher auch weder Keller, noch Treppen. Dafür sind die Häuser der Reichen weit in die Breite ausgedehnt und besitzen eine Menge von Gemächern, die sich rings um Höfe ausdehnen. In den Vorhöfen sieht man Vogelkäfige und Wasserbassins, Blumen und Gebüsche, künstliche Felspartieen, besonders aus seltsam geformten, manigfach ausgehöhlten Steinen u. s. w. In den Zimmern sind außerordentlich viel Laternen, Lampen und Leuchter aufgehängt. Die Möbel sind meist niedrig und ohne besondern Geschmack gearbeitet, aber meist geschnitzt. Die Heizung wird im Süden

durch metallene Kohlenbecken, im Norden durch Oefen unter dem Fußboden bewerkstelligt. Das gemeine Volk hat sehr primitive Schlafstellen, bestehend aus einer Matte oder Matratze und einem eigentümlichen Kopfkissen, das aus Holzstäben geformt und mit Leder überzogen ist. Die Thüreingänge der höheren Stände sind mit seidenen oder baumwollenen Vorhängen versehen. Sonderbar geformte Bambuswurzeln dienen als Verzierungen der Zimmer. Gärten sind ungemein beliebt. Schon der alte Kaiser Tscheu (gest. 1222 vor Chr.) legte deren umfangreiche an. Sie werden mit großer Sorgfalt gepflegt, und man sieht besonders auf Farbenpracht und Formenreichtum. Darin sind große Teiche mit schönen Fischen, dann wieder schön gewundene Kanäle mit grotesken Brücken, manigfach geformte Hügel und Thäler, Bäume und Blumen der verschiedensten Art in bunter Mannigfaltigkeit verstreut, Pagoden, Hütten, Höhlen, Terrassen, Treppen, Felsen und andere Ueberraschungen. Auch wird Wild aller Art in diesen hübschen Parken gehalten.

Die Beschäftigung der großen Mehrheit der Chinesen besteht im Ackerbau. Wie hoch die Regirung denselben hält, zeigt die Sitte, daß (seit etwa 180 vor Chr.) der Kaiser jährlich einmal im Frühlingsanfange (dort Anfang Februars) den Pflug führt und hierin ihm die Minister, deren höchste Beamte und die Statthalter aller Provinzen und Kreise, wie die Vorsteher der einzelnen Orte nachahmen. Ausgezeichnete Landwirte werden durch Erhebung in einen höheren Grad der Beamtenhierarchie belohnt. Die Chinesen lassen kein Fleckchen Erde unbebaut, sogar auch Berge, deren Boden nur mit Lebensgefahr zu bearbeiten ist. Viele Sorgfalt wird daher auch auf Bewässerung und Düngung verwendet; viele Kanäle durchziehen das ebene und mittels Schleusen das hügelige Land, unter denen der Kaiserkanal der berühmteste ist. So wird auch thierischer und menschlicher Dünger fleißig gesammelt und dazu alles irgend Brauchbare verwendet, sogar Haare, welche beim Rasiren abfallen u. s. w. Die landwirtschaftlichen Instrumente sind indessen noch sehr unausgebildet. Große Sorgfalt verwenden die Chinesen auf warme Gewächshäuser. Die gebauten Pflanzen sind bereits genannt, ebenso, was Viehzucht, Jagd und Fischfang betrifft, die Thiere, auf welche sich diese Erwerbszweige beziehen, und was den Bergbau angeht, die betreffenden Mineralien.

Die Schifffahrt der Chinesen hat sich im Altertum nie bedeutend weit von den heimischen Gestaden fort gewagt. Es hängt dies mit dem heimatlichen Sinn dieses Volkes zusammen, dem das Schiff eine Art Haus und Heim ist. Ein großer Theil desselben wohnt das ganze Leben hindurch auf Schiffen in Flüssen und Kanälen und treibt auf denselben alle Beschäftigungen, namentlich aber Fisch-

fang und Entenzucht; auch die Wäscherinnen bilden in Kanton ganze Schiffskolonieen. Zum Zwecke der Wohnung sind diese Schiffe mit Matten bedeckt. Selbst wolhabende Leute wohnen in Schiffen, freilich in besseren, die auch hübsch eingerichtet sind. Sogar schwimmende Bordelle fehlen nicht. Transportschiffe auf Flüssen und Kanälen giebt es von verschiedenen Arten. Manche sind ganz von Frauen bemannt. Sehr zierlich sind die sogenannten Mandarinboote, auf welchem Beamte mit Soldaten die Schmuggler verfolgen. Die Meerschiffe, Dschonken*), sind bekanntlich höchst plump und unbehilflich. Die Magnetnadel als Kompaß ist den Chinesen bekannt und ihr hölzernes Gehäuse mit mystischen und astronomischen Zeichen versehen. Auf dem Meere sind die Chinesen sehr ängstlich; erst im dritten Jahrhundert vor Chr. sollen sie, was indessen nicht sicher ist, die indischen Küsten mit Flotten befahren haben; unter Kaiser Wu-ti (144 bis 87 vor Chr.) besaßen sie eine Seemacht; aber beglaubigt ist ein Vordringen der Chinesen nach Indien zu Handelszwecken erst im sechsten Jahrhundert nach Chr. Erst in neuester Zeit haben sie auf europäischen Schiffen größere Seereisen unternommen.

Auf dem Lande reisen die Chinesen im Norden oft zu Kamel, überall zu Esel und Pferd, selten auf Elefanten oder Ochsen. Vornehme lassen sich durch Lastträger in Sänften fortbewegen. In Zimmern und Gärten bedient man sich der Rollstühle, für Waaren der Schubkarren; Wagen, sehr primitiv gebaut, werden durch Pferde oder Rinder gezogen. Im Winter bedient man sich auch in China der Schlitten und Schlittschuhe.

In der Industrie sind die Chinesen mehr geschickt, als erfinderisch. Mit außerordentlichem Scharfsinn und staunenswerter Genauigkeit wissen sie die verschiedensten Gegenstände zu verfertigen, nachzuahmen, auseinanderzunehmen und wieder zusammenzusetzen. Die Hütteninduſtrie bearbeitet Gold seit sehr alter, Silber seit neuerer Zeit, außerdem Eisen, Kupfer und Zinn mit sehr zweckmäßigen Werkzeugen. Die Hüttenwerke sind jedoch noch sehr unvollkommen. Herumziehende Kesselflicker fehlen auch in China nicht. Die Töpferei liefert Gefäße von enormer Größe (vier bis fünf Fuß im Durchmesser, beziehungsweise Höhe, welche als Behälter für Goldfische, Wasserpflanzen u. s. w., oder als Wasserbehälter, Korn- oder Fruchtfässer dienen. Die Töpferei sorgt außerdem für Lampen, Löffel, Tassen, Gefäße zu allen möglichen Zwecken, Kinderspielzeug u. s. w. China's Leistungen in der Glasmacherei stehen weit hinter den

---

*) Dschonk ist ein malajisches Wort, dessen die Chinesen sich nicht bedienen. Entstanden ist es aber gewiß aus dem tschhuan (in Kanton tschun) der Chinesen.

europäischen zurück; namentlich können die Chinesen das Glas nicht biegen und dasselbe ist dort zerbrechlicher als das unsrige; doch fertigt man Spielzeug daraus und ahmt Früchte täuschend nach. Die Erzgießerei lieferte schon in alter Zeit, etwa 1 Jahrtausend vor Chr., prachtvolle Gefäße (Abbildung in Klemm, Kulturgeschichte VI. Tafel III); auch jetzt noch werden treffliche Arbeiten dieser Art gefertigt, an denen besonders Blatt- und Blumenwerk zierlich dargestellt ist; auch aus leichtem Kunfer gibt es solche. Das Porzellan war bis zum Anfang des achtzehnten Jahrhunders ein ausschließliches Eigentum der Chinesen. Es wird aus denselben Grundbestandtheilen wie bei uns bereitet, nämlich Porzellanerde, Quarz u. s. w. Die Malerei auf den Porzellangefäßen ist nachlässig, sie wird durch arme Kinder besorgt. Die bunten Farben stehen fühlbar über die Glasur hervor. Gemalt werden Blumen und andere Pflanzentheile, sowie Thiere aller Art, Scenen aus dem häuslichen und öffentlichen Leben, Jagd-, Kriegs-, Gerichts-, Theaterscenen u. s. w. Ebenso werden Inschriften auf den Gefäßen angebracht, welche das Jahr der Fertigung und den regirenden Kaiser nennen. Die Formen sind einfach und natürlich und die großen Schalen geben einen glockenartigen starken Ton. Gefertigt werden ferner Vasen, Teller, Tassen, Theekannen, Theebüchsen, Flaschen in Kürbisform, Blumengeschirre, sogar Badewannen u. s. w., aus gröberm Stoffe Dachziegel u. dgl. Andere Stoffe, aus welchen schöne Gefäße bearbeitet werden, sind Thiergehörne, Jade (Nierenstein, Nephryt), Speckstein, Schildkrötenschalen u. s. w. Holzarbeiten werden vorzüglich aus Kiefern gefertigt, feinere Möbel aus Rosenholz; schön geschnitzt und lackirt werden Tuschkästchen, Theebüchsen, Bücherdecken, Sonnen- und Regenschirmgestelle, Messer- und Degenscheiden, Bogen und Pfeile u. s. w. Für die Verfertigung von Kleidungsstücken wird der Baumwolle weitaus der Vorzug gegeben. Die ärmeren Chinesen scheuen sich nicht, durch ihre Schneider Lumpen zu Kleidern zusammenflicken zu lassen. Das Papier wird in sehr manigfacher Weise verarbeitet, zu Taschentüchern, Servietten, Zimmertapeten, Fensterscheiben, Regen- und Sonnenschirmen, sogar zu Kleidern. Verfertigt wird es aus Reisstroh, Baumwolle, Hanf, Nesseln, aus der Rinde des Papiermaulbeerbaums u. s. w. Es werden ihm alle möglichen Farben gegeben, sowie Gold- und Silberglanz, alle Dichtigkeitsgrade, alle Größen. Namentlich zeichnen sich die Visitenkarten der Großen durch kolossalen Umfang aus. Leder wird wenig verarbeitet, aus Mangel an Rindvieh; Koffer, Taschen, Schuhe, Gürtel u. a. fertigen die Chinesen aus Geweben und Geflechten, sowie aus Holz und Pappe. Eßstäbchen, Nadelbüchsen, Körbchen, Modelle von Pagoden und Schiffen und dergl. sind aus Elfenbein gemacht, Laternentafeln aus Horn. Die Seide, auf deren Weberei

die Chinesen großen Fleiß verwenden, und welche von völlig durchsichtiger Feinheit ist, wird zu allen Arten Gaze, Taffet, Atlas, Damast, Spitzen und Sammt verarbeitet und sehr allgemein getragen, sogar von den Soldaten. Auch die chinesische Stickerei ist nicht unbedeutend. Farben verstehen die Chinesen in außerordentlicher Schönheit zu bereiten. Indigo wird sehr stark gepflanzt. Die Tusche ist bekanntlich ein Erzeugniß chinesischen Fleißes. Die Malerei steht bei den Chinesen auf hoher Stufe und wird sowol in Wasser, als in Oel geübt, und zwar auf Reispapier; dargestellt werden alle Vorkommnisse menschlichen Lebens (außer was mit dem Tod zusammenhängt), sowie Landschaften und historische Ereignisse aber ohne eine Idee von Licht- und Schattenvertheilung oder Perspektive. Plastisch dargestellt werden außer aus Porzellan auch aus Speckstein besonders Thiere und Blumen, sowie Scenen, Pflanzen u. s. w. in Relief aus Speckstein auf Grundlage von Papier, Seide und Holz, aus Perlmutter auf Holz, aus Pappe und Seide auf Papier, meist für Kästen, Gefäße, Theebüchsen u. s. w.

C. Die Geselligkeit im Reiche der Mitte.

Was die geselligen Verhältnisse betrifft, so nehmen die Chinesen fünf solche an: zwischen Gatten und Gattin, Eltern und Kindern, Fürsten und Unterthanen, Aelteren und Jüngeren, Freunden und Genossen. Das erste dieser Verhältnisse besteht in der absoluten Unterordnung und Unterwürfigkeit der Frau gegenüber dem Manne. Der Mann wohnt in der äußeren, die Frau in der inneren Abtheilung des Hauses; zwischen beiden ist eine wohlbewachte Thüre, beide Gatten dürfen weder einen Kasten, noch ein Badehaus, ja nicht einmal einen Kleiderhaken gemeinsam haben. Nicht einmal ein Gefäß dürfen sie sich unmittelbar überreichen, sondern müssen es erst auf die Erde stellen und dann aufheben. Nachts dürfen sie sich nur mit einem Lichte besuchen. Vom siebenten Jahre an schon sollten nach dem Li-ki die Kinder verschiedenen Geschlechts nicht mehr zusammen spielen. Sogar sterben sollten Mann und Frau in verschiedenen besonders bestimmten Gemächern. All dies schreibt das Buch Li-ki mit ausführlichen, klaren und trockenen Paragraphen vor: daß es genau und wörtlich ausgeführt würde, daran ist nicht zu denken; der Sinn ist der, daß jedes Geschlecht sein Amt, jedes seine Sphäre habe und sich nicht in Angelegenheiten des anderen einmische. Arme Leute könnten ja diese Haushaltstrennung nicht in's Werk setzen. Die Hauptsache ist, daß die Frau dem Manne unterthan sei, d. h. in ihrer Jugend dem Vater oder älteren Bruder, in der Ehe dem

Gatten, als Witwe dem ältesten Sohne. Mehr als dieser Gehorsam und die Besorgung der Haushaltung wird von ihr nicht verlangt; aber was Jenes betrifft, so verfolgt das Buch Li-ki jeden ihrer Schritte und weist sie an, wie sie sich bezüglich der Kleider, Schuhe, Haare und aller ihrer Verrichtungen zu benehmen habe. Li-ki heißt die Mädchen sanft reden, freundliche Gesichter machen, den Befehlen gehorchen, Seidencocons abwickeln, nähen, weben, Kleider machen ꝛc. Man soll sie überdies lehren die Opfer zu besorgen. Im 15. Jahre erhält das Mädchen die Haarnadel, den Kopfputz der Erwachsenen, mit 20 Jahren heiratet sie, der junge Mann mit 30, d. h. früher gestattet es ihnen Khong-fu-tße, ohne es jedoch zu empfehlen, später aber nicht. Die Ehen werden indessen nicht durch Neigung geschlossen, sondern einzig nach dem Willen der Eltern und durch diese: wie sie wollen, so geschieht es und es hilft kein Widerspruch. Männer, namentlich in hoher Stellung, erlauben sich bisweilen anders zu handeln, Frauen niemals. Oft werden die jungen Leute schon als Kinder verlobt. Eine Mitgift erhält die Frau nicht; vielmehr muß der Mann dem Schwiegervater einen Kaufschilling geben. Nicht heiraten soll man Mädchen aus aufrührerischen oder verbrecherischen oder kränklichen Familien, ebensowenig während der Trauer um die Eltern, welche drei Jahre dauert. Ueberdies müssen die Familien, aus welchen sich Glieder mit einander vermählen dürfen, verschiedene Familiennamen haben; außerdem dürfen sie merkwürdiger Weise verwandt sein. Fürsten machten indessen auch bezüglich des Namens oft eine Ausnahme. Die Ehe wird auf Lebensdauer abgeschlossen, und die Frauen durften früher nicht wieder heiraten. Scheidungsgründe sind Ungehorsam der Frau gegen des Mannes Eltern, Unfruchtbarkeit, Ehebruch, Abneigung oder Eifersucht, ansteckende Krankheiten, Schwatzhaftigkeit und Diebstahl. Die Frauen haben natürlich keine Ansprüche auf Scheidung, Fürstentöchter immerhin ausgenommen. Der Mann darf jedoch die Frau nicht verstoßen, wenn sie elternlos ist, nicht während der Trauer um seine Eltern und nicht wenn sie von armen zu reichen Verhältnissen aufgestiegen ist. Ursprünglich war die chinesische Ehe monogamisch; auch in späteren Zeiten hatten und haben noch jetzt, wie bei den Mohammedanern, thatsächlich nur die Reichen das Vorrecht (wenn man es so nennen will) der Polygamie; doch ist nur eine Frau, die erste, die übergeordnete, die anderen sind niedern Ranges, aber durchaus keine bloßen Beihälterinnen, sondern gesetzmäßig vermählt und ihre Kinder erbberechtigt. Kaiser der älteren Zeit hatten, nach einer mathematischen Progression, eine Kaiserin, 3 Königinnen, 9 Frauen zweiter, 27 dritter und 81 vierter Ordnung; genau so waren auch die obersten Beamten des Reiches gegliedert. Ob dies wirklich so war, wissen wir nicht; es steht aber so geschrieben im Buche Li-ki.

Eine Frau nehmen, nennen die Chinesen schlechtweg „nehmen“ (tshju); nur im Schreiben setzen sie das Zeichen bei, welches „Frau“ bedeutet. Zur Bewerkstelligung einer Heirat werden Vermittler in Anspruch genommen, und die künftigen Gatten sehrn sich nicht ohne sich Geschenke zu geben. Der Tod des Vaters oder der Mutter beiderseits unterbricht sofort alle Vorbereitungen zur Hochzeit, und ist die Trauerzeit vorbei, so scheut man sich nicht, das Verhältniß aufzugeben. Zur Verlobung bedarf es verschiedener Förmlichkeiten: das Senden des Vermittlers zur Auswahl der Braut, das Fragen nach dem Familiennamen, das Looswerfen zur Erlangung glücklicher Aussprüche, das Anmelden der Geschenke und das Erbitten eines glücklichen Tages für die Hochzeit. In der alten Zeit wurde der Braut als Sinnbild ehelicher Treue eine wilde Gans überreicht; jetzt ist letztere nur von Holz oder Zinn. Diese Akte finden im Ahnentempel statt, und bei allen sind bestimmte Ceremonien mit den erforderlichen Verbeugungen vorgeschrieben. Zur Hochzeit bereitet man sich durch Fasten vor; auch lassen die Eltern den Brautleuten ernste Ermahnungen zu Theil werden. Die Hochzeit dauert drei Tage: am ersten die Ueberreichung der Gans bei der Braut und das Hochzeitmal beim Bräutigam, am zweiten der feierliche Besuch der Schwiegereltern bei der Braut, am dritten die Erwiederung des letztern, jedesmal mit feierlicher Bewirtung. Sind die Schwiegereltern gestorben, so wird ihnen statt dessen in ihrem Ahnentempel geopfert. Im dritten Monat nach der Hochzeit besucht die junge Frau den Ahnensaal ihres Mannes und zeigt den Ahnen die Heirat an; erst wenn dies geschehen ist, gehört sie vollständig zur Familie des Mannes; würde sie vorher sterben, so fände sie ihre Ruhestätte noch in der Gruft ihrer Familie.

So steht's im Buche der Ceremonien. In der Wirklichkeit aber lebte man stets freier und es werden in den Liederbüchern der Chinesen recht lose Liebeshändel erwähnt; auch fehlte schon im alten China die Prostitution nicht. Aber auch die Sentimentalität ist nicht unbekannt in jenen Liedern, so wenig sie zu dem trockenen und eigennützigen Wesen des Volkes zu passen scheint.

Naht die Geburt eines Kindes heran, so wird sehr darauf gesehen, daß die Mutter sich schone, nichts Ungesundes genieße, nichts Unangenehmes oder Widerwärtiges höre und sehe; sie bewohnt den letzten Monat ein Seitenhaus, und sieht ihren Mann nicht, bis der junge Weltbürger da ist; er muß aber täglich zweimal nachfragen. Ist das Kind geboren, so wird einem Knaben ein Bogen links, einem Mädchen ein Gürteltuch rechts vor die Thüre gelegt. Bei einem Erstgeborenen werden die meisten Feierlichkeiten begangeu; dieselben nehmen, namentlich bezüglich der Größe der dabei zu opfernden Thiere, mit der Reihenfolge der Kinder stufenweise ab und richten sich nach dem Range

der Eltern. Erst am Ende des dritten Monats nach der Geburt (natürlich nur bei Vornehmen), sieht der Vater die Mutter und das Kind unter Beobachtung ängstlicher Ceremonien. Die Namen der Neugeborenen männlichen Geschlechts werden vom Gouverneur des Ortes in das Civilstandesregister eingetragen und den höheren Amtsstellen stufenweise angemeldet. (Die Chinesen zählten ehedem noch nicht hunderte von Millionen!)

Die Namen der Kinder dürfen nicht von Sonne, Mond, einem Reiche, einer verborgenen Krankheit, von Bergen und Flüssen entlehnt sein, und die Kinder niederer Rangklassen dürfen nicht den Namen des Erbprinzen führen. Den Namen gibt der Großvater im Ahnensaale.

Die Vorschriften der Chinesen über die Pflichten der Kinder gegen die Eltern sind außerordentlich streng und reichhaltig. Bestimmte Dienste sind vorgeschrieben, welche die Kinder den Eltern und die Frauen den Schwiegereltern zu leisten haben. Sie sollen selbe mit unterdrücktem Athem und sanfter Stimme nach ihrem Befinden fragen, sie kratzen oder reiben, wenn es dieselben juckt, sie im Gehen führen, ihnen beim Waschen behülflich sein, ja sie selbst waschen, wenn sie sie unrein finden, ihnen Zerrissenes flicken, ihnen zu essen und zu trinken geben, in ihrer Gegenwart nicht gähnen, husten oder andere unschickliche Bewegungen machen, u. s. w. und überhaupt nichts ohne ihre Erlaubniß oder ihren Befehl thun. Die Verheirateten, deren Eltern leben, haben nichts Eigenes und können nichts leihen oder ausleihen. Der jüngere Bruder darf, wenn er reicher ist, als der Aeltere, nichts benutzen, ohne es diesem erst angeboten zu haben. So gehen die Ehrfurchtsbezeugungen bis in's Ungeheuerliche. Sind die Eltern krank, so darf sich der Sohn nicht kämmen, weder jemanden schmähen, noch im Uebermaß lachen, weder Musik treiben, noch seine Speisen verbessern; sind sie todt, so trägt er drei Jahre Trauer und eine grobe Kleidung, enthält sich von Fleisch und Wein, außer in Krankheiten; doch soll er es nicht so weit treiben, daß er abmagert. Die Mutter wird nicht in dem Grade verehrt wie der Vater, doch immerhin noch bedeutend; dies hört aber auf, wenn sie vom Vater verstoßen ist, und kommt bei einer Nebenfrau gar nicht vor, deren Kinder die erste Frau als Mutter ehren müssen.*)

Die Bewegung der Bevölkerung in China ist eine kolossal fortschreitende. Freilich haben wir noch keine durchaus genaue und zuverlässige Berechnung derselben und eigentliche Schätzungen und Zählungen nur aus neueren Zeiten. Im Altertum muß die Bevölkerung noch sehr gering gewesen sein; denn nach chinesischer Quelle

*) Plath, über die häuslichen Verhältnisse der alten Chinesen, in den Sitzungsberichten der k. bair. Akad. 1862 II. S. 201 ff.

betrug sie um das Jahr 1000 nach Chr. noch nicht ganz zehn Millionen. Im 14. bis 16. Jahrhundert sollen es ihrer fünfzig bis sechszig Millionen gewesen sein, in der zweiten Hälfte des 17. und der ersten des 18., d. h. nach dem verheerenden Einfalle der Mandschu aber nur 21 bis 28 Millionen. Schon 1736 werden aber 125 Millionen angeführt, 1743 150, 1760—62 nach verschiedenen Quellen 143 bis 205, 1790 nur 155, aber 1792 307 oder 333 (?), nach der Volkszählung von 1812 362,447,183 und 1873 nach möglichst genauen statistischen Berechnungen 404,946,514. Diese wahrhaft erschreckende Zunahme mit ihren Folgen, der chinesischen Auswanderung nach Australien, Indien und Amerika, zu berücksichtigen gehört nicht in unsere Aufgabe; denn wir haben es nur mit dem China des Altertums zu thun, welches wir uns nach obigen Angaben nicht stärker als von einigen wenigen Millionen bevölkert (freilich auch nicht in der jetzigen Ausdehnung) vorstellen dürfen.

Berüchtigt ist China in Europa vorzugsweise wegen des Kindermordes, von dem man bei uns glaubt, er werde systematisch betrieben. Die Sache besteht darin, daß den Eltern stillschweigend gestattet ist, neugeborene Mädchen, wenn sie solche nicht erhalten können, auszusetzen. Dies soll jedoch sehr selten und nur in großen Städten vorkommen; die ausgesetzten Kinder werden übrigens sehr oft entweder durch wohlthätige Leute aufgenommen oder durch die Angestellten der Findelhäuser, welche jeden Morgen mit mehreren Wagen durch die Stadt fahren, zur Versorgung gebracht. Ein eigentlicher Kindermord findet also gar nicht statt, sondern nur, was bei uns auch.

Oft nehmen sich kinderlose Eheleute Kinder aus den Findelhäusern und adoptiren sie; dasselbe geschieht auch mit Kindern von Verwandten oder auch von anderen Leuten, und mittels einer einfachen Ceremonie tritt das Adoptivkind in die Rechte und sogar Erbrechte leiblicher Kinder ein. Auch der Name vererbt auf die Adoptivkinder. Namen gibt es bei den Chinesen sowol für die Familien oder Stämme, ursprünglich im Ganzen hundert, jetzt angeblich 468 im Reiche, als für die einzelnen Personen. Letztere erhalten zuerst einen sogenannten Milch-, dann im Schulalter einen Schul-, hierauf bei dem Eintritte in das öffentliche Leben einen Rang- oder Dienstnamen. Angeredet wird man aber ausschließlich mit dem Titelnamen, welchen Männer mit dem zwanzigsten Jahre, Frauen mit der Verlobung erhalten. Endlich bekommt man nach dem Tode noch einen Ehrennamen.

Berühmt und wol auch verspottet sind die Chinesen wegen ihrer übertriebenen Höflichkeit, womit auch eine weit gehende Gastfreundschaft, selbst gegen ganz Fremde, verbunden ist. Es gehört zum guten Tone, den Andern mit den ehrenvollsten, sich selbst aber mit

den herabwürdigendsten Ausdrücken zu bezeichnen. Sogar unter dem gemeinen Volke ist Höflichkeit allgemein üblich und höchst selten kommen Schimpfereien*) oder gar Schlägereien vor. Die Höflichkeit äußert sich namentlich bei Begegnungen und Begrüßungen und bei Besuchen. Es sind dabei bestimmte, nach dem Range der Betreffenden und der Nähe ihres Verhältnisses abgestufte Verbeugungen üblich, wie auch Bewegungen der Hände und Arme u. s. w. Die Visitenkarten bei Besuchen richten sich in ihrer Größe, die bis zu der einer Zimmerwand aufsteigt, nach dem Grade von Ehre, den man erweisen will. In glücklichen Verhältnissen sind sie rot mit goldener, in der Trauer weiß mit blauer Schrift. Das Benehmen bei Besuchen ist ebenfalls das der strengsten Etikette, ebenso bei den Gastmählern, bei denen man einander zutrinkt, und wo es unschicklich wäre, dies nicht mit der vollständigen Leerung des Gefäßes zu erwiedern. Ein Rat der Gebräuche, Li-pu, wacht über die Beobachtung der Höflichkeitsformen, und gilt als Orakel über die Anwendung derselben. Unter guten Freunden und Bekannten schwindet jedoch oft aller Zwang und tritt, bisweilen mit Zuziehung von Damen gewisser Art, mehr als Zwanglosigkeit ein. Strengen Formen ist auch der briefliche Verkehr unterworfen, und jeder Chinese weiß, auf welcher Stelle des Schreibens er bei diesen und jenen Rangstufen des Adressaten den Anfang, wo die Unterschrift u. s. w. zu setzen habe.

Zu den Vergnügungen gehören namentlich Schauspiele. Solche werden während der Gastmähler aufgeführt, auch nach solchen auf besonderen Bühnen, welche reiche Häuser halten. Die Schauspieler gelten als ehrlos und stehen mit den Prostituirten auf derselben Stufe. Beamte oder ihre Söhne, welche sich mit solchen Personen verehelichen sollten, werden mit Peitschenhieben bedroht, ebenso Schauspieler, welche Kinder freier Personen an sich ziehen, und solche, welche es wagen, in ihren Stücken Kaiser, Kaiserinnen, Prinzen, Minister oder Generale auftreten zu lassen, ebenso auch die Zuschauer bei so verworfenen Darstellungen; Frauen treten nie auf, ihre Rollen werden von zarten Jünglingen gegeben. Die Schauspieler sind übrigens auch oft zugleich Gaukler und Seiltänzer, die auch am kaiserlichen Hofe sich produziren dürfen. Auch gibt es Marionettenspieler und Schauspieltruppen von Kindern. Ein anderes sehr beliebtes Vergnügen ist das Bogenschießen und für Damen das Schaukeln; andere sind Karten- und Würfelspiel, die aber in guter Gesellschaft verpönt und als Hazardspiele verboten sind; erlaubt nicht nur, sondern sehr empfohlen ist dagegen das Schachspiel.

*) Schott, über Invectiven der Chinesen im Monatsberichte der Berliner Akademie der Wissenschaften v. J. 1857.

Die Todten werden in Särge verwahrt und nach den Begräbnißplätzen gebracht, für welche man nur solche Stellen wählt, die zum Anbau untauglich sind. Vornehme und Reiche werden in großartigen Leichenzügen bestattet, auch haben sie Familienbegräbnisse. Auf den öffentlichen Begräbnißplätzen werden die Särge mit den Todten verbrannt und die Asche in Urnen verwahrt, die man halb in die Erde eingräbt. Vornehme setzen den Ihrigen prachtvolle Denkmäler, oft ganze Mausoleen mit manigfaltiger Architektur und merkwürdigen Statuen von Menschen und Thieren. In einer Ecke des Todtenfeldes steht ein Tempel mit Altar und Götzenbildern. Unter den Lebenden gilt es als unanständig, vom Tode oder von Todten zu sprechen; auch werden keine Gegenstände, welche Tod oder Bestattung betreffen, abgebildet.

Zweiter Abschnitt.

Der Staat.

A. Die Entwickelung des Staates.

Im chinesischen Reiche lebt noch die Entwickelung des Staates aus der Familie. Es ist in der That eine große Familie. in welcher für die Unterthanen in ihrem Verhältniß zum Herrscher kein anderes Gesetz gilt, als für die Kinder in ihrem Verhältniß zum Vater. China hat bis in die neueste Zeit allein unter allen organisirten Staaten und Reichen der Erde die rein patriarchalische Regierungsform beibehalten. Der chinesische Kaiser ist nicht unumschränkter Despot wie die Schahe und Sultane der westasiatischen und nordafrikanischen Welt, und nicht oberster Beamter wie die Kaiser und Könige der christlichen Staaten, sondern er ist Vater des Volkes und durch dieselben Gesetze gebunden, wie der Hausvater. Ist er mehr als ein solcher, so ist er es, weil er der Sohn des Himmels ist. Er heißt so als irdischer Darsteller des Himmels. Im Gebrauche ist der Ausdruck ungefähr das europäische „Von Gottes Gnaden.“ So oft ein glücklicher Rebell ihn verjagt, ist er der himmlischen Sohnschaft unwürdig, sonst müßte der Rebell unterliegen. Wie der Chinese seine Ahnen verehrt, so verehrt er den Himmel als den Vater seines Landesvaters.

Die chinesischen Geschichtforscher nennen als ersten Menschen

Pan-ku. Nach ihm, der als gewaltiger Heros Himmel und Erde getrennt haben soll, erzählen sie von einem Reiche des Himmels, einem Reiche der Erde und einem Reiche des Menschen, die auf einander gefolgt wären. Gleich der Titanen haben die Herrscher dieser Reiche Drachen- und Schlangenleiber. Unter ihnen werden die Erfindungen gemacht, welche die Kultur der Menschen begründen, Wohnung, Kleidung, Thierbändigung, Schrift, Musik, Tanz u. s. w.

Der erste angebliche Kaiser China's, Fu-hi wird in das Jahr 3468 vor Chr. verlegt. Als seine Heimat und sein anfängliches Reich wird Ho-nan genannt. Ihm wird die Erfindung der acht Kua (s. oben S. 65) zugeschrieben. Seine Minister werden „Drachen" genannt. Erzeugt ist er nach der Sage durch die Umgebung seiner Mutter, der „Tochter des Herrn", mit einem Regenbogen und seine Fötalzeit soll zwölf Jahre gedauert haben. Sein Kopf wird mit zwei Hornfragmenten abgebildet und der Kopf eines Stiers genannt, als des Sinnbilds der Macht, und sein Leib ein Drachenleib. Er führte die Ehe und die Hochzeitfeier ein, so daß Familie und Staat ihren Ursprung zu gleicher Zeit nehmen. Unter seinen Nachfolgern entstehen Ackerbau, Märkte, Landmessung u. s. w. Hoang-ti, 2698 vor Chr. wird als der eigentliche Förderer des Reiches betrachtet; auch als Erfinder des Sonnenjahres von 365$^1/_4$ Tagen, als Urheber der Reichseintheilung nach dem Dezimalsystem (10 Provinzen, 100 Bezirke, 1000 Aemter, 10,000 Städte), der Errichtung des Tribunals der Geschichtschreibung, seine Gattin als Erfinderin der Seidenindustrie. Unter einen seiner Nachfolger, Yao, berühmt durch seine Güte gegen das Volk, versetzen die Chinesen ihre Flut, die aber eine bloße Ueberschwemmung ist und die Menschheit nicht ausrottet. Die ersten Kaiser waren Wahlfürsten. Die erste Dynastie erblicher Kaiser wird mit Yü, 2205 vor Chr. begonnen. Aus seiner Zeit stammt die erste Topographie China's, welches in neun Provinzen die Gebiete des Pei-ho, des unteren Hoang-ho und einen Theil des untersten Gebietes des Ta-kjang umfaßte. Schon diese neun Provinzen sollen Feudalfürstentümer gewesen sein; Yü's Sitz selbst war in Schan-si am Hoang-ho. Unter seinen Nachfolgern tritt eine Entartung und Zersetzung des Reiches ein; die Fürsten der einzelnen Provinzen wuchsen zu Königen empor und die Kaiser sanken zu scheinbar obersten Königen herunter, die ihren Hof nacheinander in Schan-si, Ho-nan und Tschi-li (d. h. in der Provinz, wo das heutige Pe-king liegt) hatten. Diese Zersetzung dauerte durch drei Dynastien fort, unter deren letzter sie ihren Höhepunkt erreichte. Die Lehnsfürstentümer vermehrten sich nach und nach bis auf 165, und es gab Bürgerkriege zwischen ihnen, wie auch die Sitten des Volkes entarteten. Anarchische Zustände, Verbrechen und Unruhen aller Art

füllen den Rest der chinesischen Geschichte des Altertums. In diese traurige Periode fällt das Auftreten der chinesischen Reformatoren. Lao-tße, Khong-fu-tße und Meng-tße, welche dem Unwesen zwar nicht zu steuern vermochten, von denen aber die beiden Letzteren, wie wir sehen werden, die Grundlage der moralischen Begriffe in China auf Jahrtausende feststellten. Die Zerrüttung brachte indessen der Kleinstaaterei den Untergang; denn die kleinen Fürsten bekriegten sich so lange, bis einer nach dem andern zu Grunde ging, der Reiche immer weniger und größere wurden und die kräftigsten Fürsten, die von Tshin, als vierte Dynastie auftraten. Der Stifter derselben, China's Sesostris, Kyros oder Alexander, Tshin-Schi-hoang-ti, d. h. erhabener Kaiser vom Hause Tshin (sein Name war es nicht) 248 bis 210 vor Chr. unterwarf und vernichtete den Rest noch bestehender Feudalkönigreiche und stellte so das einheitliche Kaiserreich wieder her (220 vor Chr.) Ein starkes Militärreich wurde es durch diesen geistvollen, aber grausamen und rücksichtlosen Herrscher, den Zeitgenossen Hannibals und Scipio's, der Straßen und prachtvolle Gebäude errichtete, das heutige China vollends eroberte, und die große Mauer, diesen angeblichen Schutz gegen die mongolischen Völker im Norden, baute oder vollendete soweit es ihm möglich war. Schlecht stand er sich mit den Gelehrten und Schriftstellern und wir werden seinen scheußlichen Vandalismus gegen sie und ihre Werke später kennen lernen. So steht das Reich, wie es sich am Schlusse des eigentlichen Altertums befand, vollendet vor uns. Tshin-Schi-hoang-ti's Dynastie war aber von kurzer Dauer, so unsterblich sie auch dadurch wurde, daß sie im Munde aller westlichen Völker dem „Reiche der Mitte" den Namen gab. Die fünfte Dynastie, Han, regierte 206 vor, bis 263 nach Chr. (von 220 nach Chr. bis dahin war China wieder in drei Reiche getheilt). 317 nach Chr. verlegte die sechste Dynastie, Tsin, die Residenz nach Nanking. 420 bis 617 folgten mehrere unbedeutende Dynastien, 618 bis 905 die Thang, die berühmten Zeitgenossen der Blüte des Chalifenreiches, 907 bis 960 wieder kleine Dynastien, von da an die Sung, denen seit 1115 die sogen. Tataren unter dem Namen der Goldnen (Kin) den nördlichen Theil des Reiches wegnahmen (sie waren Vorfahren der Mandschu) und die dann 1260—79 gänzlich den Yuan, d. h. den Mongolen Kublai-Chans, des Enkels Tschingis-Chan's weichen mußten. Noch einmal, 1368 erhoben sich die Chinesen, die Mongolen vertreibend, als Dynastie Ming zur eigenen Herrschaft in ihrem Lande; aber in fast dreißigjährigen Kriege 1616—1644 erlagen sie schließlich den Mandschu, welche als Dynastie Thai Tshing noch heute herrschen, dem Lande den Zopf aufdringend, und gegen welche in neulicher Revolution die Taiping, zopflose Vollblut-Chinesen, nicht aufkommen konnten. Seit

der Mandschu-Herrschaft ist Peking Residenz, und es heißt, daß die Herrschenden, ihren Sturz vorahnend, fleißig Kostbarkeiten in Mukden, jenseit der mandschurischen Grenze, die ihnen ja nahe ist, ansammeln, um sich nicht von Schätzen entblößt in ihre alte (übrigens von den Russen stark beschnittene) Heimat zurückziehen zu müssen, wenn einst der Zopf in China wieder abgeschnitten wird.

In der Regel ist von der chinesischen Geschichte in Europa nichts bekannt, als die lange Reihe von Kaisern, Dynastien, Revolutionen, Bürgerkriegen, Eroberungen u. a. politischen Stoffwechsels. Von diesem trockenen und unerquicklichen Namen- und Zahlenregister wendet man sich mit Recht ab, und weil man die Kulturgeschichte China's nicht kennt, urtheilt man vorschnell, das Land und Volk sei stabil, kenne keinen Fortschritt, sei seit Tausenden von Jahren auf derselben Stufe stehen geblieben. Damit geht Hand in Hand das zweite Urtheil, daß China von anderen Nationen abgeschlossen sei und den Verkehr mit ihnen meide, wobei man wol die gegen feindliche Einfälle (wenn auch fruchtlos) gebaute große Mauer gleichsam als eine Maßregel der Absperrung betrachtet.

Die chinesische Kultur, auf welcher die gesammte Existenz des „Reichs der Mitte" beruht, ist eine Frucht der höheren Anlagen, welche das chinesische Volk vor allen übrigen Zweigen der mongolischen Rasse auszeichnen. Diese höheren Anlagen aber sind offenbar nicht dem Volke an sich zu verdanken, welches sich im Uebrigen durch nichts wesentlich von den übrigen Mongolen unterscheidet, sondern ergaben sich mit Notwendigkeit aus dem günstigen Boden und Klima, welche die ältesten Chinesen, von den Hochgebirgen oder Hochländern Inner-Asiens herabsteigend, im Stufenlande des Gelben Stromes fanden, wo sie sich niederließen. Rings um sich herum hatten sie noch rohe und wilde Völker, im Osten die J, welche den Leib bemalten und ungekochte Speisen aßen, im Süden die Man, welche sich tätowirten, im Westen die Jung, die sich in Felle kleideten, und im Norden die Ti, welche zu diesem Zwecke Federn und Haare verwendeten und in Höhlen wohnten. Ueber diese Nachbarvölker verbreitete sich die chinesische Kultur, nach vielleicht zweitausendjähriger Arbeit, unter der dritten Dynastie, den Tscheu, welche als nominelle Oberherren eines zerrissenen Feudalreiches 1122 bis 248 vor Chr. regirten. Schon um 2400 vor Chr. unternahm es der Kaiser Yu, die Gewässer des Landes, welche große Verheerungen angerichtet hatten, einzudämmen und Kanäle zu bauen. Das so gewonnene Land wurde unter die Einzelnen vertheilt, die dann einen Theil als Staatsland gemeinsam bebauen mußten. Die dabei notwendige Leitung und Unterordnung wurde dunch eine Zweitheilung der Bevölkerung bewirkt, nämlich derjenigen in Kopf- und Handarbeiter. Jene regirten Diese und wurden

von ihnen ernährt; Diese ernährten Jene und wurden von ihnen regirt. Schon früh waren die Leiter des Volkes auf Vermehrung desselben bedacht und fanden die Mittel dazu mit Recht in einer Beförderung der Heiraten. Es waren eigene Beamte aufgestellt, welche dafür sorgten, daß die Jünglinge im dreißigsten und die Mädchen im zwanzigsten Jahre sich vermählten. Die Folgen haben die Richtigkeit des angewandten Grundsatzes bewährt; ja, wenn sie fortfahren, sich so zu bewähren, so wird China, das schon seit geraumer Zeit den Ueberschuß seiner Bevölkerung über den Großen Ocean verstreuen muß, mit dem Zauberlehrling ausrufen müssen: Die ich rief, die Geister, werd' ich nicht mehr los. So wurde indessen im chinesischen Altertum der Familiengeist begründet und befestigt, und er wurde es noch mehr, indem er durch die Verehrung der Ahnen eine religiöse Weihe empfing. Die Auffassung des Staatsoberhauptes als obersten Familienvaters stärkte zudem das Volksbewußtsein zugleich und die öffentliche Ordnung. Einen andern als den in der Familie begründeten Unterschied gab es von Anfang an in China nicht. Adel und Kasten sind diesem Lande fremd und dasselbe hat ursprünglich weder Sklaverei noch Leibeigenschaft gekannt. Daher wurde auch für die Erziehung und den Unterricht Aller ohne Ausnahme gesorgt. Nur Bildung und Tugend waren die Erfordernisse zur Bekleidung öffentlicher Stellen, nicht Geburt und Reichtum. Die Aemter zu versehen ist dort eine Pflicht der dazu Fähigen, nicht ein Recht der Ehrgeizigen oder Versorgungsbedürftigen. Da die Religion aus dem Familienleben hervorging, nicht aus Fantasien von Schwärmern und Fanatikern, so sind dort Menschenopfer niemals vorgekommen, weder am Brandaltar, noch in Klostermauern. Religionskriege, Unterdrückung von Glaubensformen und Inquisition oder gar die massenhafte Vernichtung Andersgläubiger, kennt das alte China nicht, und wenn im neuern China die Christen unterdrückt und verfolgt wurden, so haben sie dies ihren herrschsüchtigen und ränkevollen „Aposteln", den Jesuiten zu verdanken, deren Gefährlichkeit den Chinesen, die nicht auf den Kopf gefallen sind, nicht verborgen bleiben konnte.

Niemals kannte China eine Beschränkung der freien Arbeit, niemals enggenähte Zunftgesetze und Gildenhochmut, niemals Verkümmerungen des Niederlassungsrechtes, keine Präventiv-Polizei, keine Heiratsverbote, kein schnüffelndes Paßwesen, keine Militär-Konskription. Jeder konnte und kann reisen wohin er will, wohnen, wo ihm gut dünkt, arbeiten, was ihm beliebt, es herrschte stets Vereins- und Versammlungsrecht, das gesammte Volk nahm stets Theil an den Gemeinde-Angelegenheiten, die Gesetze waren stets klar und einfach, der Unterricht allgemein und unentgeltlich und das Familienleben

musterhaft. Kurz, das als stabil und knechtisch verschrieene China, dessen Volk zudem einer weniger vollkommenen Rasse angehört, hatte schon in alten Zeiten größere Freiheiten und Fortschritte aufzuweisen, als in vielen Beziehungen die gebildetsten Theile Europa's noch vor kurzer Zeit und als viele andere Länder unseres Erdtheils noch gegenwärtig, von manchen, wie der Türkei, vollends zu schweigen.

Gegen die Stabilität China's spricht auch die Aufnahme vieler Kulturpflanzen zu verschiedener Zeit. Die im alten China unbekannte Baumwolle war unter den Han (um Chr. Geburt) noch selten und wurde erst seit dem Ende der Dynastie Sung (Ende des 13. Jahrh.) allgemein angebaut. Das Zuckerrohr kannte man vor dem sechsten christlichen Jarhundert nicht, die Zuckerraffinerien nicht vor dem neunten, den Tabak gewiß nicht vor der Entdeckung Amerikas. Der Thee eroberte das Reich der Mitte stufenweise seit dem vierten Jahrhundert; jetzt verbraucht es davon jährlich gegen tausend Millionen Pfund und führt den zehnten Theil dieser Summe nach der Fremde aus. Mit der Einführung der Baumwolle war natürlich die Vorbedingung zur Begründung der Baumwollenindustrie, mit der des Zuckers die der Zuckerraffinerie gegeben. Aber auch andere Industriezweige blieben nicht aus. Nachdem noch Khong-fu-tße und seine Zeitgenossen auf Bambustafeln und Seide geschrieben, erfand seltsamer Weise unter dem Eroberer und Bücherverbrenner Schi-hoang-ti der General Mong-tien das Papier (aus Reisstroh), und der Beamte Tsai-lin vervollkommnete es 95 nach Chr. Unter dem Han-Kaiser Wen-ti (179 — 156 vor Chr.) wurden, statt der unbrauchbar gewordenen alten Griffel, Pinsel und Tusche eingeführt, und die Chinesen begannen damit, ihre Bücher zu malen. Unter weiteren Han-Herrschern (zwischen 185 vor und 87 nach Chr.) wurde in Honan, dem eigentlichen Kern der chinesischen Kultur, das Porzellan erfunden; im zweiten Viertel des fünften christlichen Jahrhunderts drang das Glasschmelzen ein, im letzten Fünftel des sechsten folgte der Bücherdruck mit Holzplatten und in Mitte des zwölften der Druck mit beweglichen Lettern durch den Schmied Pi-sching, den chinesischen Guttenberg.

Noch weit wichtiger sind die Fortschritte der Chinesen in Religion und Literatur, mit welchen wir uns besonders beschäftigen werden. Es fehlte auch nicht an Kämpfen zwischen Staat und Kirche, wozu freilich nicht die alte chinesische Religion, von welcher obiges gilt, sondern erst der herrschsüchtige, dem römischen Katholizismus so sehr ähnliche Buddhismus Anlaß bot, und zwar dadurch, daß er das Klosterwesen in China einführte. Sein Eindringen fand 65 nach Chr. statt, also fast genau damals, als das Christentum in Europa Eingang fand. Auch fällt sein Emporsteigen zur numerisch herrschenden Religion mit der Christianisirung des römischen Reichs im vierten Jahrhundert

zusammen. Es darf jedoch nicht unerwähnt bleiben, daß die chinesischen Buddhisten von jeher keinen Papst anerkennen, und der Dalai-Lama (in Tibet und der Mongolei allmächtig) sie nicht in seinen Schafstall getrieben hat. Der gemeine Chinese kennt dieses geistliche Oberhaupt nicht einmal dem Namen nach. Unter dem Leang-Kaiser Wu-ti (502—550) gab es bereits fünfhundert Buddhisten-Klöster in China, deren Anmaßung und Händelsucht aber schon unter den Tschin 574 — 579 die Staatsgewalt zum Verbote der Mönchsorden veranlaßten. Dasselbe wurde zwar bald zurückgenommen; aber der Thang-Kaiser Wu-tsung, welcher die früher mit den Buddhisten einigen, aber nachher mit ihnen zerfallenen Tao-ße begünstigte, ließ 845 den Buddhisten 4600 größere und 40,000 kleinere Klöster zerstören, ihre Güter einziehen und 265,000 Mönche und Nonnen in die Welt zurücktreten. Diese Energie dauerte aber nicht an; schon im folgenden Jahre ließ sie nach; dagegen wurde 861 verboten, ohne Ermächtigung der Bezirksbeamten in ein Kloster zu treten und ohne solche des Provinzstatthalters Tempel und Klöster zu gründen. Ebenso sollten nach einer Verordnung des Kaisers Schi-tsung von der Dynastie der späteren Tscheu 955, die Bewilligung von Eltern und Großeltern, Oheimen und Tanten zum Eintritte in das Kloster erforderlich sein. Als aber die Khitan-Mongolen einen Theil China's eroberten (Anfang des zehnten Jahrhunderts), begünstigten sie, als Lama-Diener, die Klöster und verschrieben ihnen Güter mit Bauern, gleich den europäischen Fürsten damaliger Zeit. So kamen manche Klöster zum Besitze von zwanzig- bis dreißigtausend Seelen. Anders verfuhr die spätere mongolische Dynastie der Kin (1115 bis 1234), welche fast das ganze Klostervermögen zu Staatshanden einzog und Niemand ohne Erlaubniß der Regirung Mönch werden ließ. Unter den ganz China beherrschenden Mongolen, den Yuan, hob Kaiser Wu-tsung 1309 die Steuerfreiheit der Klöster auf und der Ming-Kaiser Kien-wen-ti verbot die Ablegung der Gelübde vor dem vierzigsten Jahre. So bestrebten sich die verspotteten Chinesen, wenn auch nicht mit dauerndem Erfolge, ihre Landeskinder vor dem geistigen Tode in scheinheiligen Kerkern zu schützen, was die Europäer, und zwar mit nicht mehr, meist sogar weniger Erfolg und Ausdauer, erst Jahrhunderte später wagten. Schon das siegreiche Eindringen des Buddhismus in China widerlegt das Märchen von der Abgeschlossenheit des Landes; was sagen aber die daran Glaubenden dazu, daß schon 1407 der Kaiser Yung-lo zu Peking eine Lehranstalt gründete, an welcher acht asiatische Sprachen, darunter Sanskrit und Persisch, gelehrt wurden?

Welche durchgreifende Wandelungen in den politischen Verhältnissen China's stattfanden, sahen wir bereits im Ueberblicke der

politischen Geschichte. Dieselbe ist bis auf neuere Zeiten, ein fortwährender Kampf der Central-Staatsgewalt mit den Lehnsfürstentümern, die sich auf Kosten der ersteren stets zu vergrößern und zu vermehren trachteten und daher mit einer großartigen Ausdauer darniedergehalten, ja oft mit Gewaltanwendung niedergeworfen werden mußten. Während die deutschen oder, wie sie sich nannten, römischen Kaiser in blindem Eifer am Ruin der Einheit ihres Reiches arbeiteten, waren die chinesischen Kaiser, gleich den ihre Aufgabe viel klüger erfassenden französischen Königen, stets auf Stärkung der Macht des Landes bedacht, und haben so viel erreicht, daß seit geraumer Zeit vom Feudalwesen keine Spur mehr vorhanden ist und an der Staatseinheit Niemand mehr zu rütteln wagt.

Richtig haben auch die Chinesen schon früh eingesehen, daß die Wolfahrt eines Staates zu sehr großem Theile auf der Tüchtigkeit Derer beruht, welche ihn regiren. Zur Zeit der Zerrissenheit des Reiches unter den Tscheu war der Mißbrauch aufgekommen, Beamtungen vererben zu lassen. Gleich nach Herstellung der Reichseinheit führten daher die Han die Staatsprüfungen der Beamten ein, zu deren vollständiger Geltendmachung es aber eines zäh ausdauernden Kampfes von Jahrhunderten bedurfte, indem die Bevorzugung der Geburt, des Reichtums und der bereits angestellten Beamten immer wieder emporwucherte. Stufenweise gelangten die Dynastien dem Ziele näher. Nachdem endlich die Mongolen mit Begünstigung ihrer Landsleute die größte Erbitterung hervorgerufen, thaten die Ming nach ihrem Herrschaftsantritt den letzten Schritt und machten 1370 die Prüfungen allgemein verbindlich, worin ihnen auch die Mandschu nachfolgten, obschon diese doch wieder ihre Landsleute stark bevorzugen und z. B. die Ministerialstellen halb mit Mandschus und nur halb mit den wol tausendmal zahlreicheren Chinesen besetzen. Doch, das sind eben anormale Verhältnisse, und in der Türkei sind sie weit schreiender.

Ein ganz merkwürdiges Zeichen des Fortschrittes in China sind aber die bei uns beinahe gar nicht bekannten Gemeinde-Verhältnisse dieses fernen Landes. Es beleuchtet den angeblichen Absolutismus China's ganz eigentümlich der Umstand, daß sich in dem ungeheuern Reiche von vierhundert Millionen Seelen nicht ganz viertausend Central- und nicht viel über neuntausend Provinzialbeamte finden. Diese ernennen zwar selbst viele Unterbeamte; allein wenn wir diese, was gewiß bedeutend übertrieben ist, auf das zehnfache jener Zahl berechnen, so gibt es nur etwa 130,000 Beamte, während Frankreich mit nicht dem zehnten Theile der chinesischen Bevölkerung allein 138,000 Staatsbeamte zählt, und dasselbe Verhältniß wol in allen europäischen Staaten mit Ausnahme der Schweiz die Regel bilden dürfte. Daß nun also China verhältnißmäßig nicht den zehnten

Theil der europäischen Beamten zu besitzen das Glück hat, erklärt sich daraus, daß in den Gemeinde-Angelegenheiten das Volk sich selbst, ohne Einmischung des Staates regirt. Die Gemeinde ist in China die Familie im weitern Sinne, und der Staat als solcher kennt nur diese, nicht die Familie als Blutsverwandtschaft, wie er ja auch, von Mißbräuchen abgesehen, keine Vorrechte der Geburt anerkennt. Die Gemeinde besteht aus einer Anzahl Familien, von fünf an bis zu mehreren tausenden, und hat eine unabhängige Verwaltung mit einem Vorstande, Tschang genannt (tschang heißt langer, großer, dann Vorstand). Dies war aber nicht immer so. In der älteren Zeit, im zwölften bis achten Jahrhundert vor Chr., hing die Gemeinde noch vom Staate ab, der ihre Beamten ernannte und besoldete. Das änderte sich aber mit der Zeit. Unter dem Tshin-Tyrannen Schi-hoang-ti finden wir Gemeinde-Beamte, welche zwar von der Regirung ernannt, nicht aber besoldet sind, zwischen ihr und dem Volke vermitteln, die Volkslisten führen, die Abgaben erheben, den Anbau überwachen, die Polizei handhaben. Der Staat machte aber verschiedene schlimme Erfahrungen mit diesen Beamten. Waren sie reich, so bestachen sie die Staatsbeamten, und waren sie arm, so saugten sie das Volk aus, um ihren Unterhalt zu bestreiten. Unter den Mongolenkaisern wurde der Druck unerträglich, und unter den Ming finden wir bereits vom Volke gewählte Munizipalbeamte. Eine Gemeinde von hundert Familien ernennt einen Bürgermeister (Li-tschang) und zehn Räte auf ein Jahr; ist man mit ihnen zufrieden, so werden sie das nächste Mal bestätigt; Jeder aber muß die Wahl annehmen. Diese Behörden ziehen die Steuern ein und führen die Gemeinde-Angelegenheiten. Es sind in der Regel Ortsangehörige von höherem Alter, und bürgerliche sowol als kriegerische Staatsbeamte sind nicht wählbar, nicht einmal wenn sie ihr Amt abgelegt haben! Der Gehalt der Vorsitzenden ist äußerst bescheiden, an sehr volkreichen Orten z. B. drei- bis vierhundert Dollars jährlich. Die Räte haben wol gar keinen. 24 Dörfer bei Kanton haben ein gemeinsames Gemeindehaus, in welchem sich ihre Häupter zur Beratung der allgemeinen Interessen versammeln. Die Residenz Peking allein hat keine Gemeinderechte, sondern wird von den Mandschus militärpolizeilich gemaßregelt.

Eine ebenso bedeutende Entwickelung wie das Gemeindewesen hat in China das Grundeigentum durchgemacht. Ursprünglich gehört dasselbe ausschließlich dem Staate, der es unter einzelne Anbauer vertheilte, denen er die Behandlung desselben genau vorschrieb. In der Art und Weise der Vertheilung fanden unter den drei ersten Dynastien mancherlei Veränderungen statt, und als das Reich in viele Feudalherrschaften zerfiel, wich auch die patriarchalische Vertheilung des Bodens nach Familien dem größern Grundbesitze. Was dem

Staate übrig blieb, wurde nur schlecht bebaut, und darum erhoben die Vasallenfürsten von den Privatländereien den Zehnten. Als die Tshin noch Solche waren, verkauften sie Land an Privatleute, wodurch sie den Anbau beförderten und ihre spätere Macht begründeten, und als ihr großer Schi-hoang-ti das ganze Reich annektirt hatte, dehnte er auch dieses System auf dessen ganzen Umfang aus. Unter den Han geriet indessen das kleine Grundeigentum, in Folge politischer Unruhen, in Abhängigkeit vom großen, was aber den Han nicht behagte, so daß sie, gleichsam Tron-Sozialisten, einen eigentlichen Kampf gegen die Reichen führten und sogar versuchten, alles Grundeigentum wieder an den Staat zurück zu bringen, doch umsonst. So folgte sich ein Experiment nach dem andern. Der Stifter der Dynastie Thang wagte es und gab 624 nach Chr. jedem Manne von wenigstens achtzehn Jahren ein Grundbesitztum von bestimmter Größe, um seine Familie damit zu ernähren, doch nur auf Lebenszeit, nicht erblich, Beamten für die Zeit ihrer Amtsführung. Wer kein Land erhielt, mußte Reichen als Pächter oder Höriger dienen. So stärkte sich, gegen die Absicht der Kaiser, das Privateigentum wieder wesentlich, und wurde unter den folgenden Dynastien immer unabhängiger. Unter den Mandschu, wo alles militärischer zugeht, erhielten die Offiziere der Eroberer konfiszirtes Land der besiegten Partei und durften es nur an Angehörige derselben Division vergeben. Die schlauen Chinesen aber haben es ihnen vielfach abzuschwindeln gewußt. Der Grundbesitzer kann indessen trotz alledem nicht völlig frei über sein Land verfügen; was nicht gut bebaut ist, wird konfiszirt, und Erben müssen nach bestimmten Vorschriften theilen. Verkauf und Verpfändung sind jedoch in keiner Weise beschränkt. Sehr begünstigt wird auch von Staatswegen die Erwerbung herrenlosen Landes, dessen Käufer eine Anzahl Jahre frei von der Grundsteuer ist und das Land, wenn es schlecht ist, zurückgeben darf.

Wie sehr die Chinesen darauf bedacht sind, Mißbräuche, die sich eingeschlichen haben, wieder zu beseitigen, zeigt die Geschichte der Sklaverei bei ihnen. Eine solche entstand erst unter der dritten Dynastie, derjenigen des völlig zerrissenen Reiches, und zwar waren von ihr betroffen erst die wegen schweren Verbrechen Verurtheilten und dann Kriegsgefangene. Sie gehörten sämmtlich dem Staate. Unter den Han soll ein halbes Prozent der Bevölkerung aus Sklaven bestanden haben; sie wurden aber sehr oft freigelassen, besonders die Kriegsgefangenen und die Alten, und seit den Sung wird der Staatssklaven keine Erwähnung mehr gethan; die Leute wurden seit den Thang deportirt, statt zu Sklaven gemacht. Dafür gibt es seit den Han, 204 vor Chr., nur Privatsklaven, indem in Folge des Kriegselendes der Kaiser Kao-ti erlaubte, die Kinder zu verkaufen, und

dieser Mißstand dauert heute noch fort. Die Kinder der Sklaven blieben Sklaven und seit den Mongolen gingen aus ihnen die wandernden Schauspieler und die Prostituirten hervor.

Doch der Han-Kaiser Wu-ti (140—86 vor Chr.) nahm schon den Herren das „Recht", ihre Sklaven beliebig tödten zu dürfen, Ngai-ti (6—1 vor Chr.) beschränkte ihre Zahl durch Freilassung der Kinder und Alten. So folgten eine Menge Erleichterungen, an welche weder Griechen noch Römer noch christliche Sklavenhalter dachten. 35 nach Chr. wurde die Brandmarkung der Sklaven verboten. Unter den Thang konnten sie sich in drei Stufen nach und nach loskaufen und Bürgerrechte erlangen. Leider ist noch heute jede Verehelichung zwischen Freien und Sklaven verboten und nichtig; aber oft werden Sklavenkinder von Freien an Kindesstatt angenommen, die harte Behandlung der Sklaven mit Strafen belegt und sogar von der Religion mit ewiger Strafe bedroht. Sklavenaufstände sind daher in der chinesischen Geschichte unbekannt. Ueberhaupt bezeugen die vornehmen und reichen Stände den niederen keine Verachtung, und die Reichen essen ohne Bedenken mit ihrer Dienerschaft und ihren Arbeitern.

Ebenso ist in der Strafgesetzgebung ein Fortschritt zur Humanität zu bemerken. Unter den ersten Dynastien war neben der Todesstrafe das Abschneiden der Füße, Ohren, Nasen und das Entmannen nichts seltenes. Diese Verstümmelungen wurden unter den Han vom Kaiser Wen-ti (179—156 vor Chr.) durch Auspeitschung und öffentliche Zwangsarbeiten verdrängt. Die Thang verminderten die Anwendung der Todesstrafe in bedeutendem Maße und gegen das Ende ihrer Herrschaft gab es noch folgende Strafen: Peitsche, Bambusrohr, Verbannung, Zwangsarbeit und Tod. Der Leang-Kaiser Wu-ti (503 bis 550) versuchte als eifriger Buddhist sowol die Todesstrafe, als das Schlachten der Thiere abzuschaffen. Doch, es gelang nicht — und Weiteres auch nicht.*) Aber in Europa wurde noch vor fünfzig Jahren — gerädert, und noch vor hundert Jahren — geviertheilt!! — Die Grundlage des chinesischen Lebens ist, wie wir sahen, die Familie und der Chinese daher namentlich in Allem stark, was das trauliche Zusammenleben befördert: Festigkeit der Familienbande, Unabhängigkeit der Gemeinde, Güte gegen Untergebene, Entwickelung moralischer Begriffe und Grundsätze. Was aber über das Familienleben hinausgeht, was weiter greifende, größere Kreise umfassende Fortschritte, sei es in materieller oder geistiger Beziehung betrifft, darin sind die Chinesen schwach und haben wenig geleistet. Dahin

*) Plath, über die lange Dauer und die Entwickelung des chinesischen Reiches. Rede, gehalten in der k. (bair.) Akad. d. Wissensch., München 1861.

gehört namentlich die Vervollkommnung des Ackerbaues, der Industrie, des Handels, der Schifffahrt, des Kriegswesens, sowie die forschende Wissenschaft und die das Schöne darstellenden Künste. Daß sie es in der Religion nicht zu Dogmen und anderen nutzlosen Erfindungen, die in ihrer Konsequenz zur Inquisition führen, gebracht haben, sind wir weit entfernt, zu vermissen oder zu bedauern. Auch die genannten Mängel sind ihnen nicht zum Vorwurfe zu machen. Sie gehören eben einer Rasse an, welche von vorn herein weniger Anlagen hat als die unsrige, mehr zäh als elastisch ist, in ihren Köpfen einer höheren Entwickelung des Gehirns keinen Raum darbietet und in ihren verzerrten Zügen keine Muster der Darstellung des Ideal-Schönen finden kann.

B. Die Gesetze, die Rechtspflege und der öffentliche Verkehr.

Nicht der Kaiser, sondern das Gesetz ist in China das Höchste. Gegen den Kaiser empören sich die Chinesen, wenn er mit dem Gesetze nach ihrer Meinung in Widerstreit geraten ist, — gegen das Gesetz niemals. Die chinesischen Gesetze sind klar, genau und für die Verhältnisse der Bevölkerung, für welche sie gegeben sind, gerecht. Die gegenwärtige Gesetzsammlung, welche ein zusammenhängendes Ganzes bildet, rührt zwar erst von der gegenwärtigen Mandschu-Dynastie her; aber sie ist nur die Spitze einer fortlaufenden Entwickelung der Gesetzgebung von mehr als zwei Jahrtausenden. Die erwähnte Sammlung, Ta-tsing-liu-li genannt, d. h. Satzungen und Vorschriften der Großen Reinen Dynastie, umfaßt sieben Haupttheile, welche freilich nicht nach europäischen Begriffen logisch geordnet und eingetheilt sind. Der erste Theil enthält die allgemeinen Gesetze über Verbrechen und Strafen. Die Strafen sind mathematisch abgestuft, zuerst Bambushiebe, nach der Zahl derselben, dann Verbannung nach der Zahl der Jahre, stets auch mit Hieben verbunden, endlich die Todesstrafe, und zwar erst Erdrosselung und dann Enthauptung. Die mit der Strafe des Hochverrats belegten Verbrechen sind folgende: Aufruhr, Zerstörung von Tempeln, kaiserlichen Palästen oder Grabmälern, Entweichung aus dem Lande oder Entfernung des Vermögens aus demselben, Verwandtenmord, sonstiger Mord, Tempeldiebstahl, Mangel an Achtung oder Sorge für die Eltern, Mißhandlung von Verwandten, Ungehorsam und Blutschande. Im Uebrigen werden die Verbrechen und ihre Strafen auch nach dem Stande der Fehlbaren klassifizirt. Bezeichnend ist, daß der Verbrecher, wenn er vor Entdeckung der That sich selbst anzeigt, straflos ist, und ebenso, wenn ihn ein jüngerer Verwandter anklagt (was Mangel an Achtung ist, wofür man ihn entschädigen muß). Ermäßigung der Strafe tritt ein,

wenn der Flüchtige freiwillig zurückkehrt, oder wenn der Dieb oder Bestochene das widerrechtlich Erworbene zurückgibt. Der zweite Theil, das bürgerliche Gesetz genannt, handelt vorzüglich von den Beamten und ihren Pflichten, der dritte enthält die das Finanzwesen betreffenden Gesetze, sammt den Ehe- und Erbgesetzen und den Vorschriften über Unterstützung der Witwen, Waisen, Armen und Kranken, sowie über den Ackerbau, der vierte die Gesetze über die Gebräuche, der fünfte die Militärgesetze, der sechste und umfangreichste die Gesetze über Bestrafung der einzelnen Verbrechen, Vergehen und Polizeiübertretungen und der siebente diejenigen über die öffentlichen Arbeiten. Die ganze Sammlung ist eigentlich ein großes Strafgesetz; denn in allen ihren Theilen spielen Strafen die größte Rolle. Es zeigt dies das durchgreifende System der Bevormundung des Volkes. Auch ist das chinesische Strafsystem dem europäischen durchaus entgegengesetzt. Gerade diejenigen Momente, welche im letztern die vorherrschenden sind und die gesammte Strafrechtspflege eigentlich beherrschen, sind in China nicht bekannt oder wenigstens nicht angewandt, nämlich die Advokaten, der Eid und das Gefängniß. Jeder vertheidigt sich selbst ohne einen anderen Fürsprecher als allenfalls seine Verwandten. Die Voraussetzung, daß Jedermann lüge, in welcher doch das Wesen des Eides besteht, wird in China nicht gehegt. Da ferner die Chinesen noch nicht auf den Gedanken gekommen sind, die Gefangenen zu beschäftigen oder zu isoliren, so sehen sie diese Strafe als ein Mittel zur Beförderung des Müßiggangs und der Verführung an und bringen die Einsperrung nur bei Untersuchungsgefangenen zur Anwendung; diese werden aber mit Ketten, Handschellen und Fußeisen gefesselt. Eine rührende Strafe kam früher für Verletzung des kindlichen Gehorsams vor, nämlich die Lesung der hierüber handelnden Vorschriften in knieender Stellung. Von den Todesstrafen ist die Erdrosselung die weniger entehrende; der Hingerichtete wird seiner Familie herausgegeben. Anders bei der Enthauptung: der Kopf des Unglücklichen gehört dem Staate, wird eingesalzen und in einem hölzernen, an einem Pfahle angebrachten Käfig öffentlich in der Heimat ausgestellt; den Rumpf können die verzweifelnden Verwandten haben. Vornehme erhalten zuweilen die Erlaubniß, sich selbst zu erdrosseln. Es gibt aber außerdem noch eine „langsame und schmerzhafte Todesstrafe", (Ling-tschi) wie sie im Gesetzbuche geheimnißvoll genannt wird. Sie besteht darin, daß der Henker den Verbrecher auf öffentlichem Platze an einen Pfahl bindet, ihm die Kopfhaut über die Augen zieht, den Körper in viele Stücke zerhaut, den Bauch öffnet und den Leichnam in's Wasser wirft. Die Folter war früher stark im Gebrauche, jetzt nur noch in Fällen von Verrat. Die Körperstrafen sind sehr häufig, werden rasch vollzogen, und der Geprügelte muß dem Richter für die Strafe danken.

Ebenso wie Strafen kennt aber das chinesische Gesetzbuch auch Belohnungen. Die bedeutendsten solchen sind die Ehrenpforten (Pai-fang, Pai-leou), aus einem Thor von Holz, Ziegel oder Stein, mit zwei Nebenpforten und einem Dache oder Giebel darüber.*) Sie werden zuerkannt: Personen, welche hundert Jahre alt geworden, solchen, welche sich durch kindliche Liebe ausgezeichnet, besonders keuschen Frauen, treuen und beliebten Beamten, außerordentlich verdienten Männern, sowie Erfindern. Solche Denkmäler des Verdienstes stehen auf Straßen, Brücken, in Feldern u. s. w. in großer Menge, und die Regirung läßt sie durch ihre Beamten sorgsam erhalten. Eine andere Belohnung ist der Pien, eine Art Diplom vom Kaiser ausgestellt, auf Holz oder Erz eingegraben, dem Betreffenden mit Musik zugesandt und im Hause desselben aufgestellt. — Uebrigens tragen die Regirenden nach Möglichkeit dazu bei, die Untergebenen zu einem sittlichen Leben anzufeuern. Es geschieht dies durch Vorträge, welche der Kaiser selbst dem Hofe und die Beamten den ihrer Sorge Anbefohlenen zu gewissen Zeiten über ihre Pflichten, über die Tugenden, Laster, Gesetze, Strafen, Höflichkeit, Abgaben u. s. w. halten. Aehnliches geschieht auch mittels von der Regirung gedruckter und verbreiteter Flugschriften. Gesetze und Verordnungen werden in der chinesischen Staatszeitung King-pao (Bote der Hauptstadt) bekannt gemacht. Darin erstattet die Regirung auch Bericht über Vorgänge am Hofe, und zwar oft nach unseren Begriffen recht indiskrete, über Ereignisse aller Art, Verhältnisse zu fremden Staaten, Veränderungen im Beamtenpersonal, Kriminalfälle u. s. w., stets mit eifriger Vertheidigung der Handlungen der Regirung. Die Beamten müssen Alles in der Zeitung, was sie angeht, abschreiben und in die Provinzen versenden. Die Regirung bringt hier alle Nachrichten so, wie sie dieselben erfahren, ohne alle Abänderungen. Ueberhaupt kennt man in China keine Furcht vor übeln Folgen der Aufrichtigkeit und die Presse ist dort von jeher so frei wie in England, während das hochgebildete Deutschland noch bis 1848 die Präventivcensur und heute noch Preßprozesse in Masse hat. Verbrechen, welche in China durch die Presse begangen werden, finden allerdings Bestrafung, aber ganz nach den gleichen Gesetzen, wie wenn sie auf anderm Wege begangen sind. Es ist indessen zu berücksichtigen, daß die chinesische Regirung auch auf dem Wege der Presse nichts zu fürchten hat; denn es ist dem chinesischen Volke tiefe Achtung vor dem Gesetze eingeprägt und angeboren. In außerordentlichen Zeiten, wenn es sich um den Sturz einer Dynastie handelt, sei es weil sie fremden Ursprungs oder pflicht-

*) Der Eingang zur chinesischen Abtheilung an der Wiener Weltausstellung hatte die Gestalt einer solchen Ehrenpforte.

vergessen ist, wird ohnehin nicht durch die Presse gewirkt. Opposition gegen herrschende politische oder religiöse Systeme wird in geheimen Gesellschaften ausgebrütet und durch Waffengewalt zur Geltuug gebracht oder zu bringen versucht. China ist sehr reich an geheimen Gesellschaften, namentlich unter der jetzigen Mandschu-Dynastie. Eine solche Gesellschaft, Thjan-ti-hoei (oder hui), d. h. Verein Himmel und Erde, oder Hung, d. h. Ueberflutung, soll schon zur Zeit der Befreiung China's vor der Mongolen-Dynastie im vierzehnten Jahrhundert bestanden haben. Sie hat den Sturz der Fremden (Mandschus) zum Zwecke und macht außerdem ihren Mitgliedern Sittenreinheit und werkthätige Bruderliebe zur Pflicht. Ihre Logen heißen Land der großen Gleichheit (Thai-phing-ti) und in ihren Erkennungszeichen, Ceremonien und Symbolen bietet sie manche merkwürdige Aehnlichkeit mit den Freimaurern dar. Zur Rekrutirung für diesen Bund werden aber oft Mittel der Gewalt angewendet. Den Zopf beseitigen die Hung, und ersetzen ihn durch die altchinesische Haartracht, wo sie es nur immer thun können, namentlich natürlich in den geheimen Zusammenkünften. Ein Werk dieser Gesellschaft war der furchtbare Aufstand, welcher die sechsziger Jahre hindurch China, besonders das mittlere, und die alte Hauptstadt Nanking verwüstete.

Gesetzgebung und Rechtspflege greifen in China auch vielfach in den öffentlichen Verkehr ein, doch mehr um ihn zu befördern, als um ihn zu hemmen. Die chinesische Regirung errichtet großartige Werke zu diesem Zwecke. Das wichtigste derselben ist der sog. Kaiserkanal,*), der sich durch neun Breitengrade (39 bis 30 n. Br.) hin erstreckt, nämlich vom Golfe von Petschili oberhalb der Mündung des Pei-ho südwärts durch den Hoang-ho und den Ta-kjang bis an den Golf von Hang-tscheu-fu, in einer Breite von 200 bis 1000 Fuß. Er hat beinahe überall Fall, geht auf Dämmen von Granitquadern über Seeen und Sümpfe und entsendet eine Menge von Adern nach dem Innern und der Küste. Zahlreiche Brücken überschreiten ihn und seine Arme, meist in so hohen Bogen, daß die Schiffmasten unter ihnen hindurch gehen können, was auch bei den natürlichen Flüssen der Fall ist. Schleusen mindern bei geringerem Falle die Gewalt des Wassers; bei stärkerm sind Stufen angebracht, von deren einer auf die andere die Schiffe durch stehende Winden gehoben oder gesenkt werden. Die Landstraßen sind mit großer Kunst angelegt und mittels Brücken über Thäler und Gewässer geleitet. Solche Brücken sind oft von erstaunlicher Länge bis zu tausend Schritten, und an den Enden

*) Jün-ho d. i. Transport-Fluß. Diese großartige Wasserstraße wird auch Jü-ho genannt, was man allerdings mit „kaiserlicher Fluß" übersetzen kann, wobei aber zu bemerken, daß jü niemals geradezu für Kaiser steht, nur kaiserl. Attribut (etwa großmächtig) ist.

mit Triumfbogen besetzt. Die von Sjuan-tscheu-fu, über einen Meerbusen, hat 2250 chinesische Fuß Länge und besteht aus lauter gleich großen Steinen. Meist sind sie von Steinen, oft aber von Holz, mit Aufzug für durchfahrende Schiffe, auch fliegende Schiff- und Kettenbrücken werden oft angetroffen. Da Wagen selten, schwer beladene gar nicht in China im Gebrauche sind, so werden die Straßen länger in gutem Zustande erhalten, als bei uns. Sie führen über die höchsten Gebirge, sind theilweise gepflastert, an der Seite mit Bäumen oder Mauern eingefaßt und hie und da mit Ruhebänken oder mit Denkmälern verdienter Beamten versehen. Die Hauptstraße von Peking nach Kanton hat in der Mitte ein 20 Fuß breites Pflaster und auf beiden Seiten Sandsteinplatten für Fußgänger. Nur sehr schmal sind die Feldwege, damit dem Ackerbau kein Eintrag geschieht. Häufig stehen Gasthäuser oder Garküchen an der Straße; aber die Reisenden finden auch in Klöstern und Tempeln Unterkunft. Von Strecke zu Strecke sind Wachposten zur Sicherheit der Reisenden aufgestellt. Unvollkommen sind dagegen die Briefposten. Es gibt solche nur für Staatsangelegenheiten, welche durch reitende Soldaten befördert werden. Höhere Offiziere sind die Postmeister. Vergehen in der Amtsführung werden stets durch Hiebe bestraft.

Das chinesische Gelt bestand in den ältesten Zeiten, wie noch jetzt bei wilden Völkern, aus Kaurimuscheln. Seit dem 24. Jahrhundert vor Chr. kamen dazu Metallstücke, Edelsteine, Perlen und Gewebe, seit dem 11. Jahrh. vor Chr. gegossene Goldwürfel, runde durchbohrte Kupferstücke, Leinwand und Seidenstoffe; deren Wert die Breite bestimmte. Doch waren die Goldstücke selten und nur die Kupferstücke häufig. Letztere wurden seit 544 vor Chr. in größerm Maßstabe angefertigt, aber nicht lange in demselben behalten. Tshin-Schi-hoang-ti führte 230 vor Chr. Gold- und Kupfermünzen von neuer Währung ein; erstere, Y, hatten einen Wert von 40 der letzteren, Tsien. Silber, Zinn, Steine, Perlen und Schildkrötenschalen durften von da an nicht mehr als Tauschmittel verwendet werden. Aber schon 204 vor Chr. führte der Han-Kaiser Kao-tsu wieder die früheren Goldwürfel (im Gewicht von 1 Kin = 147 Gramm) ein, und ließ ganz kleine Kupferblättchen, Kin, d. h. Blätter genannt, gießen. Ein Pferd kostete damals, da große Theuerung war, hundert Goldkin, 120 Pfund Reis zehntausend Kin. Nun folgten sich rasch mehrere Münzveränderungen, und die Falschmünzer hatten in Folge dessen leichtes Spiel; auch Silber, Blei und Eisen wurden gemünzt. Kaiser Wuti (140 vor Chr.) gab sogar Stücke Haut von weißen Hirschen aus seinem Park als Gelt aus. Im siebenten christlichen Jahrhundert kam zuerst fremdes Gelt nach China; im Anfang des achten mußten die Kaufleute auf Kabinetsbefehl ihr Metallgelt an den

Schatz abliefern und erhielten Banknoten dafür, die bei den Steuererhebungen angenommen wurden; später gab die Regirung Anweisungen auf Salz und Eisen aus. Unter der Dynastie Ming kam eigentliches Papiergelt auf, das jedoch durch Fälschungen wieder verscheucht wurde. Seitdem gibt es nur noch Bronzegelt aus Zinn und Kupfer, Kasch oder Tschen, in der Mitte mit einem Loch, zum Anreihen auf Schnüre. Zwölf solche Stücke kommen auf einen englischen Penny. Die Chinesen nehmen aber sehr gern europäisches und amerikanisches Gold und Silber, das den Verkehr mit den Fremden beherrscht. Wechsel stellen die Chinesen nicht aus, sondern nur Quittungen, für deren Einlösung die Behörden pünktlich sorgen, nötigenfalls durch Konfiskation. Maße und Gewichte sind nach dem Dezimalsystem geordnet. Die Wagen sind Schnellwagen ähnlich den früher bei uns üblichen. Weit eigentümlicher ist das chinesische Rechenbrett, Suan (oder Suan-phan,)*) ein viereckiger Holzrahmen, an den Ecken mit Messing beschlagen und mit einem messingenen Aufhängering versehen, 20 Zoll lang, gegen 8 Zoll breit, der Rahmen 1½ Zoll breit. Stäbe von Horn durchschneiden den Rahmen kreuzweise und sind mit hölzernen Ringen oder Kugeln versehen. Mittels Auf- und Abschiebens dieser letzteren rechnen die Chinesen mit großer Geschicklichkeit und Schnelligkeit die bedeutendsten Summen aus.

In Folge der Kleinheit der Landesmünzen ist der Binnenhandel meist Tauschhandel. Die Kaufleute regeln jährlich am Neujahrsabend ihre gegenseitigen Rechnungen. In den Städten haben die Geschäfte einer Gattung gewöhnlich eine oder mehrere besondere Straßen inne: ihre Läden sind durch Aufschriften und hohe Pfeiler mit daran hängenden Tafeln kenntlich gemacht. Merkwürdig ist namentlich, daß die Altertümerhändler bedeutende Geschäfte machen. Außerdem gibt es zahlreiche Hausirer und Trödler, die mit den verschiedensten Gegenständen Unterhandel treiben, auch mit Büchern und Kalendern. Die Handwerker betreiben ihre Arbeit öffentlich, und zwar, wenn sie keinen Laden besitzen, auf der Straße. Alle Arten von Geschäftsleuten sind sehr ordnungsliebend und pünktlich, aber auch habgierig und nicht selten betrügerisch, so daß Waaren sehr oft verfälscht werden. Ja dies ist so häufig, daß Viele es für nötig halten, über ihre Läden zu schreiben: hier keine Prellerei. Für Verpackungsgegenstände, Kisten, Schachteln und dergl. wird jedoch nichts berechnet, ja sogar oft dem

*) Die Chinesen unterscheiden p und ph, k und kh, t und th, tsch und tschh, ts und tsh. Den ganzen Unterschied macht ein hinter p, k, t, tsch, ts stark gehauchtes h; darum darf ph ja nicht mit φ oder f, kh nicht mit ch, th nicht mit dem griechisch-englischen Lispellaute verwechselt werden. Das freie h am Anfang der Wörter wird aber in den meisten Gegenden China's rauh durch die Kehle gesprochen.

Kaufenden noch ein Geschenk über das Eingehandelte hinaus verabreicht und derselbe mit Thee bewirtet. Der Außenhandel China's, über den wir aus älterer Zeit nur dunkle, unzuverlässige Nachrichten haben, gehört ausschließlich der Neuzeit an.*)

C. Die Organe des Staates.

Das oberste Organ des Staates in China ist der Kaiser, wie ihn die Europäer nennen. Im gemeinen Leben sagt man Thjantsze des Himmels Sohn, oder Huang-ti welches Compositum aus zwei Synonymen für erhabener Herrscher besteht. Man betitelt den Kaiser auch Schang-huang (schang hoch, erhaben), nicht aber Schang-ti. welches Prädikat der Himmel selbst in Beschlag genommen hat. Die elliptische Redensart Uan-uan Njan d. i. 10,000 × 10,000 Jahre bedeutet: „möge er so lange leben!" und wird den Worten kin schang huang (hodiernus summus imperator) gerne angehängt. Der Kaiser ist zwar nicht unbedingt absoluter Herr, sondern nur insofern er die Gesetze hält; aber dennoch ist die ihm gezollte Verehrung eine grenzenlose und überschwängliche. Das Volk kennt ihn nach dem Namen, den er seiner Regirung gibt, und dies ist auch der Name, unter welchem der jeweilige Kaiser bei uns bekannt ist. Nach seinem Tode erhält er einen Beinamen, der meist ein Urtheil über seine Persönlichkeit, Tugenden, Verdienste 2c. ausspricht, z. B. der heilige, gelehrte, kriegerische, erbarmungsvolle Kaiser; nach diesem Namen sind die chinesischen Monarchen in der Geschichte aufgeführt. Außerdem erhält er noch einen Tempelnamen für den Ahnensaal, welcher meist seine Stellung in der Dynastie, z. B. als deren Stifter, bezeichnet. Mit dem Namen des Kaisers wird in den Büchern stets eine neue Zeile oder vielmehr Kolumne angefangen.

Die Kaiserwürde beruhte in ältester Zeit auf freier Wahl, seit der ersten Dynastie auf Wahl aus der regirenden Familie. Erst seit China von den Mongolen erobert wurde, ist sie erblich. Das Wappen der kaiserlichen Familie ist ein Drache. Nur der Kaiser darf jedoch einen Drachen mit fünf Klauen an jedem Fuße führen; den Prinzen sind nur vier Klauen gestattet.

Der Kaiser darf der öffentlichen Meinung gegenüber sich keine Blöße geben, geschweige denn gar einen schlechten Lebenswandel führen. Es ist seine dem ganzen Volke bekannte Pflicht, dasselbe wie ein Vater zu regiren, ja es ist auch die Pflicht seiner Beamten, ihn von Abwegen abzumahnen und zum Guten anzuhalten, ob sie

*) S. des Verf. Kulturgesch. der neueren Zeit III. S. 338 ff.

auch darob in Lebensgefahr gerieten. Von ihm wird in jeder Not und Gefahr Hilfe erwartet. Bei Hunger oder Theuerung vertheilt er Getreide aus seinen Magazinen und verlangt, von jedem Vorfalle, wo er helfen kann, unterrichtet zu werden. Damit der Kaiser in dieser Weise seines Amtes würdig werde, genießen alle Prinzen der herrschenden Familie, die doch Alle auf den Thron kommen könnten, die sorgfältigste Erziehung, müssen sich allen Prüfungen unterwerfen, dem Staate als Beamte dienen und dem Volke als Vorbilder voranleuchten. Besondere Beamte haben die Aufgabe, die Reden und Thaten des Kaisers zu sammeln und aufzuschreiben, und legen diese Notizen abschnittweise in einen Kasten, der erst nach dem Tode des Herrschers geöffnet wird. Die darin gefundenen ungünstigen Thatsachen werden jedoch erst nach Verfluß von zwei Generationen oder gar erst nach dem Ende der Dynastie bekannt gemacht; es scheint dies allerdings soviel zu heißen, wie: gar nie!

Bei seiner ehelichen Verbindung ist der Kaiser an keine Standesrücksichten gebunden; seine Gattin muß nur körperlich tadellos und von gutem Rufe sein. Die Kaiserin erhält eine Art von Krönung und eine besondere Abtheilung im Palaste, welche Niemand als der Kaiser betreten darf. Die Nebenfrauen leben in einer andern Abtheilung und müssen nach dem Tode des Kaisers im „Palaste der Keuschheit" ein streng zurückgezogenes Leben führen. Einer ganz besonderen Verehrung erfreut sich die Kaiserin Mutter. Die Wache des Serai wird Eunuchen anvertraut, welche unter früheren Dynastien, besonders den Thang und Sung, oft großen Einfluß auf die Regirung ausübten. Verwandte des kaiserlichen Hauses, für welche die Hoffnung auf Nachfolge verloren geht, treten mit einem Gehalte in den Privatstand zurück und müssen sich oft, wenn ihre Dynastie den Tron verliert, dem Handel oder Handwerken widmen. Prinzessinnen werden an talentvolle Jünglinge vermählt, welche mit der Braut eine reiche Ausstattung an Ländereien oder Juwelen erhalten. Es ist das Vorrecht des Kaisers und seiner Verwandten, sich citronengelb zu kleiden. Vor ihm wie vor seinen Sendschreiben und Befehlen wirft man sich dreimal auf die Knie und beugt das Haupt jedesmal. Der Kaiser stirbt nicht, sondern er „geht nur fort."

Die Würdenträger (chinesisch kuan-fu, tá-fu), von Europäern gewöhnlich Mandarinen genannt,*) vertreten in China die Stelle

*) Das Wort Mandarin ist weder chinesisch noch europäisch, sondern ein altindisches (sanskritisches), frühzeitig nach Hinterindien und zu den Malaien gewandertes Wort: mantrin für hoher Beamter, besonders Minister (buchstäblich Berater), und hat sich den Portugiesen so mundrecht gemacht, daß es an mandar (befehlen) erinnert. Ihre Bekanntschaft mit Völkern der Hinterindischen Halbinsel und Malaien ging bekanntlich der mit Chinesen voraus.

des Adels. Jeder Unterthan, der die Fähigkeit dazu besitzt, kann sich zu den höchsten Ehrenstellen emporschwingen. Vorrechte haben nur zwei Familien; die kaiserliche und die des Khong-fu-tße. Bevorrechtete Klassen sind außerdem: verdiente Krieger, Beamte und Gelehrte. Ueber diese kann nur der Kaiser selbst urtheilen, wenn sie angeklagt werden. Die Kuan-fu sind in neun Rangklassen getheilt, deren hauptsächliche Unterscheidungszeichen in der Farbe und dem Stoffe der die Mütze oben zierenden Kugel bestehen. Dieselbe ist aus einem Edelstein, aus Korallen oder aus Gold verfertigt. Andere Abzeichen sind Bilder von Thieren auf dem Brusttheile des Kleides, Federn u. a., die sich wieder verschieden gestalten, je nachdem der Betreffende dem Civil- oder Militärstande angehört, deren Aemter durch alle neun Stufen parallel laufen, wie in Rußland; doch haben in China bezeichnender Weise die Civilisten den Vorrang vor den Militärs. Zur Zulassung in den Staatsdienst sind Prüfungen unerläßlich, welche dreizehn Tage lang dauern. Die nähere Organisation des gesammten Beamtenheeres ist nur aus neueren Zeiten bekannt; aus dem Altertum wissen wir nichts Näheres in dieser Hinsicht. Die verhältnißmäßig geringe Zahl der chinesischen Beamten haben wir schon oben (S. 149) berührt.

Die Organe des chinesischen Staates für den Krieg sind mehr auf dem Standpunkte älterer Zeiten stehen geblieben, als jene für den Frieden. Die Chinesen sind nicht kriegerisch und lieben den Frieden; denn sie sind nicht so dumm, nicht einzusehen, daß nur der letztere Wolstand und Bildung, welches die höchsten Ideale dort sind, befördern kann. Von einer Freude am Kriegerstande oder gar am Soldatenspiel im Frieden weiß man in China nichts. Das Waffentragen wird nur als Pflicht, und zwar als eine sehr lästige, unangenehme und keineswegs beneidenswerte angesehen. Trotzdem thun die Chinesen gewissenhaft diese Pflicht und sind im Kriege tapfer und getreu. Flucht, ja sogar blose Feigheit wird mit dem Tode bestraft. Daneben ist jedoch Milde und Menschlichkeit gegen die Feinde vorgeschrieben. In den älteren Zeiten vor der Eroberung des Landes durch die Mandschu war man hierin noch weit gewissenhafter und setzte weitläufige Verordnungen über das Verfahren im Felde auf, welche General Se-ma gesammelt hat. Jeder Krieg war hiernach streng verpönt, der nicht durchaus gerechten Ursachen entsprang. Auch durfte nur zu gewissen Zeiten Krieg geführt werden, besonders nicht zur Zeit der Ernte, der größten Hitze oder Kälte, während eines öffentlichen Unglücksfalles oder verheerender Krankheiten, zur Zeit der Trauer um den Kaiser u. s. w. Der Krieg galt als eine Krankheit, und es mußte daher im Frieden Alles angewendet werden, ihn zu vermeiden. In alter Zeit verfolgte man die Fliehenden nur hundert

Schritte weit, marschirte nicht mehr als drei Tage hintereinander und jeden Tag blos 90 Li ($4^1/_2$ deutsche Meilen). Alles wurde aufgewendet, um die Soldaten vor Krankheiten, Hunger u. s. w. zu bewahren. Zerstörungen von Eigentum, namentlich von Kunstwerken und der Ahnenbilder, in einer eroberten Stadt, Tödtung der Hausthiere, Wegnahme der Ackerwerkzeuge, Beschädigung der Bäume und nützlichen Pflanzen, Beleidigung der Greise und Kinder und überhaupt Waffenloser war den Soldaten streng verboten. Zur Zeit der Tscheu im 13. und 12. Jahrhundert vor Chr. mußten die Heerführer vor der Schlacht an der Spitze des Heeres den Eid auf die Schneide des Schwertes schwören, ihre Pflichten zu erfüllen. Das Heer mußte eine stolze Haltung zeigen, um Vertrauen in den Schutz, den es gewährte, zu erwecken. Das Heer hatte zwei Flügel, die auch die Chinesen so nannten und mit den Fittigen der Vögel verglichen. Trommeln gaben das Zeichen zum Vorrücken und Wirbel auf denselben das Signal zum Kampfe. Den um Pardon Bittenden mußte man das Leben schenken. Es war vorgeschrieben, aus welchen Gründen der General sich dem Tode aussetzen durfte, nämlich aus Liebe zum Ruhm, aus Zorn, wegen ungerechter Beschuldigung der Feigheit, wegen Herausforderung von Seite des Feindes, oder endlich aus Furcht vor Strafe für Pflichtvernachlässigung. Bevor der General sich zum Heere begab, hatte er eine Audienz beim Kaiser unter vier Augen. Dabei nahm der Letztere acht kleine Stäbe aus Holz, auf welche er oder der General auf beiden Seiten einige Zeichen schrieb. Diese spaltete man dann so, daß der Riß die Zeichen durchschnitt und Jeder der Beiden behielt eine Hälfte. Jeder Stab nun hatte seine bestimmte Bedeutung, wie z. B. Verlust des Feindes, Eroberung, Sieg u. s. w. Der General sandte statt eines Berichts das betreffende Holz an den Kaiser, der dann wußte, woran er war. Solcher geheimer Berichtsweisen gab es noch mehrere, auch in Chiffern nach Art der europäischen solchen. Ein chinesisches Armeecorps bestand früher aus 40 Compagnien, jede zu 500 Mann. Sechs davon waren Reiter, acht Bogenschützen, fünf führten nur Säbel und Schild, fünf Partisanen, zwölf Flinten und vier schwere Geschütze (letztere beide natürlich von jüngerm Ursprung). Die einzelnen Compagnien unterschieden sich durch verschiedenfarbige Fahnen. Die Spielleute waren Trommler, Pauken- und Glockenschläger und eigentliche Musiker. Die Uniform der Soldaten war von der bürgerlichen Tracht nicht wesentlich verschieden, und das Heer hatte auch keinen Kastengeist, sondern fühlte sich als Theil des Volkes. Jeder Soldat erhielt ein Stück Land, das er mit seiner Familie bebaute. Der Kriegsdienst war und ist noch freiwillig und auf 300 Seelen kommt nur ein Soldat. Die Schutzwaffen der Chinesen sind: Helme aus Eisen oder Kupfer mit Leder,

Harnische aus Seide oder Leinwand, mit Eisen und Kupfer beschlagen, Schilde aus Holz, mit Leder überzogen. Als Angriffswaffen dienen: Säbel aus Eisen und Stahl, Griff und Scheide aus Holz, letztere mit Fischhaut überzogen und lackirt, meist krumm, bisweilen gerade; sie werden mit dem Griff nach hinten getragen und um den Rücken herum ausgezogen und eingesteckt. Manche Krieger tragen zwei Schwerter, ein längeres und ein kürzeres, nebeneinander. Speere und Lanzen gibt es von verschiedener Form, auch den Sensen ähnliche; seltener sind Kriegsbeile und Keulen. Früher häufiger als jetzt war die Streitaxt aus Eisen und Stahl. Unter den Schußwaffen haben sich Pfeile und Bogen bis auf die Gegenwart erhalten und finden noch immer eifrige Pflege und Uebung, auch in der Form von Armbrusten. Das selbständig erfundene Schießpulver verwendeten die Chinesen nur zu Feuerwerken; Feuergewehre lernten sie erst durch die Europäer kennen und sind noch jetzt über deren roheste Formen, Luntenflinten und Feldschlangen nicht viel hinausgekommen; ja sie wenden noch Kanonen aus Bambus an. Eine sehr alte Einrichtung sind die Kriegswagen, theils zur Aufnahme der Feldherrn und der Heeresfahne, theils zur Verwendung bei Belagerungen, um Sturmleitern aufzunehmen oder um daraus zu schießen. Es gab solche von sehr verschiedener Form und sie wurden von 3 bis 6 Pferden gezogen. Zelte aus Leinwand dienen zur Bildung von Lagern. Die Fahnen sind dreieckig, von grüner Seide, mit dem Drachenbilde geschmückt. Die Fahne des Feldherrn ist sieben Fuß lang und hat die Gestalt eines Leopardenschweifes, bei Nacht sind Laternen aus geöltem Papier an der Fahne angebracht. Musikalische Instrumente sind das Kin-lo oder große Becken (Tamtam oder Gong) aus Metall, mit einem Stocke geschlagen; es dient besonders, um die Wachen zu kontroliren, die es zu bestimmten Zwischenräumen anschlagen müssen. Kesselförmige Pauken, mit Fellen beschlagen, vertreten die Stelle der Trommeln. Ein anderes trommelähnliches Instrument aus tönendem Holz, mit zwei Stäben geschlagen, dient zur Anmeldung bei höheren Offizieren. Kupferne Trompeten und Muscheln, diese letzteren ohne Zweifel seit uralter Zeit, bilden die Blasinstrumente. Kriegsschiffe hatten die Chinesen bis auf neueste Zeit nur auf den Flüssen, und zwar meist schwerfällige Flachbote, mit Bewaffneten versehen. Merkwürdig ist, daß sie bereits vor Erfindung der Dampfschifffahrt Fahrzeuge mit Rädern hatten, die durch Menschen in Bewegung gesetzt werden.

An Festungen ist China sehr reich; alle Städte und größeren Orte sind befestigt, zusammen etwa zweitausend; außerdem gibt es viele einzelne Forts, besonders am Eingange von Pässen und Hohlwegen, auf schwer zugänglichen Höhen und bei Flußübergängen. China hat sogar eine Landesbefestigung, die Große Mauer, Ende des

zweiten Jahrhunderts vor Chr. begonnen und noch vor Chr. vollendet, etwa 1500 englische Meilen lang, über Berge und Thäler schreitend (der höchste Punkt 5225 Fuß über dem Meer), — zweimal über den Hoang-ho, der sie eine Strecke weit ersetzt. Sie ist theils aus Erde, theils aus Steinen gefertigt und von hundert zu hundert Ruthen mit Thürmen versehen (an genaueren Beschreibungen ist kein Mangel). Dieses mit Unrecht verspottete großartige Werk hat über 1300 Jahre lang China vor fremder Herrschaft geschützt und dadurch bewirkt, daß auch die eindringenden Mongolen und mehr als drei Jahrhunderte später die Mandschus die indessen festgewurzelte chinesische Kultur nicht zu zerstören vermochten, sondern sich ihr anschließen mußten.

Dritter Abschnitt.

Die chinesische Religion.

A. Die religiösen Begriffe.*)

Es kann sich für uns, wenn wir von chinesischer Religion des Altertums sprechen, nur um die diesem Lande in den Zeiten vor dem Eindringen fremder Religionen, vorab des Buddhismus, ureigentümlichen Weisen der Verehrung des Göttlichen handeln. Die Quellen hierüber sind die klassischen Schriften der Chinesen, die King, über welche wir bei Anlaß der chinesischen Literatur Näheres zu sagen haben werden.

Das Grundprinzip in der alten chinesischen Religion ist der Himmel, meist der erhabene Himmel (Huang-thjan), auch der erhabene Herr (Schang-ti, vgl. oben S. 159) genannt. Nach ihm kommt die Erde (ti ist die Erde quoad formam, thù quoad substantiam; die Verbindung beider: thù-ti bezeichnet Landgötter, individualisirte Erdkräfte). Aus beiden entstehen alle Dinge, auch die Menschen, welche die einzig vernünftigen Wesen der Erde sind und an der Spitze der Schöpfung stehen. Eine persönliche Offenbarung nehmen die Chinesen nicht an; sondern Alles, was ist und geschieht, ist die Folge eines Gesetzes. Doch werden allgemein empfundene Störungen der gewöhnlichen Ordnung, wie Ueberschwemmungen, Erd-

---

*) Joh. Heinr. Plath, die Religion und der Cultus der alten Chinesen. 1. Abtheilung. Die Religion der alten Chinesen. München 1862.

beben, Dürre u. a. als Strafgerichte des Himmels für die Sünden der Menschen angesehen, die durch Reue und Besserung aufgehoben werden können. Hieran knüpft sich natürlich leicht weiterer Aberglaube, wie Wahrsagungen aus den Rissen gebrannter Schildkrötenschale, aus Kräutern, Träumen u. s. w.

Außer dem Himmel und der Erde als Grundwesen glauben aber die Chinesen noch an eine unübersehbare Menge von Geistern, von denen die gesammte Natur erfüllt ist. Wie dem Himmel und der Erde, bringt man auch ihnen Gebete und Opfer dar. Es werden höhere und niedere, oder auch himmlische, irdische und menschliche Geister unterschieden. Zu den himmlischen gehören Sonne, Mond, Planeten und Sternbilder, zu den irdischen die Geister der Berge, Wälder, Thäler, Meere, Ströme, Quellen u. s. w., die Schutzgeister des Ackerbaues, des Reiches, der einzelnen Fürstentümer, der Städte, der Grenzen, des Hauses und Herdes u. s. w. Menschliche Geister sind die Seelen der Verstorbenen, namentlich der Ahnen. Allgemein ruft man diese an und opfert ihnen, der Kaiser auch seinen Vorgängern; so wurden auch die Erfinder der wichtigsten Kulturmomente, wie des Feuers, des Ackerbaues, der Seidenzucht und überhaupt jeder Kunst und jedes Gewerbes verehrt.

Die altchinesische Religion kennt keinen Priesterstand. Priester des Himmels und der Erde, sowie der „großen" Flüsse und Berge, ist der Kaiser, für die übrigen Geister von allgemeinerer Bedeutung sind es die Fürsten, für untergeordnete Geister die Beamten, für die Ahnen der betreffende Hausvater und seine Gattin. Dem Aberglauben dienen Wahrsager und Traumdeuter. Eine Dogmatik gibt es nicht, auch keinen Katechismus, keine Mythologie und keine Götterbilder. Dagegen gibt es Vertreter und Sinnbilder der Geister, z. B. ein Fels oder Baum für jene der Erde oder der Fruchtbarkeit. Ein Kind, gewöhnlich der Enkel, vertrat früher meist den Verstorbenen; später begnügte man sich mit einer dessen Namen tragenden Tafel.

Was die Art des Gottesdienstes betrifft, so wurden Himmel und Erde im Freien auf Anhöhen verehrt, später in besonderen Gebäuden auf Altären, die Ahnen jedes Hauses in dem Ahnensaal desselben. Religionsunterricht gibt es nicht, die betreffenden Beamten geben Anweisung zu den erforderlichen Ceremonien.

Der Himmel wurde, wie schon der Ausdruck „Schang-ti" zeigt, ursprünglich persönlich und bewußt gedacht; er galt als allgegenwärtig, er höre und sehe Alles, was geschah, hieß es, sei einsichtvoll und uneigennützig, kenne die Menschen und ihre Bedürfnisse. Ja, man dachte ihn sogar bisweilen in menschlicher Gestalt. Nach einer Mythe trat die Mutter des Ahnherrn der Dynastie Tscheu in die Fußspur der großen Zehe des Schang-ti und gebar in Folge dessen

den Kaiser Heu-tsi. Auch andere Herrscherhäuser suchten sich ähnliche göttliche Ursprünge zu geben. Die Spuren menschlicher Vorstellung vom Himmel sind indessen sehr selten. Unter dem „Himmel" verstand man ursprünglich geradezu den blauen Himmel, das scheinbare Himmelsgewölbe, was schon die Entgegensetzung zur Erde beweist. Von beiden sagen die demütigen Chinesen in ihren heiligen Büchern: „Der Himmel ist gewiß hoch, und doch wagen wir nicht ohne uns zu beugen einherzugehen; die Erde ist gewiß fest, und doch wagen wir nur leise aufzutreten." Durch die Einheit beider entsteht und besteht Alles, alle Verhältnisse des Einzelnen und des Staates und des letztern Anordnungen leiten die Chinesen vom Himmel ab. Die Beamten sind für sie des Himmels Werkleute und die Büreaukratie daher eine himmlische Einrichtung. Ein Amt erlangen oder nicht, ist Bestimmung des Himmels. Die fürstlichen Befehle haben daher nur Geltung und finden Gehorsam, wenn sie mit den himmlischen Geboten im Einklange sind. Wann nun letzteres der Fall ist, darüber können allerdings verschiedene Meinungen walten; aber es scheint, daß die Chinesen die Befehle des Kaisers so lange für solche vom Himmel erhaltene ansehen, als dieselben sie in ihren Rechten und Gewohnheiten nicht allzu sehr beeinträchtigen. Vom Himmel kommt ihnen aber Alles, was nicht erwiesener Maßen von Menschen vollbracht wird, namentlich alles Gute und Angenehme. Weil nun der Kaiser als Bevorzugter des Himmels gilt, so ehrt man ihn, indem man letztern den „höchsten Kaiser" und zugleich die fünf Elemente, welche die Chinesen annehmen, — Wasser, Feuer, Erde, Metall und Holz, — die „fünf Kaiser" (U-ti) nennt.

Den Chinesen ist der Begriff eines außerweltlichen Weltschöpfers und einer Schöpfung im Sinne der Bibel und es sind ihnen auch Ausdrücke für diese Begriffe unbekannt. Alle Dinge gehen von Himmel und Erde aus, welche letzteren unerschaffen sind und im Schu-king „Vater und Mutter aller Dinge" genannt werden, doch ohne daß sich die Chinesen im Entferntesten diese beiden letzten Ursachen als ein Ehepaar wie Uranos und Gaia bei den alten Hellenen denken; die erwähnten Benennungen sollen blos die elterliche Fürsorge der beiden Urwesen für die übrigen Dinge, namentlich für die Menschen, ausdrücken; auch ein weiser Fürst wird „Vater und Mutter des Volkes" (min fú mù) genannt. Dabei ist aber der Himmel stets das Ueber-, die Erde das Untergeordnete, und darum auch jener der Vater und diese die Mutter.

Von den Geistern, Schin, scheinen die Chinesen keine klaren Begriffe gehabt zu haben. Sie werden unerforschlich, unergründlich, das Feine und Zarte in den zehntausend Dingen (d. h. in allen Dingen der Welt), unhörbar, unsichtbar, unzählig, allgegenwärtig,

Alles erfüllend und durchdringend gedacht. Sie wurden auch unter verschiedenen Thierformen vorgestellt, welche man durch Musik herbeirufen und durch Wechsel der Melodie, je nach der Zahl der Abwechselungen, mit Wesen anderer Gattung vertauschen konnte. Dieser fantastische Unsinn wurde im Buche Tscheu-li in ein völliges System von sechs Stufen gebracht. Unter welcher Form aber immer gedacht, schrieb man ihnen Einsicht, Theilnahme und Einfluß auf menschliche Angelegenheiten zu, woraus sich natürlich wieder der tollste Aberglaube entwickelte. Man klagte den Geistern seine Not und war überzeugt, daß sie dem Menschen zu Hilfe kämen. Sie heißen im Buche Li-ki des Kaisers Großbeamte und des Himmels Diener oder Klienten. Den höchsten Rang unter ihnen und die nächste Stelle nach Himmel und Erde nehmen die Ahnen des Kaisers ein. Meistens sind die Geister guter Art und lassen sich rühren, aber nur durch ein reines Herz. Böse Geister kommen selten vor, z. B. jene der schädlichen Naturereignisse.

Aus der großen Rolle, welche die abgeschiedenen menschlichen Seelen (Kuei) unter den Geistern (Schin) spielen, geht deutlich genug hervor, daß der Glaube an eine persönliche Fortdauer nach dem Tode ein wesentlicher Bestandtheil der altchinesischen Religion war, freilich in einer sehr unklaren, dunkeln Vorstellungsweise. Was die Seele eigentlich sei, darüber sprechen sich die alten Chinesen nicht deutlich aus, weil sie es eben so wenig wußten, wie wir. Wenn ein Mensch stirbt, so wird die Seele eingeladen, in den Körper zurückzukehren, und erst, wenn sie dieser Einladung nicht folgt, die Bestattung vorgenommen. Die Chinesen sind aber weit entfernt, das Diesseits dem Jenseits unterzuordnen. Von den Vorstellungen einer Belohnung oder Bestrafung nach dem Tode ist in ihren klassischen Schriften schlechterdings nichts zu finden. Tugend und Laster werden nach ihrer Ansicht schon auf Erden belohnt und bestraft. Auch ist die Vorstellung von dem Orte, wohin die abgeschiedenen Seelen kommen, in Ermangelung einer dies ausmalenden Priesterschaft, verworren und nebelhaft. Der Körper, heißt es, steigt zur Erde zurück, die Seele zum Himmel empor. Doch wurde der letztern fortwährende Empfindung zugeschrieben, — wozu sonst die an sie gerichteten Gebete und Opfer? Bei den Opfern für die Ahnen wurden Letztere als gegenwärtig gedacht. Auch glaubten die alten Chinesen, daß unter den abgeschiedenen Seelen dieselbe Hierarchie herrsche, wie auf Erden. Zweifelhaft ist es dagegen, ob sie eine *ewige* Fortdauer der Seelen angenommen. Manche Stellen der heiligen Bücher sprechen vielmehr geradezu von einem allmäligen Erlöschen und Ausatmen der Geister. Was einmal entstanden ist, muß nach der Meinung der Chinesen auch einmal zu Grunde gehen. Alles aber, Himmel, Erde, Geister und Menschen, bildet zusammen ein harmonisches Ganzes.

Was die einzelnen menschlichen Geister betrifft, so stehen die Ahnen stets voran. Der Kaiser verehrte deren sieben Generationen, die Fürsten fünf, die Großen drei. Doch wurde dies nicht immer streng eingehalten, und namentlich die Kaiser huldigten in der Regel allen ihren Vorgängern. Ferner opferte jedes Amt und Geschäft dem Schöpfer oder Erfinder desselben, der Feuervorstand bei den Opfern dem Erfinder des Feuers, der Vorstand der Gestüte dem ersten Pferdezüchter u. s. w. Wer wahrsagen ließ, opferte vorher dem Erfinder der Wahrsagerei.

Nach dem Himmel, der Erde und den alten Kaisern, sowie den ihnen gleichstehenden großen Erfindern kommen in der Rangordnung die himmlischen Geister Sonne, Mond, Sterne und Sterngruppen, die durchaus physisch, nicht etwa als Sonnen- und Mondgötter ꝛc. verehrt wurden. Gleich den alten Germanen glaubten die Chinesen und glaubt dort das Volk noch, daß bei Sonnen- und Mondfinsternissen ein feindliches Wesen (Drache) diese Weltkörper verschlinge, und der Kaiser rührt bei solchen Ereignissen die Kaisertrommel, um das erstere zu verscheuchen. Die Sonne hatte unter den Gestirnen den Vorrang; ihr wurde auf Altären, dem Mond in Gruben, jener im Osten, diesem im Westen geopfert. Unter den Sternen standen voran die fünf Planeten, welche nach den fünf chinesischen Elementen benannt waren (Venus, Metall-, Merkur, Wasser-, Saturn, Erd-, Mars, Feuer- und Jupiter, Holzstern); sie allein hießen Sterne (Sing). Sonne, Mond und Planeten hießen zusammen die sieben Ordner oder Regenten. Die Fixsterne wurden in Gruppen zusammengefaßt, unter denen die zwölf Sternbilder des Thierkreises voran standen, dann auch verschiedene nur in China übliche Konstellationen. Einzelne solche standen besonderen Naturerscheinungen, wie Regen, Wind u. s. w. oder menschlichen Verhältnissen, auch Königreichen vor, ähnlich wie in der europäischen Astrologie. Ferner gab es acht „den Gütern der Erde nützende und schadende" Geister: Wind, Donner, Regen, Hagel, Frost, Reif, Wolken und — Insekten.

An der Spitze der irdischen Geister stand die Erde selbst, nach dem Himmel die höchste Macht. Sie gilt bald als ein besonderes Wesen, bald als der Inbegriff alles dessen, was zur Erde gehört, Berge, Wälder, Thäler, Flüsse u. s. w. In dieser Zusammenfassung heißt die Erde thjan-hja, d. h. was unter dem Himmel ist. Gewöhnlich ist dieses Wort nur ein anderer Ausdruck für das Chinesische Reich. Weil es nun mit Himmel anfängt, so hat dieser Umstand in Europa dem berüchtigten „Himmlischen Reiche" (Celestial Empire, Empire Céleste) sein Dasein gegeben. Daran knüpfte sich dann wieder die andere Plattheit, Himmlische für Chinesen zu sagen!

Besondere irdische Geister sind: die der Berge (Yo) in den vier Himmelsgegenden, wozu später noch ein mittlerer Yo kam, dann vier Grenzberge als Schutzmächte der vier letzten Provinzen (den fünf ersten standen die fünf Yo vor), wozu aber nach und nach eine Menge weiterer verehrter Berge kamen, mit denen meist die Wälder (wie im deutschen Sprachgebrauch) in Verbindung gebracht wurden. Nach diesen kamen die vier großen Seeen und die vier großen Flüsse, dann die kleineren Flüsse, die Bäche, die hundert Quellen und die Brunnen, sowie die fünf Elemente, die vier Weltgegenden, die Schutzgeister des Reiches, der Felder und der Saaten, der einzelnen Vasallenstaaten, der Städte, ja sogar der Apanagen und der Domänen, endlich die fünf Schutzgeister des Hauses, nämlich der Pforte, des Herdes, der Thüren, der Wege und des Schlafgemaches.

Die Vorstellungen von allen diesen Geistern sind vag und undeutlich wie die von den übrigen auch. Es fehlt eben den Chinesen an einer geschriebenen Offenbarung, und dies hatte wie überall, wo dies der Fall, die beiden Uebelstände zur Folge, daß einerseits Niemand recht wußte, was er sich unter dieser Legion von Geistern eigentlich vorzustellen hatte, und anderseits der Aberglaube freies Spiel hatte. Diesen nährten vorerst die „Mahnungen" (Tschhing), d. h. Zeichen vom Himmel, welche den Menschen Glück und Unglück verkündigen, nämlich Erdbeben, Pest, Dürre, Ueberschwemmungen, Bergstürze, ungewöhnliche Pflanzen und Thiere, das Blühen der Bäume im Winter, Thierseuchen, starke Gewitter, Sonnen- und Mondfinsternisse, Meteore, große Nebel und unzählige derartige Erscheinungen, deren Deutung ganz regellos und der willkürlichen Fantasie der Menschen überlassen ist, daher auch vielfach von Mächtigen in einem gewissen Sinne ausgebeutet wird. Es wurden von einzelnen „Weisen" Regeln aufgestellt, was einzelne Naturerscheinungen bedeuten, so z. B. lehrte der Weise Ki-tseu im zwölften Jahrhundert vor Chr. (nach dem Schu-king): bei Respekt erfolgt Regen zu rechter Zeit, bei guter Regirung heiteres Wetter, bei kluger Verwaltung Hitze zur rechten Zeit, bei gesundem Urtheil der Richter Kälte zur rechten Zeit, wo ein Heiliger ist, Wind zur rechten Zeit; wenn Laster herrschen, regnet es beständig, bei leichtfertigem Betragen erfolgt beständige Dürre, bei Trägheit beständige Hitze, bei allzugroßem Eifer beständige Kälte, bei Selbstverblendung beständiger Wind u. s. w. Daher mußte, wie es im Schu-king weiter heißt, der Kaiser das Jahr, die großen Beamten (King-sze) die Monate und die unteren Beamten (Sze) die Tage sorgfältig prüfen, welche Zeichen sie darboten. Ja es gab einst einen eigenen Beobachter solcher Anzeichen (Schi-tsin), der die glücklichen und unglücklichen Erscheinungen zu unterscheiden hatte. Man zählte damals zehn Lichterscheinungen, die sich auf den Anblick

der Sonne bezogen, ebenso einen Hof-Astrologen, der aus den Beobachtungen am Himmel die Vorbedeutungen berechnete, wozu es in verschiedenen Zeiten verschiedene Zusammenstellungen der Provinzen des Reiches mit gewissen Sternen oder Sternbildern gab. Auch aus der Farbe der Wolken und Dünste zog man Schlüsse in Bezug auf Ereignisse, sowie aus der Richtung der Winde u. s. w. Dieser Aberglaube hat insofern sein Gutes, als die Regirung im Falle der Bedrohung des Reiches mit Unglücksfällen wolthätige Maßregeln trifft, wie Vertheilung von Lebensmitteln, Verminderung der Abgaben, Erleichterung der Strafen und Frohnden, Aufhebung der Einfuhrverbote und Zollbeschränkungen, Erleichterung der Ehen, Vertreibung von Räubern u. s. w.

Zahllos sind die altchinesischen Vorschriften, betreffend das Wahrsagen aus der Schildkrötenschale (das Pu) und aus der Pflanze Tsi (das Schi), sowie aus Losen. Es gab ehedem einen eigenen Schildkrötenmann (Kuei-jin), welcher sechs Arten von Schildkröten, nach der Farbe des Erdreichs ihrer Heimat unterschied und sie als die himmlische, die irdische und die der vier Weltgegenden unterschied. Man öffnete die Schale, hielt sie in's Feuer und wahrsagte aus den Rissen die es gab, wobei man 120 Figuren unterschied, die zehnmal so viel Antworten gaben; dieser Wahn wurde durch allerlei Kombinationen in's Aschgraue getrieben und sogar das Wol des Staates in Kriegen u. s. w. von der Schildkrötenschale abhängig gemacht. Aehnlicher Unsinn galt bezüglich der Pflanze Tsi oder Schi; es gab auch einen „Mann der Pflanze Schi" (Schi-jin). Bei beiden Manipulationen opferte man auch ihren Erfindern.

Sehr alt sind auch die Traumdeutungen in China, und ebenso reich wie unsere leider noch immer vorkommenden Traumbücher. Auch hier gab es mehrere Zahlen-Spielereien und konfuse Eintheilungen. Die Traumdeuter (Tschen-mung) waren darin sehr erfinderisch und selbst die Kaiser nahmen ihr Gewäsch sich verneigend in Empfang. Endlich gab es noch Zauberer und Geisterbeschwörer, sowol männliche (Nan-wu), als weibliche (Nju-wu); bei Kondolenzbesuchen schritten jene dem Kaiser, diese der Kaiserin voraus; bei großen Unglücksfällen des Staates sangen sie, heulten und flehten die Geister an.

B. Der Kult.*)

Da die altchinesische Religion weder auf einer Offenbarung beruhte, noch von einem Priesterstande gepflegt wurde, so konnte sie

*) Plath, J. H., die Religion und der Cultus der alten Chinesen. 2. Abtheil. Der Cultus. München 1863.

mit keinem allgemein gültigen einheitlichen Kult verbunden sein, sondern der Götter-, beziehungsweise Geisterdienst war je nach den Personen, welche ihn übten, nach ihrem Stande und ihrer Stellung, vielleicht auch nach ihrer Heimat (Provinz u. s. w.) ein verschiedener. Bekannt ist aus dem chinesischen Altertum indessen beinahe nur der Kult am kaiserlichen Hofe.

Voran steht unter den verschiedenen Kulthandlungen das Gebet. Ein Zeichen für diesen Begriff war charakteristischer Weise zusammengesetzt aus den Zeichen für Geist und Axt; es bedeutete mithin: bei einem Geiste anklopfen, — ein anderes aus Mann und Mund, was keiner Erklärung bedarf, u. s. w. Die alten Chinesen übten als Gebet keine Wortwiederholungen und Litaneien, sondern nur eigentliche Gebete, welche nach den Betenden verschieden waren und an den Himmel, die Geister und die Ahnen gerichtet wurden. Jeder konnte sich an alle diese Betobjekte wenden. Alle Gebete waren Dank- oder Bittgebete, keine Bußgebete; denn die Chinesen halten den Menschen für ursprünglich gut und kennen weder Erbsünde noch Bedürfniß der Erlösung. Beim Beten hielt man eine Tafel aus Steinen in der Hand, deren Gestalt, Farbe und Name sich nach dem Wesen richtete, an das man sich wendete, z. B. blau und rund mit dem Namen Pi für den Himmel u. s. w. Auch vor dem Kaiser erschien man mit einer solchen Tafel vor dem Munde Die Gebete der alten Chinesen betrafen nur weltliche Gegenstände, wie Leben, Reichtum, Ruhm, langes Leben, Kraft, Einsicht und alle Arten des Glückes, sowie das Aufhören oder Ausbleiben von Unglück. Es gab Gebetsbeamte, welche die Gebete für den Kaiser abzufassen hatten, und zwar nach einem bestimmten, die verschiedenen Veranlassungen zum Gebete umfassenden Schema. Dieselben hatten zugleich die Formeln für alle Kulthandlungen und die Leichenreden aufzusetzen, über den Gebrauch der richtigen Ehrennamen für alle Geister zu wachen, — die Opfer zu leiten, — kurz sie waren die Ceremonienmeister des Himmels und der Geisterschaaren. Außerdem gab es noch für geringere geistliche Verrichtungen „kleine Beter“ (bei kleinen Opfern), „Trauerbeter“ (bei Leichenbegängnissen), „Jagdbeter“ (für die Pferdeopfer bei den großen Jagden in den vier Jahreszeiten), Beterinnen bei den Opfern der Kaiserin u. s. w.

Ein besonderer Kult fand statt bei Abschließung von Verträgen und bei Eidesleistungen. Auch für solche waren eigene Beamte aufgestellt, der Sze-ming für feierliche, der Tsu-tscho für geringere Verträge. Es waren damit Gebete und Opfer verbunden. Bei Eidesleistungen liefen vor den Betheiligten Leute mit einer Peitsche her und verkündeten ihnen die Strafen des Meineides.

Die Opfer galten als die wichtigste Kulthandlung und als eine

heilige Pflicht, vor allen aber diejenigen zu Gunsten der Ahnen. Es kam nicht auf die Art und Menge des Geopferten, sondern auf die dabei waltende Gesinnung an. Die Opfer wurden verschieden benannt, je nachdem sie für die himmlischen, irdischen oder menschlichen Geister bestimmt waren; die ersten hießen Sze, die zweiten Hjang, die dritten Tsi; doch hielt man sich nicht streng an diese Unterscheidung. Das Zeichen für die häufigste Benennung, Tsi, war aus Hand, Fleisch und Geist zusammengesetzt, d. h. einer Hand, die einem Geiste Fleisch darbringt.

In den ältesten Zeiten wurden in China der Ahnensaal, die Trommeln, musikalischen Instrumente, Waffen, Glocken, Wahrsage-Schildkröten u. s. w. mit Opferblut bestrichen, was aber in den Zeiten der klassischen Bücher wieder in Vergessenheit geriet. Sühnopfer waren daher den späteren Chinesen immer mehr etwas Unbegreifliches. Askese und Selbstpeinigung waren den alten Chinesen unbekannt. Vor Begehung von Opfern aber mußten sie sich auf gewisse Zeit aller sinnlichen Genüsse enthalten und sich baden. Natürlich gab es verschiedene Grade der Enthaltsamkeit und, da wenigstens die Nahrung nicht mehrere Tage entbehrt werden konnte — gewisse Speisevorschriften. Die Zeit dieser Fasten wurde vom Opfermeister bestimmt.

Die Gegenstände, welche geopfert wurden, waren Thiere, Pflanzen und von Menschen verfertigte Gegenstände. Die Thieropfer scheinen die ältesten gewesen zu sein. Später traten sie, wahrscheinlich in Folge Vermehrung der Bevölkerung und des Anbaus uud dadurch bedingter Abnahme der Viehzucht, zurück und vorwiegend Getreideopfer an ihre Stelle. Als Opferthiere galten sechs Hausthiere, (Rind, Pferd, Schaf, Schwein, Hund und Huhn), sechs wilde Säugethiere (Hirsch, Damhirsch, Antilope, Bär, Wildschwein und Hase), und sechs wilde Vögel (Gans, Wachtel, Ralle, Fasan, Turteltaube und Taube). Meistens traf es indessen natürlich die Hausthiere; wilde Thiere und dazu auch Fische und Schildkröten, wurden mehr den kaiserlichen Ahnen zur Speise vorgesetzt. Nicht Jeder durfte jedes Thier opfern und nicht jedem Geiste durfte jedes solche geopfert werden. Wer keine Thiere besaß, durfte auch keine opfern, und wer kein Land besaß, auch keine Früchte (wie Die, welche keine Seidenraupen zogen, keine Seide tragen, welche ihre Baumgärten nicht bepflanzten, keinen äußern Sarg erhalten, die nicht spannen, kein Obergewand bei der Trauer tragen durften; es war dies Alles offenbar ein Sporn zur Industrie und zum fleißigen Landbau). Auch waren die Opfer nach dem Range verschieden; nur sehr Vornehme durften Ochsen opfern; niedere Rangstufen hatten ihre bestimmten geringeren Opferthiere Je höher die Gottheiten oder Geister, desto größer waren auch die ihnen dargebrachten Opfer. Es gab endlich gewisse Prinzipien, nach denen

auf die Farbe der Opferthiere Rücksicht genommen wurde. Namentlich hing viel davon ab, ob schwarze oder rote Thiere geopfert wurden; diese empfingen der Himmel und die Ahnen, jene die Erde und die Erdgegenstände (Berge, Flüsse u. s. w.); ebenso kam viel auf die Fettigkeit der Thiere an. Auch mußten die Opferthiere ohne Fehler sein.

Die Fruchtopfer bestanden vorzugsweise in Getreide, im Altertum besonders in Hirse, dann auch Reis und Weizen, Getränkeopfer vor Allem in Wasser, dann in Wein und Branntwein aus Korn und Reis (fünf Arten davon dienten zum Opfern, drei zum Trinken und es gab besondere Beamte, — Weinleute, — welche sie bereiteten). Ferner wurde Eis und Salz, duftende Pflanzen, Seidenzeuge, Jü-Steine u. s. w. geopfert.

Da es im alten China keine wirklichen Priester gab, so opferte jeder Gattung von Geistern, wer besonders dazu berechtigt war (nämlich die wir oben S. 165 als die „Priester“ derselben bezeichneten). Der Kaiser war überhaupt der vorzüglichste Opferer; der verstorbenen Kaiserin durfte nur er opfern, und ebenso mußte er es übernehmen, denjenigen Ahnen zu opfern, deren Nachkommen ausgestorben waren. Wagte es ein Vasall, dem Himmel zu opfern, so galt dies als ein Zeichen der Empörung gegen die bestehende Dynastie. In jeder Jahreszeit hatte der Kaiser bestimmte Opfer zu bringen. In Verhinderungsfällen vertrat ihn der große Obere der Ceremonien. An den Ahnenopfern nahm auch die Kaiserin, wie an denjenigen der Privatleute die Hausfrau theil. Außerdem waren zahlreiche Beamte bei den Kaiseropfern beschäftigt, und zwar vorzugsweise jeweilen Diejenigen, mit deren Amt die betreffenden Geister oder Opfergegenstände im Zusammenhange standen, wie z. B. die Strombeamten mit den Stromgeistern, die Kornbeamten mit den Kornopfern u. s. w. Besondere Angestellte besorgten das Schlachten der verschiedenen Opferthiere, Andere das Feuer, dessen Erfinder sie zugleich opferten. Andere mußten dafür sorgen, daß während der Opfer kein Lärm gemacht und die Sträflinge sowol, als die Trauernden aus dem Weichbilde des Opferplatzes entfernt wurden. Kurz, es hing eine endlose Hierarchie mit dem Opferwesen zusammen, deren Befugnisse wie ein Räderwerk ineinander griffen, damit ja keine Sünde gegen das ceremonielle Gesetzbuch begangen werden könnte.

Forschen wir nach den Oertlichkeiten, an welchen die Kulthandlungen der alten Chinesen stattfanden, so finden wir wenig von Tempeln. Die alten Kaiser opferten dem Himmel, den großen Bergen und den großen Flüssen im Freien. Sehr alt sind Altäre aus Erde (Than); sehr oft aber opferte man auch auf dem blosen gekehrten Boden und gewissen Geistern in Gruben. Dem Himmel wurde auf einem runden, der Erde auf einem viereckigen Hügel in einem

See geopfert, weil man letzteres für ihre (vom Meer umgebene) Gestalt hielt; dem Mond wurde bei Nacht, den Sternen in mondloser Nacht geopfert, und so hatte jede Geisterart ihre Specialität im Kult. Nur den Ahnen wurde in älterer Zeit in Tempeln geopfert, und solche dienten nebenbei, wie noch jetzt, sehr verschiedenen Zwecken, sogar zu Wohnungen, und waren natürlich nach dem Stande verschieden. Eigene Gebäude waren sie selten, meist Säle, Zimmer, oder gar nur besondere Stellen in solchen. Bildsäulen standen keine darin. Ein Kind, später eine blose Tafel, stellte den verehrten Ahnen vor. Die Naturgötter wurden (im Freien) durch einen Baum, Busch oder dergl. vertreten.

Je nach Rang und Stand der Opfernden waren auch die Opfergefäße in Zahl, Gestalt, Farbe, Zeichnung und Namen verschieden. Die Opfergefäße durften nicht über die Grenze gebracht und auch nicht verkauft werden; auch durften sie nicht geringer sein, als die Nahrungsgefäße der Betreffenden.

Zu den Opfern gehörte auch eine bestimmte Kleidung. Der Kaiser opferte dem Himmel an gewissen Festen in einem dunkelblauen Kleide, worauf Sonne, Mond und Sterne gestickt waren, und in einem mit zwölf Perlen (für die 12 Monate) besetzten Hute; an anderen Festen waren wieder andere Kleidungen vorgeschrieben. Seinen Vorfahren huldigte er in einem mit Drachen gestickten Gewande, und anderen Geistern wieder in anderer Tracht. Stufenweise nahm die Pracht der Opferkleider nach dem Range ab. Die Kaiserin hatte drei Opferkleider, ein hellblaues, ein dunkelblaues und ein rotes, alle mit Fasanen gestickt. Schlecht gewordene Opferkleider verbrannte man, wie man unbrauchbare Opfergeräte, Wahrsage-Gegenstände und todte Opferthiere begrub. Vor den Opfern fand ein Scheibenschießen statt, und die, welche sich dabei auszeichneten, wurden vom Kaiser gewürdigt, am Opfer theilzunehmen.

Beim Opfer wurde der größere Theil des Opferfleisches von den Theilnehmenden verzehrt und dieses Mahl wurde für sehr wesentlich gehalten. Auch bei dem gewöhnlichen Essen fand übrigens ein kleines Opfer statt. Ferner wurden die Opfer des Kaisers, wie seine Mahlzeiten, von Musik und Tänzen begleitet, die wieder nach der Art der Opfer sehr verschieden waren. Instrumente und Melodie mußten besondere Beschaffenheit haben. Die Hauptrolle spielten Trommeln, mit denen man auch den Geistern anzeigte, daß ihnen geopfert werde. Was die Bestreitung der Kultkosten betraf, so hatten die Chinesen keine besonderen „Kirchensteuern" zu bezahlen, sondern selbe waren mit den bürgerlichen Ausgaben verschmolzen. Staatsopfer bestritt der Staat, Privatopfer die Privaten.

Als eine Vorbereitung auf das Opfer, das der Kaiser dem

Himmel und den Ahnen brachte, wurde in China auch die in Europa vielgenannte Ceremonie betrachtet, welche darin bestand, daß der Kaiser jährlich mit dem Pflug einige Furchen selbst zog. Es hat dieses seinen Grund darin, daß es Vorschrift war, es müsse Jeder, welcher Korn als Opfer darbringen wolle, es selber ziehen. Es geschah im Frühling, am chinesischen Neujahrstage.

Des ausgedehntesten Kultes erfreuten sich die Ahnen. Zum Platze der Aufbewahrung der Kleider der Ahnen und der Opfer für dieselben durften nur die Kaiser, die Vasallenfürsten, die höchsten Beamten und die Gelehrten Tempel halten, Andere nur einen Ahnensal. Die Höhe des Tempels war nach dem Range verschieden; die Gemächer richteten sich nach der Zahl der Generationen, welche die betreffenden Stände zu verehren hatten; im höchsten Rang durfte das Gebäude noch einen Thurm haben. Den Ahnentempel (Mjao) betrachtete man als zeitweisen Aufenthalt der Geister der Ahnen. Auch wurden darin alle Familienfeste begangen, namentlich die Hochzeitfeier. Alle wichtigen Ereignisse wurden den Ahnen in ihrem Tempel angezeigt, in dem des Kaisers auch politische Angelegenheiten. Den Ahnen zu opfern war die Aufgabe des ältesten Sohnes, um den sich die übrigen Nachkommen nach dem Rechte der Erstgeburt gruppirten (der Ehrenplatz der Chinesen ist links). Der Kaiser opferte seinen 5 näheren Ahnen alle Monate, den 2 ferneren in jeder Jahreszeit. Das Kind, welches in ältester Zeit den Ahnen vorstellte, war in der Regel dessen Enkel, weil man glaubte, daß Großvater und Enkel einander am ähnlichsten sehen. In Ermangelung eines solchen nahm man den jüngeren Sohn oder irgend ein anderes Familienglied. Dieses lebende Ideal erhielt ein besonderes Zelt, unter dem es auf einer Matte Platz nahm; mit Schi-hoang-ti hörte diese Sitte auf und Tafeln mit den Namen der Verstorbenen kamen an die Stelle der verehrten Ahnen, meist hölzerne, aber auch steinerne und seidene. Beim Ahnenopfer des Kaisers wurde der größte Luxus entfaltet und den Ahnen die auserlesensten Speisen dargebracht, gerade wie dem Kaiser selbst, dessen vollständiges Mahl aus sechszig Töpfen ohne die vielen Pasteten und Conserven bestand. Vor dem Ahnenopfer wurde das Los befragt und zehntägige Enthaltsamkeit beobachtet, sieben Tage mildere, drei Tage strengere. Beim Eintritt in den Ahnensal übte man dieselben Komplimente, wie beim Besuche eines Gastes. Die Musiker blieben draußen. Zu ihren Tönen tanzte der Opfernde und gab mit den übrigen Theilnehmenden eine mimische Vorstellung aus der Geschichte der Dynastie, dann tödtete er das Opferthier und opferte das Fett und die Fleischauswüchse. Das Bessere verzehrte man am Opfermahl.

Dies ist was das alte China an Religion hatte. Es ist zwar mager und allzu reich an Ceremoniell; aber dafür gereicht ihm zur

Ehre, daß es nicht kannte: Menschenopfer, Götzendienst, heilige Prostitution, Hölle, Inquisition, Folter, Scheiterhaufen, Religionskriege und Unfehlbarkeit. Auch die Klöster hat ihm erst der Buddhismus gebracht, und so bleibt der altchinesischen Religion trotz ihrer Kahlheit der Ruhm der Humanität!

C. Die Reformatoren.

Die Trockenheit und Kahlheit der altchinesischen Religion, die Dunkelheit und Unbestimmtheit ihrer Begriffe von Gottheit und Welt, Schöpfung und Vorsehung, Fortdauer nach dem Tode und Erlösung bahnte mit der Zeit neuen religiösen Ideen von selbst den Weg. Das erste Auftauchen solcher fällt merkwürdiger Weise in die Zeit des Buddha, des Thales und Pythagoras, des Unterganges der Selbständigkeit Aegyptens und Babyloniens und der Rückkehr der Juden aus der Gefangenschaft, — was aber hier die Hauptsache ist: in die Zeit der ärgsten Zersplitterung China's in viele Fürstentümer, — in das sechste Jahrhundert vor Christus. In dieser Zeit befand sich das Reich der Mitte in trostlosem Zustande. Die Zerrissenheit des Landes begünstigte das Eindringen barbarischer Horden und barbarischer Sitten. Es kam bereits vor (bei dem Tode des Königs Mu-kung von Tshin in der Provinz Schen-si), daß mit dem verstorbenem König lebende Personen (darunter der Sohn desselben) und Thiere begraben wurden. Die Regirung war ohne Macht und Ansehen, die Vasallen zügellos. Wissenschaften und Religion lagen darnieder. Da traten weise Männer auf, um den Leiden ihres Vaterlandes abzuhelfen.

In der Provinz Ho-nan lebte ein Denker, Namens Li-pe-jang, der Nachwelt besser unter der Benennung Lao-tße (alter Herr) oder Lao-kiün (der alte hohe Weise) bekannt.*) Sein Leben ist dunkel; seine Geburt wird in das Jahr 604 v. Chr. verlegt; er war Bibliothekar und Archivar am Kaiserhofe der Tschéu und soll weder seine Heimat verlassen, noch Schüler um sich gesammelt haben; die Art und Zeit seines Todes ist unbekannt. Desto unsterblicher ist aber sein Werk Tao-te-king (Buch vom Tao und der Tugend).**)

Lao-tße stellt in diesem Werke ein höchstes unpersönliches und unsinnliches, aus sich selbst kommendes Wesen auf, welches er in Ermangelung des wahren, nicht zu findenden Namens Tao (wörtlich

*) Schott, Entwurf einer Beschreibung der chines. Literatur, Abhandl. der Berliner Akademie, 1853, histor.-phil. Klasse. S. 315 ff.

**) Lao-tse Tao-te-king, der Weg zur Tugend. Aus dem Chines. übers. und erklärt von Reinh. v. Plänckner. Leipzig 1870. Eine neuere Uebersetzung und Erklärung ist von Viktor v. Strauß.

„Weg“) nennt und für den Schöpfer des Himmels und der Erde erklärt. Dasselbe kann nur erkennen, wer ganz von Leidenschaften frei ist; bei wem dies nicht der Fall, der nimmt nur das endliche Wesen, die Schöpfung wahr (Kap. 1.), welche nur ein Hervorgehen des Tao aus seinem geistigen Wesen, ein Sichtbarwerden desselben ist (Kap. 21). Um das höchste Wesen zu erfassen, muß der Mensch mit der größten Ruhe und Klarheit beobachten, wie alle Wesen entstehen, blühen und wieder in den Schos der Natur zurückkehren. Dieser Rückkehr folgt aber ein stets erneuertes Wiederaufleben. Wer von der hohen Bedeutung dieser Fortdauer durchdrungen ist, der ist edel und vortrefflich, der hat das Ideal der Menschenwürde erreicht, dem erschloß sich der Himmel und der kennt das Tao und damit die Ewigkeit (Kap. 15.). An diese Grundsätze schließt sich durch die 81 Kapitel der zwei Bücher des Tao-te-king hin eine äußerst erhabene Lebensweisheit und eine scharfe Kritik der menschlichen Thorheiten. Lao-tße strebt nach wahrer Veredelung des Menschen, nach Befreiung von allen lästigen Formen und Autoritäten, nach dem Aufschwunge des Menschen durch seine eigene Kraft zu dem Ideal seines Wesens. Er ist ein Lehrer des Fortschrittes im schönsten Sinne und ein Mann des Volkes im wahren Sinne. Mit Entschiedenheit verurtheilt er den Krieg und die stehenden Heere (Kap. 30), die Despotie der Fürsten (Kap. 39), den Prunk und Glanz der Regirenden (Kap. 58), das Unterfangen, dem Volke Weisheit vorzuenthalten (Kap. 65) und die Aussaugung des Volkes durch Steuern (Kap. 75). Stets ergeht er sich in treffenden, aus dem Leben gegriffenen Gleichnissen und schwingt sich hinwieder zu wirklich dichterischen Ergüssen und zu den schwierigsten Gedanken auf, so daß ihm die schwerfällige Sprache seines Landes kaum zu folgen vermag. Daher sind auch seine Lehren bald gar nicht, bald gründlich falsch verstanden worden. Nur wenige Schüler haben in seinem Sinne gewirkt und geschrieben. Dagegen ist die größere Menge seiner Anhänger einen ganz abweichenden Weg gewandelt. Die Tao-ße (Tao-Gelehrte), wie sich diese nennen, sind eine Sekte von Geisterbeschwörern, Alchemisten und Zauberern geworden, deuten sich aus dem Tao-te-king allen möglichen Blöd- und Unsinn heraus, und schaffen sich namentlich eine Art von indischer Trimurti und ein unabsehbares Dämonenheer, während sie zugleich den armen Lao-tße zu einer Art von Gott machen. Ihr Vorsteher, der Tschhang-tien-ße ist gleich dem Dalailama unsterblich und sein Geist geht vom Vorgänger auf den Nachfolger über. Er setzt die Gottheiten der einzelnen Bezirke ab und ein. Die Tao-Priester treiben allerlei Gaukelspiel, gehen durch das Feuer, beschwören Besessene, suchen den Stein der Weisen, faseln von Unsterblichkeitstränken, die sie erfunden haben wollen, lassen Götzen verehren, wohnen

in den Tempeln, bilden klösterliche Gesellschaften, und, was die Hauptsache ist, lassen sich für ihr Hokuspokus reichlich bezahlen. Der berühmte Tschu-hi sagt: „Gaukler erborgten Lao-tße's Namen, um sich wichtig zu machen, konnten aber seine Reden nicht verstehen.“ Anderswo behauptet er, sie hätten sich den Schund und die Scherben der Buddhisten angeeignet. Da Tschu-hi keineswegs zu Lao-tße's Anhängern zählt, so ist ihm diese Art Ehrenrettung hoch anzurechnen. Die Bilder der Kaiser und Vornehmen, von denen die Tao-ße unterstützt werden, stellen sie in ihren Tempeln auf. Ihr Kult ist mit Musik, Gesang und Processionen ausgeschmückt. Auch besitzen sie eine bis auf die neueste Zeit reichende „heilige“ Literatur von mystischen Werken, in welchen sie u. A. ihre Lehre zu einer solchen stempeln, aus welcher Buddha die seinige geschöpft hätte. Dem chinesischen Volke dienen die Tao-ße zum Gespötte.

Vierundfünfzig Jahre nach Lao-tße, 551 vor Chr., wurde Khung-tßè oder Khung (auch Khong)-fu-tßè, latinisirt Confucius, im kleinen Reiche Lu, in der jetzigen Provinz Schan-tung, geboren, und zwar aus einer angesehenen Familie, deren Stammbaum bis auf den Kaiser Hoang-ti zurückgeführt wird. Sein Vater war Befehlshaber einer Stadt dritten Ranges, welcher mehrere Töchter, aber bis dahin noch keinen am Leben bleibenden Sohn gehabt hatte. Eine junge Frau, die er darauf nahm, gebar zehn Monate, nachdem sie um Fruchtbarkeit zum Himmel gebeten, unsern Philosophen. Bei seiner Geburt soll sich das glückverheißende Wunderthier Ki-lin im Garten gezeigt und einen Stein ausgespien haben, auf welchem die einstige Größe des Kindes schriftlich verkündet war, und zugleich seien zwei Drachen über das Haus geflogen und fünf Greise zumal in das Gemach der Mutter getreten. Auch eine himmlische Musik soll seine Geburt gefeiert haben! Sein eigentlicher Kindesname war Khjeu (bedeutet: kleiner Hügel). Es wird Erstaunliches davon erzählt, welch artiges und wohlgesittetes Kind er war und wie er schon früh die Ceremonien und Opfergebräuche u. s. w. mitmachte. Seine früh verwitwete Mutter schickte ihn in eine öffentliche Schule, wo er bald seinen Mitschülern Unterricht ertheilen mußte (das System des gegenseitigen Unterrichts ist in China alt und noch jetzt üblich). Mit achtzehn Jahren erhielt er das Amt eines Aufsehers über den Verkauf und die Vertheilung des Getreides. Sein Erstes war, dem Schlendrian ein Ende zu machen, der unter den Beamten eingerissen war, indem sie ihre Geschäfte durch Untergebene besorgen ließen. Er that Alles selbst, drang mit unerbittlicher Strenge auf Pflichterfüllung und auf Sorge für das Volkswohl, und hatte Erfolg dabei, indem die Mißbräuche bald schwanden. In seinem neunzehnten Jahre heiratete er und wurde nach zwei Jahren Oberaufseher der Felder und Herden.

Er that wol den Bedürftigen und strafte die Lüderlichen. Der Tod seiner Mutter in seinem 24. Jahre, unterbrach der Sitte gemäß seine amtliche Thätigkeit; er bemühte sich aber indessen, die eingerissene Gleichgültigkeit gegen ehrenvolle Bestattung der Todten zu bekämpfen. Die drei Jahre der Trauerzeit benutzte er zum Studium der Philosophie und der Geschichte seines Landes und setzte diese auch nach Ablauf jener Zeit fort. Der Lehre des Lao-tße gegenüber, welche die Welt verachtete, suchte er vielmehr Wissenschaft und Leben zu vereinigen und sowol dieses mit der Tiefe jener, als jene mit der Frische und Fülle dieses zu schmücken. Er wurde der Ratgeber aller Wissensbedürftigen weit umher bis zum höchsten Rang hinauf. Der Fürst von Yen im Norden China's lud ihn an seinen Hof, um an der Verbesserung der Sitten und Gesetze seines Landes zu arbeiten und so durchzog er lehrend ganz China. Zugleich lernte er Musik und vertiefte sich in deren Geheimnisse. Nach Hause zurückgekehrt, verschmähte er den Wiedereintritt in den Staatsdienst und lehrte in seinem Hause, in einer Art Akademie, Alle die belehrt sein wollten. Sein Ruf wurde so groß, daß der König des kleinen Staates Tsi sein Schüler zu werden verlangte und er sich genötigt sah, den Wanderstab wieder zu ergreifen. Diesmal begleiteten ihn viele Schüler, denen er nicht zürnte, wenn sie, von den Pflichten des gewöhnlichen Lebens gerufen, ihn wieder verließen; im Gegentheil: er lehrte wiederholt, daß man erst ein Weiser werden könne, wenn man ein Mensch in jeder Beziehung, ein guter Sohn, ein guter Bürger und ein guter Hausvater gewesen. „So lange der Mensch das Leben genießt, hat er an Nichts zu verzweifeln," war die Quintessenz seiner gesunden Philosophie. Während Lao-tße die Fürsten ignorirte, zog es Khong-fu-tße, den man ungerechter Weise als ehrgeizigen Schmeichler dargestellt, vor, ihnen gerade heraus die Wahrheit zu sagen, und bewirkte damit ohne Frage mehr als sein älterer Zeitgenosse. Dem Fürsten von Tsi, der auf seine Lehren nicht horchte, sondern ihn mit Anerbietung von Aemtern und Würden zu bestechen suchte, schlug er rund jede Annahme solcher ab. Ueber den Schattenkaiser Li-wang, der seinen Bruder ermordet und dadurch den Tron erschlichen hatte, hielt er eine derbe Strafrede nicht zurück. Da er oft von Lao-tße gehört, reiste er zu ihm, um sein Schüler zu werden, und die beiden großen Männer tauschten ihre Ansichten mit einander aus. Als der jüngere Denker wieder zurück kam, sprach er mehrere Tage kein Wort, und als seine Schüler ihn bestürmten, zu sagen, was er auf dem Herzen habe, erzählte er ihnen in seiner bilderreichen Sprache: Gedanken so hoch wie der Vogel in der Luft erreiche er gleich dem Pfeil, solche so schnell wie der Hirsch auf der Flur hole er ein gleich dem Jagdhund, solche so tief wie der Fisch im Meer bringe er gleich der Angel an's Licht;

aber die Gedanken Lao-tße's seien gleich dem Drachen im unerreichbaren Aether; er könne sie nicht erfassen und sei keines Wortes mächtig.*) Diese glänzende Anerkennung zollte in China ein Nebenbuhler dem Andern, zwischen deren Systemen ein himmelweiter Unterschied lag! Khong-tße hielt fest am alten Chinesentum, Lao-tße predigte den Fortschritt und die Weiterentwickelung, Jener war Praktiker und Realist, dieser Theoretiker und Idealist; Jener verlangte die Staatshilfe für die Beförderung des Menschenglückes, dieser verlangte dessen Erreichung durch eigene Kraft. — Khong-tße glänzte übrigens durch große Bescheidenheit. Lob, das ihm gezollt wurde, wies er stets mit Entschiedenheit zurück. An der alten Religion China's rüttelte er nicht, sondern befaßte sich ausschließlich mit der Tugendlehre und mit dem Bestreben, die Weisheit mit dem Menschenleben gründlich zu versöhnen. Jeden Anlaß, selbst den unscheinbarsten, ergriff er, um seinen Schülern gute Lehren zu ertheilen und sie im Wandeln auf der goldenen Mittelstraße zu bestärken. Dazu hatte er besonders Anlaß in der glanzvollen Residenz der Tschéu-Dynastie, welche er mit seinen Schülern besuchte, und in ihren prächtigen Tempeln und Palästen. Als er wieder nach Hause zurückgekehrt war, nahm er, um den Schülern Demut zu lehren, ein geringes Amt an, das man ihm anbot, um seinen Einfluß fernzuhalten. Er hatte den Grundsatz, sich durchaus mit jedem Thun und Treiben der Menschen bekannt zu machen, und lag daher u. A. auch der Jagd ob. Daneben unternahm er eine neue Herausgabe der heiligen Bücher China's, die er namentlich zu kürzen bestrebt war. Das Schu-king verminderte er auf die Hälfte, das Schi-king auf nicht viel mehr als den zehnten Theil. Als der König von Lu starb, verweigerte Khong-fu-tße den untreuen und habsüchtigen Ministern, welche seinen Nachfolger leiteten, seine ferneren Dienste und besuchte den König von Tsi, an dem er mit Freude sehen konnte, daß seine früheren Lehren nun doch gefruchtet hatten, indem derselbe ihn so hoch ehrte, daß er ihm sogar den Vortritt lassen wollte. Endlich wurde auch der neue König von Lu auf ihn aufmerksam und ernannte den nun 47jährigen Khong-fu-tße zum „Verwalter des Volkes" (Bürgermeister) und der Residenz. Bald hatte er die glänzendsten Ergebnisse aufzuweisen; er machte seine Pflegebefohlenen zufrieden, glücklich und arbeitsam; ein Ackerbaugesetz war sein Werk. Nach drei Jahren stieg er zum obersten Richter des Staates mit unbegingter Vollmacht von Seite des Königs; seine erste Amtshandlung war, daß er einen der vornehmsten Beamten als Unruhestifter und Volksbedrücker hinrichten ließ, und rechtfertigte diese Handlung seinen Schülern gegenüber vom damaligen Standpunkt,

*) **Pländner**, Lao-tse Tao-te-king, S. III. ff.

welcher keinen Zweifel an der Rechtmäßigkeit der Todesstrafe kannte, vollkommen. Ebenso ließ er Schauspieler, welche vor seinem und dem König von Tsi, die eine Zusammenkunft hatten, trotz seiner vorherigen Warnung unzüchtige Scenen aufführte, vor den Augen der Könige durch Soldaten niederhauen, und diese Energie bewirkte, daß der König von Tsi die gewaltsam besetzten Städte von Lu, um die es sich eben handelte, wieder herausgab. Zugleich demütigte er die volkaussaugende Kaste der hohen Würdenträger zu Gunsten der königlichen Macht. Der nächste König von Lu war ein thörichter junger Mensch, welcher die Freimütigkeit des Weisen nicht ertragen konnte; Khong-fu-tße machte daher mit seinen Schülern eine Reise nach dem Reiche Wei und mehreren anderen kleinen Reichen, in welchem man ihn zwar ehrenvoll aufnahm, aber nicht nach seinen Grundsätzen handelte, so daß er stets bald wieder aufbrach. Nicht ohne Gefahr war diese Reise. In Sung sprengte ein General auf Einflüsterung der Gegner des Philosophen eine Versammlung seiner auf der Reise neu gewonnenen Schüler, die er belehrte, auseinander. In Tschen wurde er als gefährliche Person verhaftet und sieben Tage gefangen gehalten, bis ihn befreundete Truppen befreiten. Nach vierzehnjähriger Abwesenheit rief der König von Lu den jetzt 66-jährigen Weisen zurück, der von nun an ruhig in der Heimat lebte, zu lehren fortfuhr und die Sammlung der heiligen Bücher, woran er schon lange arbeitete, vollendete. Sanft entschlief er im 75. Jahre seines Lebens (479 vor Chr.), neun Jahre vor des Sokrates Geburt. Er wurde prachtvoll bestattet und der reuevolle König von Lu errichtete über seinem Grabe ein großartiges Denkmal, worin alle Reliquien (Gewänder und Gerätschaften) des großen Todten niedergelegt wurden. Jetzt steht dort ein weitläufiger Tempel mit vielen Gebäuden, Höfen und Gärten und sogar eine Stadt, (zuerst ein Dorf Khung-li) jetzt Kju-fu-hjan, hat sich dort angesammelt. Sein Andenken wird in China immer noch heilig gehalten; die Dynastie Thang erklärte ihn als ersten Heiligen, die Dynastie Ming als den heiligsten, weisesten, tugendhaftesten Erzieher der Menschen, was die jetzige Mandschu-Dynastie bestätigte; in jeder Stadt besteht ihm zu Ehren ein Tempel, seine Familie bildet den einzigen Geburtsadel im Reiche und genießt manche Vorrechte gleich der kaiserlichen (im vorigen Jahrhundert zählte sie elftausend männliche Mitglieder); kein Mandarin tritt ein Amt an, ehe er dem Philosophen in dessen Tempel gehuldigt, seine Lehre ist die eigentliche Staatsreligion, und seine Schüler nennen sich alle Chinesen, welche auf Bildung und Humanität Anspruch machen können. Zu seinen Lebzeiten hatte er einen engsten Kreis von zwölf Schülern, die Alle mit Namen bekannt sind, einen weiteren bildeten 72, welche Alle fähig waren, in Wissenschaft und Musik zu unterrichten, und dreitausend waren es im Ganzen.

Khong-fu-tße's Tugendlehre läßt sich in folgenden seiner Sprüche zusammenfassen: Thue das Gute zu jeder Zeit, an jedem Ort, unter allen Umständen, wo du kannst, so wirst Du tugendhaft und weise sein. Thue das Gute um seiner selbst willen, ohne Rücksicht auf persönliches Interesse; sei streng gegen dich selbst, aber nachsichtig gegen die Fehler Anderer. Sage Niemand Böses nach und kümmere Dich nicht wegen des Bösen, das man Dir nachsagt. Hüte Dich, nach dem Beifall der Menschen zu haschen oder ihn gering zu schätzen, sondern empfange Lob und Tadel mit demselben Gleichmut. — Aus allem diesem bildet sich ohne Mühe die allgemeine Liebe ohne Ansehn der Person, die das Menschengeschlecht umfaßt, und aus dieser Tugend, der reichen Quelle, der alle anderen entströmen, sucht der wahre Philosoph Alles und vor Allen zu schöpfen. Sie ist es, die all sein Dichten und Trachten leitet und seine Handlungen belebt.

Als Nachfolger Khong-fu-tße's gilt der Philosoph Meng-tßè, latinisirt Mencius, geboren im kleinen Reiche Tsu in der jetzigen Provinz Schan-tung, wenige Jahre vor des Sokrates Tod, 403 oder 402, gestorben 316 vor Chr., also Zeitgenosse des Platon und Aristoteles. Einer angesehenen Familie entsprossen, erhielt er von seiner verwitweten Mutter eine treffliche Erziehung und wurde der Schüler Tße-ße's, des Enkels Khong-fu-tße's. Gleich diesem ging er mit siebenzehn Schülern auf Reisen und wirkte ähnlich seinem Vorbilde, aber mit noch größerer Kraft und Offenheit, Lebendigkeit und Schlagfertigkeit. Seine Methode war ähnlich der sokratischen, aber schärfer und witziger und vor seiner Ironie fürchtete man sich. Den Fürsten sagte er ohne Scheu und Umwege die Wahrheit keck in's Gesicht. Für die Geschichte der chinesischen Religion ist er ohne Bedeutung, da er blos Philosoph war und keine neue Sekte gründete. Erst über tausend Jahre nach seinem Tode, 1005 nach Chr., wurde über seinem Grabe ein Tempel errichtet und sein Bild in Khung-tße's Tempel aufgestellt. Den ihm zu Ehren angeordneten Opferdienst schaffte der Gründer der Ming-Dynastie wegen seiner Freimütigkeit wieder ab, stellte ihn aber auf Bitte eines mutigen Mandarinen wieder her.

Auf Meng-tße folgten manche Denker, welche zwar im Ganzen und Großen zur Schule Khong-fu-tße's gehörten, aber doch ihre eigenen Wege gingen, und zwar manchmal in ziemlich ausgedehntem Maße.*) Ja es gab solche, welche die Kühnheit hatten, in eklektischer Weise die Systeme der beiden größten Denker des Reiches der Mitte, Khong-tße und Lao-tße zu verknüpfen. Ein origineller Kopf war ohne Zweifel Sün-king (Sün-tße), im vierten und dritten Jahrhundert vor Chr. Er sprach, diametral dem Prinzipe Khong-tße's

*) Schott, Entw. e. Beschr. der chin. Lit. a. a. O. S. 338 ff.

entgegen, den Grundsatz aus, daß des Menschen Natur ursprünglich böse und seine Tugend nur gleißender Schein sei. Vor solchen Paradoxen hütete sich Lieu-ngan, ein reicher Mäcen, in dessen Palaste sich eine Akademie gelehrter Lao-tßeaner und Khong-tßeaner versammelte. Die Anhänger dieser beiden Richtungen halten übrigens jetzt weder gemeinsame Versammlungen mehr, noch zählen sie hervorragende Köpfe unter sich; denn es ist ihnen eine dritte Religion über den Kopf gewachsen, welche die ungeheure Mehrheit der Chinesen für sich gewonnen hat. Es ist dies der Buddhismus, welcher die Lehren der beiden anderen Parteien schlau für seine Zwecke zu benutzen und durch Duldsamkeit Eroberungen zu machen verstand. In China drang er in den sechsziger Jahren des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung ein; seine Lehre wird uns bei Betrachtung der indischen Religion beschäftigen. Zu der verfälschten Lehre Lao-tße's bekennt sich nur noch eine geringe Anzahl meist gemeinen, ungebildeten Volkes, zu Khong-fu-tße der Zahl nach zwar nicht viel mehr Personen, die aber den höchsten und gebildetsten Ständen angehören, und es ist in China noch immer guter Ton, zu den Schülern des großen Weisen von Lu zu zählen.

Im Ganzen aber bequemt sich der Chinese, wie Pater Hyacinth richtig sagt, je nach Umständen bald dieser und bald jener Religion, hängt sich aber ebenso wenig an eine einzige ausschließlich, wie er darnach gefragt wird, was dort Niemand thut. Es gibt darum im chinesischen Volke keine abgegrenzten Kirchen und Konfessionen; solche bilden allein die Priester der verschiedenen Richtungen.

Vierter Abschnitt.

Erziehung, Literatur und Wissenschaft in China.

A. Die Erziehung der Chinesen.*)

Mit Recht sagt der verdiente Forscher des chinesischen Altertums, Plath, daß in Europa der Kampf erst beginne, welcher in China gar nie nötig war, nämlich derjenige um die Unabhängigkeit der Schule von der Kirche. Die Schule ist aber in China auch vom

*) J. H. Plath, über Schul-Unterricht und Erziehung bei den alten Chinesen nach chinesischen Quellen. München 1868.

Staate unabhängig. Derselbe verlangt zwar von seinen Dienern die Ablegung von Prüfungen (s. oben S. 149); aber er fragt nicht, wie die hierzu notwendigen Kenntnisse erworben werden. Dies treibt die Familien dazu an, ihren Söhnen die erforderliche Bildung geben zu lassen; jedes Dorf hat seine Schule und die Städte Abendschulen dazu. Die Prüfungen enthalten drei Grade: Sjeu-tsai (Baccalaureus), Kjü-jin (Licentiat) und Tsin-ßze (Doktor); zu jedem gehören mehrere Prüfungen, alle schriftlich, zu welchen die Regirung nur ihre Examinatoren schickt. Sie werden zum ersten Mal in den Bezirksstädten von deren höchsten Beamten geleitet, und die Kandidaten müssen sich ohne irgend ein Hilfsmittel einschließen lassen. Es findet dabei ein Zudrang von Hunderten und Tausenden statt. Eine kleine Auswahl davon gelangt zur zweiten Prüfung in der Distriktsstadt, und wieder eine kleinere Anzahl zur dritten in der Provinzhauptstadt. Damit ist aber nur der erste Grad erreicht (wenn es glückt). Die Prüfung zum zweiten Grade geht alle drei Jahre in der Provinzhauptstadt vor sich und dauert 25 bis 30 Tage, die zum dritten Grade, in Peking allein, 13 Tage und zwar letztere bei Mitgliedern der kaiserlichen Akademie. Wer sich mit einem untern oder mittlern Grade begnügt, kann nach guter Prüfung in untere oder mittlere Aemter eintreten, wer aber bis zum obersten ausharrt, kann es bis zum Minister bringen.

Da nun also der Hauptzweck der Schule in China in der Befähigung zu den Staatsprüfungen besteht, so ist der Unterricht nicht Selbstzweck wie in Europa und daher sein Fortschreiten ein geringes, weil es von dem jeweiligen Standpunkte der Staatsprüfungen abhängt. Nach den Grundsätzen der alten Chinesen, welche auch Khong-fu-tße theilte, sollte das Volk nicht unterrichtet werden, ehe es ein gehöriges Auskommen hatte, indem es ohne dies nur ausschweifend würde. Die Nachrichten über das Schulwesen der ältesten Zeit sind sehr spärlich. Doch weiß man, daß es schon unter der ersten Dynastie einen Beamten gab, Sze-thu, den man als Minister des Unterrichts betrachten kann, der aber auch das gesammte Ceremoniell des chinesischen Lebens zu beaufsichtigen, selbst polizeiliche und finanzielle Befugnisse hatte. Er hatte „fünf Satzungen“ aufrecht zu halten und zu verbreiten, nämlich die Liebe zwischen Vater und Sohn, das Rechtsverhältniß zwischen Fürst und Unterthan, das zwischen Mann und Frau, die Unterordnung zwischen Alt und Jung und die Treue zwischen Freunden nnd Genossen, wozu später noch das Verhältniß zwischen älteren und jüngeren Brüdern und das Betragen gegen Gäste kam. Hier kommt namentlich das vierte Verhältniß, das der Jugend zum Alter in Betracht, als das, welches in den chinesischen Schulen von Alters her besonders den Kindern eingeschärft wird. Selbst die

Fürsten ehrten ältere Leute geringern Standes, und diese Sitte ging bis zu den Dorfbewohnern herab. Man nahm Greisen die Lasten ab, die sie trugen. Im Heere richtete sich der Rang nach dem Alter. Die Greise wurden auf Staatskosten ernährt u. s. w.

Schon unter dem uralten Kaiser Schün wurde beim Unterricht der Stock als Hilfsmittel gebraucht, wie die Peitsche bei den Beamten als Erinnerungszeichen an den Gehorsam. Nach dem Zeugnisse Meng-tse's gab es auch schon unter der ersten Dynastie höhere und niedere Schulen, anfangs, wie aus den bezüglichen Schriftcharakteren zu schließen, blos als Obdach für Kinder. Erst aus der Zeit der dritten Dynastie gibt es genauere Nachrichten über das Schulwesen. Der Sohn des Kaisers wurde mit den Söhnen der Großen des Reiches gemeinsam erzogen, und Alle nach dem Alter geordnet; es kam aber schon früher vor, daß Prügeljungen für die Prinzen herhalten mußten. Ceremoniell und Musik waren die Hauptfächer ihrer Ausbildung; natürlich ist letztere ganz von der europäischen verschieden, welche die Chinesen absolut nicht auffassen können. Dazu kam der Unterricht in den Tugenden: Vollkommenheit, Wachsamkeit, Pietät, Freundschaft, Gehorsam. Man unterschied auch sechs Fertigkeiten, nämlich: die Gebräuche, die Musik, das Pfeilschießen, das Wagenfahren, die Schrift und das Rechnen, und sechs Verhaltungsregeln: beim Opfern, bei Besuchen, bei Leichenzügen, im Kriegsdienste, zu Pferde und zu Wagen. Bei der Musik waren auch Tanz und mimische Darstellungen inbegriffen. Jede der genannten Disciplinen hatte übrigens ihre bestimmte Anzahl von Arten, sie auszuüben.

Die Schule diente nicht blos zum Unterrichte, so wenig sie blos auf die Kinder beschränkt war. Im Schullokale wurden auch die Greise gespeist und Uebungen im Bogenschießen gehalten. Aber auch die Erwachsenen mußten von den Beamten stetsfort in den nötigen Dingen (Tugenden und Geschicklichkeiten) unterrichtet werden, und es war dabei eine feste organische Gliederung nach engeren und weiteren Kreisen eingeführt, doch nicht so, daß wirklich das ganze Volk hätte Antheil nehmen können. Die höheren Schulen wurden von Zeit zu Zeit vom Kaiser besucht, wobei jedoch vorzugsweise ein Opfer und die Speisung der Greise stattfand.

Sobald das Kind essen konnte, lehrte man es, sich dabei mit der rechten Hand zu bedienen; im sechsten Jahre lernte es zählen und die Namen der vier Weltgegenden, im siebenten wurden die Geschlechter getrennt; im achten lernten sie die ersten Anstandsregeln, im neunten die Tage zählen, im zehnten (nun außer dem Hause, in der Schule) schreiben und rechnen, vom dreizehnten an laut lesen, singen, tanzen, Bogen schießen und Wagen lenken. Im fünfzehnten Jahre trat man in die „große Schule" und begann die Gebräuche zu lernen. Im

zwanzigsten erhielt der junge Mann den Männerhut und lernte die Gebräuche bei glücklichen und unglücklichen Verhältnissen. Im dreißigsten hatte er ein Haus, heiratete, baute das Feld oder übernahm ein Amt, studirte und pflog Freundschaften. Im vierzigsten trat er in den Staatsdienst, besorgte Geschäfte, ertheilte Ratschläge, theilte Gedanken mit. Im fünfzigsten wurde er Großbeamter (Ta-fu) und im siebzigsten trat er in den Ruhestand. Das Mädchen ging vom zehnten Jahre an nicht mehr aus dem Hause, lernte Hanf spinnen, Seide bearbeiten, Zeuge weben und Quasten machen, Kleider verfertigen, die Küche besorgen und bei religiösen Gebräuchen helfen. Im zwanzigsten Jahre verheiratete sie sich. Schreiben und Lesen lernte das weibliche Geschlecht nicht.

Alle drei Jahre wurde in jedem Bezirke eine Inspektion vorgenommen, wie die Bewohner desselben in ihrem Wandel, sowie in ihren Kenntnissen und Fertigkeiten sich verhielten, und die sich Auszeichnenden dem Kaiser genannt. In der spätern Zeit der großen Zersplitterung China's unter den Tscheu, wo die Schulen in Verfall kamen, indem die Fürsten sich nicht mehr um selbe bekümmerten, wurde der Unterricht vom Staate unabhängig. Die Reformatoren Lao-tße, der überhaupt nichts auf Schulbildung hielt, und Khong-fu-tße, dessen Hauptaugenmerk die Erhaltung des alten Chinesentums war, brachten keine Veränderung im Schulwesen hervor. Seit den Zeiten der Tshin (zwei Jahrhunderte vor Chr.) hob sich letzteres wieder und 740 nach Chr. wurde die chinesische Akademie (Han-lin, d. h. Pinselwald) gegründet.

Einen Begriff von dem Umfange und der Methode chinesischer Gelehrsamkeit in älterer Zeit gibt San-tße-king, d. h. Drei-Wörter-Buch, die Encyklopädie der chinesischen Jugend; dieses Werk wurde zwar erst unter der Dynastie Song 1277 nach Chr. geschrieben, hat aber einen sehr altertümlichen und ächt chinesischen Charakter. Es besteht aus Sätzen von je drei Worten, welche stets zu vieren eine Strophe bilden und meist abwechselnd reimen und macht ungefähr den Eindruck der gereimten latinischen Regeln, z. B.

Bei a und e in prima hat
Das Femininum immer statt.

Ein Beispiel möge hier stehen:

Kèu pu kjáo
Síng nài tshjan;
Kjáo tschi táo
Kuèi i tschuan.

Die Knaben müssen diese Encyklopädie auswendig lernen, jeden Charakter derselben kennen und nachschreiben, ehe sie zum Lesen und Auswendiglernen der vier klassischen Bücher vorschreiten. Das Buch

ist in China ungemein beliebt, in das Mandschu übersetzt und Missionäre haben seine Form in Lehrbüchern der christlichen Religion nachgeahmt. Es zählt im Ganzen 1068 Charaktere (also 356 Verse und 89 Strophen) und beginnt mit folgenden Sätzen: Im Anfang des Menschen ist die Wurzel (Grundlage) der (seiner) Natur gut, von Natur (sind wir) einander nahe, der Gewohnheit nach fern. Wenn nicht unterwiesen, so verändert sich die Natur. Auf dem Wege der Unterweisung ist es wertvoll sich anzustrengen*). Es folgen pädagogische Vorschriften, Beispiele merkwürdig früh geweckter Kinder, dann eine Uebersicht des Wissenswürdigsten, Alles in kurzen Worten. Voran geht die Liebe gegen die Eltern und die Ehrfurcht gegen die älteren Brüder; dann kommen die Grundzahlen, die drei Grundwesen (Himmel, Erde, Mensch), die drei Lichter (Sonne, Mond, Sterne), die moralischen Pflichten, die Jahreszeiten, die Weltgegenden, die fünf Elemente, die sechs Getreidearten, die sechs Hausthiere („dies sind die sechs Thierarten, welche der Mensch züchtet"), die sieben Leidenschaften (Freude, Zorn, Widerwille, Furcht, Liebe, Haß urd Wollust), die acht Töm (sie entstehen von Flaschenkürbis, gebrannter Erde, Leder, Holz, Stein, Metall, Seide und Bambus, d. h. aus meist trommelartigen Instrumenten, welche aus diesen Stoffen gefertigt sind), die Verwandtschaftsbezeichnungen, die zehn Tugenden und endlich der Unterrichtsplan, mit der Reihenfolge der klassischen Schriften, welche gelesen werden sollen. Hierauf folgt ein trockener Abriß der chinesischen Geschichte nach den Dynastien, dann die geschichtliche Literatur, Vorschriften über das Lesen, und die Schreibmaterialien, Mittel gegen das Einschlafen beim Studiren, Beispiele fleißiger Gelehrter und eine Schluß-Ermahnung zum fleißigen Studium.

Das für uns wichtigste Lehrmittel der Chinesen ist nun jedenfalls die Schrift.**) Die Urbewohner des Landes bedienten sich zum Gedankenaustausche zuerst „verschiedenfach verschlungener und geknüpfter Bänder oder Stränge mit Knoten", wie noch jetzt die Mjao in Süd-China. Auch die Chinesen selbst behielten anfangs diesen Brauch bei, besonders um Verträge abzuschließen und Unterpfänder derselben aufzubewahren. Nach ihrer Ueberlieferung sollte der fabelhafte Kaiser Fu-hi die Schriftzeichen erfunden haben. Khong-fu-tße schrieb diese Erfindung der Beobachtung des Himmels, der Erde und ihrer Wesen zu. Von Fu-hi sollten nämlich die acht Kua's herrühren, acht Figuren, welche aus je drei Reihen von einer langen oder

*) Schott, zur Literatur des chines. Buddhismus. Abhandl. d. Berliner Akad. 1873, philos.-histor. Klasse S. 38. Ders., Entw. e. Beschr. d. chines. Lit., das. 1853, S. 347 ff.

**) H. Wuttke, Geschichte der Schrift I. S. 241 ff.

zwei kürzeren Linien, in verschiedenartiger Gruppirung bestehen, (z. B.

u. s. w.) und durch Vereinigung von je zweien noch bedeutend vermehrt wurden (8 Trigramme und 64 Hexagramme).*) Diese Zeichen füllten das älteste Buch der Chinesen, I-king, und sollten die tiefsten Geheimnisse der Schöpfung und des Schicksals enthalten; aber ihre Bedeutung ist in Vergessenheit geraten, daher sie nur noch als Zauberzeichen gelten. Gelehrte haben sich über ihrer Erklärung den Kopf zerbrochen, so daß das I-king durch Beifügung dieser Versuche, deren ältester vom Fürsten Wen-wang von Tsin, 1150 vor Chr., herrührt, in großem Maße anschwoll. Khong-fu-tße's Erklärung der acht Figuren als: Himmel, Feuchtigkeit, Licht, Donner, Wind, Wasser, Berg und Erde bildet den jüngsten Theil des I-king. Die Staatsbibliothek von Peking besaß im J. 1775 nicht weniger als 1450 Abhandlungen über die Kua's. Selbst europäische Gelehrte haben sich mit dieser undankbaren Arbeit beschäftigt, und sogar einen Zusammenhang mit Pythagoras oder mit Aegypten in den Kua's gesucht. Ohne Zweifel waren sie nichts als sehr einfache Schrift- oder Zahlzeichen. Andere Zeichen, in welchen ohne Zweifel die 9 einfachen Ziffern zu suchen sind, enthält die Tafel Lo-schu, angeblich auch von Fuhi herrührend, von den Chinesen die mystische Schildkröte genannt, weil jede Seite des Quadrates, je 3 Ziffern enthaltend, zusammengezählt genau dieselbe Summe — 15 — ergibt. Sie diente daher wahrscheinlich auch zu abergläubigen Zwecken, und dies mag auch von den Kua's gelten.

Die jetzigen chinesischen Schriftzeichen soll Tsang-kie, Rat und Geschichtschreiber des sagenhaften Kaisers Hoang-ti, des Ordners der Zeitrechnung (2650 vor Chr.) erfunden haben. Bezeichnend heißt es, als Vorbild für seine Zeichen, 540 an der Zahl, hätten ihm die Fußtritte der Vögel („Krähenfüße" nennen wir unleserliche Schrift) und die Zeichnung der Schildkrötenschale gedient. Er soll sogleich damit ein medicinisches Werk geschrieben haben. Verschiedene Schriftsteller nennen übrigens verschiedene Schrifterfinder. Den Kaisern Schün (2222 vor Chr.) und Yü (2197 vor Chr.) schreibt man Vermehrung der obigen Schriftzeichen zu. Jedenfalls ist eine von Yü herrührende Felseninschrift vorhanden zum Andenken an die Vollendung einer Wasserleitung. Auch ließ er auf neun Opfervasen je eine Karte und Beschreibung einer der damaligen neun Provinzen China's anbringen.

Die chinesische Schrift ist ursprünglich Bilderschrift. Da die

---

*) Schott, Entwurf einer Beschreibung der chines. Lit. (Berl. Akad. Abhdl. 1853, hist.-phil. Klasse S. 302).

chinesische Sprache einsilbig ist, daher jedes Wort, und was dasselbe ist, auch jede Silbe eine bestimmte Bedeutung hat, so lag es nahe, auch einem jeden Worte ein bestimmtes Zeichen zu geben. Die Bilder, welche für diese Zeichen gewählt wurden, vertraten daher nicht mehr die Gegenstände, welche sie darstellten, sondern die Wörter, welche sie bedeuteten. Das Wortbild sollte nicht den Klang, sondern den Sinn des Wortes erkennbar machen. Die chinesische Schrift nimm daher die Mitte ein zwischen reiner Bilderschrift (wie z. B. der mexikanischen), welche von der Sprache unabhängig ist und nur Gedanken, nicht Worte wiedergibt, und einer Silben- oder Buchstabenschrift, welche für bestimmte Laute bestimmte Zeichen gibt. Die Laute kommen nicht in Betracht, sondern nur die Worte, und es können daher Wörter in der Aussprache und Betonung sehr ähnlich, sogar vollkommen gleich, ihre Zeichen aber sehr verschieden von einander sein. Die Aussprache derselben ist daher im Chinesischen keine einheitliche, sondern sowol in der Zeit, nach Perioden, als im Raum, nach Provinzen sehr verschieden. Der gebildete Chinese bedient sich jedoch in jeder Provinz (wenn er laut liest) der Umgangssprache, wie sie im Norden des großen Kjang sich abgeschliffen hat. Die Zeichen für Wörter, welche sinnliche Gegenstände ausdrücken, waren ursprünglich einfache Bilder dieser Gegenstände, Wörter für Handlungen wurden durch das Bild des Gegenstandes, von dem die Handlung ausgeht (z. B. für „sehen" durch ein Auge mit davon ausgehenden Strichen), Wörter für Eigenschaften durch modifizirte Bilder von Gegenständen, welche diese Eigenschaften besitzen, dargestellt. Ein Gebirge z. B. drückte man sehr einfach durch mehrere Berge, einen Wald durch mehrere Bäume aus; ein Punkt über einem Striche mußte „oben", unter einem solchen „unten", ein Strich durch Kreis oder Viereck „mitten" heißen. So häufte sich nach und nach ein Vorrat von Kombinationen an, mittels dessen man sogar zur Darstellung unsinnlicher Begriffe gelangte, und die Fantasie hatte freies Spiel. Verbindungen verschiedener Zeichen zu neuen, für verwickeltere Begriffe, vermehrten den Zeichenschatz mit der Zeit und durch die Betheiligung und Neuerungslust vieler Schriftgelehrten in immer größerm Maße, so daß es heute etwa fünfzigtausend allgemein übliche und ebensoviel nur vereinzelt vorkommende Charaktere in der chinesischen Schrift gibt. Zugleich veränderten sich aber auch die Formen der Zeichen durch den Gebrauch und durch die Zusammenfügung mehrerer, wie auch durch den Wechsel der Schreibmaterialien nach und nach so, daß es jetzt beinahe keine Zeichen mehr gibt, in denen noch das Bild irgend eines Gegenstandes zu erkennen wäre.

Was die Satzbildung im Chinesischen betrifft, welche bei der Unveränderlichkeit der Wörter beinahe undenkbar erscheinen könnte,

so kommt es darauf an, in welcher Ordnung die Wörter zusammengestellt werden. Das Verhältniß der Fälle (Casus) wird durch beigefügte besondere Wörter, welche außerdem andere Bedeutung haben, die Mehrzahl durch Wiederholung des Zeichens u. s. w. ausgedrückt. Das chinesische Schriftzeichen vereinigt nie so viele einander heterogene Bedeutungen wie manches gesprochene Wort. Zwei- und Mehrdeutigkeiten entstehen also vorzugsweise im Sprechen, wo aber der Chinese theils durch die Unterscheidung nach Accenten, theils durch engeres Aneinandersprechen zweier Grundwörter sich zu helfen weiß. Die chinesische Schrift ist für jeden Dialekt des Landes und auch für andere sich ihrer bedienende Völker dieselbe und kann gleich unseren Zahlzeichen in jeder Sprache gelesen werden; sie ist die allgemeine Schrift Ostasiens geworden und wird von nahezu der Hälfte der Menschheit gelesen und geschrieben.*)

Die Richtung der chinesischen Schrift geht von oben nach unten und diese senkrechten Zeilen (eigentlich Säulen) folgen aufeinander von rechts nach links. Ausgenommen sind Texte mit zwischenzeiliger mandschuischer oder mongolischer Uebersetzung: da laufen die Kolumnen von der Linken zur Rechten, weil beide genannte Völker ihre scheitelrecht laufende Buchstabenschrift ebenso ordnen. Theile von Büchertiteln findet man jedoch wagerecht geschrieben, und die wagerechte Stellung beobachtet man auch in tibetischen Texten mit zwischenzeiliger chinesischer Uebersetzung, die alsdann sogar von der Linken zur Rechten läuft.

Geschrieben wurde in den ältesten Zeiten auf Schilf und Gewebe (wahrscheinlich Leinwand), dann auf Stein, erst rot aufgetragen, dann eingegraben, auch bunt eingelegt, sowie auf Palmblätter, Rinde, Holz und Metall, und zwar mit eisernen Nadeln oder Griffeln. Später wurden Bambustafeln, am Feuer geschmeidig gemacht und gebräunt, vorherrschendes Schreibmaterial und zwar mittels Grabstichel oder Holzgriffel. Die Tafeln ordnete man zu Büchern. Auch Holzbretter kamen fortwährend vor, auf welche z. B. Khong-tße mit rotem Ocker schrieb, und auch die King wurden auf solche niedergeschrieben. Man schrieb ferner mit Holz- oder Bambusgriffeln auf Seide. Die Farbstoffe dazu wurden aus schwarzen Mineralien gefertigt. Tusche oder schwarze Tinte aus Fichtenruß und Leim oder Oel soll schon 1120 vor Chr. im Gebrauch gewesen sein. Erst am Ende des chinesischen Altertums, um 200 vor Chr., wurde der jetzt herrschende Pinsel aus Thierhaaren in einem Bambusstiel als Schreibwerkzeug und unter den Han, 176 oder 95 vor Chr., das Papier aus Maul-

*) Bezüglich aller näheren Ausführungen ist zu verweisen auf Schott, Chinesische Sprachlehre, Berlin 1857.

beerbaumbast oder -rinde, später auch aus Leinwand, Baumwolle ꝛc. als Beschreibstoff eingeführt. Das Schreibzeug eines Chinesen besteht aus drei Pinseln, Tusche, Wassernäpfchen und Reibschale. Dies alles wird gewöhnlich zusammen in einem Kästen von dunkelrotem Holz aufbewahrt, der etwa $11^1/_2$ Zoll lang, 6 Zoll breit und 3 Zoll hoch ist. Den Schreibbedarf, Pinsel, Tusche, Napf und Papier, nennen die Chinesen Szé-pào, die 4 wertvollen Dinge (Wuttke).

B. Das Schrifttum der Chinesen.

Die Chinesen leiten den Ursprung der Literatur von dem Bestreben ab, Laster und Irrtümer zu bekämpfen, vor deren Aufkommen es keine Bücher gab. Die ältesten bekannten sind die schon erwähnten Erläuterungen der Kua's vom Fürsten Wen-wang von Tshin, welche sein Sohn Tscheu-kung fortsetzte. Des Letztern Prinzenlehrer, Pao, soll 1078 vor Chr. ein Wörterbuch verfaßt haben. Um 950 vor Chr. ließ Kaiser Mu-wang, Nachkomme der Obigen, die Strafgesetze aufschreiben und verkündigen. Unter dem Kaiser Sjuen-wang (827 bis 781 vor Chr.) schrieb dessen Reichsgeschichtschreiber Tschéu ein Werk über die Schrift, was eine Reform der letztern zur Folge hatte. In der Zeit der Zersplitterung China's in viele Fürstentümer entstanden viele Werke über die Geschichte derselben. Um 500 vor Chr. hatte ein Fürst von Lu bereits eine Bibliothek. Als kaiserlicher Geschichtschreiber, Archivar und Bibliothekar verfaßte der uns bereits bekannte Lao-tße um 525 (?) vor Chr. sein Tao-te-king und in seinem Geiste arbeiteten seine Schüler Kuan-jun-tße und Jün-wen-tße weiter. Es verdunkelte sie jedoch bald Khong-fu-tße mit seiner dem chinesischen Charakter, soweit dieser der Civilisation huldigte, weit besser angepaßten Lehre, als es die metaphysischen Spekulationen des Tao waren. Khong-fu-tße ist nicht nur der bedeutendste Schriftsteller, sondern auch der verdienstvollste Sammler der literarischen Schätze China's. Seine hervorragendste That ist ohne Zweifel die Zusammenstellung des chinesischen Liederbuches Schi-king*), zu welchen er aus breitausend vorhandenen Volksliedern, von denen indessen nur wenige älter als die Zeit der Dynastie Tschéu sind, 311 Stücke auswählte, von denen sechs verloren gingen; dagegen vermehrte sich die Sammlung nach Khong-fu-tße's Tode nach und nach auf 331 Stücke. Die ältesten derselben fallen etwa in das vierzehnte Jahrhundert vor Chr.,

*) Schi-King oder Chinesische Lieder, gesammelt von Confucius. Neu und frei nach S. La Charme's lateinischer Uebertragung bearbeitet. Für's deutsche Volk herausgegeben von Johann Cramer. Crefeld 1844. Neueste Bearbeitung von Victor v. Strauß.

die jüngsten in das siebente nach Chr. Der Literarhistoriker Scherr sagt vom Schi-king: „Dieses Liederbuch läßt uns in ein bewegtes, farbenhelles, sinniges Treiben blicken. In klaren, oft majestätisch anschwellenden, dann wieder elegisch trauernden und zuweilen scherzhaft kichernden Liedern und Bildern zeichnet es die Einfachheit, Würde und Anmut des altchinesischen Volkslebens. In erhabenen Strophen wird das Walten der höchsten Himmelsgewalt geschildert, in reizenden Wendungen das Geplauder der Liebe wiedergegeben oder der hohe Wert weiblicher Reinheit und Tugend gepriesen. Das Schmerzgefühl der Armen und Unterdrückten macht sich laut neben den Klagen verratener und gebrochener Herzen. Die alte Reichsgeschichte wird in Romanzen lebendig, der patriotische Eifer erhebt sich mit eindringlichen Mahnungen gegen den staatlichen und sittlichen Verfall, Schranzen und Schmarotzer werden satirisch gegeiselt, Weichlinge und Wüstlinge verwünscht, die Lehren alter Weisheit gnomisch zugespitzt, und auch Witz und Humor entfalten mitunter ihre Schwingen."

Was die Form der Lieder des Schi-king und anläßlich auch der übrigen chinesischen Dichtungen betrifft, so zerfallen dieselben in Strophen und diese wieder in mehrere meist viersilbige (also auch vierwortige) Zeilen. Es gibt aber auch drei-, fünf- und sechssilbige Zeilen.*) Man trifft Lieder ohne Reim, andere mit zweifelhaftem, wieder solche mit unvollkommenem und endlich mit vollkommenem Reim, indem das letzte Wort einer Zeile seinem ganzen oder beinahe ganzen Auslaute nach mit dem entsprechenden Worte einer folgenden zusammenklingt. Selten ist der Gebrauch desselben Wortes als Reim, ebenso der durchgehende Gebrauch desselben Reimes. Die meisten Lieder des Schi-king haben drei oder vier, die längsten bis etwa 13 Strophen. Die Strophe hat einen, oft zwei, selten drei Reime in vier bis zehn Zeilen. Ein Beispiel:

Fan fan jang tscheu
tschai schin tschai feu
ki kian kiun tsche
ngo sin tsche hieu,

d. h.: Es segelt hin der Kahn von Erlenholz; bald sinkt er, bald hebt er sich wieder. Nachdem ich den fürstlichen Weisen gesehen, ist mein Herz voll heiterer Ruhe.

Die Abwechselung der Reime ist höchst manigfaltig und erinnert oft an den kunstvollen Bau italienischer Stanzen.

Eine chinesische Mondscheinfantasie zeichnet sich in folgenden Versen: Zu Kin-ling, in stiller Nacht erhebt sich ein kühler Windhauch.

---

*) Schott, über chines. Verskunst, in den Abhandl. der Berliner Akad. 1857, Histor.-phil. Klasse S. 55 ff.

Einsam besteig' ich den hohen Söller und blicke in die Lande U und Jue. Weißes Gewölk spiegelt sich im Wasser, es spielt das herbstliche Licht; glänzender Thau tröpfelt Perlen gleich vom herbstlichen Monde. Unter dem Monde sing' ich lange, kehre spät nach Hause; Vergangenheit und Gegenwart bieten sich ja selten in unserm Auge die Hand. Es bahnt seinen Weg der schimmernde Kjang, er gleicht einem weißen Tuche.

Die Lieder des Schi-king theilen die chinesischen Gelehrten in drei Klassen. Die Lieder der ersten Klasse, Fu genannt, sind einfachen didaktischen Inhalts ohne alle Abschweifung, ohne irgend ein Bild; die der zweiten Klasse, Pi genannt, nennen den Gegenstand, auf den sie zielen, gar nicht, sondern bleiben bei blosen Allegorien und Vergleichungen stehen; die der dritten Klasse endlich, Hing genannt, beginnen in der ersten Linie der Strophe mit einer Vergleichung oder einem Bilde und gehen dann zu dem Gegenstande selbst über, der verglichen oder beleuchtet werden soll.

Khong-fu-tße schuf aber auch ein zweites Werk von klassischer Bedeutung für China, indem er 484 vor Chr. aus den alten Geschichtbüchern des Reiches eine zusammenhängende Sammlung von weisen Reden der alten Fürsten und ihrer Minister von etwa 2350 bis etwa 720 vor Chr. herausgab; das Buch heißt Schu-king d. h. das Buch schlechthin. Als Fortsetzung dazu schrieb Khong-fu-tße eine Chronik von Lu, für die Zeit von 722 bis 481 vor Chr., Tschün-tsieu genannt. Endlich schrieb er noch mehreres Andere, was theilweise nicht ganz zuverlässig von ihm, sondern vielleicht von einem seiner Schüler ist. Dahin gehört z. B. Ta-hjo, d. h. das große Studium, ein sehr kurzes, aber inhaltschweres Buch, das, nach einer Vorrede über die chinesische Erziehung, von der Selbstvervollkommnung, besonders mit Bezug auf das Wirken in Familie und Staat handelt. „Als Schriftsteller, sagt H. Wuttke, erhob sich Khong-fu-tße über alle Vorgänger vermöge seiner einfachen, gedankenvollen, kräftigen und erhabenen Sprache. Seine Schreibart galt fortan als das Muster für die höhere Ausdrucksweise. Immer und immer wurde sie nachgeahmt. Dessenungeachtet wurden im Zeitenlaufe gar manche Stellen seiner Werke wegen der äußersten Knappheit, in welche er den Gedanken gepreßt hatte, recht schwer verständlich, und spätere Gelehrte weichen in der Auslegung derselben ab." Durch die zugesetzten Erklärungen und die beigefügten Bemerkungen schwollen seine Werke zu kolossalem Umfange an. Dieselben werden, mit Inbegriff des J-king, Schu-king und Schi-king, von den Chinesen schlechtweg die King, die Bücher (wie „die Bibel") genannt und sind für sie geradezu der notwendigste Bestandtheil der Gelehrsamkeit. Unter seinen zahlreichen Schülern ragten besonders Tseng-tße, genannt Tseu-jü und sein Enkel Kung-ki,

genannt T ße-ße (509—453 vor Chr.) hervor. Der Erstere ist der Verfasser einer Auslegung des Ta-hjo, welche letzteres an Umfang weit übertrifft, ja vielleicht des Ta-hjo selbst; — der Letztere behandelte die Lehre des Großvaters in dem Werke Tschung-jung, die Unveränderlichkeit in der Mitte, d. h. das Verharren des Wandels in einer geraden Linie in gleicher Entfernung von den Extremen, also im Wege der Wahrheit, wodurch der Inhalt ziemlich deutlich angezeigt ist. Weitere Nachrichten über ihn enthält das von seinen Schülern 430 vor Chr. verfaßte Buch Lün-jü, d. h. moralische Unterredungen, welche an die durch Xenophon gesammelten sokratischen erinnern und die ganze begeisterte Tugend, Humanität und Menschenliebe des großen Khong-tße ausatmen, ohne in ein trocknes gelehrtes System eingeschraubt zu sein. Zusätze zu seiner Chronik von Lu schrieb sein jüngerer Freund Tso-schi, genannt Tso-kjeu-ming. Khong-fu-tße's Schüler und Anhänger zerfielen aber bald in mehrere Schulen oder „Familien", die verschiedenen Ansichten huldigten. Dasselbe fand unter den Schülern und Anhängern Lao-tße's statt, und die Schulen beider Philosophen traten wieder polemisch gegen einander auf. Als getreuester Nachfolger Khong-fu-tße's gilt, wie bereits erwähnt, Meng-tße; daher widerfuhr auch seinem Hauptwerke, das seinen eigenen Namen trägt, die Ehre, mit den drei Hauptwerken der Schule Khong-fu-tße's die Zahl der vier klassischen Bücher (Sze-schu) vollzählig zu machen. Es sind dies die erwähnten Ta-hjo, Tschung-jung, Lün-jü und dazu also das Buch Meng-tße. Letzteres führt (in dritter Person sprechend) die Aussprüche des Weisen bei verschiedenen Anläßen an und handelt von verschiedenen Gegenständen, von den Tugenden des individuellen und Familienlebens, von der Ordnung der Geschichte, von den Pflichten der Regirenden, den Arbeiten der Studirenden, Landleute, Handwerker, Kaufleute 2c., von den Gesetzen des Himmels, der Erde und aller ihrer Wesen und Erscheinungen, ohne dabei irgend eine systematische Ordnung zu beobachten. Während Khong-fu-tße das Laster nur in ernster Sprache und mit Abscheu bekämpft hatte, bezeigte Meng-tße demselben mehr Verachtung und verschmähte die Waffe der Satire nicht. Den nächsten Rang nach den Sze-schu nimmt das Hjao-king (Buch vom kindlichen Gehorsam) ein; es besteht aus einem Gespräch zwischen Khong-tße und Tseng-tße und wurde erst im 8. Jahrh. nach Chr. aufgefunden. Gegen die dumaligen Khongtßeaner trat von Seite der Laotßeaner der blühend schreibende Tschwang-tße auf, doch ohne daß diese Schule den Vorrang und Sieg der erstern verhindern konnte. Umsonst suchte die Metaphysik des Tao der realistischen Ethik Khong-fu-tße's den Rang abzulaufen; das dunkle und fremde Gewächs mußte sich in die Verborgenheit zurückziehen, die es ja so sehr liebte! Seit Khong-fu-tße's

Tode wurden so die Gelehrten, deren Schulen durch ihren Streit großes Aufsehen erregten, eine wirkliche Macht in China; und dies betraf im Grunde nur Khong=fu=tße's siegreiche Schule. Der Entwickelung dieser Macht trat aber eine unverhoffte Krisis hemmend in den Weg, die von demselben außerordentlichen Fürsten ausging, welchem China das Aufhören der kleinen sein Gebiet zersplitternden Staaten verdankt. Der Tshin=Kaiser Schi=hoang=ti bemerkte mit Verdruß, daß in den vielen nun unter seinem Herrscherstabe vereinigten kleinen Reichen eine Menge (man sagt siebenzig) von einander abweichende Schreibweisen im Gebrauche waren. Wie einen Kaiser, so sollte China nun auch ein Schriftsystem haben. Er beauftragte daher seinen Minister Li=ße mit Aufstellung eines solchen, dem ganzen Reiche gemeinsamen, und es geschah nach seinem Willen. Das neue System zählte etwa zehntausend Schriftzeichen. Von der Dekretirung bis zur allgemeinen Einführung war aber ein weiter Schritt; die Gelehrten hingen an ihren alten Zeichen, namentlich jene von Khong=tße's Schule, — und Schi=hoang=ti war ein — Anhänger Lao=tße's. Dies und der Mangel an Gehorsam genügten zur Rechtfertigung der schärfsten Maßregeln. Li=ße gab seinem Herrn den teuflischen Plan ein, die ersehnte Einheit der Schrift durch Zerstörung der vorhandenen Bücher herbeizuführen; ohnehin seien die Schriftsteller fernerhin entbehrlich, meinte er, seitdem die Welt nur noch einen Herrn habe, der ihr die Gesetze gebe. Nicht nach Büchern, sondern nach den Gesetzen sollen die Menschen leben. Schi=hoang=ti befahl sofort, alle Bücher an die Beamten zur Verbrennung abzuliefern, bei Strafe der Brandmarkung und Zwangsarbeit an der Großen Mauer. Ausgenommen waren die Bücher über Ackerbau, Musik, Heilkunde, Sterndeuterei, Wahrsagerei, Geschichte des Hauses Tshin, sowie das unverstandene Tao=te=king und das J=king. Es galt also die Vernichtung von Khong=fu=tße's Schule und die Herrschaft der Tshin und des Aberglaubens, und die Maßregel schließt sich würdig derjenigen des Kardinals Ximenes gegen die maurischen und jüdischen Bücher an. Unzählige Bücher, namentlich Khong=fu=tße's und seiner Schüler wurden 213 vor Chr. verbrannt, und außerdem erzählen die Anhänger Khong=fu=tße's von ungeheuerlichen Grausamkeiten gegen die damaligen Glieder ihrer Schule. Nur Weniges wurde durch Verbergen in entlegenen Gegenden gerettet. Und doch war durch diese Unmenschlichkeit die Einheit der Schrift keineswegs gerettet. Ja der Kaiser, der sie herbeiführen wollte, gab bald darauf dem Schriftsystem eines gewissen Tsching=mjao den Vorzug vor demjenigen Li=ße's, weil es in lauter geraden Linien bestand und daher leichter geritzt werden konnte. Auch für den Schreibpinsel, den eben zur Zeit der Büchervertilgung Schi=hoang=ti's der Feldherr Mung=tian erfand,

waren die geraden Linien bequemer. Wie bereits erwähnt, folgte das Papier dem Pinsel bald nach, mit welchem seitdem viele Verbesserungen vorgenommen worden sind.

Schi-hoang-ti's Barbarei hatte jedoch nicht lang andauernde Folgen. Bald erholten sich die Gelehrten wieder und Khong-tße's unverwüstliche Schule erlebte eine neue Blüte. Im Jahre 191 vor Chr. hob der Kaiser den Ukas gegen die Bücher auf und Li-ße's Schrift wurde von den älteren sowol, als von später aufgekommenen Schriftarten in den Hintergrund gedrängt. Der Kaiser Wu-ti (139 bis 87 vor Chr.) beschützte die Wissenschaften in hohem Maße. Freilich kam damit auch leichtfertige Literatur empor, und es fanden Mythen Eingang, welche die historischen Kenntnisse verwirrten. Ihnen gegenüber begünstigte Wu-ti kräftig die Schule Khong-fu-tße's und bemühte sich emsig, das von ihren Werken Verlorene wieder aufzufinden und zu ersetzen. Das Schu-king wurde theils unter den Trümmern eines alten Hauses aufgefunden, theils aus dem Gedächtniß wiederhergestellt. Damals schrieb auch China's größter Geschichtschreiber Sze-mà-tsjan in Wu-ti's Auftrag seine „geschichtlichen Denkwürdigkeiten" China's von der Urzeit (2637 vor Chr.) bis 121 vor Chr. Er starb während der Arbeit 97 vor Chr.; aber dieselbe wurde später von Anderen (zusammen 24) auf kaiserlichen Befehl fortgesetzt und reicht ununterbrochen bis zum Beginne der Mandschu-Herrschaft, welche den Abschluß nicht duldet. Unter der Dynastie Han (206 vor bis 220 n. Chr.) entstand die Kompilation des Li-ki, d. h. des Buches der Gebräuche, welches indessen außer den Ritualvorschriften auch moralische Lehren enthält, und sich das Ansehen eines fünften klassischen Buches (zu den vier King, oben S. 193) errang.

Durch die Einführung des Buddhismus in China, im ersten Jahrhundert nach Chr. fand bedeutender Einfluß der buddhistischen Kultur auf die chinesische statt, welcher wenigstens den einen großen Vortheil hatte, daß die Chinesen zum ersten Male eine fremde Sprache und ein Alfabet kennen und in Folge dessen auch ihre eigene Sprache rationeller behandeln lernten. Die buddhistische Literatur in China enthält gleich derjenigen der Tao-ße nur moralische und theologische Schriften ohne besondern Wert und daneben viel abergläubisches Zeug. Auch die nationale chinesische Literatur hat seitdem keine Fortschritte gemacht. Unter der Dynastie der Tang im siebenten Jahrhundert trat zwar eine kurze poetische Blütezeit ein, deren Erzeugnisse sich aber mit dem Schi-king nicht im Entferntesten messen können. Li-tai-pe (702—763) nennt man den chinesischen Hafis, da er frisch in's Leben griff und es mit lebte, aber den Wein über Gebühr liebte. Sein Freund Tu-fu (714—774), erst Censor des Kaisers, dann in Ungnade gefallen, war ein ebenso fröhlicher und dabei höchst frei-

mütiger Dichter. In derselben Zeit nahm in China die dramatische Dichtkunst ihren Anfang, welcher dem Kaiser Ming-hoang im J. 745, zum Zwecke der Unterhaltung seiner jungen Gattin zugeschrieben wird, was sich aber vielleicht blos auf Puppenspiele bezieht. Das älteste bekannte Schauspiel stammt erst aus dem zehnten bis zwölften Jahrhundert. Pantomimen waren längst vorher, schon zur Zeit Khong-fu-tße's, in China üblich. Der chinesische Roman gehört erst der neuern Zeit an.

Seit dem achten Jahrhundert erschienen in großer Menge Werke naturgeschichtlichen und gewerblichen Inhalts und Encyklopädien, dann auch Reisebeschreibungen über die angrenzenden Länder Hochasiens und Indien, sowie Beschreibungen der chinesischen Provinzen und der Nachbarstaaten in höchst trockener und aphoristischer Weise. Die Chinesen theilen seit jener Zeit ihren Bücherschatz in vier Hauptfächer: 1) King umfaßt Alles was klassische Autorität hat, daher sogar ein Werk technischen Inhalts in seiner Art King heißen kann, 2) Szè alles Erzählende und Beschreibende, selbst den historischen Roman eingeschlossen, 3) Tszè, die Philosophen und Moralprediger anderer Sekten, alles Wissenschaftliche nicht-religiöser Art und sämmtliche encyklopädische Werke und 4) Tsi (Poesie).*) Der Kaiser Su-tsung gründete 740 die kaiserliche Akademie oder den Pinselwald (Han-lin), welche die Oberaufsicht über alle literarische Thätigkeit führt und deren Mitglieder schwere Prüfungen bestehen müssen. Damals entstanden auch bedeutende Bibliotheken. Ein weiterer Anstoß zur Pflege der Literatur war die Erfindung der Buchdruckerkunst mittels Holzschnitt, über deren Zeitpunkt man nicht einig ist; derselbe schwankt zwischen dem sechsten und zehnten Jahrhundert. Am Wahrscheinlichsten ist der letztgenannte Zeitpunkt und die ersten Versuche geschahen mittels Steindruck. Ma-tuan Lin klagt darüber, daß durch die Erfindung des Bücherdrucks die guten Handschriften verloren gegangen seien, einer Menge Schnitzfehlern die Bahn eröffnet und dem oberflächlichen Bücherlesen Vorschub geleistet sei. Zwischen 1041 und 1048 erfand der Eisenschmied Pi-shing den Druck mit beweglichen Lettern (Ho-pan), die er aus gehärtetem Thon fertigte; doch wurde die Erfindung nach seinem Tode nicht weiter benutzt; sie ist auch für die dortige Schrift von fünfzigtausend gebräuchlichen Zeichen ohne praktischen Wert. Seit Erfindung der Buchdruckerkunst gab es auch einen Buchhandel in China; ferner wurde erstere seit dem elften Jahrhundert zu Papiergelt angewandt. Hervorragende literarische Erscheinungen seit dieser Zeit waren: Hoan-yu-ki (Beschreibung der

---

*) Schott, Entwurf einer Beschreibung der chines. Literatur, Abhandl. der Berliner Akad. 1853, philos.-histor. Kl. S. 295 ff.

ganzen Erde), eine Beschreibung China's und seiner Nachbarländer, vom Ende des 10. Jahrhunderts; Tse=fu=juan=kuei (Edelstes aus den Archiven), eine Sammlung von Zügen aus dem Leben berühmter Männer und Frauen (1013); Tschuhi (starb 1200), der berühmte Polyhistor und geschätzteste Ausleger der King, der daneben als selbständiger Philosoph eine monistische Schule gründete und bedeutende pädagogische, geschichtliche und kosmologische Werke schrieb, — Juan=ki=tschung, Tschu=hi's Zeitgenosse, Begründer der Geschichtschreibung nach Ordnung der Begebenheiten, statt der annalistischen, worin er aber keine Nachfolger fand, Wang=po=heu, Verfasser des Buchs der drei Worte (San=tße=king, 1277, s. oben S. 186); Ma=tuan=lin (1245—1322), Verfasser einer Encyklopädie in 348 Büchern, über alle Merkwürdigkeiten der Vergangenheit im Staats= und Volksleben.

Die Eroberung des „Reichs der Mitte" durch Kublai's Mongolen 1260 machte dem alten China und seiner eigentümlichen Kultur ein Ende, und letztere wurde von da an hauptsächlich durch Fremde beeinflußt: erst Mongolen mit arabischer Bildung, seit dem 16. Jahrhundert jesuitische Missionäre, seit dem 17. Mandschu und seit dem 18. und 19. europäische Mächte.*)

Auf die chinesische Literatur zurückblickend, bemerken wir zwar wol eine rege Thätigkeit auf allen Gebieten der Wissenschaft; aber wir suchen vergebens nach einem wissenschaftlichen oder überhaupt nach einem höhern Standpunkte als dem der Nützlichkeit. Alles besteht nur aus Einzelnheiten, über die berichtet wird, und auch diese Notizen liegen meist in buntem Wirrwarr durcheinander gemengt und von Zusammenhang ist keine Spur. Die Chinesen haben keine Sprachlehre, sondern nur Wörterbücher, wissen nichts von den Gesetzen und Einrichtungen der Natur, sondern nur vom Nutzen der Naturprodukte, kennen weder die Geschichte noch die Erdkunde fremder Länder, höchstens etwa der Nachbarländer; das Reich der Mitte ist ihnen das A und Ω ihres Geistes.

*) Andeutungen über die neuere chinesische Kultur unter den genannten Einflüssen bringen der III. Band unsers Werkes (bei Erwähnung der Mongolen), der IV. (bei Anlaß der jesuitischen Missionen) und der VI. (bei Behandlung der modernen Handelskrisen).

Drittes Buch.

Die indische Welt.

Erster Abschnitt.

Land und Volk.

A. Das Sind- und Ganga-Land und die Halbinsel Dekhan.

Der Weltgang der Kultur trifft vom „Reiche der Mitte" her zunächst auf Indien,*) das Land, in welchem die mittelländische Rasse von den ihr angehörenden Völkern eines abesondert hat, das dann außer Verbindung mit den übrigen geriet und eine ganz eigentümliche Richtung der Kultur gewann, indem kein anderes unter einer so großen Masse und überwiegenden Mehrheit von Menschen tiefer stehender Rasse, kein anderes in einem so heißen, entnervenden Klima zu leben hatte.

Dieses Land wurde zuerst von den älteren griechischen Geschichtschreibern Hekataios und Herodotos Indien genannt. Sie hatten diesen Namen durch die Perser kennen gelernt, welche jedoch, gleich den Indern selbst, nur einen Theil der Letzteren, nämlich die am Strome Indos Wohnenden, Hindhu (indisch Sindhu) nannten. Die Araber nannten das ganze Land nach persischer Form Hind und die Gegend am untern Indos in indischer Weise Sind, wie sie noch jetzt heißt. Die Neuperser nennen Hindustan das ganze Land; die Europäer geben letztern Namen der nördlichen Hälfte im Gegensatze zur südlichen, dem Dekhan; das Ganze nennen sie nach griechischer Weise Indien, oder im Gegensatze zur östlichen Halbinsel Vorderindien, und beide

*) Das Hauptwerk ist: Christian Lassen, Indische Altertumskunde. 1. und 2. Band. 2. Aufl. Leipzig und London 1867 und 1874.

Halbinseln zusammen mit den umliegenden Inseln, znr Unterscheidung von der durch Colombo entdeckten und von ihm für Indien gehaltenen neuen Welt: Ostindien. Die Inder selbst nennen ihr Land Arjavarta, das Reich der Arja oder der ehrwürdigen Männer, wie das herrschende Volk sich im Gegensatze zu den unterworfenen ungläubigen Mleka oder die drei höheren Kasten zum Unterschiede von den Sudra nannte. Noch andere indische Namen des Landes, die aber bald nur dieses selbst, bald gar nur Hindustan, zwischen Himalaja und Vindhja-Gebirge, bald aber auch die ganze „mittlere", d. h. den Indern bekannte Welt bezeichnen, sind: Dschambudwipa, d. h. Insel des Dschambu-Baumes, und Sudarschana (ein Beiname dieses Baumes, d. h. der schön aussehende). Indien selbst heißt bei den Brahmanen auch Bharatawarscha oder Bharata. Die vorzugsweise angewandte Selbstbenennung der Inder, Arja, ist ihnen und den im Westen an sie grenzenden Völkern gemein. Letztere nennen sich Airja, griechisch *Ἄριοι*, ihr Land heißt auch bei den Griechen, wenigstens sein östlicher Theil, Ariana. Beide bilden zusammen den Völkerstamm der Arier.

Betrachten wir nun Indien nach seiner Lage, seinen Grenzen und Bestandtheilen, so werden wir unter diesem Namen stets vorzugsweise den nördlichen Theil, Hindustan verstehen und den südlichen, Dekhan mehr als eine Ergänzung betrachten müssen, welche für sich wenig kulturgeschichtliche Bedeutung hat.

Indien unterscheidet sich in seiner äußern Gestalt gleich sehr wesentlich von China. Es ist nicht eine blose „Ausbauchung" des massiven Centralkörpers von Asien, sondern eine der drei bedeutendsten Gliederungen dieses Erdtheils und zwar die mittelste derselben, welche sämmtlich nach Süden vorgestreckt sind. Diese Halbinsel, Vorderindien, bildet ein Dreieck, und ihre Lage sowol, als Gestalt, wenn auch sie selbst von geringerer kulturhistorischer Bedeutung ist, als ihr Hinterland, hat große Wichtigkeit für die Entwickelung des ganzen Landes, das durch sie zwei Meeren geöffnet ist, d. h. eigentlich zwei Abtheilungen oder Hälften des nach Indien benannten Oceans, den eine von Vorderindiens Spitze nach Süden gezogene gerade Linie ziemlich genau in der Mitte zwischen Afrika und Australien schneidet. Auf der Landseite ist Indien dagegen durch das höchste Gebirge der Erde vom größten Hochlande derselben getrennt, aus dem ihm seine Hauptströme entquellen. Im Nordwesten und Nordosten sind die Grenzen des Landes nicht so scharf; es kann aber keinem Zweifel unterliegen, daß als solche die östliche Wasserscheide des Brahmaputra und die westliche des Indos gelten müssen; jene scheidet Indien von seiner Zwillingsschwester Hinterindien, dem für sich ohne kulturhistorische Bedeutung dastehenden Uebergangslande zwischen China und Indien. Die nordwestliche Grenze aber trennt Indien vom Hoch-

lande West- oder Vorderasiens und sein Volk von dessen arischem Zwillingsvolke.

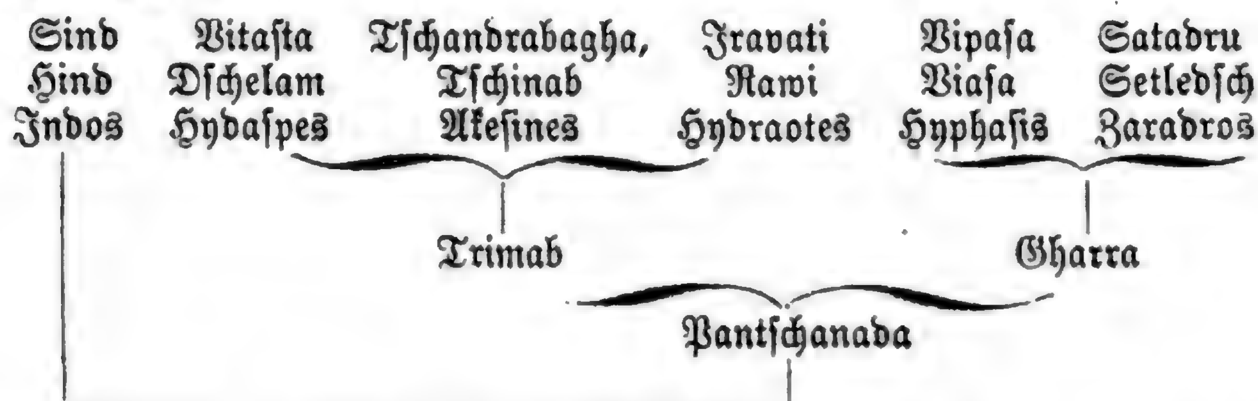
In diesen Grenzen enthält Indien etwas über vier Millionen Quadrat-Kilometer, fast doppelt so viel wie Hinterindien, ungefähr gleichviel wie das eigentliche China und daher gleich diesem fast halb so viel wie ganz Europa. Hindustan und Dekhan theilen sich in dieses ungeheure Gebiet ungefähr zu zwei gleichen Hälften, indem sie wie zwei Dreiecke, die im Vindhja-Gebirge eine gemeinsame Seite haben, an einander liegen. Indos-Wasserscheide und Himalaja sind dort, die beiden Küsten des bengalischen und des eigentlichen indischen Meeres hier die zwei übrigen Seiten. Jede von beiden Landeshälften, Hindustan und Dekhan, kommt an Größe etwa Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Italien und Frankreich, nebst der Schweiz und den beiden Rheinmündungsstaaten zusammen gleich und ist etwa siebenmal so groß als das jetzt beide beherrschende Inselreich Britanniens.

Zu dem Innern Hochasiens steht Indien in einer ähnlichen Beziehung wie Italien zu Mitteleuropa. Auch über die asiatischen Alpen sind wiederholt rohere, kräftigere und frischere Stämme nach Süden in ein warmes, fruchtbares, berauschendes und entnervendes Klima heruntergestiegen und haben begabtere und vorgeschrittenere, aber verweichlichte Völker unterworfen. Auch über die asiatischen Hochalpen sind von Süden her neue Religionsformen zu den glaubensbedürftigen Barbaren des Nordens gewandert, um sie zu civilisiren, und endlich haben auch über die asiatische Kulminationsaxe beiderseitige Völker stets belebten Handelsverkehr gepflogen. Trotz dieser manigfaltigen Berührungen ist der 2500 Kilometer lange, durchschnittlich 300 breite und (im Mount Everest) bis zu 8837 Meter Höhe sich erhebende Himalaja gleich den weniger kolossalen und zugänglicheren Alpen eine Scheidemauer der schärfsten Gegensätze, und der Verkehr zwischen den Ländern an seinen beiden Abhängen ist nur in höchst schwieriger Weise auf wenigen furchtbaren Pässen, die den Montblanc und Elbrus an Höhe übertreffen, über den Kamm des Gebirges möglich, oder umgeht dessen beide Endpunkte längs den Stromläufen, welche sie einschließen: Indos und Brahmaputra. Dieser gigantische Völkerwall hat bei den Indern beinahe denselben Namen wie bei den Chinesen ihre weniger wichtigen Gebirge (Siue-schan), — Himalaja, d. h. Wohnung des Schnees, und er ist es eigentlich, der Vorderindien zu einer besondern Welt für sich macht, was keine der übrigen Halbinseln Asiens werden konnte, Hinterindien nicht, weil seine Gebirgsketten von Norden nach Süden ziehen und die dazwischen liegenden Thäler daher den Mongolen Hochasiens bequeme Wege zur Ueberflutung des Landes darboten, — Arabien nicht, weil es an seiner Wurzel der Gebirge ganz entbehrt und im Innern sowol, als am Nordrande von

Wüsten durchzogen ist. Indien ist daher im Norden am Meisten von der übrigen Welt abgeschlossen. Im Nordwesten hat es dagegen an dem in den Indos strömenden Kabulfluß ein natürliches Völkerthor, durch welches sich besonders in älteren Zeiten Wechselwirkungen indischer und fremder Kultur Bahn gebrochen haben. In der neuern Zeit, die uns hier nicht mehr berührt, thaten dies die Seeseiten, die westliche für die romanische mißglückte, die östliche für die germanische, bis jetzt erfolgreichere Eroberung. Seine Lage in der Mitte von Südasien und in der des indischen Oceans stempelt daher Indien gewissermaßen von Natur zum Sammelplatze der Völker aus Ost und West, und zwar um so mehr, als sein Reichtum an Produkten noch besonders dazu einladen mußte, es zu besuchen, während hinwieder seine natürlichen Grenzen ihm beinahe so lange seine politische Unabhängigkeit bewahrten, als dem noch mehr abgerundeten China und seine ethnographischen und religiösen Eigentümlichkeiten ihm sogar bis heute bewahrt haben. Der für die eigentümliche indische Kultur bedeutsamste Bezirk, Hindustan, ist, wenn von den Abhängen des Himalaja, des Vindhja und der Ost- und Westgebirge abgesehen wird, vorwiegend Tiefland. Dasselbe zerfällt, was für Indiens Geschichte von der größten Wichtigkeit ist, in zwei Stromgebiete, deren Wasseradern zwar, wie in China der Hoang-ho und Yang-tße-kjang, in Nachbarschaft entspringen, aber sich nicht, wie jene, nach längerer Entfernung wieder einander nähern, sondern auf Nimmerwiedersehen immer weiter sich von einander entfernen. Der Sind, der westliche, auf dem tibetischen Nordabhange des Himalaja entspringend und diesen im Westen mittels schmaler Furche von den Gebirgssystemen des Karakorum und Hindukusch trennend, beträgt an Größe das Doppelte des Rheins und sein Stromgebiet kommt Spanien und Frankreich zusammen gleich. Seine Mündung bespült die westliche Wurzel der Halbinsel Dekhan. Eine Wüste, die vom Ocean bis an die Vorberge des Himalaja reicht, trennt das Gebiet des Sind von dem der Ganga, die am Südabhange des höchsten Gebirges ihren Ursprung hat, an Größe die Elbe zweimal übertrifft (150 Kilometer kürzer als der Sind) und deren Stromgebiet demjenigen des Sind noch das Deutsche Reich, die Niederlande und Belgien hinzufügt. Mit ihrem Zwillingsstrom, dem Brahmaputra, der in der Nähe des Sind entsteht und mit ihm die „Wohnung des Schnees" umspannt, mündet sie an der östlichen Wurzel der Halbinsel Dekhan.

Sind und Ganga, die beiden Lebensadern Indiens, bieten merkwürdige und wichtige Aehnlichkeiten dar. Beide besitzen ein bedeutendes System von Quell- und von Mündungsarmen, ein Sammelstromland und ein Delta. Das wichtigere ist ersteres; es hat bei jedem der beiden Ströme den Namen von der Zahl der sich sammelnden Flüsse.

Das Sindgebiet bildet in seinem obern Theile das Fünfstromland, Pantschanada indisch, Pendschab persisch genannt. Sein System ist dieses:*)



Mit dem Sind bilden die fünf Ströme fünf Duabs, d. h. Zweistromländer. Das größte und berühmteste Duab (Mesopotamien) Indiens gehört aber nicht dem Sindgebiet, aus welchem sich die eigentümlich indische Kultur sehr frühe hinweggezogen hat, sondern dem Ganga-Gebiet an. Es ist das Zweistromland zwischen den beiden großen Quellflüssen Jamuna und Ganga, das Mittelland der Mitte Indiens. Diese, das eigentliche Reich der indischen Kultur, Madhjadeça, das Land der Mitte, wurde gerechnet vom Himalaja im Norden bis zum Vindhja im Süden und von der Vereinigung der Jamuna und Ganga im Osten bis zum Verschwinden des kleinen aber heiligen Flusses Sarasvati (zwischen Satadru und Jamuna) in der Wüste, im Westen. Mit den beiden Halbinseln Katschha und Guzerat reichte Madhjadeça an den Ocean. Das wahre Mittel-, d. h. Kulturland Indiens ist jedoch nur das Duab der Ganga und dessen nächste Tiefland-Umgebung, der mildeste und fruchtbarste Theil des Landes, daher auch dessen Lebensader Ganga den Indern heilig war und noch ist. Das östliche Hindustan, östlich von Madhjadeça, heißt Pratschi oder Purva und zerfällt in die beiden Theile des Ganga-Mittellandes, Bihar, und der Ganga-Mündungen, Bengalen, welche beide, namentlich das letztere, erst in späterer Zeit, als Madhjadeça, Sitze indischer Kultur wurden, deren Weg ja von Nordwesten nach Südosten ging. Das Mündungsland der Ganga und des Brahmaputra galt übrigens gar nicht als indisches heiliges Land; solches reichte nur, soweit die heilige schwarze Gazelle hauste, und diese drang nicht in das heiße, feuchte Dschunggelland. Umgekehrt verbreitete sich von hier aus die englische Herrschaft über Indien und — die Cholera über die Welt.

*) Der erste Name ist bei allen Sanskrit, der zweite jetzige Landesbenennung, der dritte griechisch.

Dekhan, in kulturhistorischer Bedeutung weit hinter Hindustan zurückstehend, ist, im Gegensatze zu diesem, meist durchschnittlich 1000 Meter hohes Tafelland, dessen Nordrand der nicht höher als 1200 Meter steigende Vindhja, den Westrand das Ghat-Gebirge, auch West-Ghat, höchste Höhe 2000, in dem südlichern Gebirge Nila Giri aber 2600 Meter, den Ostrand die zertheilteren und niedrigeren Ost-Ghat bilden, die nicht 1000 Meter überschreiten. In dieser Gebirgseinrahmung, mit nur wenigen, in beschränktem Maße schiffbaren Flüssen, ist Dekhan im Innern weit unzugänglicher, als Hindustan und bedarf des letztern zur Verbindung mit dem übrigen Asien, während das Umgekehrte nicht der Fall ist. Daher faßte im Dekhan nur theilweise, im Nordwesten die arische Kultur Indiens Fuß.

Zu Indien gehört, außer Hindustan und Dekhan, die Insel Zeilan, altindisch Lanka (glückliche Insel), griechisch Taprobane, (von der Stadt Tambapanni, sanskr. Tamraparni), bei Ptolemaios Salike, arabisch Serendib und Zeilan, neuindisch Sinhala, europäisch korrumpirt Ceylon, — an Größe den Niederlanden und Belgien zusammen oder der Provinz (Ost- und West-) Preußen entsprechend, von Dekhan durch eine Straße von 80 bis 220 Kilometer Breite getrennt. Ihre höchste Erhebung, der Adamspik, in den heiligen Schriften der Buddhisten Samanella, mißt 2250 Meter und ihr Inneres ist von tropischen Wäldern erfüllt. In den ältesten Dichtungen Indiens ist sie als ein Wunderland gefeiert; für die Kultur des Landes ist sie aber von geringer Wichtigkeit, außer daß sie der einzige Zufluchtsort des Buddhismus in Vorderindien blieb.

Endlich zählen zu Vorderindien noch die beiden Gruppen von Koralleninseln (Atollen) im Südwesten Dekhans: die Lakkediven (indisch Lakke, aus laxa dwipa, d. h. 100,000 Inseln) und Malediven (aus Malajadiba, Inseln von Malabar oder der Malaien), spärlich von Malaien bewohnt; für Indien's Kultur sind sie unbedeutend. Hinterindien und die sogenannten ostindischen Inseln gehören überhaupt nicht unter die Sitze alter Kultur, sondern sind theilweise von China, theilweise von Indien her civilisirt worden.

Von Indien in dem von uns angenommenen Umfange liegt Dekhan mit den Inseln in der tropischen oder heißen Zone, Hindustan größtentheils (mit Ausnahme nur der Ganga-Mündungen, eines Theiles der Vindhja-Gebirgsgegend und der Halbinseln Guzerat und Katschha) in der subtropischen Region der nördlichen gemäßigten Zone. Außer diesem Verhältniß ist für das Klima Indiens wichtig das Höhenverhältniß der einzelnen Theile, das im südlichern Landestheile durchschnittlich bedeutender ist, und dann besonders die Beschaffenheit der Luft. In dieser Beziehung haben die Monsun-Winde großen Einfluß; sie wehen vom dritten Grade südlicher Breite an bis zur

Nordküste des indischen Oceans, und zwar im April bis Oktober aus Südwest und im Oktober bis April aus Nordost; in diesen Scheidemonaten wehen wechselnde Winde und heftige Stürme. Nach der Küste Malabar gelangt der Südwest-Monsun gegen Ende Mai. „Schwarze, stets wachsende Wolkenmassen thürmen sich allmälig am Horizonte zusammen und kündigen die herannahende große Naturerscheinung an. Nach einigen Tagen angedrohten Losbruchs tritt gewöhnlich in der Nacht der Monsun unter unaufhörlichen heftigen Blitzen und majestätischen Donnerschlägen ein; die Flut der Gewässer stürzt sich über das Land. Der Himmel bleibt mehrere Tage in Nacht gehüllt und gießt fortwährend Regen herunter; dann zerreißt das Gewölk: die Luft ist heiter und gereinigt, die ganze Natur wie durch ein Wunder umgewandelt; statt des ausgetrockneten Bodens, der wasserlosen Strombetten, der stauberfüllten, trübschimmernden Atmosphäre ist plötzlich üppiges Grün, kein Bach ohne überströmende Fülle. Von jetzt an folgt ein Monat des Regens, jedoch mit Unterbrechungen, bis im Juli die größte Regenfülle eintritt; diese nimmt im August ab, noch mehr im September, gegen dessen Ende der Südwestwind und der Regen unter Gewittern wieder abziehen. Im Oktober hat Malabar den schönsten Sommer, kaum ein Zephyr kräuselt das Meer.“ So ist der Südwestmonsun im größten Theile Indiens; nur ist, je weiter gegen Norden, die Regenmenge geringer; dagegen nimmt selbe gegen Osten wieder zu. Der Himalaja hält den Monsun in dessen Wirkungen vollständig auf. In Central-Indien (Madhjadeça) dauert die Regenzeit noch drei bis vier Monate unseres Sommers und Herbstes, doch in spärlicherm Maße als im Süden. Der entgegengesetzte, von Nordosten wehende Monsun begleitet seinen Eintritt ebenfalls mit gewaltigen Stürmen, besonders an der Küste Koromandel, und bringt Regen auf das Tafelland von Dekhan, dessen beide Ränder in Ost und West mit Nässe und Trockenheit genau abwechseln. Dieses gilt auch ganz gleich von der Ost- und Westküste Zeilan's. Da mithin in Indien die Regenzeit die Stelle der nordischen Schneezeit vertritt, so hat sie für das Land große Wichtigkeit und bildet die Grundlage seiner Jahreseintheilung, und von dieser hängt ja das ganze Leben und Treiben eines Volkes ab. Nur die höchsten Theile des Himalaja, so schon Kanawar und Kaçmir, theilen die Jahreszeiten nördlicher Länder und weichen hierin vom übrigen Indien ab. Je gleichförmiger nun die Naturerscheinungen des letztern sind, desto milder, gesunder und angenehmer ist das Klima; im höchsten Grade ist mithin dies in Dekhan und Zeilan der Fall. Hier sind nur zwei Jahreszeiten, eine trockene und eine nasse, die in Ost und West verschieden sind. In Hindustan dagegen sind ihrer drei: eine nasse, eine kühle und eine heiße. Die Inder selbst theilen das

Jahr in sechs Theile zu zwei Monaten, nämlich: Varscha, Regenzeit, Çarad, schwüle Zeit, Hemanta, kühle Zeit, Çiçira, thauige Jahreszeit, Vasanta, Frühling, und Grischma, Hitze. In dem eigentlich indischen Kulturland, dem Duab der Jamuna und Ganga, wachsen die Pflanzen des tropischen Klimas mit denen der gemäßigten Zone zusammen; dort gibt es zwei Aussaaten und zwei Ernten im Jahre, letztere im April und Oktober. In der kältern Jahreszeit gedeihen dort die europäischen Getreide- und Obstarten, in der heißen dagegen Reis und Baumwolle, Mais, Zucker, Indigo, Mango, Tamarinden, Bananen u. a. tropische Früchte. Betel und Ingwer kommen nur an der untern Ganga fort. Nordwestlich vom Duab beginnt die eranische Flora.

Der Boden des Tieflandes von Hindustan besteht aus alluvialer Thonerde, mit Sand gemischt, und auf Kalk oder Ziegelerde gelagert, unter welcher Kieselerde liegt. Bengalen hat gleich Aegypten seine jährliche Ueberschwemmung vom Mai an, die bis zum Juli zu- und bis gegen Ende Oktober wieder abnimmt. Da tritt aber an die Stelle der Ueberflutung durch Stromwasser eine solche durch den Monsun-Regen, die im November wieder aufhört, aber schon im März wieder naht und dem Stromanschwellen zuvorkommt. Bengalen ist schon rein tropisch und bringt die Kokospalme hervor. Der Indus überschwemmt nicht und seine Ufer müssen künstlich bewässert werden. In Dekhan sind die Flüsse zur trockenen Jahreszeit sehr wasserarm und das Land nur da fruchtbar, wo die Bewässerung eine genügende ist. Nördlich von der Godaveri gibt es drei Ernten jährlich. Auch an der Kaveri ist der Boden fruchtbar. Weniger ist dies im Innern des südlichen Dekhan, mehr dagegen im Westen der Fall, wo auch die Ghat sehr waldreich sind. Es gibt dort ebenfalls drei Ernten, im Juni, December-Januar und Februar-März, jede mit verschiedenen Gewächsen. Die höchste Fruchtbarkeit des Festlandes genießt aber Malabar, und die höchste Indiens überhaupt Zeilan, welches bekanntlich Zimmt, Kaffee und Pfeffer hervorbringt. — Indien ist daher, was Fruchtbarkeit betrifft, äußerst von der Natur begünstigt und hat außer der Wüste Hindustans kein unfruchtbares Gebiet.

Für Indiens Kulturgeschichte wichtige Naturprodukte des Landes sind unter den Mineralien: das Gold, an dem des Himalaja Flüsse reich sind, Eisen in den Landschaften am Südfuße dieses Gebirges, im Vindhja, auf Guzerat, in Theilen Dekhans und auf Zeilan, Kupfer und Blei im Himalaja und im Nalla-Malla-Gebirge über der Küste Koromandel, Zinn mit Silber verbunden weniger, mehr in Hinterindien und auf Banka. Diamanten enthalten besonders die Flußgebiete der Ostküste Dekhan's, zwischen 14 und 25 Grad nördlicher Breite; sie versorgten die Kronen und Juwelenschätze der

Welt ausschließlich bis zur Entdeckung Amerika's, seit welcher ihre Lager aufgegeben sind. Andere Edelsteine liefert namentlich Zeilan, Perlen die Küsten dieser Insel. Von den Pflanzen ist die für das Leben der Inder wichtigste der Reis, dessen eigentliches Vaterland hier ist, der die meisten Bewohner nährt und nur da nicht angebaut wird, wo die nötige Wärme und Bewässerung mangelt, — dann Weizen, weniger Gerste. An Fruchtbäumen hat Indien Ueberfluß. Wir brauchen nur an den Feigenbaum zu erinnern, der beinahe jedes Dorf in Hindustan in einzelnen kolossalen Exemplaren schmückt (nicht Wälder bildet) und in zwei Arten vorkommt: Banjanen und Pippala, — ferner an die nahrhafte Banane, die im Verhältniß jährlich 133 mal soviel Nährstoff liefert als Weizen und 44 mal soviel wie die Kartoffel, an die Dattelpalme, die Kokospalme, die Arekapalme mit ihrer Nuß, die gekaut als Reizmittel dient. — An Obstarten liefert Indien Orangen, Limonen, Tamarinden, Granaten und Mangofrüchte (deren Baum aller Inder Liebling ist). Das Zuckerrohr schenkt dem Lande neben dem Zucker auch ein berauschendes Getränk; es war im Altertum auf Indien nebst Südchina und die ostindischen Inseln beschränkt. Indisch ist auch sein Name: Ssarkara, im Prakrit Sakkara (arabisch Sukkar); sein Hauptsitz ist das untere Gangaland: Bihar, Bengalen und Unter-Assam; aber auch die anderen Landestheile bauen es. Das Rohr wird ausgesaugt und gekaut. Es sei hier anläßlich bemerkt, daß Pflanzen die Hauptkost der Inder sind, die sich beinahe durchweg des Fleisches enthalten, theils aus religiösen Gründen, weil die Thiere, als Behälter wandernder Menschenseelen, nicht getödtet werden dürfen, theils weil das heiße Klima hinlänglich Nutzpflanzen hervorbringt und das Fleisch schnell in Fäulniß bringt, daher ungenießbar macht. Als Gewürze zur Speisenbereitung dienen, da die Butter unter der tropischen und subtropischen Sonne sich nicht hielte, Oel (besonders aus Sesam) und Salz (welch letzteres in einzelnen Gegenden Indiens reichlich gewonnen wird), sowie Pfeffer, dessen Namen (Pippali) indisch ist und dessen Ranke an Bäumen gezogen wird, auch Zeilan's berühmter Zimmt, der aber aus Afrika stammt, dessen wilde Art, der Kassia-Lorber, aber in ganz Indien wächst, endlich Kardamomen und Ingwer. Unter den nicht essbaren Gewächsen ragt die Baumwolle hervor; sie wird bis 1300 Meter über dem Meere gebaut. Zu Zimmerarbeiten dienen verschiedene Bäume, welche u. A. das Têkholz und das Ebenholz liefern. Die Schirmpalme gewährt in ihren Blättern den Indern das Schreibmaterial, der Indigo schönen blauen Färbestoff, das Sandelholz Weihrauch und Wohlgerüche. Ebenso viele Verwendungsarten, wie in China der Bambus, bietet in Indien die Kokospalme. Der Stamm gibt Balken, Masten und Wasserrinnen, die Wurzeln Körbe u. a. Flechtwerke, die Rindenfibern und Nußfasern

Stricke, Teppiche, Netze u. s. w., das Laub Futter für die Elefanten, das Herz der Krone den Palmkohl, die Blätter Sonnenschirme, Dachbedeckung, Körbe, Fackeln, Speiseplatten, die Rippen der Blätter Fischreusen u. s. w., die Nuß allerlei Speisen, der Saft ein erfrischendes Getränke, der Kern der Nuß die Kokosmilch, dessen Oel Salben u. a. der ausgepreßte Kern Viehfutter, die Schale Trinkgefäße, der Saft der unentfalteten Blüte Palmwein, der frisch: nahrhaft und kühlend, gegoren aber berauschend wirkt, sauer geworden, als Essig dient und destillirt zu Arak wird. Das Gebiet der Kokospalme ist Süd-Dekhan, besonders die Malabar-Küste und die indischen Inseln.

Unter den wichtigen Thieren Indiens ist das unscheinbarste, aber wol nützlichste die Seidenraupe. Indien kennt zwölf Arten derselben; es kennt sie schon seit den ältesten Zeiten, ist aber nicht ihr Vaterland, sondern muß diese Ehre auf die auch wol China nicht vollen Anspruch erheben kann, nördlicheren Gegenden Asiens überlassen. Unter den Vögeln ist der Pfau Indiens Sprößling. Papageien und Affen bevölkern die Wälder und dienen zugleich zur häuslichen Belustigung. Der König der Thiere, welcher auch in Indien als solcher gilt, der Löwe, war früher sehr zahlreich im Lande, ist aber im Weichen begriffen vor dem unedlern und wildern Tiger, der ganz Indien, besonders aber Bengalen unsicher macht. Beide Riesenkatzen bewohnen niemals dasselbe Revier. Unter den übrigen Thieren rechneten die alten Inder das Rind, das Kamel, die Ziege, das Schaf, den Esel als Hausthiere, den Elefanten und das Pferd als Kriegsthiere, die Katze, das Schwein und den Büffel als wilde Thiere, den Hund als Jagdthier. Das Rind ist das heiligste Thier und wichtigste Hausthier Indiens. Es ist den Göttern geweiht und seine Tödtung Verbrechen. Der Büffel wird gezähmt und zum Pflügen und Lasttragen benutzt. Das Kamel ist wenig verbreitet. Das Pferd gedeiht am besten im Sindgebiete, im übrigen Lande nicht besonders und muß aus Arabien rekrutirt werden. Dafür ist der Elefant ein charakteristisches Thier für ganz Indien und dessen Nachbarländer, wo er gezähmtes und geschätztes Hausthier ist. Vorder-Indien ist aber das einzige Land, in welchem dieser Koloß seit alten Zeiten und in großem Maßstabe gezähmt wurde. Er diente im alten Indien besonders zum Kriege, dann auch als Reit-, Last- und Zugthier. Seine Größe macht ihn in der Mythe zum Stützpunkte der Welt. Der weiße (Albino-) Elefant wird bei den Buddhisten göttlich verehrt. Zu jedem Heere gehörte ehedem eine bestimmte Anzahl Elefanten. Die Inder nannten das Thier achtwaffig (Füße, Hauer, Rüssel und Stirn); sein Ruf und seine große Zahl schreckten die welterobernden Makedoner von Indiens Grenzen zurück; sie nahmen ihn aber mit und brachten ihn dem Westen als Kriegsthier. Könige zählten ihre

Elefanten nach tausenden. Seit der mohammedanischen Eroberung wirkten sie nicht mehr im Kriege mit. Das Elfenbein der indischen Elefanten wurde meist im Lande verbraucht. Die Inder gaben dem Thiere eine Menge Namen wie: der Behandete (vom Rüssel), der Bezahnte, der zweimal Trinkende, Schaufelohr, Klumpfuß, der die Absicht Verstehende (von seiner Klugheit) u. s. w. Sein eigentlicher indischer Name ist Gadscha oder Ibha. Der europäische Name kommt zuerst bei Herodot vor und bezeichnete ursprünglich das Elfenbein; über den Ursprung desselben ist man nicht einig (Alef Hindi, hebr. = indischer Ochse?)

B. Die Bewohner Indiens.

Unter allen größeren Ländern der Erde ist nach China Indien das volkreichste, und wenn man Japan und die bedeutenderen Länder West-Europa's abrechnet, auch das relativ bevölkertste. Ganz Vorderindien mit den Inseln enhält 240 Millionen Einwohner, also drei Zehntel von ganz Asien oder so viel wie Europa ohne Rußland, mehr als ganz Afrika und dreimal soviel wie ganz Amerika. Ueber die Volkszahl früherer Zeiten stehen uns keine Angaben zu Gebote, wie bei China; aber es ist anzunehmen, daß sie sich ungefähr in demselben Maße vermehrt habe wie dort, so daß in dem Altertum, welches uns jetzt beschäftigt, Indien wol auch nur einige Millionen Einwohner gehabt haben dürfte.

In China hatten wir es nur mit einer Rasse zu thun, indem die Urbewohner, welche von den Chinesen vorgefunden und unterworfen wurden, in der chinesischen Kultur keine Rolle spielen. In Indien dagegen treten uns sehr deutlich zwei verschiedene Rassen entgegen, eine unterworfene und verdrängte, und eine siegende und herrschende, von denen jede, was Sprache und eigentümliche Kultur betrifft, ihr bestimmt abgegränztes Gebiet hat. Die erstere, die der Dravida- oder Nischada-Volker, herrscht in der südlichen Hälfte von Dekhan, im Osten der nördlichen Hälfte und zwischen dem Sind und der Ganga ein Stück weit über das Vindhja-Gebirge hinaus, sowie auf der Insel Zeilan. Die andere, die arische Rasse ist die gebietende im ganzen Sind- und Ganga-Gebiet und im Nordwesten Dekhans. Jedoch umfaßte sie in diesem Gebiete niemals die gesammte Bevölkerung, sondern die unterste Kaste, von der später die Rede sein wird, und welche den Grundstock der großen Mehrheit der Volkszahl bildet, gehörte ursprünglich ebenfalls den Dravida oder Nischada an, die auch noch in Beludschistan in den Brahuis vertreten sind, hatte aber schon früh von den Siegern die arische Sprache und Religion

angenommen. Die Dravida waren demnach vor Ausbreitung der Arier das alleinherrschende Volk in ganz Vorderindien. Dieselben sind ein Rätsel in der Ethnographie, indem, soweit sie unvermischt vorhanden sind, weder ihr Typus, noch ihre Sprache mit irgend einem andern Völkerstamm der Erde die geringste Verwandtschaft darbieten. Ihre Haut ist meistens sehr dunkel, oft geradezu schwarz; doch fehlt der widerliche Geruch des Negers. Sie haben langes, schwarzes, krauses oder gelocktes Haar, starken Bart und Leibhaarwuchs, wulstige Lippen, aber nicht vorspringende Kiefern und schmale Schädel. Die dravidischen Sprachen bilden auch eine eigene Sprachfamilie, innerhalb welcher die Sprache der Singhalesen auf Zeilan eine eigentümliche Stellung einnimmt, aber doch Verwandtschaft mit den übrigen hat; sie begrenzen den Sinn der Sprachwurzeln durch angehängte Lautgruppen, haben aber dennoch mit den uralaltaischen Sprachen, welche dies ebenfalls thun, keine Verwandtschaft. Die Religionen der Dravida sind alle auf der rohesten Stufe des Aberglaubens stehen geblieben und haben auch aus dem Brahmanismus und Buddhismus blos die rohesten abergläubigsten Elemente angenommen. Diese Merkmale kennzeichnen die Dravida, wenn sie auch weder zu den Negern, noch zu den Australiern gehören, als einen Bestandtheil der „Nachtvölker."

Die Arier gehören derselben Rasse an, wie wir selbst, kommen aber jetzt in Indien nicht mehr rein vor, sondern sind trotz des Kastenzwanges mit den Dravidas stark vermischt und haben daher ihren Charakter ungeachtet ihres Sieges nicht zum allein maßgebenden in Indien erheben können. Die Bevölkerung dieses Landes ist vielmehr, nicht nur in Hindustan, sondern weit nach Dekhan herab, doch hier immerhin weit weniger als dort, im Laufe der Zeiten eine so vermengte geworden, daß nur die Sprachen ein durchgreifendes Unterscheidungsmittel abgeben, im Süden die dravidischen, im Norden die arischen. Die Kultur Indiens ist somit keine rein arische, sondern eine gemischte.

Die erwähnte Vermischung zeigt sich jedoch in sehr verschiedenen Graden, und es gibt noch genug Anhaltspunkte, um sowol unter den dravidischen, als unter den arischen Indern verschiedene und deutlich ausgeprägte Volksstämme zu unterscheiden. Auf der Insel Zeilan hausen neben den eigentlichen Urbewohnern, den rohen und halbwilden Veddas, die der arischen Kultur zugänglichen Singhalesen, die auch Sanskrit- und Pali-Wörter in ihre Sprache aufgenommen haben. Unter den Dravidas Dekhans findet man als Stämme: die Tuluva in Kanara an den West-Ghat, die Malabaren an der Küste dieses Namens, die Tamilen im Osten der Vorigen, die Telinga im Norden der Vorigen, die Karnata im Westen der Vorigen,

die Tuda im Nila-Giri, die schwarzen Gonda im Godaveri-Gebiet (einer der größten und wichtigsten Stämme), die Kanda oder Khond, am Ostabhange der Ost-Ghat, die der Erdgottheit Menschenopfer bringen und anderen Göttern Thieropfer. Von diesen Völkern des Dekhan sind in Sprache und Sitte wesentlich die Dravida-Stämme des Vindhja-Gebirges unterschieden. Zu diesen gehören: die Bhilla im Westen des Gebirges, zum Theil mit Ariern stark vermischt, die wilden und räuberischen Mina und Mera im Aravali-Gebirge, die Kola in Guzerat mit brahmanischen Sitten, und mehrere kleinere barbarische Völker, im östlichen Vindhja die Santal, die Paharia, die jetzt bengalisch sprechen, u. A. Die Dekhan- und die Vindhja-Völker unterscheiden sich namentlich darin von einander, daß Erstere in viel größerm Maße arische Religion und arisches Gesetz angenommen haben und auch viel mehr mit Ariern vermischt, ja von Diesen schwer zu unterscheiden sind, Letztere aber die Eigentümlichkeiten ihrer Rasse in größerm Maße bewahrt haben. Einzelne Reste der Urbewohner, wie die Radschi, sitzen auch am Himalaja.

Auch die arischen Inder zerfallen in verschiedene Stämme, die aber überall mit Urbewohnern vermischt sind. Es sind dies: die Bengalen im östlichen, die Hindustani im mittlern, die Radschputen im westlichen Ganga-Gebiet, die Mahratten in Dekhan, die Kaçmir-Stämme und die Dschat im Sind-Gebiet und am Himalaja, welche Letzteren aber aus Tibet stammen und mithin mongolischer Rasse, aber stark mit arischem Blute vermischt sind und auch arische Sitte und Sprache angenommen haben. Andere arische Völker im Umkreise Indiens sind jene, welche den Uebergang zur eranischen Familie bilden, die Darada im obern Sind-Gebiet, die von den Mohammedanern so genannten Kafir oder Sijaposch (Schwarzröcke, weil sie in schwarze Ziegenfelle gekleidet sind) im Hindukusch und die Afghanen (Paschtun, Pakhtun) im Kabul-Gebiet.

Die Arier Indiens erinnerten sich keiner frenden Urheimat, sondern hielten sich für Eingeborene von Anfang an. Es stimmt dies vollkommen mit der oben (S. 9 f.) von uns angenommenen Ansicht von der Entwickelung des Menschengeschlechtes im Nordwesten Indiens überein; hier entwickelten sich denn auch die Ur-Indogermanen zu einem eigenen Völkerstamme, was in dem Theile jener Gegend geschehen mußte, wo die Gerste gedeiht, deren Name der verbreitetste für „Getreide" in den indogermanischen Sprachen ist. Hier war es wahrscheinlich, von wo aus sich die Indogermanen mit Ausnahme der Inder nach Norden und Westen ausbreiteten. Wir haben es also in Indien mit denjenigen Nachkommen der Ur-Arier zu thun, welche sich von ihren Ursitzen am wenigsten entfernt haben, worin übrigens ihre nächsten Verwandten, die Airja Erâns, mit ihnen wetteifern.

Diese wandten sich nach Nordwesten, jene später nach Südosten. Es ist uns daher erspart, den Weg zu verfolgen, den die Arier nach Indien gekommen sein sollten; sie bedurften als Eingeborene keines solchen; denn sie sind Autochthonen, wenn auch nur des obersten Sind-Gebietes, und dazu paßt sehr gut ihr ursprünglicher kindlicher Sinn, der keine Wanderungen und widrigen Schicksale verrät und gerade dann aufhörte, als sie ihre alten Sitze verließen und dem heißern Ganga-Thale zuströmten. Ihre ältesten Sitze sind also im Pendschab mit dem Kabulthale. Hier im Sind-Gebiete führten sie ein nomadisches Hirtenleben und hier entstanden die ältesten Theile der Veda und ihre einfache Naturreligion. Ehe dieselben abgeschlossen waren, wahrscheinlich im fünfzehnten Jahrhundert vor Chr. hatten die Arier sich bis zur Ganga ausgebreitet, wo sie zu einem ansässigen Ackerbauervolke wurden. Die Ganga wird erst in dem spät entstandenen zehnten Buche des Rig-Veda erwähnt. Zu der Zeit, als die großen Epopöen der Inder entstanden, hatten die Arier das Land im Norden des Vindhja inne, mit Ausnahme Bengalens; doch wurden bereits Kolonien in Dekhan angelegt, arische Staaten dort gegründet und Verkehr mit Zeilan eröffnet. Dieses Vordringen der Arier in Dekhan erhielt vorzüglich durch die Missionen büßender Brahmanen Vorschub, fand also nicht vor der Ausbildung des Brahmanismus und des Kastenwesens statt.

Die Grundsprache der indischen Arier, das Sanskrit, d. h. hohe Sprache, Sprache der Weihe*), ist zugleich die altertümlichste und für die Sprachforschung wichtigste Sprache des indogermanischen Sprachstammes. In ihrer ältesten Form, in welcher die Veda abgefaßt sind, war sie Volkssprache; später bildete sie sich zur heiligen Schriftsprache aus und nahm nun erst obigen Namen an, den sie vorher nicht gekannt hatte, — worauf nun im Gegensatz zu ihr die Volkssprache Prakrit hieß, und sich wieder in das Hindustani, Bengali, Mahrattische u. a. Dialekte verzweigte. Eine andere heilige Sprache, die der Landschaft Magadha, das Pali, wurde für die Buddhisten, was das Sanskrit für die Anhänger Brahma's.

Im Allgemeinen nun bieten die arischsprechenden Inder folgende Erscheinung dar: Die Höhe beträgt durchschnittlich fünf Fuß zwei Zoll, mithin weit unter der Mittelgröße der Europäer; das Gesicht ist oval, die Stirne hoch, die Nase schmal und hervortretend, oft adlerartig, die Augen groß, horizontal, schön geformt, von starken Lidern mit langen Wimpern bedeckt, die Backenknochen nicht vorspringend, das Kinn rund und mit Grübchen, der Mund mittelgroß und fein, die Lippen zart und wenig schwellend, das Haar glänzend schwarz, lang,

*) A. Schleicher, die Deutsche Sprache. 2. Aufl. Stuttgart 1869. S. 73.

glatt und weich, nicht gekräuselt, der Bart stark und lang (doch wird gewöhnlich nur der Schnurrbart getragen), der Körper schlank, Hände und Füße zierlich, die Haltung anmutig und gewandt, die Hautfarbe dunkelgelb bis bronzefarbig, ja rußschwarz, die Fläche der Hand beinahe weiß. Rote Wangen kommen nur in Kaçmir vor. Die Gestalt der Frauen ist üppig und schwellend; auch sind selbe sehr reinlich; schon mit zehn Jahren beginnt oft die Mannbarkeit und mit dreißig Jahren ist die Fruchtbarkeit schon erschöpft. Die Geburten gehen im Ganzen leicht vor sich. Eine widerliche Hautausdünstung kommt bei den Indern nicht vor. Selbe unterscheiden sich also, mit Ausnahme der Größe und Farbe, von den übrigen Völkern mittelländischer Rasse nicht wesentlich und letztere hat daher in der Vermischung mit den dravidischen Völkern im Ganzen den Sieg davon getragen.

Je weiter indessen die Inder gegen Norden wohnen, desto heller ist ihre Farbe, desto größer und kräftiger ihre Gestalt; je weiter gegen Süden, desto dunkler und schmächtiger erscheinen sie. Doch ist dieser Uebergang keineswegs regelmäßig, sondern erleidet viele Ausnahmen. Auch in der Ausdehnung von West nach Ost finden bedeutende Abstufungen statt, für die sich aber keine Regel aufstellen läßt. Die Brahmanen, wo sie noch mehr oder weniger rein vorhanden sind, haben die Merkmale der mittelländischen Rasse am besten bewahrt. Je tiefer die Kasten, desto unähnlicher sind sie den Brahmanen, desto mehr nähern sie sich den Urbewohnern, zu denen die Kaste der Sudra wol ursprünglich gehört, ebenso auch die verachteten Tschandala, deren Abstammung von brahmanischen Müttern im Hinblicke auf ihren Typus wol eine Sage ist. Das indische Wort für Kaste, varna, d. h. Farbe, deutet ohnehin auf verschiedene ethnographische Angehörigkeit derselben

Was den Charakter der Inder betrifft, so ist derselbe wie bei allen Völkern ein Ergebniß der Abstammung und des Klima's, in ersterer Beziehung also ein durchaus gemischter, in letzterer vorzugsweise durch große Hitze bestimmt, die aber nach geographischer Breite, Höhe über dem Meere, Nähe des Meeres, Wind- und Regenvertheilung u. s. w. modifizirt wird.

Die Bewohner des heißen Bengalen sind weichlich, träge und furchtsam, die Hindustani in dem kühlern und weniger üppigen Madhjadeça thätig und männlich, die Dschat und Mahratten fleißig und abgehärtet. Im Ganzen sind die Inder Freunde der Ruhe, was sich im Staatsleben, wie in Kunst, Wissenschaft und Religion deutlich ausprägt. Sind die Inder auf irgend welchem dieser Gebiete da angelangt, bis wohin es ihnen ihre natürlichen Anlagen erlauben, so bleiben sie stehen und bemühen sich nicht, weiter vorzuschreiten. Die alten Inder zeichneten sich durch eine innige Liebe zur Natur

und Begeisterung für dieselbe aus. Ihre höchsten kulturhistorischen Schöpfungen sind aus dem Grün der Wälder hervorgegangen. Daher ist auch die indische Religion Pantheismus, Naturvergötterung. Die Inder leben für den Augenblick und bekümmern sich weder um die Vergangenheit, noch um die Zukunft in eingehender Weise. Sie schreiben keine Geschichte, sie bauten bis auf die Zeiten des Buddhismus keine Denkmäler und auch von da an beinahe nur verborgene, verewigten ihre Sitten und Gebräuche nicht durch gemalte und erhabene Bilder. Nur die Gegenwart hat Reiz für sie.

Außer den eigentlichen Indern, arischen und dravidischen, gibt es aber in Indien noch Völkerschaften, welche zu keiner dieser beiden Rassen gehören. Solche sind: die Bhota oder Tibeter, welche im Lande Bhutan am Südfuße des Himalaja nach Indien herüber reichen und hier in elf Stämme zerfallen. Sie sind von mongolischer Rasse, ganz bartlos und meist unter fünf Fuß Größe; für die indische Kultur, mit der sie erst durch den Buddhismus in Verbindung traten, sind sie ohne Bedeutung.

Für die Kleidung der Inder*) wurden im Altertum vorzugsweise baumwollene Stoffe verwendet, deren Bereitung aus der indischen Baumwollstaude uralt ist. Dieselbe behielt entweder ihre natürliche Farbe (weiß, gelblich oder rötlich), oder wurde bunt, oft in zierlichen Mustern, gefärbt, besonders mittels des Indigo oder der Cochenille. Weit seltener wurde der Flachs zu linnenen Geweben verwendet; öfter dienten zur Kleidung Thierfelle (wollene Kleider aus Thierhaaren kamen erst zur Zeit des christlichen Mittelalters vor). Vornehme kleideten sich schon früh in Seide, die wahrscheinlich aus China kam. Zu Luxusgewändern dienten außerdem feine Gaze-Arten, mit Gold- und Silberlahn verwoben, und Pelze aus dem Norden Asiens, von Zobeln, Hermelinen, Mardern, Bibern, Füchsen u. s. w. Die Kleidung des gemeinen Volkes blieb sehr einfach und bestand meist blos aus einem längern oder kürzern Tuche, das schurz- oder hosenartig um die Hüften gewunden wurde, oft aus einem Hemd und einem mantelartigen Gewande darüber oder blos einem dieser beiden Stücke außer dem Schurz. Dazu kommt oft ein Gürtel; eine turbanartige Kopfbedeckung und weißlederne Schuhe bei den Vornehmen, bei den Armen aber aus Bast oder Schilf geflochtene oder Sandalen vollenden den Anzug.

Schon in alter Zeit wurden die Augenbrauen schwarz, die Fußzehen, Fingernägel, auch wol Hände und Füße rot gefärbt. Das Haar wurde lang wachsen gelassen und geflochten, von den Frauen auch mit bunten Bändern, Perlenschnüren, Korallen, Edelsteinen und

*) Weiß, Kostümkunde des Altertums. 1. Abth., Stuttg. 1860, S. 478 ff.

Blumen geschmückt. Die Männer färbten den Bart in verschiedenen Farben. Fernerer Schmuck waren kostbare Gürtel, Ohr- und Fingerringe, Arm- und Beinspangen, Hals- und Brustgeschmeide aus Elfenbein, Schildpatt, Horn, Gold, Korallen, Perlen und Edelsteinen. Tänzerinnen und Freudenmädchen zierten auch die Lenden mit Perlenschnüren. Täglich salbten sich die Inder, die Vornehmen mit wolriechendem Oel, die Geringern mit Kokos- oder Sesamöl. Auch bediente man sich allgemein des Rosenwassers. Man bespritzte damit die Gäste und setzte es sogar den Speisen und erfrischenden Getränken zu; das beste wurde in Kaçmir bereitet. Auch Moschus wurde wol in ähnlicher Weise benutzt. Besondere Stücke von Kleidnng und Schmuck dienten auch zur Unterscheidung der Kasten, wovon bei Anlaß dieser die Rede sein wird. Die Könige trugen Kleider von gelber Seide, einen kostbaren Turban nebst Stirnbinde, buntfarbige Schuhe, einen gelben Sonnenschirm und ein Fliegenwedel von Büffelschwänzen. Gelb war die Farbe des Königtums, wie in China des kaiserlichen Hofes. Blau gekleidet waren die Scharfrichter; rot war die Farbe des Todes und Zeugen mußten sie tragen, wenn sie Eide zu leisten hatten. Die Brahmanen trugen weiße Kleider; die priesterlichen Einsiedler dagegen hüllten sich in Baumrinde.

Die Wohnungen der Inder gewöhnlichen Schlags waren im Altertum wie noch jetzt, aus Holz und Lehm errichtet, in heißeren Gegenden aus Bambus mit Blätterbedeckung. Die Stadthäuser waren wahrscheinlich ebenfalls beschaffen wie jetzt, wo sie aus einem Fachwerk von Palmenholz und Ziegelsteinen und einer Bedachung mit Hohlziegeln bestehen. Die Mauern waren bunt glasirt und Bogengänge zierten unten, Veranden, Gallerien, Erkerfenster oben die Häuser, welche oft mehrere Höfe hatten. Ein vornehmes Haus wird uns in einem Dichterwerke folgendermaßen beschrieben. Die Schwellen waren bemalt, die Thorgiebel mit Jasminranken behangen, die Thorbogen mit Elfenbein ausgelegt, und mit farbigen Flaggen verziert, die Thürpfosten hatten Kapitäle mit kristallenen Vasen darauf, worin Mangobäume blühten. Die Thorflügel waren mit Gold und schimmernden Nägeln besetzt. Der Flur war mit Blumen bestreut. Die Wände zeigten Stukaturarbeiten, die Fenster waren von Kristall. Im ersten Hof waren die Eingänge, im zweiten die Stallungen, im dritten die Gesellschaftsräume; der vierte war dem Vergnügen gewidmet, der fünfte enthielt die Schlachthallen und Küchen, der sechste die Räume für die Dienerschaft, der siebente die für das Geflügel und der achte die Wohnung der Familie. Das Ganze umgab ein Garten mit herrlichen Blumenbeeten, Baumanlagen, Wasserbehältern, Schaukeln rc. Das alte Indien hatte schon vor der Zeit der großen Epopöen prächtige Königsstädte, besonders in Madhjadeça, wie Hastinapura,

Indraprastha, Ajodhja, Pataliputra (von Kalaçoka 450 vor Chr. am Einflusse des Erannoboas in die Ganga gegründet) u. s. w. Sie waren von Gräben und Ringmauern mit Thürmen, Thoren und Schießscharten umgeben, im Viereck gebaut, hatten breite gerade Straßen, drei bis sieben Stockwerke hohe Häuser, Paläste mit Kuppeln, Parke, Gärten und Bäder. Bezüglich der Königshöfe gehen die Epen mit dem Golde sehr verschwenderisch um.

Große „königliche" Straßen wurden angelegt, worunter besonders jene vom Indos nach Palibothra (Pataliputra) von den griechischen Schriftstellern erwähnt wird. Sie waren mit Meilenzeigern besetzt, mit Alleen von Feigen- und Mangobäumen bepflanzt, in Entfernungen von je einigen tausend Ellen mit Brunnen und Rastorten versehen, was besonders König Açoka that, der auch viele Herbergen errichten ließ, worin die Reisenden unentgeltliche Verpflegung fanden. Großartige Brücken setzten die Straßenzüge über die Ströme; vielfach verzweigte Kanäle mit Schleusen bildeten ein Netz der Verbindung zu Wasser im ganzen Lande.

Die alten Inder verstanden sich zwar nicht auf Bergbau und Hüttenwesen, wol aber auf geschickte Verfertigung von Gerätschaften in Metall, Holz und Stein, und zwar mit Hilfe sehr dürftiger Werkzeuge und meist ohne eigentliche Werkstätten, indem noch die heutigen indischen Handwerker überall arbeiten, wo es erforderlich ist, und die Geräte dazu mitbringen. Bezüglich des Hausgerätes sind die Inder höchst genügsam. Die Armen sitzen auf dem Boden, auf den Matten, auf denen sie auch schlafen. Dagegen bedienten sich im Altertum die Könige goldener Tafelgeschirre, Wasch- und Badegefäße u. s. w. Bedeutende Kunst wurde bei der Anfertigung von Gefäßen nicht aufgewendet. Töpfe, Kessel, Schalen und Schüsseln zu gewöhnlichem Gebrauche wurden aus Kupfer in Formen gegoßen und waren sehr zerbrechlich. Die irdenen Geschirre unterscheiden sich nicht wesentlich von denen anderer Völker. Sehr geschätzt waren im Auslande indische Trinkgeschirre aus Stein, theils aus farbigem Fluß- oder Feldspat, theils aus schillerndem Kalk- oder Adularspat.

Nur die Vornehmen besaßen Mobilien. Es waren Divane zum Sitzen oder Liegen, kostbare Polster und Teppiche, Speisetische, Gestelle und Laden zum Aufbewahren von Kostbarkeiten u. s. w. Buntfarbige Hölzer, Elfenbein, Schildpatt und Edelsteine dienten zur Verzierung der Geräte. Bei den Gastmälern erhielt, wie in China, jeder Gast einen eigenen kleinen Tisch; die Speisen, zuerst stets Reis, wurden in goldenen Schalen aufgetragen. Im Ganzen waren die Inder, wie jetzt noch, und wie alle Völker heißer Länder, im Essen und Trinken sehr mäßig. Die Könige hatten aus Feigenholz geschnitzte und von Löwenbildern gestützte Trone und reisten in Palankinen,

die Vornehmen in Sänften, doch auch in Wagen, stets aber vierspännig; als Bespannung dienten Ochsen und Maulesel, seltener Pferde. In Festzügen der Könige gingen diesen voran Paukenschläger und Glockenspieler, darauf mit Gold und Silber gezierte Elefanten, mit je zwei Rindern bespannte Wagen; im Zuge wurden Goldgeräte, große Kessel und Schalen, wol eine Klafter im Durchmesser, kupferne mit Edelsteinen besetzte Tische, Sessel und Waschbecken getragen. Auch wurden wilde Thiere, Büffel, Panther, Löwen und Tiger vorgeführt; große Wagen folgten, auf denen Bäume mit großen Blättern standen, worauf sich zahme Vögel wiegten. Alle Arten von Instrumenten ertönten, Blumen wurden auf den Weg gestreut, Sonnenschirme, Standarten und Fähnchen schmückten die Wege und Häuser. Musikinstrumente waren: Riesentrommeln, Muscheltrompeten, Schellen und Zimbeln, Lyren aus Schildkrötenschalen. Zur geselligen Unterhaltung dienten Würfel, deren Spiel man ebenso förmlich lernte wie das schwierigere Schachspiel, dessen Erfindung den Indern zugeschrieben wird. Manigfach waren die zur Schönheitspflege dienenden Geräte, Wasch- und Badegeschirre, Haar- und Bartkämme, Spiegel, Fächer, Fliegenwedel, Salbenfläschchen u. s. w. Die Fächer, die noch jetzt bei der modernen Damenwelt eine so große Rolle spielen, scheinen eine Erfindung der indischen Vorzeit zu sein.

Das häusliche Leben der Inder, ihr Verhalten bei Geburt, Ehe, Erziehung u. s. w., ging ganz in dem Kastenwesen auf, seit dieses bestand, und aus der frühern Zeit haben wir keine Nachrichten darüber; das ganze Leben modifizirte sich nach der Kaste. Nur im Tode waren Alle gleich. Die Inder huldigten mit wenigen Ausnahmen (das Volk der Takschaçila) dem Grundsatze und Gebrauche der Leichenverbrennung. Der Todte wurde in Tücher gehüllt und ohne großen Aufwand im Freien außerhalb bewohnter Orte verbrannt und die Ueberreste in's Wasser geworfen. Nur an der Küste Malabar wurden Steindenkmäler über mit Urnen angefüllten Gräbern gefunden; sonst waren Grabmäler nicht im Gebrauche.

Zweiter Abschnitt.

Die indische Religion.*)

A. Die Religion der Veda.

Die ältesten Nachrichten, welche wir über die Kultur der Inder besitzen, betreffen nicht deren politische und sociale Verhältnisse, sondern die Religion, welche in allen Beziehungen die Grundlage jener bildete. Die älteste Stufe des religiösen Glaubens der Inder, als selbe noch im Gebiete des Sind nomadisch lebten und die heiligen Fluten der Ganga noch nicht erblickt hatten, war reine Naturreligion. Die wichtigsten Naturgegenstände und Naturereignisse wurden personifizirt, und solcher Götter (dêvas) zählte man dreiunddreißig. Sie finden sich nirgends aufgezählt, sondern nur in drei Klassen, jede zu elf, getheilt, nämlich in Götter des Himmels, der Erde und der Gewässer (unter welchen jedoch der Dunstkreis verstanden ist, der mit seinen manigfachen Erregungen durch Stürme, Regen und Gewitter für Indien eine ganz besondere Bedeutung hat). Es gibt auch noch andere Eintheilungen; auch ist die Rede von drei Gottheiten: Agni für die Erde, Vayu oder Indra für die Luft und Surya für den Himmel, von denen jeder wieder mehrere Benennungen hat. Die eigentliche Urgottheit der ältesten Inder ist Aditi, das himmlische Licht, auch als die Ewigkeit, das Unendliche, das All gedeutet. Später als eine Göttin und als Mutter der Adityas, körperloser, das Böse strafender Dämonen, später der Genien des Sonnenlaufs betrachtet, wurde Aditi um Kindersegen, um Fruchtbarkeit des Viehs, um Schutz und um Vergebung der Sünden angerufen. Als Gegensatz von Aditi kommt zuweilen Diti vor, das Dunkle, deren Söhne, die Daityas, als Feinde der Götter erscheinen. Unter den Personifikationen des Himmels herrschen zwei Namen vor: Dyaus (dem griechischen Zeus, dem lat. Deus) und Varuna (dem griechischen Uranos entsprechend). Beide werden meist paarweise angerufen: Dyaus mit seiner Gattin Prithivi, der Erde, und Varuna mit seinem Zwillingsbruder Mitra, dem Tageslicht, wo dann Varuna mehr den nächtlichen Himmel bedeutet. Mitra und Varuna sind mit Arjaman, Bhaga, Dakscha und Amça die sechs Adityas, die aber auch mit anderen Namen und Zahlen vorkommen. Varuna ist der oberste der Adityas, der Aditya schlechtweg, der Herr des Lichts überhaupt, ja

*) P. Wurm; Geschichte der indischen Religion, im Umriß dargestellt. Basel 1874.

der Herr der drei Welten (Himmel, Luft und Erde); er hat allen Dingen ihre Bestimmung gegeben und wacht über die sittliche Weltordnung. Reuige Sünder wenden sich an ihn, den Allwissenden um Vergebung; der Wind ist sein Athem, Sonne, Mond und Sterne und die Ströme seine Werke. Am Himmel gehen einher (nach der Reihenfolge der Naturerscheinungen): die beiden Açvin, d. h. Reiter, (gewissermaßen Vorreiter des Sonnenwagens), ein Zwillingspaar, welches die Schiffbrüchigen rettet und die Kranken heilt, — Götter des Tagesanbruchs, der allen Unglücklichen erwünscht ist. Auf dem Sonnenwagen fährt ihre Gattin, die Tochter des Sonnengottes. Ihnen folgt Uschas, die Morgenröte, eine schöne Jungfrau, Tochter des Himmels, die auf einem mit roten Kühen oder mit Pferden bespannten Wagen fährt; sie treibt zu wahren Reden an und wird um Reichtum angerufen. Zuletzt erscheint blendend die Sonne im Sanskrit Surya, aber häufiger Savitar angerufen (um böse Träume fern zu halten), und darunter hauptsächlich die golden glänzende Erscheinung der Sonne verstanden (das lichte Götterantlitz, der Uschas folgend, wie eines Mädchens Spur der Jüngling). Die Sonne wird übrigens auch als Stier gedacht; der Himmel ist dessen Vater und die Erde seine Mutter. Die wolthätige Wirkung der Sonne heißt Puschan und gilt personifizirt als der Beschützer und Verehrer der Habe, Führer der Menschen auf Reisen, Räuber abhaltende Macht und Führer der abgeschiedenen Seelen; er wird von Ziegen gezogen. Nur selten kommt als Sonnengott Vischnu vor, der „Gott der drei Schritte", der die ganze Welt mit drei Schritten (Aufgang, Höhepunkt und Niedergang) durchmißt und die Erde den Menschen als ihr Besitztum übergeben hat.

In der Luft herrschen nicht die guten Götter allein, wie im Himmel, sondern es greifen Dämonen in ihre Wirksamkeit ein, mit denen sie kämpfen müssen. Die Opfer der Menschen stärken sie in diesem Kampfe, daher sie nach dem Siege die Menschen mit Wohlstand belohnen, d. h. mit Regen und Gewittern, welche die Luft reinigen und Fruchtbarkeit befördern. Das Haupt der Luftgötter ist daher der Gewittergott Indra, zugleich auch Schlachtgott. Er fährt in einem goldenen Wagen, gezogen von zwei rötlichen Rossen mit goldenen Mähnen und Haaren wie Pfauenfedern. Sein Donnerkeil, vom Künstler des Himmels, Tvaschtar, verfertigt, ist von Gold oder Eisen, vier- oder hunderteckig und hundertknotig; auch trägt Indra Bogen und Pfeile und einen Speer. Indra ist der eigentliche Nationalgott, der Vorkämpfer der Arier gegen ihre Feinde und unter dem Volke der am meisten verehrte Gott, welcher den früher als Herrn der Welt verehrten Varuna verdrängt und die ihn bekämpfenden Götter besiegt hat. Daher erscheint er auch nicht als ein so nebelhaftes

Wesen wie die Himmelsgötter, sondern mehr in menschlicher Gestalt; er ist geboren und hat Vater und Mutter. Zu seinen Thaten bedarf er aber der Stärkung durch den Soma-Trank, ja sogar der Berauschung durch denselben, und er rühmt sich dessen in den ihm in den Mund gelegten Hymnen des Rig-Veda. Die regenspendenden Wolken sind seine Kühe, die er, wenn sie (durch die Trockenheit) entwendet sind, wieder zurückholt. Auch tödtet er als Drachenkämpfer die Schlange Ahi (die Nacht), welche die sieben Höhen des Himmels bedeckt hatte. Seine Untergebenen sind die Wind- und Regengötter, Marut oder Rudras, besonders Vayu oder Vata, der Wind überhaupt, und Rudra, der Heulende, der Gott des Sturms und Abwender der Seuchen.

Die Götter der Erde beziehen sich besonders auf den Menschen und sind eigentlich Personifikationen seiner religiösen Gefühle. Den ersten Rang unter ihnen nimmt Agni, der Feuergott ein, der, wie das Feuer selbst, durch Reibung von zwei Hölzern entsteht. Nach anderen Sagen ist er durch einen Boten vom Himmel herab gebracht oder von den Göttern dem Stammvater der Menschen, Manu hinterlassen, oder von Indra zwischen zwei Steinen erzeugt, oder er ist der Sohn des Dyaus und der Prithivi u. s. w. Nach seiner Geburt verzehrt er mit Gefräßigkeit seine Eltern. Er wird zugleich Sohn und Vater der Götter genannt; ferner ist er der Bote der Götter zu den Menschen und der Menschen zu den Göttern. In jener Stellung beschützt er die Welt Nachts, wenn die Götter ruhen, gegen die Dämonen, in dieser stellt er das auf der Opferstätte angezündete Feuer dar und ruft die Götter dazu herbei. Er ist Priester der Götter und der Menschen, Hüter des Hauses und einziger berufener Anordner der religiösen Ceremonien. Der zweite Gott der Erde ist Soma, die Personifikation des so benannten Opfertrankes, welcher aus dem Safte der Asclepias acida oder des Sarcostemma viminale bereitet, mit Milch und Mehl vermischt den Göttern dargebracht wurde. Die berauschende Kraft dieses Saftes, das in ihm „verborgene Feuer,“ verlieh ihm nach der Meinung der Inder übernatürliche Eigenschaften; die Pflanze sollte daher durch einen Falken vom Himmel herabgebracht sein. Der Gott Soma ist auch Wohlthäter der Menschen, kleidet die Nackten, heilt die Kranken, Blinden, Lahmen, verleiht Göttern und Menschen Unsterblichkeit, erzeugt Hymnen u. s. w. Wir haben sonach in Agni und Soma zwei Gottheiten von großer Aehnlichkeit der Auffassung. Beide entstehen im Himmel und werden von diesem auf die Erde herabgebracht, und dies gestattet, die ursprüngliche Bedeutung Beider zu durchschauen. Das Feuer, das den Wolken entspringt, ist der Blitz, der Trank, der derselben Quelle entstammt, der Regen, doch nur ursprünglich; in späterer dichterischer Ausbildung der Sage

ist der Somatrank vielmehr gleich dem stammverwandten Agni ein Feuer, das Feuer der Begeisterung, und sein Holen durch einen Falken, welcher wahrscheinlich Indra war, hat merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Holen des die Dichtkunst verleihenden Methes Suttungs durch Odin in Adlergestalt. Es geht aus diesem Zusammenhange hervor, daß Agni und Soma eigentlich Vervielfältigungen Indra's sind, des Gottes, der den Donnerkeil führt, den Soma trinkt und die Wolkenkühe besitzt, und ganz ähnliche Mythen kehren bei allen indogermanischen Völkern wieder.*) Sind nun in Agni und besonders Soma Naturgottheiten zu Bringern idealer Güter geworden, so ist ein dritter Gott der Erde von Anfang an überall; es ist Brahmanaspati oder Brihaspati, der Gott des Gebetes, aus welchem später Brahma wurde,**) und dem ähnliche Thaten zugeschrieben werden, wie Indra, Agni und Soma. Auch er verschafft den Menschen Reichtum und wird Vater der Götter genannt, weil nach indischer und überhaupt naturalistischer Auffassung wie ohne Opfer, so auch ohne Gebet keine Götter denkbar sind. Die Götter sind die Wünsche der Menschen; daher sind auch nach der Grundanschauung aller Religionen, sogar der angeblich geoffenbarten, welche nur mehr oder weniger verhüllt wird, die Beter, Büßer und Priester mächtiger als die Gottheit, so in Indien die Brahmatschari, Brahmanenschüler, die „vor den Göttern da waren,“ ja diese sogar und selbst die Welt schufen. Andere Götter sind die Flußgötter, wie Sarasvati und Sindhu (weiblich, unser Indos), weibliche Luftgeister, vergötterte Künstler, welche alle Kunstwerke (Bogen, Wagen u. s. w.) der Götter verfertigen und als Aerzte wirken (Ribhus), alle Opfergegenstände, sogar Opferwerkzeuge, dann Vatsch, die Göttin des Wortes, der Sprache, welche ja schöpferische Kraft hat, Puruscha, der Weltgeist und mehrere andere abstrakte Begriffe.

Sehr unklar waren die Ideen der ältesten Inder in Bezug auf die Entstehung der Welt, die beinahe jedem einzelnen Gotte und sogar dem Brahmanenschüler zugeschrieben wird. Da sie, wie noch jetzt wir, nicht wußten, woher die Welt kam, schrieben sie selbe jedem Wesen zu, das sie in Gedanken aufbauen kann. Die ausführlichste Kosmogonie wird im Rig-Veda von Puruscha, dem Weltgeiste erzählt. Die Götter opferten und zertheilten ihn: aus seinem Munde wurde der Brahmane, aus seinen Armen der Radschanya, aus seinen Schenkeln

---

*) Vergl. darüber die geistvolle Ausführung von Adalb. Kuhn, die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks, ein Beitrag zur vergleich. Mythol. der Indogermanen. Berlin 1859.

**) Brahma als Gott kennen die Veda noch nicht, nur „das Brahma,“ d. h. das Große, Verehrungswürdige. Einen Brahma nennen die Veda den Frommen oder Priester.

der Vaiçya, aus seinen Füßen der Sudra; aus seiner Seele entstand der Mond, aus seinem Auge die Sonne, aus seinem Munde Indra und Agni, aus seinem Athem Vayu, aus seinem Nabel die Luft, aus seinem Kopf der Himmel, aus seinen Füßen die Erde, aus seinem Ohr die vier Himmelsgegenden. So geht in der Veda-Religion immer Alles im Kreislaufe und kehrt dahin zurück, von wo es ausging. Was die Götter schaffen, daraus entstehen sie selbst wieder. Es gibt noch andere Weltschöpfungssagen, die ebenso pantheistisch sind. Eine solche läßt, wie in einer griechischen Version, aus dem Chaos die Liebe (Kâma) entstehen, welche der erste Same war.

Der erste Mensch wird in den Veda-Sagen Jama und seine Gattin und Schwester Jamê genannt. Er bahnte aber nur für die Menschheit den Weg in das Jenseits und hinterließ keine Nachkommen, weil er seine Gattin als Schwester unberührt lassen mußte. Stammvater der Menschen ist Manu, derselbe Name wie in Aegypten Menes, in Hellas Minos, in Phrygien Manes, im Norden Mannus.

Die Fortdauer nach dem Tode ist in den Veda ein Leben im Himmel bei den Göttern, an Genüssen ganz dem Erdenleben ähnlich, aber üppiger und freudenvoller, etwa wie das islamitische Paradies. Wie dort wird mit Schönen geschwelgt und wie in Odins Walhall Met, hier Soma getrunken. Daß der Mensch an diesen schönen Ort gelangt, führt das als ein Opfer betrachtete feierliche Verbrennen des Leichnams herbei. Es ist jedoch neben dieser Belohnung der Menschen selten von einer Bestrafung die Rede. Es heißt nur im Rig-Veda, daß die Feinde der Götter und ihrer Verehrer in die unterste Finsterniß geworfen werden sollen. Von einem eigentlichen Begriffe der Schuld oder Sünde findet sich in den Veda nichts.

Der Kult der Veda-Religion war Sache der Familie. Tempel kannte dieselbe nicht. Geopfert wurde im Freien oder am Herde des Hauses. Ob es Götterbilder gab, ist ungewiß, aber es ist nicht wahrscheinlich. Besondere heilige Handlungen waren mit der Bereitung des Somatrankes verbunden. Die Stauden, welche den Saft dazu liefern, wurden bei Mondlicht auf Bergen gesammelt, mit der Wurzel ausgezogen, die Blätter abgetrennt, dann auf einem mit zwei Böcken bespannten Wagen an den Ort des Opfers gefahren, zwischen Steinen ausgepreßt u. s. w. Die Opfer wurden zu bestimmten Zeiten, namentlich im Vollmond und Neumond, vorgenommen, dauerten mehrere Tage und erforderten mehrere Priester. Das große Soma-Opfer bedurfte fünf Tage und sechszehn Priester. Zu einem wirksamen Opfer gehörte aber eine Reihe von sieben Soma-Opfern. Am meisten Aufwand erforderte aber das vom König vorgenommene Pferdeopfer (Açvamêdha). Das Pferd soll als Opferthier an die Stelle des

Menschen getreten und selbst wieder durch das Rind ersetzt worden sein. Man bezweifelt aber, daß die Arier je Menschenopfer gebracht. Alle Opfer der alten Inder waren blos solche zu Ehren und zur Speisung und Tränkung der Götter; Dank- und Sühnopfer sind ihnen fremd. Die Erfüllung der menschlichen Bitten ist auf Seite der Götter keine Gnade, sondern eine Pflicht, die aus einem Vertrage zwischen Gott und Mensch hervorgeht.

Die Priester Indiens im Zeitalter der Veda waren noch keine Kaste, aber doch ein besonderer Stand, dessen Glieder bereits Brahmanen genannt wurden. Sie wurden als „Götter der Erde" geachtet und waren die Aufseher bei den Opfern, die Oberpriester. Außer ihnen gab es aber noch andere Personen, welche mit dem Opfer zu thun hatten, wie die Adhvaryu (Opferköche) und die Hôtri (Rufer, d. h. Hersager von Liedern und Litaneien); endlich übten noch priesterliche Handlungen, wenn auch nicht bei Opfern, die Rischi (Dichter und Sänger von Götterhymnen), Kavi (Weise) und Muni (Einsiedler).

B. Die Religion Brahma's.

Die Uebersiedelung der indischen Arier aus dem Sind- in das Ganga-Gebiet und die Ausbildung des Kastenwesens führten eine durchgreifende Umwälzung in der indischen Religion herbei. Es liegt in der Natur des Menschen begründet, ein bestimmtes Wesen ehren und in Nöten dessen Hilfe anrufen zu müssen. Die Götter der Inder zur Zeit der Veda befriedigten dieses Bedürfniß nicht; sie waren zu fremdartige Wesen und undeutliche Begriffe, und überdies nach dem herrschenden Glauben von den Gebeten und Opfern der Menschen abhängig. Dies war aber bei keinen Menschen in höherem Grade der Fall, als bei den Priestern, den Brahmanen; daher wurden diese, wie schon gesagt, als „Götter der Erde" betrachtet und angestaunt, und die Ehrfurcht des Volkes wandte sich vorzugsweise und endlich ganz ihnen zu. Nachdem daher durch die Unterwerfung der schwarzen Urbewohner im Ganga-Lande und später im Dekhan das Kastenwesen seine Ausbildung erhalten und die Brahmanen sich durch ihr geistiges Uebergewicht zur höchsten Kaste erhoben hatten, konnten Letztere das Volk lehren, was sie wollten, — es nahm von ihnen Alles als baare Münze, als unfehlbare Wahrheit an. Zum leitenden Prinzip der Welt wurde das Wesen, welchem die Brahmanen selbst den Namen verdankten, Brahma. Es ist das jeder Persönlichkeit entbundene All der brahmanischen Weltauffassung, aus welchem alles Seiende hervorgegangen und, was aber weit wichtiger ist, zu welchem Alles wieder zurückkehrt. Dieses Zurückkehren zum Brahma ist der leitende

Gedanke dieser Religionsform, welche die persönliche Unsterblichkeit aufgegeben hat, ausgenommen als Strafe in der Form der Seelenwanderung. Das Einzelne zerfließt im Ganzen, löst sich in ihm auf, und darin findet es seine Erlösung und Befreiung vom Bösen, das von Anfang an mit dem Dasein verbunden ist, sein höchstes Glück. Wer sich in diesen Auflösungsproceß, als das höchst Denkbare, ganz vertieft, nur darnach strebt und die Güter der Welt verachtet, der Asket und Büßer, der erwirbt sich das größte Verdienst der Welt. Dieser beneidenswerte Zustand der Versenkung in das Brahma oder All wird im Sanskrit durch das Wort ôm bezeichnet, welches in Indien als „Silbe von drei Buchstaben" gilt, weil ô als Diphthong (au) betrachtet wird, eigentlich aber, da das m Nasenlaut ist, nur einen Laut darstellt. Mit der Zeit wurde ôm sogar zur Bezeichnung des Brahma selbst; es wird im Atharva-Veda das All genannt, welches war, ist und sein wird. Dem Om als Weltseele werden vier Zustände zugeschrieben: der wachende, der träumende, der traumlos schlafende und der völlig ruhende, welcher letztere die drei ersten zusammenfaßt und mithin der strebenswerteste ist.

Von dem Brahma (Neutrum) zu unterscheiden ist der Gott Brahma (Mascul.) oder Pradschapati, der Schöpfer der Welt und Herr der Geschöpfe, Urheber der Veda und Urquell alles Wissens. Ihm in loser Weise untergeben sind die acht Welthüter (darunter sieben Veda-Götter und ein vergötterter Mensch, Kuvéra, Gott des Reichtums). Brahma's Gattin, Sarasvati, ist nicht mehr Flußgöttin, sondern stellt die Ordnung, besonders in der Sprache (Rede- und Dichtkunst), das schöpferische Wort dar und wird daher auch mit der Vatsch (s. oben S. 221) vermengt.

Die Schöpfungssage des Brahmanismus (im Anfang von Manu's Gesetzbuch) gibt sich eine außerordentliche Mühe, den Gott Brahma als Schöpfer zu beschäftigen und kann doch nicht verhehlen, daß es ihr vor Allem darum zu thun ist, die Welt als Ausfluß aus dem Brahma (Neutr.) zu erklären.*) Die Schöpfungsthaten Brahma's (Masc.) sind denn auch lediglich Hervorbringungen einzelner Zustände und Gegenstände; die Welt selbst mit den „fünf Elementen" geht aus der „durch sich bestehenden Macht" (dem Brahma, neutr.) hervor. Aus ihr entspringt „Er, den sich der Geist blos denken kann", die „Seele aller Wesen," schafft mit einem Gedanken die Wasser und legt einen fruchtbaren Samen in sie. Dieser Same wird ein Ei, glänzend wie Gold, flammend wie Sonnenlicht in tausend Stralen,

---

*) Muir, Original Sanskrit texts on the origin and history of the people of India, etc. I. p. 7 ff. (Mythical accounts of the creation of man and of the origin of the four castes).

und in diesem Ei wird Er selbst in der Gestalt Brahma's, des großen Urvaters aller Geister geboren. Aus den beiden Hälften des Eies bildet er Himmel und Erde und setzt in die Mitte den Aether, die acht Weltgegenden und das Meer. Darauf schafft er das Princip der Seele, das Bewußtsein, die Vernunft und die fünf Sinne, — dann eine Menge Untergottheiten, und schreibt die Opfer vor. Aus Feuer, Luft und Sonne „melkt" er die drei ursprünglichen Veda, und ruft die Zeit, die Sterne, Flüsse, Meere, Berge, Ebenen und Thäler hervor. Er weist den verschiedenen Wesen, welche sich durch Verbindung von Seelen (wol Theilen jener Urseele) mit Körpern bilden, ihre Beschäftigung an. Aus seinem Munde läßt er den Brahmanen, aus dem Arme den Kschatriya, aus der Hüfte den Vaiçya und aus dem Fuße den Çudra hervorgehen, und theilt sich dann in zwei Hälften, welche zur wirkenden und leidenden Natur, d. h. zum männlichen und weiblichen Geschlechte werden. Aus diesen beiden entstand Viradsch und aus aus diesem Manu, der zweite Schöpfer der Welt. Dieser schuf die zehn Maharischis oder Herren der erschaffenen Wesen, und mit diesen durch die Kraft der Andacht die übrigen Wesen, Dämonen, Menschen, Thiere, Blitze, Donnerkeile, Wolken, Regenbogen („Bogen des Indra"), Meteore, Kometen, Dünste, Pflanzen u. s. w. Alle Dinge werden in drei Qualitäten oder Stufen der Emanation unterschieden: Sattva, d. h. Güte, die Welt des Lichtes, der Tugend und Weisheit, d. h. der Götter, Radschas, d. h. Leidenschaft, die Welt der Menschen, welche zwischen Vollkommenem und Unvollkommenem kämpft, und Tamas, d. h. Dunkelheit, die Welt der Thiere, Pflanzen und todten Dinge.

Die Welt verschlimmert sich aber stets. Die brahmanische Mythe zählt (in Manu's Gesetzbuch und im Gedichte Mahabharata) vier Weltalter auf, welche nach Götterjahren berechnet werden, von denen ein Tag gleich ist einem Menschenjahre, ein Jahr also gleich 360 Erdenjahren (nach früherer Berechnung). Das erste Weltalter, Satja-, Krita- oder Deva-Yuga (Götteralter) dauert 4800 Götter, (1,728,000 Erden-) Jahre und hat nur einen Gott, Brahma und ungestörtes Glück auf Erden. Das zweite, Trêta-Yuga (Alter der Dreiheit, der heiligen Feuer) hat 3600 Götter- (1,296,000 Erden-), das dritte, Dvapara- (auf zwei folgende) Yuga, 2400 Götter- (864,000 Erden-), das vierte, noch fortdauernde, Kali-Yuga (Streitalter) 1200 Götter- (432,000 Erden-) Jahre, alle vier zusammen als Maha-Yuga (großes Weltalter) 12,000 Götter- oder 4,320,000 Erdenjahre. Von dem zweiten bis vierten Weltalter fabelten die Brahmanen allerlei Abenteuerliches; die Gerechtigkeit hätte in denselben um ein, zwei und drei Viertel abgenommen; der anfangs weiße Vischnu wäre rot, braun und endlich schwarz geworden, die Unglücksfälle hätten stufenweise überhand

genommen und die Zahl der Menschen sich vermindert. Das gegenwärtige Kali-Yuga soll 3102 vor Chr. mit einer großen Flut begonnen haben, welche Brahma in Gestalt eines Fisches dem Manu voraussagte, nachdem dieser zehntausend Jahre auf einem Bein gestanden, einen Arm emporgehoben und niemals mit den Augen gezwinkert hatte. Manu baute ein Schiff und rettete sich aus der Flut, welche viele Jahre dauerte und alles Lebende vernichtete. Am höchsten Gipfel des Himalaja landete das Schiff, der Fisch gab sich zu erkennen und Manu begann nun seine zweite Weltschöpfung. Nach Verfluß des letzten Weltalters (Kali-Yuga) sollte die Welt zu Grunde gehen.

Der heitere Naturkult der Veda-Religion hat im Brahmanismus einem düstern Pessimismus Platz gemacht. Es wird als höchste Aufgabe des Menschen angesehen, Buße zu thun für die Entstehung des Bösen, die mit der Weltschöpfung zusammenhängt, und als höchstes Glück, vom sündlichen Leben ganz befreit zu werden. Damit ist auch der schärfste Fatalismus verbunden, und das den Brahmanen huldigende Volk glaubt, daß die Bestimmung des Menschen ihm „auf den Schädel geschrieben" sei. Trotzdem werden ihm seine Handlungen zur Schuld angerechnet. Dieser Widerspruch wird aber ausgeglichen durch die Lehre von der Seelenwanderung; denn es erscheint als folgerichtig, wenn die einzelne Seele dieselben Stufen der Verschlimmerung durchmacht, wie die Welt; sie erfüllt so ihre Bestimmung als Theil des Ganzen, und zugleich büßt der Einzelne nicht unverdient, sondern weil es so sein muß. Der vollkommen gute und religiöse Mensch wird als Gott wiedergeboren, ohne deshalb vor einer weitern, wieder rückwärts schreitenden Wanderung sicher zu sein, der unbeständige Mensch wieder als Mensch und der Schlechte als Thier oder Pflanze, und zwar seinem Charakter angemessen. Es gibt aber außerdem Höllenstrafen für Solche, deren Laster mit der Thierverwandlung nicht hinlänglich gezüchtigt sind. Manu's Gesetzbuch zählt 21 Höllen auf. Der Charakter der dortigen Strafen erhellt z. B. aus den Namen der einzelnen Höllen: Eisen gespitzt, der Schwert geblätterte Wald, die Grube der glühenden Kohlen u. s. w. Die Höllenstrafen sind jedoch nicht ewig; die Seelen können sich wieder durch irdische Körper hindurchschlagen, um von Neuem, im Falle der Verschuldung, in die Hölle geschleudert zu werden.

Der alte Brahmanismus wußte nichts von einem Erlöser. Jeder Mensch hat sich nach dieser Lehre selbst zu erlösen, und die Mittel dazu sind Reinigungen und Bußen, Opfer, Askese und philosophisches Studium. Der Ceremonien sind unzählige und maßlose, und jeder geringe Fehler dabei wird als Verunreinigung betrachtet, so daß schließlich den frommen Brahma-Dienern der blose Formendienst immer wichtiger und die wirkliche Tugend immer nebensächlicher wurde.

Es verunreinigt z. B. die Berührung eines Todten, so daß die Angehörigen eines Solchen zehn Tage lang von der Gesellschaft ausgeschlossen sind, ferner die Absonderungen des Körpers, das Betreten einer Stelle, wo Abfälle, wie Knochen, Haare, Nägel u. a. Abgang gelegen u. s. w. Von solchen Verunreinigungen säubert sich der Fromme durch Wasser und Kuhmist; ja von der geheiligten Kuh gilt überhaupt Alles als Reinigungsmittel, und der Sterbende kann noch von allen seinen Sünden befreit werden, wenn er einen Kuhschwanz in der Hand hält. Bekanntlich sind gewisse Flüsse als Reinigungsorte besonders heilig, wie z. B. die Ganga, namentlich bei der Vereinigung mit der Jamuna, die Sarasvati u. a. Dem Inder ist überdies tägliches Baden vorgeschrieben.

Bußen nehmen die Hindu auf sich durch Fasten, oft mit Schweigen von verschiedener Dauer und Strenge. Eine Buße besteht auch im Trinken eines aus Milch, Butter, — Kuhmist und Kuhharn gemischten Getränkes!

Die Opfer treten im Brahmanentum gegenüber der Veda-Religion zurück und sind, wo noch vorhanden, von denen der letzteren nicht wesentlich verschieden; doch nehmen die Thieropfer immer mehr ab, betreffen nach den Ochsen Schafe, dann Ziegen und endlich bleiben nur noch Pflanzenopfer, besonders an Reis und Gerste (Speiseopfer) und an Soma (Trankopfer) übrig. Zu feierlichen Opfern waren drei, zu Hausopfern nur ein Feuer erforderlich. Die drei Feuer brannten auf drei Herden um den nicht erhöhten, sondern in die Erde eingegrabenen Altar herum. Vier Priester gehörten zu einem feierlichen Opfer. Der Opfernde mußte sich durch Baden, Fasten, Waschen und ein Speiseopfer vorbereiten. Die Opferthiere wurden erwürgt.

Das wertvollste Mittel zur Erlösung war aber die Askese, das innere Sichselbstverbrennen genannt, verbunden mit Philosophie. Zu dieser Askese waren nur die drei arischen Kasten und nur Personen von vorgerücktem Alter berechtigt. Man mußte Großvater eines Enkels sein, seine Familie verlassen, mit nichts als einem Stab und einem Wassertopf versehen, und als Einsiedler in einen Wald ziehen, in Baumrinde oder schwarzes Antilopenfell gekleidet sein, auf der Erde schlafen, von Früchten oder Wurzeln und Wasser leben, Haare, Bart und Nägel wachsen lassen, durfte nicht das kleinste Thierchen tödten und sollte beim Aussprechen des Wortes ôm den Athem möglichst lange anhalten und sich nur mit dem Lesen der Veda und mit Betrachtung des höchsten Wesens beschäftigen. Noch weiter brachte man es aber in der Heiligung, wenn man sich Selbstpeinigungen auferlegte, z. B. den ganzen Tag auf den Zehen oder längere Zeit auf einem Fuße stand, fortwährend sich setzte und wieder erhob, in der Kälte nasse Kleider trug, ganz nackt sich dem Regen aussetzte, in der

Sommerhitze zwischen vier Feuern saß u. s. w. Die Brahmanen wetteiferten s. Z. förmlich, es zur Virtuosität in dieser Kunst zu bringen und erzählten in ihren Sagen von hundert- und tausendjährigen Uebungen großer Frommer in der Selbstüberwindung. Um die Zeit Alexanders des Großen erst kam es auf (vielleicht nur selten), durch Selbstverbrennung auf dem Scheiterhaufen zu endigen. So war auch die bekannte Witwenverbrennung eine spät üblich gewordene Askese, um an dem Loos des Mannes nach dem Tode theilnehmen zu können. Noch höher als die Selbstquälerei steht aber die vollendete Apathie, indem der Büßer nackt als Bettler umherzieht, weder Trauer noch Freude über irgend etwas äußert und blos über die Weltseele nachdenkt. Dieser sowol als der vollendete Büßer hatten die Aussicht, nach dem Tode sofort ohne Seelenwanderung in das Brahma aufgelöst zu werden. Die hiermit zusammenhängende indische Philosophie werden wir an einer anderen Stelle kennen lernen.

Der Brahma-Kult blieb indessen im Ganzen auf die höheren Kasten beschränkt. Das Volk verstand eine so abstrakte Gottheit nicht und konnte keine Liebe für sie fassen, um so weniger, als es keine Aussicht hatte, gleich den Bevorzugten von der Qual der Seelenwanderung erlöst zu werden. Ein Gott, welchen das Volk lieben und verehren sollte, mußte stets Mensch werden, oder auch Mensch und Thier bei einem Volke, welches keinen durchgreifenden Unterschied zwischen Mensch und Thier kennt, für dessen höhere Kasten die niederen solchen den Thieren gleichstehen. Für solche Inkarnationen (Avataras) ersah die indische Mythe den Vischnu aus, einen untergeordneten Gott des Veda-Systems (oben S. 219), der alle übrigen Glieder desselben verdunkeln sollte. Freilich war solche Erhebung schon vorbereitet in Vischnu's Benennung als „Gott der drei Schritte" (Aufgang, Höhepunkt und Untergang der Sonne). Diese richtige Vorstellung von seiner Größe und Macht bewirkte, daß er mit der Zeit als Erhalter der Welt betrachtet wurde. Er trat sowol an die Stelle des alten Nationalgottes Indra, als des Wassergottes Narâjana. In letzter Eigenschaft ruht er auf der zusammengerollten Seeschlange über dem Urmeere. Gewöhnlich wird er mit vier Armen abgebildet. Seine Gattin Lakschmi oder Çri vertritt die Liebe, Huld, Fruchtbarkeit, Ehe und den Reichtum; ihr ist die Kuh heilig, in der Ernte wird sie gefeiert, und ihr Sinnbild ist die Lotosblume. Was nun Vischnu's Verwandlungen angeht, so kennt das Gedicht Mahabharata deren zehn, zählt sie aber nicht einzeln auf; erst eine spätere Zeit spezifizirte sie und vermehrte sie sogar.

Vischnu hat indessen schon im Anfange seiner Erhebung zum höchsten Gotte des indischen Volkes einen Nebenbuhler erhalten in

Çiva oder Mahadeva (dem großen Gotte), auch Rudra, indem dieser vedische Gott des Sturmes mit dem Feuergott Agni und zudem noch mit einem wahrscheinlich von den Urbewohnern Indiens verehrten Çiva verschmolzen wurde. Dieser neue Gott wird nämlich vorwiegend im dravidischen Dekan verehrt, während ihn die arische Nationaldichtung wenig berücksichtigt. Er ist der Schutzgott der Büßer und der Inbegriff alles Furchterregenden, Unheimlichen. Er wohnt im Himalaja, trägt einen Dreizack, oft eine Flamme, auch eine Halskette von Todtenköpfen und hat ein drittes Auge auf der Stirne; zuweilen auch fünf Köpfe. Seine Opfer tragen einen durchweg blutdürstigen Charakter und werden von den Brahmanen nicht anerkannt. Zugleich herrscht in seinem Kult das Element der Wollust und ihm ist der Linga (Phallos) heilig, welches Symbol die Arier und ihre Stammverwandten ursprünglich nicht kennen. Çiva hat aber mit der Zeit eine große Anzahl Anhänger gefunden, welche ihn sogar über Brahma, Vischnu und Indra stellten und selbst in das arische Heldengedicht Mahabharata eine ihn hocherhebende Stelle einzuschmuggeln wußten. Çiva ist zugleich ein schaffender und zerstörender Gott, der Alles vernichtet, um Neues hervorzubringen, und er hat daher unter allen indischen Göttern das Meiste von einer Persönlichkeit. Seine Gattin Parvati oder Kali spielt unter allen indischen Göttinnen die bedeutendste Rolle und ihr Bild wetteifert oft mit dem des Gatten an Furchtbarkeit. Noch heute stehen sich die Kulte des Vischnu und Çiva feindlich gegenüber und werden sich nie versöhnen.

C. Die Lehre Buddha's.*)

Es konnte nicht anders sein, als daß die Herrschaft der Brahmanen mit der Zeit dem Volke lästig wurde, nicht sowol wegen ihres geistigen Druckes, der bei dem damaligen und noch jetzt vorhandenen Sklavensinn der Bevölkerung nur Wenigen fühlbar sein mochte, als vielmehr aus Neid, der mittleren Kasten sowol, welche so gut wie die Brahmanen durch Askese heilig werden konnten, ohne doch die großen Vorrechte dieser Kaste zu gewinnen, — als auch der untersten Kaste und der vom Kastenwesen Ausgeschlossenen, welchen die Büßerlaufbahn gesperrt war.

Daß solche Bestrebungen vorhanden waren, beweist der Erfolg, welchen im sechsten Jahrhundert vor Chr. und noch lange hernach in Indien eine Reform des Brahmanismus hatte, die wir nach ihrem

*) K. Fr. Köppen, die Religion des Buddha und ihre Entstehung. Berlin 1857.

Urheber Buddhismus nennen. Nach den glaubwürdigsten Angaben im Jahre 623 vor Chr. (nach tibetischen, chinesischen und hinterindischen Sagen gibt es 14 Angaben, die zwischen den Jahren 2502 und 562 schwanken) wurde in der jetzt nicht mehr vorhandenen Stadt Kapilavastu bei dem jetzigen Gorakpur in der Provinz Audh dem Kleinstaat-König Çuddhodana aus der Familie Çâkya oder Gautama von seiner Gattin Maya ein Sohn geboren und Sarvarthasiddha, abgekürzt Siddharta genannt. Nach der Sage wäre er in Gestalt eines weißen Elefanten vom Tuschita-Himmel herabgestiegen und als fünffarbiger Lichtstral in den Leib seiner Mutter eingegangen, die ihn dann nach zehn Monaten durch die rechte Seite oder Achselhöhle geboren hätte. Auch hätte er gleich nach der Geburt fest um sich geblickt, Schritte gethan und seinen Beruf ausgesprochen. Die Mutter soll am siebenten Tage nach der Geburt gestorben sein. Ungeheuerliche Zahlenspielereien werden mit seiner Jugendzeit in Verbindung gebracht. Zwanzigtausend Knaben und ebensoviel Mädchen wären ihm zu Gespielen gegeben, und als herangewachsener Jüngling hätte er außer zwei Frauen — 84,000 Kebsweiber gehabt (vielleicht hatte sein Vater nicht so viel Unterthanen!) Frühzeitig übersättigt, sah er im neunundzwanzigsten Jahre, aus unwissendem Wolleben erwachend, zum ersten Male einen zitternden Greis, einen ekelhaften Kranken und einen verwesenden Leichnam, was ihn auf den Gedanken brachte, daß Jugend und Vergnügen keinen Wert haben, wenn ihnen Alter, Krankheit und Tod folgen. Da verließ er alle seine Herrlichkeit in heimlicher Flucht, schor sein Haupt, zog ein Büßergewand an, lebte in der Einsamkeit, um über die Uebel der Welt und ihre Heilung nachzudenken, und wurde nun Çakya-Muni genannt, d. h. Einsiedler aus der Familie Çakya. Alle Verlockungen zu Macht und Reichtum verachtete er fortan, um ein Buddha, d. h. Erweckter, Weiser zu werden, was sein bleibender Name wurde. Er führte ganz das Leben der brahmanischen Asketen; aber sein Geist strebte höher, und er gelangte zu dem großen Entschlusse, nicht nur sich selbst, wie jener Frömmler, sondern die gesammte Menschheit zu erlösen. Nach der Sage genoß er täglich nur ein Reis- oder Sesamkorn, bis ihm seine Mutter erschien und ihn bat, sich nicht zu Tode zu hungern. Da gab er die Selbstqual nach sechs Jahren auf, worauf ihn seine Schüler, die ihn in die Einsamkeit begleitet, ob seiner Gottlosigkeit entrüstet verließen, wechselte den Ort seiner Betrachtungen, überwand die Versuchungen des Dämons Mara und wurde ein vollendeter Buddha. — Nach solcher Vorbereitung trat er als Lehrer auf und begann im Gazellenhain bei Benares zu predigen, worauf ihm seine fünf Schüler wieder zufielen. Jeder seiner Zuhörer soll ihn verstanden haben, welches auch ihre Muttersprache war, obschon er nur im Volksdialekte seiner

Heimat sprach. Sein Evangelium war die Liebe zur gesammten Menschheit und die Erlösung der Bedrückten, daher natürlich auch die Aufhebung der Kasten. Freilich stellte er, wie alle Neuerer, gleich wieder einen neuen Unterschied auf, den zwischen Mönchen (Çramanas) und Laien (Upâsakas), von denen zwar nur die Ersteren nach dem Tode der Seelenwanderung entgehen, aber auch von den Letzteren ein Jeder sich unter die Ersteren aufnehmen lassen konnte. Die Selbstpeinigung wurde aufgegeben, dafür aber eine andere Art von Menschenquälerei eingeführt, nämlich das Klosterwesen, dessen Erfindung dem Buddhismus gebührt. Die drei Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams sind bereits Erforderniße zum Eintritt in die buddhistischen Menschenzwinger, zugleich aber auch die Ausübung der Wolthätigkeit eine Lichtseite derselben. Die Mönche und Nonnen erhielten die Aussicht, bei der nächsten Station der Seelenwanderung gleich wieder als solche Heilige zu erscheinen. Schon im Brahmanismus stand der fromme Büßer über den Göttern. Es kann daher nicht Wunder nehmen, wenn Buddha einen Schritt weiter ging und der Götter gar nicht mehr bedurfte, sondern die Welt als einen steten Wechsel der Formen und Einzelwesen ohne Anfang und Ende erklärte, das Ideal aber in vollständiger Ruhe und Gefühllosigkeit, im Nirvâna, dem Nichts, erblickte. Es ist jedoch nicht gerechtfertigt, den Buddhismus deshalb Atheismus zu nennen; denn er ist immerhin eine Religion, weil er das persönliche Verdienst von gewissen anerkannten Formen und Anschauungen abhängig macht, statt vom freien Ermessen der Menschen, und eine Religion kann niemals atheistisch sein, weil das Prinzip ihrer Anschauung, und wäre es auch das alleinseligmachende Nichts, für sie ein Göttliches ist. Nur wer jede Gottheit leugnet, ist Atheist; Buddha aber leugnete sie niemals, er sprach niemals aus, daß es keine Götter gebe, sondern er schwieg über sie, — er bedurfte ihrer nicht. — Nachdem Buddha brahmanische Gegner (Tirthyas) in einer Disputation siegreich aus dem Felde geschlagen, kam von zwei Königen, die ihm nach dem Leben trachteten, Einer ums Leben und der Andere bekehrte sich. Fünfundvierzig Jahre lang hatte er lehrend gewirkt, als er im Alter von achtzig Jahren, 543 vor Chr.,*) zur Zeit des Kyros, des Anakreon und Pythagoras, des Lao-tſze und Khong-tſze — bei Kuçinagara in das Nirvâna einging, und sein Holzstoß entzündete sich nach der Sage von selbst, wobei die nicht verbrannten Knochen Wolgeruch ausströmten und unter seine Verehrer vertheilt wurden.

Buddha hatte sein engeres Vaterland, d. h. Madhjadeça, niemals überschritten; aber seine Lehre machte rasche Fortschritte. Seine

*) Lassen a. a. O. I. S. 599—612. II. S. 53 67.

Schüler mehrten sich. Die Könige des von ihm berührten Gebietes fielen seiner Lehre zu und beförderten ihre Verbreitung.

Zu seinem Nachfolger als Haupt der Schule hatte Buddha seinen Schüler Kaçyapa bezeichnet, unter dessen Vorsitz bald nach des Meisters Tode ein von fünfhundert „Heiligen" besuchtes Concil zu Radschagriha abgehalten wurde, welches sieben Monate gedauert haben soll, eine Sitten- und Klosterverfassung der neuen Kirche aufstellte und eine Sammlung der Lehren Buddha's veranstaltete. Wie in allen Religionen, gab es auch unter den Buddhisten bald Parteiungen und „Ketzereien." Um sie zu beseitigen, versammelte sich hundert Jahre nach dem ersten Concil unter König Açoka I. (Kalaçoka) von Magadha ein zweites (443 oder 433 vor Chr.) zu Vaiçali, welches 700 Mönche zu Theilnehmern hatte und zehntausend Mönche eines Klosters wegen Ungehorsams gegen die Gesetze Buddha's verdammte. Zugleich wurden diese Gesetze revidirt und u. a. der Grundsatz anerkannt, daß Alles gesetzmäßig wäre, was mit der Lehre Buddha's übereinstimme, verwerflich dagegen Alles, was ihr widerspreche. Diese unklare Bestimmung hatte natürlich fortgesetzte Spaltung in Sekten zur Folge, deren auch die Ausgestoßenen eine bildeten und deren Zahl unbekannt ist.

Sehr günstig für den Buddhismus war der Einfall Alexanders des Großen in Indien. Die Bekanntschaft mit fremden Völkern und deren Sitten, und Dieser mit Indien war dem faulen und müßigen Brahmanismus so schädlich, wie sie dem aufstrebenden Buddhismus gelegen kam. König Tschandragupta (griech. Sandrakottos) von Pataliputra, welcher 320—310 vor Chr. seine Herrschaft über ganz Hindustan erweiterte und das Pendschab von den Makedonern befreite, war von niederer Herkunft und schon deshalb ein Begünstiger des Buddhismus († 291 vor Chr.) Weit wichtiger für letztern war aber sein Enkel Açoka II., der Zeitgenosse der Diadochen, des Curius Dentatus und Pyrrhos, der erst ein blutiger Despot war, (Tschandaçoka, der wütende A.) nachher aber bekehrt wurde und Çakyamuni's Lehre zur herrschenden in seinem Reiche erhob (nun Dharmaçoka, d. h. A. des Gesetzes). In zahlreichen Inschriften der verschiedensten Gegenden Indiens heißt er Piyâdasi (der Liebevollgesinnte).*) Diese Bekehrung fand 259 vor Chr. statt und wurde durch glänzende Feste gefeiert. Açoka war von ungeheurer Freigebigkeit gegen die buddhistischen Bettler, deren er sechszigtausend täglich speiste und bei Festen dreihunderttausend nährte und kleidete, — und er soll dreimal sein Reich, seine Frauen, Kinder und Diener der Geistlichkeit geschenkt und wieder abgekauft haben. 84,000 Heilig-

*) Köppen a. a. O. S. 173 ff.

tümer (Stupas, d. h. Reliquienthürme) und ebensoviel Religionsedikte werden ihm zugeschrieben (offenbar eine spielende heilige Zahl, Produkt von 7 × 12). Sein Stiefbruder, sein Sohn und seine Tochter gingen in's Kloster. Die buddhistischen Klöster schossen unter ihm aus der Erde wie Pilze, und sie fanden einen Zulauf von Heilsdurstigen wie ein aufgestörter Ameisenhaufen. Doch ist es immerhin ein nicht genug zu betonender Ruhm für Açoka und seine Nachfolger, daß sie nicht, gleich den Mohammedanern und gewissen Christen, ihre Lehre mit Feuerbrand und Eisen verbreitet haben. Nachdem 246 oder 245 vor Chr. in Folge fortdauernder Sektenbildung und Mißbrauchs der buddhistischen Klöster durch vagirende Brahmanen ein drittes Concil in Açoka's Hauptstadt **Pataliputra** gehalten worden, welches aus tausend Priestern bestand, sechszigtausend Ketzer ausstieß, neun Monate saß, Missionäre aussandte und die Schriften bestimmte, welche als kanonisch gelten sollten, erhielt der Buddhismus neue Kraft. Es gingen Missionen nach allen Weltgegenden, und Buddha's Lehre fand Eingang im jetzigen Afghanistan, in Kaçmir und Dekhan, in Birma und Pegu und auf der Insel Zeilan, wo Açoka's Sohn Mahendra als Glaubensbote wirkte. Im Himalaja bekehrten sich 84,000 Nagas (wieder diese heilige Zahl!) und unzählige andere Völker vom Geister- und Schlangendienst zur Lehre vom Nirvâna; 100,000 Personen wurden Mönche und Nonnen.

Die Herrlichkeit war jedoch nicht von langer Dauer. Ein halbes Jahrhundert nach Açoka's Tod erlitt der Buddhismus durch den Sturz der Dynastie desselben einen harteu Stoß. Erst der indoskythische König **Kanischka** wurde um die Mitte des ersten Jahrhunderts nach Chr. wieder ein eifriger Buddhist, ohne daß jedoch diese Religion je wieder zur Blüte zurückkehren konnte, die sie unter Açoka II. gehabt. Kanischka versammelte in einem Kloster Kaçmirs das vierte buddhistische Concil, welches den Kanon der heiligen Schriften bereicherte und ihn in der Sanskrit-Sprache anerkannte. Seitdem war Çakyamuni's Kirche in die nördliche und südliche getrennt. Jene bedient sich des Sanskrit, diese des Pali als heiliger Sprache, und anerkennt das vierte Concil nicht, während jene dagegen mehr und mehr fremde Elemente in sich auinahm. In beiden Kirchen nahm die Sektenbildung zu und es begann die Schaffung von Göttern, welche der Stifter nicht gekannt hatte. Im sechsten und siebenten Jahrhundert war der Buddhismus in Indien so schwach geworden, daß es den Brahmanen und ihren Anhängern gelang, ihn mittels blutigen Kampfes vollständig aus dem Festlande diesseits des Brahmaputra zu vertreiben, was um 1100 vollendet war. Nur auf Zeilan erhielt sich der südliche Buddhismus, verbreitete sich aber von dort aus nach Birma und Siam, welche Länder er vollständig eroberte

und bis heute behalten hat, sowie nach Java und Borneo, wo er aber durch den Islam wieder vernichtet wurde. Der nördliche Buddhismus behielt von Vorderindien nur die Himalaja-Landschaften Nepal und Bhutan. Bald nach Açoka's Zeit drang er zwar auch nach den Ländern am Amu- und Sir-Darja und am Tarim, wo er aber später der Lehre Mohammeds erlag. Im Jahre 61 nach Chr. hatte der chinesische Kaiser Ming-ti eine Gesandtschaft nach Indien geschickt, um eine neue Religion zu holen, welche dann in China die des Fo (wie die Einsilbigen den Namen Buddha radebrechen) genannt und 65 nach Chr. förmlich eingeführt wurde. Seitdem eroberte der Buddhismus nach und nach friedlich den größten Theil des chinesischen Volkes, von welchem nur die Gebildetsten der Lehre Khong-tße's treu blieben: doch ist dort die Lehre des Fo immerhin ein fremdartiges Pfropfreis. Im vierten und fünften Jahrhundert gelangte der Buddhismus von China aus siegend nach Korea, im sechsten nach Japan. Von China aus wurden auch Annam und Kotschin-China buddhisirt. Im siebenten Jahrhundert gelangte die Lehre Buddha's auch in Tibet zur Herrschaft, wo im dreizehnten die Hierarchie des Dalai-Lama und später die des Tescho- oder Bogdo-Lama auftauchte. Endlich im sechszehnten Jahrhundert bekehrten sich die Mongolen am Kükä-Noor zu Buddha.

Die buddhistische Lehre ist in einer Menge von heiligen Schriften enthalten, welche durch die Concilien dieser Kirche anerkannt wurden und in der Pali-Sprache abgefaßt, zusammen einen Kanon bilden, Tripitaka genannt, welcher an Umfang etwa das Fünf- bis Sechsfache des Alten und Neuen Testamentes beträgt.*) Derselbe zerfällt in drei Klassen von Schriften: Dharma, das Gesetz, bestehend aus Sutras, Aussprüchen, Denksprüchen mit beigefügten Erläuterungen und darauf bezüglichen Legenden, Vinaya, die Moral und Disciplin, und Abhidharma, die Metaphysik (welch letztere jedoch nicht hierher, sondern in die indische Philosophie gehört).

1. Dharma. Der Buddhismus kennt keine Weltschöpfung; denn seine Welt hat keinen Anfang, sondern ist ewig, d. h. es folgen sich viele Welten in endlosem Kreislaufe und existiren ebenso unzählige zu gleicher Zeit neben einander. Die Welt, welche wir bewohnen, hat nach der buddhistischen Geographie zum Mittelpunkte den Berg Meru, (Hochland von Hinterasien). Seine vier Seitenflächen bestehen aus Gold, Kristall, Silber und Safir; ihn umgeben sieben kreisförmige Gebirge, deren Mittelpunkt er ist, die durch Meere von ein-

---

*) Die tibetische Uebersetzung des Kanons zählt gegen 225 Folianten, von denen jeder in der Pekinger Ausgabe vier bis fünf Pfund wiegt. Max Müller, Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft. Straßburg 1874, S. 104.

ander getrennt sind und von denen jedes äußere immer um die Hälfte niedriger ist als das nächste innere. Außerhalb des äußersten Rundgebirges liegt das Weltmeer mit vier Erdtheilen, deren jeder fünfhundert Inseln um sich hat, und die nach den vier Weltgegenden liegen. Der östliche Erdtheil, Purvavideha, bildet einen Halbkreis (China?), der südliche, Dschambudvipa, ein Dreieck (Indien), der westliche, Godhanya, einen Kreis (?), der nördliche, Uttarakuru, ein Quadrat (?). Die Gesichter der Einwohner dieser Erdtheile haben die nämliche Gestalt (!?) und ihre Lebensdauer, wie auch ihre Größe, verdoppeln sich in folgender Ordnung: Süd, Ost, West und Nord. Diese Erdtheile haben unter sich keine Verbindung und werden nebst dem Weltmeer von einem Eisenwall (Tschakravala) umkränzt, jenseits dessen andere Welten beginnen. Sonne, Mond und Sterne drehen sich um den Meru. Der Erdtheil, den die Sonne dabei jeweilen nicht bescheinen kann, hat Nacht. Die diamantenen Wurzeln des Meru schwimmen mit unserer ganzen Welt auf dem Wasser, unterhalb dessen wieder Luft und jenseits welcher der unermeßliche Aether ist. Im Fuße des Meru befinden sich die acht Höllen. Ueber dem Meru tronen die Himmel, zuerst sechs Götterhimmel, die mit der Erde die Welt des Gelüstes oder der Sinnlichkeit bilden; über dieser schwebt die Welt der Form mit sechszehn Himmeln und über dieser die Welt ohne Form mit vier Himmeln. Die sechszehn Himmel der erstern sind in vier Stufen der „Beschauung" (Dhyanas) vertheilt, von denen die zweite tausend, die dritte eine Million und die vierte tausend Millionen Welten von der Größe der unsrigen umfaßt. Letztere Zahl ist indessen noch nicht die höchste, sondern bildet wieder eine Einheit, deren tausend ein „Weltsystem" unter einem „Buddha" bilden. Die Inder sind eben sehr freigebig mit — Nullen, ahnten aber schon früh die von der neuern Astronomie zur Gewißheit erhobene unermeßliche Vielheit der Weltkörper. Alle die genannten Welten nun sind von Wesen bevölkert, welche in sechs Klassen oder Arten zerfallen, nämlich: Götter, Menschen, Asuras (Dämonen), Thiere, Prêtas und Höllengeschöpfe. Der Buddhismus nach Buddha ist sehr reich an Höllen und zeigt damit, daß er anderen Systemen der Einschüchterung ebenbürtig ist. Die Grundlage bilden die acht älteren Höllen; die Budhistenmönche wissen ganz genau, daß dieselben unter der Erde stockwerkartig über einander liegen; nur über Höhe, Breite und Tiefe derselben sind sie nicht einig. Hier werden die Verdammten, d. h. Verbrecher, Lasterhafte und — Ungläubige, mit Messern zerschnitten, zersägt, zermalmt, gebraten, geröstet u. s. w., und zwar gewisse ungeheuerliche Zahlen von Jahrhunderten hindurch, doch nicht ewig. Wer die Strafzeit aller Höllen überstanden hat, setzt seine Wanderung durch Prêtas, Thiere, Dämonen, Menschen und Götter weiter fort.

Die späteren Buddhisten haben aber noch weitere Höllen (Lokantarikas) erfunden, welche in den Zwischenräumen zwischen den Tschakravalas oder Rändern der einzelnen Erdwelten liegen und nie von Sonne und Mond beschienen werden, und versetzten die Ungläubigen in dieselben, welche darin in der Gestalt von Ungeheuern scheußliche Qualen erdulden, indem sie stets an den Eisenwällen empor zu klimmen suchen und immer wieder in das Meer von Scheidewasser zurücksinken, in welchem die Welten schwimmen, dort zerfressen werden, wieder entstehen, wieder hinaufklimmen und wieder stürzen, und so — ewig! Die nördlichen Buddhisten setzen statt dieser Lokantarikas den acht Gluthöllen acht kalte Höllen entgegen. Außerhalb der Höllen aber leben Verdammte noch zur Buße im Meere, in der Luft, in der Wüste, auf Bäumen, Felsen, in Häusern, Klöstern, Gefäßen u. s. w. Der Veda-Gott Jama ist den Buddhisten Fürst und Richter in der Hölle.

Die Prêtas sind Ungeheuer von riesiger Größe und gräßlichem Aussehen, die von beständigem Hunger und Durst geplagt werden. Sie wohnen unter und auf der Erde und dienen auch als Gespenster. Die Thiere werden von der buddhistischen Naturgeschichte eingetheilt in Nicht-, Zwei-, Vier- und Vielfüßler. Die Asuras oder Daityas sind theils böse Dämonen, beständige Feinde der Götter, wohnend auf der andern Seite der Erde dem Himmel gegenüber, theils auch gute Geister verschiedener Klassen; sie sind eine Concession des Buddhismus an den alten Geisterglauben der indischen Urbewohner. Götter hat zwar Buddha wie erwähnt nicht in sein System aufgenommen; aber da keine Religion ohne solche bestehen kann, so fanden sie nach ihm Eingang und zwar in sehr reichlichem Maße. Es gehören dazu namentlich sämmtliche Gottheiten der Vedas und des Brahmanismus. Auf den vier Seiten des Meru hausen die vier Maharadschas oder Dämonenkönige; auf dem Gipfel desselben tront Indra als Schutzgeist des Erdenrundes und Urheber des Königtums. In seinen Himmel leben dreiunddreißig Götter, nämlich jene der Vedas. Aehnlich sind auch die übrigen Himmel bevölkert; im obersten solchen der Welt der Sinnlichkeit herrscht Mara, der Versucher, als Fürst der Gelüste; nicht in der Hölle ist hier der Böse; denn der Buddhismus hält die Welt überhaupt für das Böse, daher ihr eigentlicher Vertreter auch über ihr tront. Je höher der Himmel, desto mehr nimmt die Sinnlichkeit der Götter, die sich immer noch fortpflanzen, ab und wird idealer. Die Dreiunddreißig haben Empfängniß und Geburt in einem Akt; höher hinauf genügt Umarmung, dann Händedruck, Anlächeln, endlich bloße Blicke. In der Welt der Formen herrscht vollkommene Reinheit von Begierden und Leidenschaften. Auf der ersten Stufe der Beschauung herrscht Brahma. Die zweite beherbergt die Götter des Lichts; es ist das Stadium des „ekstatischen

Schauens," wohin Heilige von mäßiger Tugend gelangen. Auf die dritte Stufe, die der Tugend und Reinheit, kommen Solche, welche ohne Buddha zu kennen, das Maß der Tugend erfüllt haben (ein schönes Zeichen der Duldsamkeit), auf die vierte Jene, welche gänzlicher Indifferenz gewürdigt werden. In die „form- und farblose Welt" gelangen nur die Buddhas. Ihre vier Himmel heißen bezeichnend: unbegrenzter Raum, unbegrenztes Wissen, der Ort, wo durchaus Nichts ist und der Ort, wo es weder Denken noch Nichtdenken gibt, also das vollendete Nirvâna, die Befreiung von der Existenz und allen ihren Leiden. Im Gegensatze zu diesem heißt der gesammte Kreislauf der Wesen bis zur vollendeten Bewußtlosigkeit im vierten Stadium der Beschauung: das Sansara, d. h. die bunte Welt des Lebens und der Täuschung oder, nach der Sprache der Heiligen, der Ocean der Existenz mit den vier giftigen Strömen: Geburt, Krankheit, Alter und Tod, ein steter Wechsel von Leiden, worin nichts beständig ist, als die Unbeständigkeit. Es wäre übrigens ein Irrtum, zu glauben, daß die ganze Reihenfolge eine stetig aufsteigende wäre; es werden sowol zur Belohnung Zwischenstufen übersprungen, als zur Strafe Rückschritte in tiefere Stufen gemacht. Gleich diesem Kreislaufe der Einzelwesen gibt es aber auch einen solchen der Welten. Jede Welt entsteht aus einer früher untergegangenen und zwar in gewissen Perioden der Vernichtung und Wiederherstellung, genannt Kalpas, deren Länge unberechenbar ist, und die wieder in Unterabtheilungen zerfallen. Es gibt drei Arten der Zerstörung der Welt: durch Feuer, Wasser und Wind; die Welt, d. h. ein Inbegriff von einer Billion Welten, wird sechsundfünfzig Mal verbrannt, sieben Mal ertränkt und ein Mal, das letzte, durch Sturm gegenseitig an einander zerschmettert. Jeder Weltuntergang wird hunderttausend Jahre vorher durch einen Gott angezeigt, welcher zur Buße auffordert. Mehrere hunderttausend Jahre dauert jede der Zerstörungen selbst. Diese sind von verschiedener Stärke, welche das Gehirn buddhistischer Priester in sehr symmetrischer Weise vertheilt hat. Darnach richtet sich auch die Betheiligung der Dhyanas, von denen das oberste, sowie die formenlose Welt, stets unbeschädigt bleiben. Auf die Zerstörung folgt einen zweiten Viertelkalpa hindurch vollkommene Leere, im dritten Viertel beginnt durch Wolken, Regen und Wirbelwind die Neubildung der Welt; es erhebt sich ein Lotos, welches durch die Zahl seiner Blüten anzeigt, wieviel Buddhas im neuen Weltalter erscheinen werden. Bewohner der Dhyanas kommen auf die Erde herab und werden nach und nach zur Sinnlichkeit zurückgeführt. Eine weitere Ausführung erklärt den Ursprung der Laster und Verbrechen, der Stände und Berufe und der kurzen Lebensdauer. Im letzten Viertelkalpa dauert die Welt fort; es werden Buddhas geboren; die Lebensdauer sinkt

von anfänglichen achtzigtausend auf hundert und endlich auf zehn Jahre herab, worauf die meisten Menschen durch Pest, Hungersnot oder Krieg vernichtet werden; dann folgt Besserung und das Leben verlängert sich nach und nach wieder auf achtzigtausend Jahre, und dies wiederholt sich zwanzigmal und bezieht sich in ab- und zunehmendem Sinne auch auf Körpergröße, Tugend u. s. w., bis die Zerstörung wieder herannaht. Ob die Zerstörungen mit den 64 Katastrophen abgethan sind, darüber schweigen die heiligen Schriften. Alle diese furchtbaren Ereignisse aber folgen sich ohne Leitung durch ein allmächtiges Wesen, ganz allein nur durch das Schicksal in Folge des Verhaltens und der Verschuldung von Seite der lebenden Wesen, um welcher willen alles Uebrige da ist. Der Buddhismus nimmt daher eine Art Erbsünde (Klêça) an; nur ist sie nicht von den Eltern ererbt, sondern aus einer frühern Existenz herüberbekommen, indem der Tod eines Wesens einem neuen solchen das Leben gibt. Diese Erbsünde äußert sich als Lust und Begierde, Liebe zum Leben, und die Folge davon ist das ewige Wandern der Seelen. Dabei häufen sich Verdienst und Schuld und jede That pflanzt ihre Wirkungen ins Unendliche fort, denen Niemand entgehen kann. Ja die Frucht einer That bricht bisweilen erst nach Hunderttausenden von Kalpas hervor. Es bedarf daher im Buddhismus keines Weltgerichts; die innere Notwendigkeit besorgt Alles von selbst. Eine Erlösung aus dieser fortdauernden Qual ist nur den Buddha's und Arhats (Heiligen) im Nirvâna beschieden. Es ist viel gestritten worden, was das Nirvâna sei, ob das Nichts schlechthin, oder blos vollkommene Ruhe und Gefühllosigkeit. Denn die Buddhisten erklären dasselbe nicht genau und sind unter sich verschiedener Ansicht; es kann indessen kaum zweifelhaft sein, daß die wahre Bedeutung desselben nicht das reine Nichts ist, sondern die vollkommene Ruhe, befreit von allen materiellen Störungen, — das Sichversenken des Geistes in sich selbst; denn es werden ja verschiedene Stufen des Nirvâna angenommen, (ein einfaches, vollkommenes und großes vollkommenes), was bei der Vernichtung nicht möglich wäre, und die in das Nirvâna eingegangenen Heiligen werden als stetsfort in einer bessern Welt lebend betrachtet. Dagegen ist es Thatsache, daß das Volk diese Auffassung nicht begriff und sich allerlei abenteuerliche Vorstellungen von jener Idee schmiedete, natürlich vorzugsweise eine sehnlich erwünschte Abwesenheit von Schmerzen und Leiden.

Den Weg aus dem Sansara in das Nirvâna zeigen nur die Buddhas, d. h. selige Wesen, welche der Menschheit zu Liebe als Wiederhersteller des vergessenen Dharma sich neuen Geburten unterziehen. Es hat ihrer nach buddhistischer Lehre schon Unzählige in den verschiedenen Weltaltern gegeben, aber Alle werden in Madhjadeça

geboren und erleben im Ganzen dieselben Schicksale, welche von dem historischen Çakyamuni bekannt sind, doch haben sie jedesmal dieselbe Lebensdauer und Körpergröße wie ihre Zeitgenossen. Es ist eine weitläufige Geschichte, welche Erfordernisse der Heiligkeit zu einem Buddha notwendig sind; namentlich gehören dazu die sechs Tugenden der Wolthätigkeit, der Sittlichkeit, der Geduld, der Thatkraft, der Beschaulichkeit und der Weisheit. Sein Lohn ist, daß er nicht als Ungeziefer, nicht als blind, taub, lahm oder aussätzig, nicht als Weib oder Zwitter, nicht als Sünder oder Zweifler wiedergeboren wird. Ein werdender Buddha, der viele Existenzen durchmachen muß, bis er Buddha wird, heißt Bôdhisattva. Unser Zeitalter soll fünf Buddha's sehen, von welchen Çakyamuni der Vierte war, der in früheren Existenzen, welche seine Verehrer genau kennen, 24 andere Buddhas gekannt haben wollte. Sein Nachfolger soll nach fünftausend Jahren Maitreya, der buddhistische Messias sein. Diese Fabeln werden von den Buddhisten, die mit Jahrtausenden und Jahrmillionen nur so um sich werfen, in's Ungeheuerliche ausgeschmückt und in's Lächerliche und Abgeschmackte übertrieben. Nach der singhalesischen Sage z. B. erschien Buddha 83 mal als Einsiedler, 58 mal als König, 20 mal als Indra, 18 mal als Affe, 10 mal als Gänsekönig, 6 mal als Schnepfe, 6 mal als Elefant, 4 mal als Stier, 4 mal als Pfau, 2 mal als Ferkel, 1 mal als Hund, Gauner, Teufelstänzer, Frosch u. s. w. (zusammen 550 Verkörperungen). Von allen diesen Existenzen werden die scheußlichsten Selbstaufopferungen erzählt. So weit bringt es religiöse Verrücktheit!

2. Vinaya (bei den Brahmanen Bescheidenheit, bei den Buddhisten Zucht bedeutend) ist das Disciplinargesetz für die buddhistischen Mönche und Nonnen; für andere Leute gibt es kein solches; denn diese Pfaffen in gelben Kutten sorgen schon dafür, daß die profane Welt nach ihrem Willen lebe. Dieses Klosterwesen, das älteste der Welt, ist ursprünglich aus dem brahmanischen Einsiedlerwesen hervorgegangen, also ähnlich wie das christliche. Die, welche sich ihm widmen, heißen wie bei den Brahmanen Çramanas, auch Bhikschu, Bettler, wie sich ein höherer Grad der Brahmanen nennt. Sie sind zur Armut verpflichtet und dürfen nur von Almosen leben, müssen vollkommene Keuschheit beobachten und sich einer strengen Regel fügen, die sich auf die unbedeutendsten Kleinigkeiten erstreckt und sogar die Art des Stehens, Sitzens, Liegens und Gehens vorschreibt, vom Essen, Trinken und Schlafen als selbstverständlich zu schweigen. Das Nähere darüber enthält das kanonische Buch: Sutra der Befreiung, welches mit geringen Abänderungen bei sämmtlichen buddhistischen Völkern Geltung hat. Es kommen aber noch mehrere Spezialgesetze dazu, welche mit jenem Buche in Tibet fünfzehn Bände füllen.

Zum Eintritt in das buddhistische Mönchtum bedarf der nach dem Nirvâna Strebende blos der Erlaubniß seiner Eltern oder Vormünder, d. h. ihres Befehls, denn der Eintritt erfolgt meist in zarter Jugend. Anfangs war Niemand ausgeschlossen; später wurden es Kranke, Verbrecher, sowie Soldaten oder Leibeigene, wenn sie nicht die Erlaubniß ihrer Vorgesetzten hatten. Der Kandidat wird geschoren, gebadet, tritt vor seinen „geistlichen Vater", der ihn gelb kleidet, segnet, ihm den beim Scheren stehen gelassenen Zopf ausreißt und ihm zehn Gebote überreicht, welche wir zur Vergleichung mit den mosaischen anführen: 1) nicht zu tödten, 2) nicht zu stehlen, 3) keine Unkeuschheit zu begehen, 4) nicht zu lügen, 5) nichts berauschendes zu trinken, 6) nach Mittag nichts zu essen, 7) Gesang, Tanz und Musik zu meiden, 8) Blumen- und Bänderschmuck, Wolgerüche und Salben ebenfalls, 9) ein hohes und breites Ruhebett (?!) nicht zu benützen und 10) weder Gold noch Silber anzunehmen. Außerdem sind noch streng verpönt: 1) Verleumdung Buddha's, 2) die des Gesetzes, 3) die der Priesterschaft, 4) Ketzerei und 5) Verletzung einer Nonne. Der Novize muß im Kloster die niedrigsten Dienste verrichten. Mit zwanzig Jahren wird er durch einfache, aber feierliche Weihe Priester, wenn er die nöthigen Kenntnisse hat; sonst bleibt er bis zum hohen Alter Schüler. Der Priester ist zugleich Bettler; ein Almosentopf gehört neben dem Rasirmesser und dem Rosenkranz zu seiner Ausrüstung, welche ehemals ein Bettelstab von der Form eines Bischofsstabes vervollständigte, jetzt aber meist ein Sonnenschirm. Wem der Stand nicht gefällt, der darf ihn mit Bewilligung einer gesetzmäßigen Priesterversammlung wieder verlassen. Es gibt sogar Priester auf bestimmte kurze Zeit. So lange Jemand Mönch ist, darf er das Gewand niemals ablegen und muß sogar darin schlafen; die nackten Fakire der Brahmanen kennt daher der Buddhismus nicht. Das Kleid besteht außer dem Gürtel aus drei Stücken: Unter- und Oberkleid und Ueberwurf (welcher letztere bei den Vorgesetzten rot ist). In Indien gingen die Mönche stets barhaupt und barfuß; im kälteren Norden nimmt man es weniger genau. Nach der alten Vorschrift soll die Kleidung aus Lumpen zusammengeflickt sein; dieselbe wird jedoch selten beobachtet.

Zu Buddha's erster Zeit waren seine Mönche noch reine Einsiedler; als aber die Brahmanen, entrüstet über die Frechheit, daß Menschen niederer Kasten oder gar Verbrecher Priester wurden, die neuen Heiligen verfolgten, vereinigten sich diese, noch zu des Meisters Lebenszeit, zu gemeinsamem Leben. So entstanden die Klöster; doch gab es daneben immer noch Einsiedler. Auch der Buddhist erhält gleich dem katholischen Mönche einen Klosternamen. Das Familienleben muß der Çramana meiden und darf den Tod seiner Verwandten

nicht betrauern. Ein Vergehen mit einem Weibe beraubt den Schuldigen der geistlichen Würde; ja sogar das Sprechen mit Weibern, die Berührung, selbst das Anblicken solcher und das begehrliche Denken an sie sind schwere Fehler. In den verschiedenen buddhistischen Ländern waltet jedoch sehr verschiedene Strenge. Dagegen verwirft der Buddhismus die Entmannung ebenso wie die unnatürlichen Laster, ohne daß deswegen anzunehmen wäre, daß solche in buddhistischen Klöstern unbekannt sind. Ebenso ist das Betteln, — wie anderwärts — mit der Zeit zum mühelosen Einernten reicher Geschenke geworden, um deren Annahme die Gläubigen oft demütig bitten. Die Klöster sind daher, trotz der Armut der Einzelnen, oft unermeßlich reich. Auch jesuitische Kniffe sind den Buddhisten nicht fremd; die Çramanas dürfen nichts Lebendes tödten und daher auch keine Pflanzen selbst kochen; aber Fleisch gewisser Thiere und gekochte Pflanzen dürfen sie als Geschenke annehmen. Die Çramanas haben die Erlaubniß, sich während der Regenzeit in Städten und Dörfern aufzuhalten. Sie müssen zweimal monatlich, im Neumond und Vollmond fasten und beichten. Letzteres geschieht in voller Versammlung mittels offenen Bekenntnisses, worauf über die Strafe für das Vergehen verhandelt wird, die von Seite des Klosters keine schärfere sein darf, als die Ausstoßung. Hingegen folgen ihr oft scharfe Züchtigungen von Seite des Staates, selbst die Todesstrafe, oder gar Lynch-Justiz des Volkes nach.

Dem weiblichen Geschlechte hat Buddha gegen seine Neigung, auf Bitten seiner Tante und Amme die Pforten der Heiligkeit geöffnet. Die buddhistischen Nonnen, Bhikschuni, Bettlerinnen, sind denselben Gelübden und Regeln unterworfen wie die Mönche, aber diesen untergeordnet; sogar die älteste Nonne soll dem geringsten Schüler Ehrfurcht bezeugen. Sie waren jedoch nie sehr zahlreich und sind in Vorder- und Hinterindien jetzt ganz verschwunden; doch gibt es da noch ältere Weiber, welche gegen gewisse Verpflichtungen (Keuschheit, Betteln u. s. w.) in den Mönchsklöstern Dienste verrichten. Dagegen gibt es in China und Tibet große und reiche Nonnenklöster.

Die Klöster bestehen aus einem Tempel und mehreren denselben umgebenden Häuschen oder Zellen. An ihrer Spitze stehen Aebte (Upadhjaja, d. h. Lehrer) von verschiedenem Rang, u. a. Beamte. Die Zahl der Mönche eines Klosters beträgt wenigstens vier, kann aber auf mehrere hundert und tausend steigen, ja in größeren Komplexen bis auf zehntausend und mehr.

Die Hierarchie des Buddhismus beruht auf der Gemeinschaft der geistlichen Personen, der Bhikschu oder Bettler (Anfangs nur auf den Aeltesten derselben). Es hat jedoch nicht an aristokratischen und monarchischen Auswüchsen dieser geistlichen Demokratie gefehlt.

Die zuerst nach höherer Macht strebten, waren die Aebte, und es kam bis zu päpstlichen Gelüsten, die aber lange Zeit nicht weiter gediehen, als daß sowol unter den nördlichen, als den südlichen Buddhisten Verzeichnisse angeblicher Nachfolger Buddha's existiren, die aber von Anfang bis Ende erdichtet sind. Erst in neuerer Zeit kamen in den einzelnen buddhistischen Ländern oberste Würdenträger auf, die aber in Zeilan und den hinterindischen Reichen vom Landesfürsten ernannt werden und nur in Tibet in kirchlicher Beziehung unabhängig sind. Größeres Ansehen knüpfte sich im ältern Buddhismus blos an das Alter, das Amt und die Gelehrsamkeit, in welch letzterer Beziehung es verschiedene Fakultäten gibt; diese sind die erwähnten Abtheilungen der buddhistischen Lehre: Dharma, Vinaya und Abhidharma, wozu noch im Süden die Medicin und im Norden die — Magie kam. Die welche diese „vier Wahrheiten" erkannt haben, d. h. eben die Geistlichen, führen den Ehrentitel Aryas, d. h. Ehrwürdige und zerfallen in vier Grade: 1) Çrôtoâpanna, „in die Strömung Eingegangene", 10,000 mal höher stehend als die Weltlichen und nach siebenmaliger Wiedergeburt zum Nirvana bestimmt; 2) Sakridâgâmin „einmal Wiederkehrende", 100,000 mal höher als Vorige, einmal zur Wiedergeburt bestimmt, 3) Anâgâmin, „nicht Wiederkehrende", eine Million mal höher als Vorige, die nur im Himmel wiedergeboren werden, und 4) Arhat, Würdige, frei von Sünde und Unwissenheit, die nicht mehr wiedergeboren zu werden brauchen. Der Arhat besitzt die acht Wege der Reinheit, nämlich richtigen Blick, rechten Glauben, rechte Sprache, rechte Handlungsweise, rechten (d. h. geistlichen) Stand, rechte Energie, rechtes Gedächtniß und rechte Seelenruhe. Daran knüpft sich ein ganzes scholastisches System von Wissenschaft und geistiger Macht. Man fantasirte, daß der Arhat jede Gestalt annehmen, verschwinden und wieder erscheinen, alle Räume durchfliegen, auf Sonnenstrahlen reiten, Sonne, Mond und Sterne berühren, sich in die Götter- und Brahmawelten erheben, auf dem Wasser gehen, Stürme, Erdbeben, Verfinsterungen, magische Erscheinungen ꝛc. hervorrufen könne. So wird im Buddhismus der Mensch zum Gotte. Wie die katholische Heiligsprechung, wird auch die Würde des Arhat nach dem Tode des Betreffenden verliehen und zwar durch die Versammlung der Geistlichen. In Tibet aber gelten die beiden obersten Lamas beim Leben als Arhats. Die Arhats werden aber im Jenseits durch drei Stufen völliger Heiliger noch übertroffen: die Çrâvakas, die Jünger Buddha's, die Pratyêka-Buddhas, die vergötterten Einsiedler, sich selbst erlösende Buddhas, und die Bodhisattva, welterlösende Buddhas. Weit über allen diesen aber stehen die vollendeten Buddhas. Sie werden als übermenschlich groß, schön und weise gedacht und ihnen allerlei fantastische Verzierungen des Leibes und Kopfes und

der Haare angedichtet; ja sie sind förmlich allwissend und allmächtig, also völlige Götter. In Wahrheit trifft aber diese Vergötterung blos den historischen Buddha, Çakyamuni, der mithin, die Weltschöpfung einzig ausgenommen, an welcher er unschuldig ist, im Buddhismus thatsächlich die Stelle des höchsten Wesens einnimmt.

In dem, was bisher über den Buddhismus gesagt wurde, ist so viel von Mönchen und Nonnen die Rede, daß mit Recht die Frage sich erheben muß, ob denn diese Religion keine Laien unter die Ihrigen zähle. Dieselben sind allerdings vorhanden, aber blos, um die Ziele der Geistlichen befördern zu helfen, um diesen die Rekruten zu liefern. Sonst ist das Verhältniß ein sehr loses; denn da der Buddhismus keine Weltgeistlichkeit, also weder Gemeinden noch Pfarrer kennt, so sind die Mönche die einzigen Geistlichen, und da diese in ihren Klöstern leben, so sind auch die Laien hinsichtlich der Seelsorge Niemanden direkt untergeordnet; sie stehen zu den Geistlichen in keinem festen oder amtlichen Verhältniß. Nur der gemeinsame Glaube verbindet Beide. Im ältesten Buddhismus gab es auch gar keine Laien, als die den Geistlichen dienenden Laienbrüder und Laienschwestern; als diese aber nicht mehr zur Vergrößerung des Heiligenheeres genügten, kam ein wirkliches Laientum auf und jene Halbgeistlichen, die Upâsakas, weiblich Upâsikas, wurden zu einer Mittelklasse zwischen beiden Ständen. Man wird buddhistischer Laie, sagt Köppen, indem man die drei Formeln der Zuflucht und die fünf großen Verbote übernimmt. Erstere sind: die Zuflucht zu Buddha, zur Lehre (Dharma) und zur Kirche, d. h. zur geistlichen Vereinigung. In der Versicherung, diese Zuflucht zu nehmen, besteht das Gebet der Upâsakas, welches die tibetischen Lamas für ihre Verehrer in die „sechs Silben“: Om mani padmê hûm, abgekürzt haben. Die fünf Verbote sind die ersten fünf der schon erwähnten zehn der Çramanas; doch bezieht sich das Gebot der Keuschheit bei Laien natürlich nicht auf den Ehestand, sondern nur auf Unzucht. Der Buddhismus hat, wie jede Religion, ein ethisches System, das sich aber von denen anderer Glaubensformen nicht wesentlich unterscheidet, selbst von den hebräischen oder mosaischen Sittengeboten nicht. Wie für die Çramanas, gibt es auch für die weltlichen Buddhisten zehn Gebote, welche nur theilweise zusammenfallen. Sie beziehen sich auf: 1) Mord, 2) Diebstahl, 3) Unzucht, 4) Lüge, 5) Verleumdung, 6) Fluchen und Schmähen, 7) unreines Geschwätz, 8) Habsucht, 9) Bosheit und 10) Aberglaube und Ketzerei. Im Uebrigen ist auch hier, wie schon bei den Chinesen in den heiligen Schriften Khong-tße's und seiner Schüler, die Moral trotz ihrer Weitläufigkeit keine andere, als die sich bei jedem civilisirten und gut erzogenen Menschen von selbst verstehende, welche in dem ewig schönen und wahren Satze enthalten ist: Thue Anderen wie Du willst, daß

man Dir thue (und so auch in der Verneinung), und weder China's noch Indien's heilige Schriften, deren menschlicher Ursprung offen eingestanden wird, haben in der Reinheit ihrer Tugendlehre eine Vergleichung mit den für göttliche Offenbarung gehaltenen Büchern der Juden zu scheuen.*) Klaproth sagt: keine Religion, außer der christlichen, habe mehr zur Veredlung des Menschengeschlechtes beigetragen, als die buddhistische, und ihm stimmen alle Forscher auf diesem Gebiete bei, auch wenn sie in anderen Punkten andere Ansichten hegen. Ja wir behaupten, der Buddhismus enthalte, trotz des krassen Unsinns, der in seiner Glaubenslehre sich breit macht, das erhabenste Moralsystem der Welt, indem er sich nicht damit begnügt, die Tugend auf den gewöhnlichen Verkehr unter den Menschen zu beschränken, sondern einerseits auch bestrebt ist, einen anderen als moralischen Verkehr gründlich auszuschließen und anderseits auch den niederen lebenden Wesen ebenso Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wie den Menschen. Er verpönt nämlich sowol den Krieg, als auch jede Tödtung von Thieren, also die Jagd sowol, als das Schlachten und die Thieropfer, ja sogar die Verletzung von Pflanzen. König Açoka hat, so wild er vor seiner Bekehrung war, seitdem seine Jagden eingestellt, und niemals hat, wolverstanden **vor** der späteren Entartung des Buddhismus, ein buddhistischer Fürst, und wenn sie sonst noch so grausam waren, ohne Not Krieg geführt oder um irgend Jemandem um des Glaubens willen Gewalt angethan, wie ein Theodosius, Justinian, Karl der Große und Ludwig XIV. Und die Christenverfolgungen in Japan und China, — nur **theilweise** buddhistischen Reichen, — sind durch die Unduldsamkeit der christlichen Missionäre herausgefordert worden. Der Buddhismus ist seit seiner Entstehung überaus reich an wolthätigen Anstalten, wie Armen- und Krankenhäuser, Brunnen und Teiche in wasserarmen Gegenden, schattige und fruchttragende Bäume an den Straßen, Herbergen und Zufluchtsörter für Menschen und Thiere. Nur Buddhisten kaufen zum Tode bestimmte Thiere, um sie in Freiheit zu setzen, nur Buddhisten enthalten sich des Fleischessens, um den Thiermord zu verhindern. Nicht nur ist niemals ein Buddhist um Ketzerei willen oder ein Andersgläubiger wegen seiner Ansichten von Buddhisten um Leben, Freiheit oder Wolstand gebracht worden, sondern der Buddhismus verwirft auch theoretisch und praktisch jede Inquisition, jeden Haß gegen Andersgläubige und jedes Fluchen gegen Solche, was sich christliche Würdenträger zum Beispiel nehmen dürften. Erst in späterer Zeit, und nur in Tibet, wo der Buddhismus in Kirchenherrschaft ausgeartet, sind religiöse Verfolgungen vorgekommen. Schon unter Açoka, nicht erst unter Friedrich dem Großen,

---

*) Vergl. Köppen a. a. O. S. 441 ff.

konnte ein Jeder nach seiner Façon selig werden. Der Buddhismus hat das Kastenwesen beseitigt; das Christentum konnte die Sklaverei nicht ganz beseitigen und die Leibeigenschaft führten seine Bekenner sogar erst ein. Ebenso hat der Buddhismus unter seinen Bekennern ein äußerst reines Familienleben begründet. Und wenn man fragt, warum der Buddhismus die vor ihm dagewesene Vielweiberei, sowie die Vielmännerei in Zeilan und Tibet nicht ausgerottet, (übrigens ist bei den Buddhisten im Ganzen Monogamie die Regel), so darf gegengefragt werden: hat das Christentum etwa die Prostitution beseitigt? Freilich führt der Buddhismus auf der andern Seite durch sein Streben nach dem Nirvâna zur Unthätigkeit und Trägheit und lähmt die Thatkraft; daher ist auch, trotz seines Uebergewichts an Zahl gegenüber allen anderen Religionen, ein Fortschreiten bei ihm nicht möglich und der unverkennbare Verfall in seinem ganzen Gebiete eingetreten.

Dieses Urteil bestätigt sich, wenn wir schließlich auf den verknöcherten Kult der buddhistischen Kirche eintreten. Ursprünglich konnte es, da Buddha weder einen Schöpfer, noch einen Erhalter der Welt lehrte, in seiner Religion gar keinen Gottesdienst geben. Ein solcher ist daher überhaupt, so weit er entstanden, ein Abfall vom reinen Buddhismus, der nur das Streben nach dem Nirvâna als wahre Religionsübung anerkannte. Dieses Streben aber schafft Heilige und die Lehre von der Seelenwanderung hat die Annahme eines Verkehrs zwischen den Lebenden und den Abgeschiedenen, zwischen denen steter Wechsel stattfindet, zur Folge. So entstand denn notwendiger Weise ein Kult der Heiligen, zuerst des einen wirklichen und dann der vielen gemachten, sowol vergangenen als zukünftigen Buddhas, deren Zahl, wie wir bereits sahen, Legion ist. Naturgemäß mußte ein solcher Kult, wie jeder Heiligendienst, weil man ja die Angebeteten nicht mit Sinnen wahrnehmen konnte und das Volk zur Anbetung etwas Sicht- und Greifbares haben muß, vorzugsweise zum Bilder- und Reliquiendienste werden. Gerade wie im Katholizismus sollte dieser Dienst eigentlich nicht Anbetung, sondern blos Ehrfurcht zum Inhalte haben; aber wie dort wurde er auch hier thatsächlich dennoch Anbetung. Man erdichtete die Sage, daß Buddha selbst die Verehrung seines Bildes eingeführt hätte. Es fehlt auch nicht an frommen Legenden vom überirdischen Ursprunge verschiedener Buddhastatuen. Den Bhikschus war dieses eine sehr willkommene Entwickelung, um ihr Ansehen zu heben, und es entstanden in Menge nicht nur einfache Bilder, sondern solche, welche ihre Glieder bewegten, die Augen drehten, Priester in sich bergen konnten, um durch ihren Mund zu sprechen, mit dem Kopf zu nicken, die Hand zu erheben 2c. So wurde fleißig auf die Dummheit der Menschen spekulirt und Wunder in Bezug auf die Wirkung der Bilder in Masse ersonnen.

Die buddhistischen Bilder sind durchaus Menschengestalten, sie stellen nicht Ungeheuer dar wie die brahmanischen Götzen; aber sie sind sich alle gleich, ohne Ausdruck und Charakter, mit langweiliger Milde und Apathie im Gesichte und von weichlichem, schlaffem Körperbau. Sie tragen meist den indischen Rassentypus; selten nehmen sie jenseits des Himalaja den mongolischen an. Die meisten sind in sitzender Stellung, mit kreuzweise untergeschlagenen Beinen, sie stellen Buddha in der Beschaulichkeit dar. Die stehenden zeigen ihn lehrend, die liegenden schlafend oder in das Nirvâna eingegangen. Sowol Statuen als Gemälde Buddha's haben einen Heiligenschein, ganz wie die katholischen Bilder; er ist meist kreisrund oder oval, auch blatt- oder flammenförmig. Die Größe der Bilder steigt von den kleinsten Dimensionen ins Riesenhafte, früher bis auf etwa achtzig Fuß, jetzt nur noch auf die Hälfte. Ihre Zahl ist unermeßlich und fromme Leute finden ein Verdienst darin, recht viele fertigen zu lassen. Das Material ist jedes Mögliche, von Stein, Holz, Kupfer, Thon und Wachs bis zu den kostbarsten Edelsteinen und Metallen. Die daran verwendete Kunst ist jedoch unbedeutend und war zu Anfang des Bestehens der buddhistischen Lehre ausgebildeter als jetzt.

Weit ausgedehnter und auch älter als der Bilderdienst ist im Buddhismus der Reliquienkult, der ihn auch schärfer vom Brahmanismus sondert, indem dieser wol Bilder, nicht aber Reliquien kennt, ja sogar diese verabscheut. Ein buddhistisches Bild wird sogar erst dadurch der Verehrung geweiht, daß eine Reliquie in dasselbe eingeschlossen wird. Zu den Reliquien gehören Körpertheile der Heiligen, von ihnen hinterlassene Gegenstände und solche Sachen, mit welchen sie während ihres Lebens in Berührung gekommen. Die höchst verehrten Reliquien sind die Augenzähne Buddha's, deren einer jetzt noch vorhanden geglaubt, mit den abenteuerlichsten Legenden umgeben und in Zeilan in glänzender Weise verwahrt und verehrt wird, nachdem er glücklich aus brahmanischer und christlicher Gewalt gerettet worden. So hat er eine weitläufige Geschichte. — Nur schade, daß er blos ein Stück Elfenbein ist! Auch über die drei verlorenen angeblichen Augenzähne existiren rührende Legenden, sowie über die Augäpfel, Finger und die mystische „Kopferhöhung" Buddha's; ja sogar sein Schatten wurde einst gezeigt! Sein Bettlertopf und Mantel gehören ebenfalls zum heiligen Inventar. Selbst die heiligen Bücher gelten als Reliquien des Religionsstifters, so ferner seine Fußtapfen, besonders die auf dem Adamspik Zeilan's, der Bodhibaum, unter dem er gelehrt oder meditirt, und dessen Absenker in allen buddhistischen Gegenden verbreitet sind. Wo er nicht fortkommt, trägt man kein Bedenken, ihn durch andere Baumarten zu ersetzen. Zum Ueberfluß haben die Buddhisten noch Reliquien von den Thier-

leibern, in welchen Buddha seine Seelenwanderungen gemacht haben soll!!! Aehnlich sind die Reliquien, welche sich auf die übrigen Heiligen beziehen. Haare, Nägel u. s. w. von ihnen sind nicht selten Gegenstände der Verehrung. Solche sind auch die Grabdenkmäler (im Sanskrit Stupa, jetzt Tope) der Heiligen, alle kuppelförmig (in Form einer Wasserblase, weil diese die Vergänglichkeit des Lebens darstellt, woran sich auch Legenden knüpfen). Auf diese setzte man zum Schutze sonnenschirmförmige Dächer, die wahrscheinlich, als Zeichen königlicher Würde, den Himmel bedeuteten, und durch deren Vervielfältigung (erst neben=, später aber über einander) die Denkmäler nach und nach zu den bekannten pyramidenartigen Dagops oder Pagoden der Buddhisten wurden. In China fällt bei denselben die Kuppel ganz weg. Diese Bauwerke stehen in der Nähe der Tempel oder Klöster und haben eine Höhe von einem bis auf hundert Meter. In beiden Indien nebst Zeilan sind sie durchaus massiv und enthalten keine inneren Räume, als eine Grab= oder Reliquienzelle. Doch fehlt auch diese manchmal und dies kennzeichnet diese Steinhaufen als blose Denksteine. In China dagegen sind sie hohl und es führen Treppen vom Boden bis zur Spitze. Alle Theile und Zahlenverhältnisse der Stupas oder Dagops haben ihre symbolische Bedeutung. Namentlich spielt dabei die Dreiheit der drei „Kleinodien“: Buddha, Dharma (die Lehre) und Samgha (die Priesterschaft) eine große Rolle, aus welchen mit der Zeit eine eigentliche Dreieinigkeit (Triratna) von drei Personen eines Wesens geworden und theologische Richtungen entsprossen sind, die vom Buddhismus eigentlich nur noch den Namen haben.

Der eigentliche buddhistische Kult nun, dessen Objekte wir kennen gelernt, besteht aus verschiedenen Handlungen, die vor Allem eine auffallende Aehnlichkeit mit dem griechisch= und römisch=katholischen Gottesdienst haben, den der erstere aber an mechanischem Formendienst weit übertrifft.

Das Gebet konnte gleich dem Bilder= und Reliquiendienst erst nach Buddha's Tod durch die Verehrung der Heiligen aufkommen; vorher hatte es kein Objekt. Außer dem in allen buddhistischen Ländern üblichen Rosenkranz haben die nördlichen Buddhisten noch die Gebetsmaschine zur Anwendung gebracht, in hölzernen oder ledernen Zilindern oder Rädern verschiedener Größe bestehend, die mit Papieren, worauf Gebete, angefüllt sind und durch deren Umdrehung mittels Druck, Stoß, ja sogar Wind oder Wasser das Gebet im eigentlichen Sinne „abgehaspelt“ wird, und zwar, wie die frommen Diener der Lamas und Bonzen glauben, mit demselben Erfolge, wie wenn die betreffenden Gebete gesprochen würden. Das Rad bedeutet dabei den Kreislauf der Ewigkeit. Die Predigt spielt nur in den südlichen Ländern des Buddhismus eine Rolle.

Prozessionen und Wallfahrten sind sehr gebräuchlich. Erstere bewegen sich in die Tempel, Klöster und Stupas und es werden dabei die Reliquien und Bilder herumgetragen. Wallfahrtsorte sind Benares und Gaya in Hindustan, der Adamspik auf Zeilan, der Buddhazahn in Kandi daselbst, die Lama-Residenz Lhassa u. a.; die Gläubigen pilgern aus allen buddhistischen Ländern nach diesen heiligen Orten.

Eigentliche Opfer bringen die Buddhisten nicht; dagegen legen sie vor den Reliquien und Bildern Blumen nieder, verbrennen ihnen zu Ehren Wolgerüche, schenken ihnen Schmucksachen, Edelsteine, kostbare Stoffe rc.

Die Tempel der Buddhisten bilden regelmäßige Vierecke, deren Seiten nach den vier Weltgegenden gerichtet sind, und bestehen im Innern aus dem Schiff und Nebenhallen zu beiden Seiten. Sie sind mit Gemälden, Zierraten, Fahnen, Blumengewinden geschmückt, besonders aber die Altäre mit bestimmten vorgeschriebenen Kleinodien und Bildern, welche besondere Namen führen und meist bunt lackirt und vergoldet sind. Zur Belebung des Kultes dienten Räucherungen, Illuminationen, lärmende Musik. Zur religiösen Feier rufen Hörner, Glocken (mit dem Hammer geschlagen), metallene Becken u. dergl. Die Geistlichen kommen dreimal täglich, Morgens, Mittags und Abends, zum Gebete zusammen; die Laien können erscheinen wann sie wollen, und zu diesem Zwecke sind die Tempel stets offen. Die Bet- und Fasttage sind verschieden, meist jedoch sind es die Tage der Mondphasen, und an denselben ruht bei Gläubigen alle Arbeit. Den Haupttheil der Feier im Tempel an diesen Tagen bildet in Tibet neben Gebeten und Darbringungen die Weihung und Einsegnung des heiligen Wassers durch Berührung desselben mit einem Spiegelbilde Buddha's.

Das buddhistische Kirchenjahr, welches für diese Religionsgenossen das alte indische Mondjahr verdrängte, bestand in einer gegenseitigen Berichtigung der Sonnen- und Mondjahre, indem drei Mondjahre von zwölf und zwei Jahre von dreizehn Mondmonaten einen Cyklus bildeten. Der Jahreszeiten nehmen die Buddhisten drei statt der altindischen sechs an: die warme Zeit vom März bis Juli, die Regenzeit vom Juli bis Oktober und die kalte Zeit vom Oktober bis März. Nach denselben hat der Buddhismus die drei großen Jahresfeste der Veda beibehalten, welche den Beginn der drei Jahreszeiten bezeichnen: das Lampen- oder Kerzenferst im Herbst (eigentlich Erntefest; das chinesische Laternenfest ist nicht damit zu verwechseln, sondern bezeichnet den Schluß des bürgerlichen Jahres), das Fest des Frühlingsanfangs und das Empfängniß- oder Geburtsfest Buddha's im Sommer. Sie werden von den Buddhisten verschieden gedeutet und mit manigfaltigen Ceremonien gefeiert. Andere Feste sind die

Erinnerungsfeiern an die von Buddha berufenen Versammlungen seiner Jünger, sowol jährlich als nach Schluß des fünfjährigen Cyklus. Außer dem öffentlichen Kult gibt es noch einen besondern in den Familien, welchen deren Häupter durch ihren „geistlichen Vater" (Beichtvater) besorgen lassen. Häusliche Feiern finden statt bei der Geburt, Mannbarerklärung, Vermälung, Bestattung u. s. w. Amtlich ist in den buddhistischen Staaten nur die bürgerliche Ehe gültig.

D. Das spätere Brahmanentum.

Es war dem Priestertum keines Landes ein solcher großartiger Triumf beschieden, wie den Brahmanen, als sie in mehr als tausendjährigen Kampfe über die reformatorische Lehre des Buddha den Sieg davon trugen und sich wieder an die erste Stelle in ihrem Vaterlande setzten, nachdem der Versuch, die Gleichheit der Menschen durchzusetzen, mißlungen war. Der religiöse Knechtssinn erhielt um so leichter wieder die Oberhand, als der Buddhismus seinen Mönchen nicht geringere Kriecherei entgegen trug und auch sonst keinen Vortheil gegenüber seinem Widersacher darbot, der auf den Charakter des indischen Volkes Eindruck zu machen fähig gewesen wäre. Der Brahmanismus war vielmehr gerade die Religionsform, wie sie für den indischen Charakter paßte; denn er verband die alte Volksreligion der Veda mit der philosophischen Spekulation der Brahmanen und machte überdies dem blutigen und wollüstigen Çiva-Dienste der halbwilden Urbewohner die nötigen Konzessionen. Ja, der im Anbequemen an die Verhältnisse von Ort und Zeit elastische Brahmanismus that noch mehr. Er vervielfältigte den Schatz seiner Lehre und seiner Kultformen und gab ihm ein bunteres Leben, das die fantasiereichen Kinder der glühenden Fluren Hindustans ansprach und dem düstern Buddhismus mit Erfolg das Feld streitig machen konnte. Diese sogenannte Wiedergeburt des Brahmanismus ist daher ein System von Zugeständnissen und ermangelt durchaus des einheitlichen Charakters und der Originalität. Die brahmanische Richtung wurde zwar durch dasselbe formell gerettet, aber keineswegs verbessert oder vervollkommnet. Es fing damit ihr Greisenalter an, und es schleppt sich dieses noch heute hin, ohne den Tod finden zu können, dem es schon längst verfallen ist.

Am merkwürdigsten ist diese Spätperiode des Brahmanismus dadurch, daß in ihr seine religiöse Literatur ihren Abschluß fand. Dieselbe zieht sich mit ihren verschiedenen verwickelten Nebentheilen so lange durch die Zeiten hin, daß sie unter keinem der bisherigen Abschnitte von Indiens Religionsgeschichte im Zusammenhang erwähnt

werden konnte. Es ist daher hier der schicklichste Platz, dies nachzuholen.

Die ältesten heiligen Schriften des Brahmanismus sind die Vedas, oder zusammen „der Veda", welcher Name „das Wissen" bedeutet. Sie bilden eine weitläufige Reihe von Büchern. Ihr递 Haupttheil sind die Veda-Sanhitâs, Veda-Lieder, bestehend in Hymnen an die Götter. Der älteste und wichtigste Theil der Sanhitas sind die des Rig-Veda, der eigentlichen altindischen Bibel. Sie zerfallen in zehn Mandala (Bücher) und enthalten 1028 Sukta (Hymnen) mit 10,580 Rik (Versen) und wurden wahrscheinlich gegen 600 vor Chr. abgeschlossen. Die Sanhitas des zweiten Theils, Soma-Veda, stellen die zum Soma-Opfer gesungenen Verse des Rig-Veda zusammen. Der dritte Theil, Yadschur-Veda, das Opferwesen behandelnd, zerfällt in den schwarzen, — Opfersprüche mit Erklärungen und dem Ceremoniell, — und den weißen, — Hymnen enthaltend. Eine Fortsetzung des Rig-Veda bildet der vierte Theil, Atharva-Veda; enthält aber nur Sprüche für Vorkommnisse des gewöhnlichen Lebens, Zauberformeln u. s. w. — An alle diese Sanhitas schließen sich die sog. Brahmanas, welche die Opferceremonien beschreiben, die zu den betreffenden Hymnen gehören (beim Yadschur-Veda, welcher bereits solche umfaßt, Nachträge dazu), mit philosophischen Anhängen, Aranyakas genannt, von denen ein Theil Upanischads, d. h. Sitzungen heißt und spekulative Ideen über die Entstehung der Welt u. s. w. enthält. Die Brahmanas reichen bis in späte Zeit, nach Chr. Geburt herab. Als dritte Reihe schließen das System der Vedas, die Sutras, kurze Zusammenfassungen der Brahmanas, in ihren späteren Theilen aber sprachliche, mythologische und astronomische Erklärungen der Vedas, Vedângas, und zuletzt philosophische Zusammenfassungen derselben, Vedânta, d. h. Ziel des Veda.

Einer spätern Periode der Literatur, der des ausgebildeten Sanskrit, gehören die Dharmaçastras, die Gesetzbücher an, 56 an der Zahl, von denen das älteste und bekannteste, Manu's Gesetz, erst nach dem Auftreten des Buddhismus entstand; die jüngeren reichen bis mehrere Jahrhunderte nach Chr. herab.

Ganz dem spätern Brahmanismus gehören dessen religiöse Grundlagen an, die Purânas, d. h. die Alten, achtzehn Bücher mit etwa 400,000 Versen. Sie entstanden erst im achten bis dreizehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung und stellen die brahmanische Mythologie ausführlich und breit dar, jedoch von verschiedenem Standpunkte, indem sie verschiedenen Religionsparteien angehören. Andere heilige Schriften des spätern Brahmanismus sind die 18 Upapuranas, von gleichem Inhalt wie die Puranas, die Tantras, Gespräche zwischen Çiva und seiner Gattin, die nicht vor dem zehnten Jahrhundert entstanden ꝛc.

Der neuere Brahmanismus führte das Kastenwesen sofort wieder mit erneuter Strenge ein und schuf neue Kasten, aber zugleich auch soviel Götter, daß die Hindus ihrer eine Zahl von 330 Millionen annehmen. Die unbestrittene höchste Stelle unter denselben nahmen jedoch ausschließlich Brahma, Vischnu und Çiva ein, welche der Brahmanismus erst nach der Ueberwindung des Buddhismus zu einer Trimurti, (Dreigestalt) vereinigte, d. h. zu einem dreiköpfigen Bilde aus einem Stein, dessen erstes beglaubigtes Vorkommen in das fünfzehnte Jahrhundert nach Chr. fällt. Eine in Europa willkürlich gemachte indische Mythologie nennt Brahma den Schöpfer, Vischnu den Erhalter und Çiva den Zerstörer des Weltalls. In der religiösen Praxis jedoch wurden der Trimurti weder Tempel geweiht, noch Feste gefeiert. Auch wird dieselbe in den heiligen Schriften Indiens nirgends in philosophischer oder dogmatischer Spekulation entwickelt, noch erscheint Brahma in denselben als Weltschöpfer, höchstens als Schöpfer der Wissenschaft; Weltregenten aber sind je nach der Parteistellung der betreffenden Bücher deren höchste Götter, Vischnu oder Çiva. Brahma hat daher in Wahrheit keinen Kult, und die sogenannten Brahma-Verehrer sind in Wirklichkeit keine solchen, sondern zerfallen in die beiden großen Parteien der Vischnuiten und Çivaiten und unzählige kleinere Sekten.

Auch der neuere Brahmanismus anerkennt, gleich dem ältern solchen und dem Buddhismus, keine eigentliche Weltschöpfung, sondern nur Erneuerungen der Welt, Schöpfungen neuer Formen derselben. Die Gottheit und die Welt werden als gleichen Wesens und gleich unendlich betrachtet. Nach dem Glauben der Vischnu- und Çiva-Anbeter bildet die Welt ein Ei, dessen Schale rings von Wasser, dieses von Feuer, dieses von Luft, diese von Aether, dieser vom Urstoff und dieser von der Intelligenz eingeschlossen ist, von welchen Elementen jedes äußere zehnmal so stark ist, als das nächste innere; alles zusammen aber umfaßt die „höchste Natur" (Prakriti oder Pradhâna). Diese Grundansicht nun wird von den verschiedenen Religionsparteien weiter ausgeführt und ausgeschmückt. Die Vischnuiten lassen Natur und Geist wieder von Vischnu zusammengefaßt sein und diesen in vier Formen existiren: als Materie, Weltseele, sichtbare Substanz und Zeit. Die Vedanta der Vedas lehren in akosmistischer Weltauffassung, daß die Natur nicht Wirklichkeit, sondern bloßer Schein, ein Bild (tschitra) sei. Der Vorgang des Hervorbringens dieses Scheines wird Maya genannt; die Maya macht das Unmögliche möglich und fingirt daher das Weltall. Die Erde selbst wird in den Puranas ähnlich beschrieben, wie in den buddhistischen Schriften; nur gibt es dort sieben Erdtheile und sieben Meere: das Salz-, Zucker-, Wein-, Butter-, Molken-, Milch- und Wassermeer, sowie sieben Stockwerke

der Hölle unter der Erde. Die Zeitrechnung beruht auf den altbrahmanischen Yugas, welche in ihrer Vierzahl zusammen ein Manvantara und letzterer vierzehn einen Kalpa bilden. Nach den dreizehn ersten derselben, in deren sechstem wir leben, überschwemmen Fluten die Erde, aus welchen je ein Manu und sieben Rischis (seine Söhne) gerettet werden; die vierzehnte Flut aber zerstört Alles. Mit einem neuen Kalpa ist dann wieder, nach langem Schlafzustand der Welt als Anfang eines neuen Kalpa eine Erneuerung der Welt verbunden.

Die heiligen Schriften (Vedas, Puranas u. s. w.) sind nach der Lehre der späteren Brahmanen von den Göttern geoffenbart. Nach den Puranas gingen die vier Vedas jedes aus dem Mund eines der vier Köpfe Brahmas hervor, die übrigen heiligen Schriften aus seiner Haut u. s. w., ähnlich auch die heiligen Versmaße, die Opferanstalten und alles zum Priestertum Gehörende.

Unter den Verehrern Vischnu's bilden dessen Avatâras oder Fleischwerdungen den Hauptheil der Mythologie. Die Puranas kennen 22 derselben. Gewöhnlich aber werden nur die zehn im Mahabharata angedeuteten aber nicht aufgezählten angenommen. In der ersten derselben erscheint Vischnu als der Fisch, unter dessen Gestalt im Mahabharata Brahma die Flut verkündet hatte, in der zweiten als Schildkröte, welche den von den bösen Geistern bedrängten Göttern beisteht, in der dritten als Eber, der am Anfange des gegenwärtigen Kalpa die von Feuer zerstörte Erde aus dem Urmeere heraushebt, in der vierten als Mannlöwe, der einen allzu mächtig gewordenen Dämon vernichtet, in der fünften als Zwerg, der einem spätern Dämon mit drei Schritten Erde, Luft und Himmel abgewinnt und ihm nur die Unterwelt läßt, in der sechsten als Paraçu-Rama, Vernichter der sündigen Kschatriyas, in der siebenten als Ramatschandra, der Held des Ramâyana, der Eroberer Zeilans, in der achten als Krischna, der Erlöser, der als Königssohn geboren, aber bei Hirten erzogen wird, um einem Verhängniß zu entgehen, vor einem Kindermord, der ihm gilt, wunderbare Rettung findet, große Wunder thut, einer furchtbaren Schlange den Kopf zerdrückt, den König Kansa, seinen Oheim, der ihm nachgestellt, tödtet, auch in den blutigen Kampf der Kurus und Pandus eingreift, von dem das Mahabharata singt, und endlich auf der Jagd stirbt. Als neunte Verwandlung Vischnu's betrachtet eine Sekte, die der Bauddha-Vaischravas, eine solche in Buddha; die zehnte und letzte soll nach dem Vischnu-Purana am Ende des Kali-Yuga stattfinden, wenn die Vedas ihre Geltung verloren haben; dann soll Vischnu als Brahmanensohn Kalki geboren werden, alle bösen Geister und Menschen vernichten, die Gerechtigkeit wieder herstellen und eine neue Menschheit begründen, womit die Yugas wieder von vorne anfangen. Diese

Sage ist sehr spät und wol nicht ohne polemischen Bezug auf die feindlichen Mohammedaner entstanden.

Den Vischnuiten stehen besonders im Süden Indiens, im Dekhan, die Çivaiten mächtig gegenüber. Vischnu ist mehr der arische, Çiva der dravidische Gott, den wir als solchen bereits (S. 229) charakterisirt haben. Çiva ist reicher noch an ihn feiernden heiligen Schriften, als Vischnu, wenngleich erstere in Europa wenig bekannt sind. Auch sie sprechen zwar von Vischnu und seinen Verwandlungen, vom Brahma-Ei u. s. w.; aber Çiva ist ihnen der wahre Urheber der Welt. Çiva ist in den Augen seiner Verehrer so erhaben, daß es ihn entehren wurde, selbst Avataras durchzumachen; er wählt zu solchen nur Wesen aus seiner Umgebung. Die „wahren Çivaiten" (Vira Çaivas), welche die gewöhnlichen Solchen an Frömmigkeit überstralen und besonders im Dekhan stark vertreten sind, haben sogar eine beinahe oder ganz ausschließliche Verehrung für ihren Abgott. Sie begnügen sich nicht damit, gleich Jenen, das Symbol Çiva's, den Linga (Phallos) überall aufzustellen, sondern tragen ihn auch, aus schwarzem Stein geformt, als Amulett auf dem Leibe, in einem silbernen oder kupfernen Büchschen. Doch, diese ganze çivaitische Richtung ist sehr jung, erst im achten Jahrhundert nach Chr. durch Çankaratharya begründet. Noch jünger sind die unter den Anhängern dieser Lehre aufgekommenen einsiedlerischen und klösterlichen Neigungen, wozu bei den Yogin oder indischen Fakirn Rosenkränze, besonders Gebete und die Richtung der Augen nach der Nasenspitze in 84 verschiedenen Weisen gehören. Diese Fanatiker bedürfen keines Tempels; das umgehängte Linga macht ihnen allen Gottesdienst überflüssig. Ihre Mönche, Dschangamas, wetteifern mit den buddhistischen an Strenge des Lebens und halten sich (dem Namen nach) von den „drei Arten des Schmuzes", von Erde, Gelt und Weibern fern. Ihre Entstehung fällt erst in das zwölfte Jahrhundert nach Chr., das ihnen besonders heilige Purana sogar erst in das sechszehnte.

Jede der beiden Hauptparteien hat ihre besondern Puranas mit besonderen Mythen und Ueberlieferungen, auch ihre besonderen Brahmanen mit mehreren Schulen auf jeder Seite und verschiedenen Gebräuchen und Glaubensschattirungen; beide Parteien unterscheiden sich auch durch Abzeichen. Die Vischnuiten tragen drei senkrechte, die Çivaiten drei wagrechte Striche auf der Stirne.

Der neuere Brahmanismus zollt den Frauen der Götter mehr Verehrung, als der ältere. Im Ganzen ist ihr Charakter derselbe; nur wird Vischnu's Gattin Lakschmi mit der Zeit mehr und mehr idealisirt, Çiva's Gattin Kali (von welcher Kali-ghat, Kalkutta, den Namen hat), bald jener gleichgestellt bald aber erscheint sie in stets furchtbarerer Gestalt, in Bengalen als Cholera-Göttin, und es wurden

ihr früher sogar Menschenopfer dargebracht. Mit ihrem Dienste ist nahe verwandt jener der Çaktis oder Ammen, der Ortsgeister, deren Kult in höchst schamlosen Orgien besteht.

Die zahlreichen übrigen Götter des neuern Brahmanismus sind ohne Bedeutung für die altindische Kultur. Zu nennen sind von ihnen nur der elefantenköpfige Ganeça und der sechsköpfige Kriegsgott Kartikeya, Söhne Çiva's, Dakscha, dessen Mythos zur überschwenglichen Verherrlichung Çiva's dient, die Stromgöttin Ganga, welcher oft Kinder geopfert wurden (wer in ihr badet, wird von allen Sünden frei, wer im Strome stirbt, der Auflösung in das Brahma würdig), die acht Welthüter (die bedeutendsten vedischen Götter), der Liebesgott Kama, der auf einem Papagei reitend dargestellt wird 2c.

Die verschiedenen Anhänger des neuern Brahmanismus bilden keine religiösen Gemeinden; die hauptsächlichsten Anlässe zum Gottesdienste sind Feste zu astronomischen Zeiten, zu welchen die Gläubigen aus weiter Ferne zusammenströmen, womit aber auch Märkte und Gelegenheit zu jeder Art von Lüderlichkeit verbunden sind. Die Götter werden auf hohen, mit Fahnen u. a. Schmucke verzierten Wagen unter Musik, Trommelschall und Feuerwerk vom Volke selbst gezogen, und fanatische Büßer lassen sich von den Rädern derselben mit Wonne zermalmen. Die Tempel oder Pagoden sind in länglichem Viereck gebaut, von Wall und Vorhof umgeben. Nur die höheren Kasten dürfen eintreten; die niederen müssen im Vorhof auf den Knien herumrutschen. Nebengebäude dienen als Herbergen, und Tempeldirnen sind nichts Seltenes. Die Götterbilder sind scheußlich, mit möglichst mehreren Köpfen oder Armen. Die Gebete werden möglichst kurz, aber in unzähligen Wiederholungen an Rosenkränzen hergeplappert. Häusliche Religionshandlungen finden besonders in Brahmanenfamilien bei den verschiedenen Lebensabschnitten statt. Am meisten verehrt, ja abgöttisch angebetet, werden die Priester der Lingaiten; als höchste Gnade bitten sich ihre Verehrer aus, das Wasser trinken zu dürfen, worin Jene die Füße gewaschen haben, und Beide treiben (für uns lächerliche) Ceremonien mit dem Linga. Eine Vermengung von brahmanischen und buddhistischen Elementen erscheint in der Sekte der Dschainas, deren älteste Spuren in das zweite Jahrhundert n. Chr. zurückreichen und in das Radschputen-Land weisen; sie verwerfen die Veda als unfehlbare Autorität, haben eigene heilige Schriften, dürfen kein lebendes Wesen tödten, daher z. B. kein ungeseihtes Wasser trinken, und verehren blos einen Gott, Arugan oder Dschinam. Doch schreiben sie ihm keine Schöpfung zu, sondern behaupten die Ewigkeit der einen und selben Welt ohne Anfang und Zerstörung. Sie verwerfen auch die Kasten und haben zweierlei Priester: Nackte und Weißgekleidete. Unter den von höherer Kultur fern gebliebenen

Urbewohnern Indiens sind die bisher geschilderten Religionsformen in ihrem ganzen Umfange wenig eingedrungen; am meisten herrscht unter selben noch der Dienst der bösen Geister, Bhuta, als deren Haupt vielfach Çiva verehrt wird. Jedes Haus hat seinen Bhuta und mehrere Häuser, sowie ganze Orte wieder gemeinsame, denen Tempel geweiht sind. Ihre Bilder sind Menschen- oder Thiergestalten verschiedener Art, ihre Opfer solche an Thieren, ihre Priester Zauberer und der Gottesdienst der wildeste Schamanismus.

Dritter Abschnitt.

Gesellschaft und Staat in Indien.

A. Das Kastenwesen, das Familienleben und die Rechtspflege.

In der ältesten Zeit kannten die Inder keine Kasten. Das Wort casta ist spanisch-portugiesisch (Stamm, Geschlecht); in Indien herrscht dafür der Ausdruck varna, Farbe, welcher deutlich auf eine Entstehung dieses Verhältnisses durch Verschiedenheit der Rasse hindeutet. Dasselbe wurde sonach nur allmälig durch den Sieg der Arier über dunkelfarbige Urbewohner des Landes ausgebildet. Historisch beglaubigte Nachrichten hierüber gibt es nicht, wie denn überhaupt die Geschichte die schwache Seite der Inder ist. Sie haben nur Legenden über den Ursprung der Kasten. Im Rig-Veda erscheint der Priesterstand noch mit keinem andern Vorrecht, als was das Gebet und Opfer betrifft. Alle Glieder des Volkes sind gleicherweise Arja, die Ehrwürdigen, den übrigen Völkern, den Nischada, nicht-arischen Ansiedlern gegenüber. Dieses war früher die einzige Unterscheidung zwischen den Indern und wurde auch die Grundlage des Kastenwesens. Wahrscheinlich war es der Name eines mit den Ariern anfangs friedlich zusammenwohnenden nicht arischen Volkes (bei Ptolemaios Σύδροι), welcher nach Eroberung der Ganga-Länder die mit den Ariern in staatliche Gemeinschaft tretenden Nischada als Kaste der Sudra, dienende Klasse, bezeichnete. Bei den Eroberungen nun, welche die Arier vornahmen, konnte es nicht fehlen, daß sich ein kriegerischer Adel bildete, wie in allen ähnlichen Lagen der Völker. Die Priester ihrerseits hatten schon früher ein hohes Ansehen, und die Zunahme der Götter, der Opfer und Gebete, namentlich aber das allein ihnen zustehende Verständniß der heiligen Bücher, auf denen

alle jene Handlungen beruhten, brachte von selbst eine Vergrößerung dieses Ansehens mit sich. Die Brahmanen (Brâhmana, d. h. die das Gebet Sprechenden) galten immer mehr als Stellvertreter der Götter auf Erden, und diese Stellung verschaffte ihnen mit der Zeit sogar einen Vorrang vor den aus dem kriegerischen Adel hervorgegangenen Königen. Ihre Würde vererbte sich nach und nach und so wurden sie die oberste Kaste. Die Könige ehrten sie hoch, thaten nichts ohne ihren Rat und machten ihnen bedeutende Geschenke, die als Opfer angesehen wurden, vorzüglich in Kühen und Gold und Silber. Ein König Daçaratha schenkte einst den Opferpriestern die ganze Erde; sie waren aber so bescheiden, sie nicht anzunehmen, sondern zogen es vor, die Veda zu studiren; hingegen nahmen sie 100,000 Kühe, hundert Millionen in Gold und 400 Millionen in Silber ohne Widerspruch an. Glück und Unglück der Herrscher hingen nach indischem Glauben von ihrem Verhalten zu ihrem Purôhita, d. h. Ratgeber ab. Sogar den Göttern gab man einen Purôhita, und so waren die Brahmanen Minister der Götter und Könige und daher die eigentlichen Regenten der Welt.

Indem aus dem kriegerischen Adel stets die Könige und Richter hervorgegangen, und namentlich nachdem diese im größern Ganga-Gebiete bedeutendere Herrschaften erringen konnten, als im kleinern Sind-Lande, wurden die Kschatrija (von xatra, Macht, Gewalt) die zweite Kaste.

So blieben zuletzt nur noch die weder den Priestern noch den Kriegern angehörenden Arier übrig, und es war natürlich, daß sie ebenfalls eine besondere Abtheilung ausmachten, nämlich die der Viehzucht, Ackerbau und Handel Treibenden, auf welche Beschäftigungen sie durch die Ausbildung der übrigen Kasten beschränkt wurden. Sie erhielten den Namen Vaiçja, welcher nicht hinlänglich erklärt ist.

So gab es nach gewöhnlicher Annahme vier Kasten: zwei herrschende, die erste der Priester Brâhmana, die zweite der Krieger, Xatrija, eine außer ihnen zum herrschenden Volke, den Arja oder Dvidscha (zweimal Geborenen) gehörende, aber ihnen gehorchende, die dritte der Gewerbetreibenden, Vaiçja, und eine unterworfene aber noch zum Staate der Arier gehörende und deren Recht und Sprache theilende, die vierte der dienenden Sudra. Die erste Kaste beruht somit auf religiöser, die zweite auf politischer, die dritte auf beruflicher, und die vierte auf nationaler Absonderung. Wer nicht zu diesen Kasten gehörte, war vom Staate und der Gesellschaft ausgeschlossen und unrein. Die indische Legende leitete diese Unglücklichen, um ihre Ehrlosigkeit in ihrem Sinne recht scharf zu betonen, aus dem ihr denkbaren Gräßlichsten, nämlich aus Vermischungen der Kasten ab. Es ist daher auch das Furchtbarste, was in der Folge die Inder von

fremden Völkern sagen konnten, daß dieselben keine Kasten hätten. Das hieß soviel, als daß sie ohne Recht, Sitte und Glauben wären. In der Folge entstanden aber trotz alles Kastengeistes soviel Kasten, als Vermischungen der ursprünglichen möglich sind, auch mit Rücksicht darauf, von welcher Kaste der Mann und von welcher die Frau war, und jede dieser Mischkasten erhielt einen besondern Beruf, — oder vielmehr, es wurde von jedem Beruf, der sich bildete, die Abstammung aus einer gewissen Kastenvermischung gefabelt, als ob die Grundkasten von Anfang an gewesen wären. Die Aerzte z. B. mußten von Brahmanen und Vaiçja (Weisheit und Gewerbe), die Sänger von Kschatrija und Vaiçja abstammen; die Verachtetsten und Verworfensten aber waren die Tschandâlas, die aus der Verbindung von Sudras mit Brahmanentöchtern, als der abscheulichsten Verirrung, herrühren sollten; denn schlechter Same auf gutem Boden kann, wie die Brahmanen sagen, nur die schlechtesten Früchte bringen.

Die Bibel des Kastenwesens ist das sogenannte Gesetzbuch Manu's, welches wahrscheinlich im fünften Jahrhundert vor Chr., etwa zur Zeit des peloponnesischen Krieges entstand. Außer einer Einleitung über die Weltschöpfung beschäftigt es sich in zwölf Kapiteln beinahe ausschließlich mit Anordnungen über das Verhalten der Kasten.*)

Die Pflichten der Kasten sind nach Manu's Gesetzbuch folgende: der Brahmanen: den Veda zu lesen, ihn Anderen zu lehren, zu opfern, Anderen beim Opfer beizustehen, Almosen zu geben, wenn sie reich sind, und wenn sie arm sind, Geschenke zu nehmen, — der Kschatrijas: das Volk zu vertheidigen, Almosen zu geben, zu opfern, den Veda zu lesen und sich vor den Reizen des sinnlichen Vergnügens zu hüten, — der Vaiçjas: Viehherden zu halten, Geschenke zu geben, zu opfern, die Schrift zu lesen, Handel zu treiben, auf Zinsen zu leihen und das Land zu bauen, — der Sudras: den oberen Kasten zu dienen. (S. oben S. 225). Die Reihenfolge der Pflichten ist bezeichnend. Den Veda zu lesen, steht nur bei den Brahmanen voran; den Sudras ist es ganz verwehrt.

Die Brahmanen sind das Haupt der gesammten Schöpfung. Bei der Geburt eines Brahmanenknaben muß ihm, noch bevor der Strang gelöst ist, unter der Hersagung heiliger Schriftstellen, etwas Honig und gesäuberte Butter aus einem goldenen Löffel zu kosten gegeben werden. Am zehnten oder zwölften Tage nach der Geburt verrichtet

*) Hindu Gesetzbuch oder Manu's Verordnungen nach Cullucas Erläuterung, ein Inbegriff des Indischen Systems religiöser und bürgerlicher Pflichten. Aus dem Sanskrit in's Englische von Sir. Will. Jones, verdeutscht von J. Chr. Hüttner. Weimar 1797.

der Vater die Ceremonien der Namengebung. Den ersten Theil des Namens bildet Heiligkeit, den zweiten Heil (bei den Kschatrijas Macht und Erhaltung, bei den Vaiçjas Reichtum und Nahrung, bei den Sudras Verachtung und Unterwürfigkeit). Die Namen der weiblichen Personen müssen gefällig, sanft, die Einbildungskraft bezaubernd und Segnungsworten ähnlich sein. Verboten sind den Menschen die Namen der Gestirne, Bäume, Berge, Flüsse, barbarischen Völker, geflügelten Thiere, Schlangen und — Sklaven, sowie die Entsetzen erregenden Namen. Im vierten Monat wird das Kind aus dem Hause getragen, um die Sonne zu sehen, im sechsten soll ihm Reis zu essen gegeben werden. Bei den drei oberen Kasten wird im ersten oder dritten Jahre nach der Geburt das Haar geschoren. Später, verschieden je nach den Kasten, bei den Brahmanen natürlich am frühesten, und unter Umständen, die in der Kaste begründet sind, verhältnißmäßig noch früher, — findet bei den 3 arischen Kasten die Ceremonie der Einkleidung statt, d. h. die Verleihung der Unterscheidungszeichen der Kaste. Diejenigen, bei denen sie über die äußerste festgesetzte Zeit hinausgeschoben wird, sind Ausgestoßene (Vratjas), und Brahmanen dürfen sich mit ihnen nicht in Gemeinschaft einlassen, selbst wenn sie hierdurch Nahrungssorgen entgehen würden*). Die erwähnten Unterscheidungszeichen sind bei den Brahmanen ein dreifacher Strick aus den Fasern gewisser Pflanzen, bei den Kriegern eine Bogensehne, bei den Vaiçjas ein dreifacher Faden von Sana. Auch durch die Länge ihrer Stäbe unterscheiden sich die Kasten, durch den Gebrauch des Bittwortes Bhavati (am Anfang, in Mitte oder am Ende der Bitte), durch Richtung des Gesichtes beim Essen (Morgen, Mittag, Abend und Mitternacht), durch das Thor, durch welches die Leiche getragen wird (die vier Kasten nach den vier Gegenden) u. s. w. in zahllosen Ceremonial-Vorschriften.

Ein Mitglied einer obern Kaste darf nicht mit einem einer niedern auf einem Stuhl oder einer Bank sitzen, und der Niedere muß aufstehen, den Obern zu grüßen, ebenso ein Jüngerer einen Aeltern oder ein Neffe und Schwiegersohn den Oheim und Schwiegervater, wenn auch Letztere jünger wären. Ein junger Brahmane muß von einem alten Krieger als Vater behandelt werden. Vor Allem ist man aber Vater, Mutter und Lehrer die größte Achtung schuldig. Mangelhafte oder gar unterlassene Beobachtung der vorgeschriebenen Ceremonien entehren den Betreffenden und stellen ihn den Gliedern einer untern Kaste gleich. Unter derselben Kaste entscheidet den Vorrang: bei den

*)

	Brahm.	Kschatr.	Vaiç.	
Frühester Termin	5.	6.	8.	Jahr.
Mittlerer "	8.	11.	12.	"
Spätester "	16.	22.	24.	"

Priestern die Gelehrsamkeit, bei den Kriegern die Tapferkeit, bei den Vaiçjas der Reichtum und bei den Sudras das Lebensalter.

Nachdem man als Schüler mit diesen Pflichten des Standes und der Lebensstellung vertraut geworden, darf man zur ehelichen Verbindung schreiten. Die Mädchen werden mit acht Jahren heiratsfähig. Ihre Neigung wird nicht berücksichtigt; aber wenn der Vater sie nicht verheiratet, so dürfen sie sich nach Verfluß von drei Jahren selbst einen Mann suchen. Königstöchter durften in der Regel selbst den Gatten wählen. Seit alter Zeit war die Ehe mit einer Frau herrschend; aber die Vielweiberei war stets gestattet. Vor Allem soll der Mann darauf sehen, daß seine Frau aus derselben Kaste ist, jedoch eine solche vermeiden, wenn sie aus einer religiös gleichgültigen Familie stammt, gewisse Naturfehler hat oder einen verbotenen Namen trägt. Die Frau soll einen Gang voll Anstand haben, gleich einem Flamingo oder „jungen Elefanten", ihre Haare und Zähne von mittlerer Stärke und Größe, ihr Körper „vorzüglich weich" sein. Bei einer zweiten Ehe wird weniger streng auf die Kaste gesehen. Es ist da auch eine Verbindung mit einer Person der zwei nächst unteren Kasten gestattet, ja man sieht auch bei der ersten Ehe mitunter durch die Finger. Brahmanen aber, welche sich so weit vergessen, Sudrafrauen zur ersten Ehe zu nehmen, sind der Hölle verfallen, und verlieren ihren Priesterrang, wenn sie Kinder mit ihnen zeugen.

Die Inder unterscheiden acht Heiratsceremonien, welche sich nach dem Beweggrunde zur Ehe, Vaterwillen, Kauf, Liebe, Zwang, (d. h. Entführung) u. s. w. richten und auf gewisse Kasten beschränkt sind, über welche Eintheilung Manu's Gesetzbuch aber selbst nicht im Reinen ist. Die Ehe durch Kauf vom Vater wurde indessen in späterer Zeit (noch vor Abschluß von Manu's Gesetzbuch) abgeschafft und der Kaufpreis in ein Geschenk an die Braut selbst verwandelt. Je nach der Kaste der Brautleute sind bei verschiedener Kaste die Gegenstände verschieden, welche die Braut in der Hand halten muß; bei gleicher Kaste reichen sich die Verlobten blos die Hände. Der Braut werden dann zwei Locken abgenommen und durch Wollstränge ersetzt, ein Zeichen des Aufhörens ihrer Freiheit.

Die Frauen sind in Indien zwar dem Manne, wie vor der Ehe dem Vater, unbedingt untergeben, aber dennoch sehr hoch geachtet; der Mund einer Frau ist nach dortiger Ansicht immer rein und eine Mutter ist mehr als zehn natürliche Väter. Sie werden von den Männern, was selbst Manu's Gesetzbuch vorschreibt, sehr reich mit Geschenken bedacht und das Gesetzbuch verpönt die ältere barbarische Befugniß, die Frau zu verkaufen oder zu verschenken. Daher steht auch das Familienleben hoch, wozu das Kastenwesen, so wenig streng es in Wirklichkeit gehandhabt wurde, jedenfalls wesentlich beitrug.

Seine Frau und Kinder soll der Hausvater lieben wie seinen eigenen Körper, seine Diener halten wie seinen Schatten. Die Hausväter sind vor Allen geachtet und bevorzugt und sie haben in ihrem Hause fünf Sakramente zu beobachten, wovon sich vier auf Opfer beziehen, das fünfte aber die Gastfreundschaft betrifft. Der Hausvater soll alle Monate ein Gastmal geben; wer es nicht kann, hat dafür verschiedene Opfer zu bringen, die bei ganz Armen auch in Wasser bestehen können. Alle Vorzüge eines Hausvaters fallen von ihm auf den nicht mit gehöriger Achtung empfangenen Gast; freilich richtet sich diese Achtung wieder nach der Kaste. Auch sind vom Genusse der Gastfreundschaft ausgeschlossen die Brahmanen, welche die Vedas nicht gelesen haben, Unsittliche, Verbrecher, Mond- und Fallsüchtige und Glieder verschiedener als ehrlos betrachteter Stände, wie Sterndeuter, Tänzer, Thierbändiger u. s. w.

Ungeachtet der den Frauen gezollten Achtung wurden dieselben doch vom öffentlichen Umgange ausgeschlossen, namentlich die unverheirateten, welche mit keinem Manne sprechen durften und im Falle des Ungehorsams sogar körperliche Züchtigung zu gewärtigen hatten. Dies bewirkte bei den Indern, wie bei den Griechen, daß die Jünglinge weiblichen Umgang bei solchen Personen suchten, die es mit der Sittsamkeit nicht genau nahmen, bei den indischen Hetären, welche auch dort keineswegs verachtet waren, soweit sie mit ihrer Stellung eine gewisse Gemessenheit und verhältnißmäßige Sittsamkeit zu verbinden wußten. Uneinigkeit im Hause, sei es unter den Familiengliedern, sei es zwischen diesen und den Dienstboten, verpönt Manu's Gesetz streng. Den brahmanischen Hausvätern namentlich wird von demselben ein endloses und für uns auch bedeutungsloses Verzeichniß zu beobachtender Ceremonien und zu vermeidender Handlungen vorgeschrieben. Es ist indessen geradezu unmöglich, daß diese Vorschriften in ihrem ganzen Umfange beobachtet werden konnten; denn es kann buchstäblich im Leben kein Schritt gethan werden, ohne die Gefahr, ihnen entgegen zu handeln. Die meisten mögen daher wol blos sinnbildlich gemeint sein. Die Ehebrecherin sollte der König von Hunden zerreißen lassen. Ebenso weitläufig sind die Gesetze über das, was rein und unrein ist. Letzteres sind namentlich die neugeborenen Kinder, die Todten, die Tschandala und die Frauen in der Monatszeit. Endlose Ceremonien sind wieder mit der Reinigung dessen, der Unreines berührt hat, verbunden. Die Art der Reinigung richtet sich wieder nach der Kaste: sie besteht vornehmlich im Baden; denn das Wasser macht rein. Zahllos sind die übrigen reinigenden Gegenstände und Vorkehrungen (oben S. 226 f.). Was das Erbrecht betrifft, so erhält bei den Hindus jeder Sohn unmittelbar nach der Geburt ein Recht auf einen Theil der väterlichen Ländereien; derselbe darf ohne seine Zu-

stimmung nicht verkauft werden; wird er volljährig, so kann er seinen Theil in Anspruch nehmen, auch wenn Vater und Miterben nicht einverstanden sind. Bei der Theilung erhält der Vater zwei Theile, jeder Sohn einen. Testamente waren den alten Indern nicht bekannt. Bei Auflösung der Ehe durch den Tod war im alten Indien dem Manne die Wiederverehelichung erlaubt, nicht aber der Frau, welche sich nach dem Tode ihres Gatten gänzlich einer strengen Frömmigkeit zu widmen hatte (Manu V. 160). Von einer Witwenverbrennung dagegen kam im Altertum nichts vor; im Rigveda (10, 18) ruft vielmehr der Priester die Witwe vom Scheiterhaufen des Mannes weg. Erst mit der Zeit kam es vor, daß in Folge einzelner von den Heldengedichten erzählter Beispiele Frauen sich aus liebender Hingebung und um auch nach dem Tode das Schicksal des Mannes zu theilen, mit der Leiche desselben freiwillig verbrennen ließen. Vorschrift war dies nie, aber die Beispiele wirkten ansteckend und die Witwenverbrennungen nahmen durch den herrschenden Fanatismus so überhand, daß zuletzt keine Witwe mehr wagen durfte, ihren Mann zu überleben und erst in unseren Tagen der englischen Regierung in Indien eine Einschränkung, beziehungsweise Abschaffung der fanatischen Sitte gelang.

Wenn die Inder unter dem „ersten Stande" den unverehelichten und unter dem „zweiten" den verehelichten verstanden, so nannten sie es den „dritten", wenn der „wiedergeborene Mensch" seine Familie verließ und als Einsiedler in einen Wald zog, und den „vierten" den Zustand gänzlicher Ruhe und Vertiefung in den höchsten Geist (s. über diese beiden in Wahrheit nicht wesentlich verschiedenen Stadien der Askese oben S. 227). Man konnte es sich indessen auch bequemer machen und im Hause seines Sohnes als Einsiedler, d. h. nach seiner Behaglichkeit leben.

Das bisher Erwähnte galt vorzugsweise von der Brahmanenkaste, für deren Mitglieder auch besonders feierliche Todtenbestattungen vorgeschrieben sind. Es werden ihnen auf einem Scheiterhaufen bestimmte Opfergeräthschaften auf alle Körpertheile gelegt, die sieben Oeffnungen des Kopfes mit Goldstücken bedeckt und das Ganze dann mit einer Thierhaut. Dazu werden Stücke aus dem Rig-Veda gesungen und hergesagt und Opfer gebracht. Je nach dem Range eines Brahmanen oder seiner Familienglieder darf von den Verwandten eine Anzahl Nächte nicht gekocht und gegessen werden.*)

Aus der Kriegerkaste gehen vor Allem die Könige hervor, deren Aufgabe es u. A. auch ist, Manu's Gesetze aufrecht zu erhalten.

*) Max Müller, die Todtenbestattung bei den Brahmanen. Zeitschr. d. deutsch. morgenl. Ges. IX. S. I ff.

An Ruhm übertrifft der König alle Sterblichen, und es darf ihn Niemand ansehen, aus Furcht, von seinem Anblicke verbrannt zu werden. Dagegen soll ein pflichtvergessener König sammt seiner Familie und allen seinen Besitzungen von der göttlichen Gerechtigkeit vernichtet werden. Gegen Fremde soll der König mit Strenge, gegen Freunde mit Aufrichtigkeit, gegen Brahmanen mit Sanftmut verfahren. Das Gesetzbuch zählt die Laster, 18 an Zahl auf, vor denen er sich zu hüten hat. Seine Geheimnisse, die nicht sechs Punkte überschreiten sollen, theile er einem ausgezeichneten Brahmanen mit. Durch seine Gesandten mache er sich mit den Plänen anderer Fürsten bekannt, um sich vor ihnen hüten zu können, zu welchem Zwecke er auch in einer Festung wohnen soll. In weiterer Ausführung dieser Vorschriften scheut sich Manu's Gesetzbuch nicht, dem Fürsten förmlich machiavellistische Rathschläge zur Ueberwindung seiner Feinde zu geben, zu welchem Zwecke er erst Unterhandlungen, dann Geschenke, darauf Anstiftung von Uneinigkeit unter ihnen und wenn diese Mittel nichts helfen, die Gewalt der Waffen anwenden soll. Auch seine Unterthanen soll der König durch Oberaufseher der Provinzen auskundschaften, sie aber nicht ausbeuten, sondern seine Diener, welche dies thun, streng bestrafen. An Einkünften aus seinem Lande soll er nur einen „jährlichen Gehalt“ beziehen. Die Brahmanen sind steuerfrei und man darf sie auch keinen Hunger leiden lassen, muß vielmehr Solche, welche sich durch Gelehrsamkeit und gute Sitten auszeichnen, gehörig unterhalten.

Im Kriege kommt die Spionirpolitik abermals zum Vorschein. Die indischen Heere, nach den Sagen und griechischen Berichten von ungeheuerer Größe, bis in die Hunderttausende, bestehen aus sechs Abtheilungen: Elefanten, Reiterei, Karren, Fußvolk, Offiziere und Bediente (Troß). Der Schlachtordnungen kennt Manu's Gesetzbuch mehrere, wie die „glatte Säule,“ den „Keil mit der Spitze voraus,“ die „Raute,“ das „Seeungeheuer“, die „Nähnadel“ (lange Linie), und den Vogel Vischnu, d. h. ein längliches Viereck mit weit ausgebreiteten Flügeln. Wahrscheinlich entstammt die Aufstellung der Schachfiguren einer indischen Schlachtordnung. Der König selbst verbirgt sich inmitten einer Reiterschaar, welche die Gestalt einer Lotosblume hat. Feinde, welche von großer Statur und leicht gebaut sind, sollen von hinten angegriffen werden. Das feindliche Land wurde nach Vorschrift verwüstet, Gras, Wasser und Holz verderbt, Teiche, Brunnen und Verschanzungen zerstört, der Feind bei Tage ermüdet und bei Nacht beunruhigt.

An Waffen trugen die indischen Krieger Eisen- und Stahlschwerter mit Griffen von Elfenbein oder edelm Metall, lederne Schilde mit Holzunterlage oder Metallverstärkung, meist rund, Bogen

von Mannshöhe und Pfeile mit eisernen Spitzen, Speere, sowol einfache, als widerhakige und dreizackige, Dolche, Streitäxte, Streitkolben, Keulen, Wurfscheiben von Metall, Schleudern u. s. w. Die Kleider der Krieger waren leicht; selten wurden Panzer getragen. Zur Kennzeichnung der Heerestheile dienten zahllose bunte Fahnen und Fähnchen, zur Anfeuerung der Kämpfenden Muscheltrompeten, Hörner, Trommeln, Pauken, Becken u. s. w. Kriegswagen waren stark im Brauche und die Kriegselefanten trugen Thürme auf dem Rücken.

Der König ist ferner oberster Richter, worin er von den Brahmanen, welche ihren Einfluß nirgends preisgeben, unterstützt wird. Es ist dies auch den beiden mittleren Kasten erlaubt, niemals aber den Sudras; die Betheiligung solcher an der Rechtspflege ist der Untergang des Staates. Die Rechtshändel zerfallen in achtzehn Klassen: Schulden, geliehene oder aufbewahrte Gegenstände, unberechtigter Verkauf, Handelsstreitigkeiten, Zurücknahme des Gegebenen, Nichtbezahlung von Lohn, Nichterfüllung von Verträgen, Aufhebung von Kauf oder Verkauf, Streit zwischen Herren und Dienern, Grenzstreitigkeiten, Ueberfall und Verleumdung, Diebstahl, Raub u. a. Gewaltthat, Ehebruch, Streit zwischen Eheleuten, Erbrecht und Spiel mit Würfeln und mit lebendigen Geschöpfen (?)." Diebstahl wird mit Todttreten durch Elefanten bestraft, Raub und Nachtdiebstahl durch Abhacken der Hände und Spießen u. s. w. Für manche besonders ehrlose Verbrechen ist Brandmarkung angesetzt. Im Uebrigen sind Rückerstattungs- und Geltstrafen die vorwiegenden; Brahmanen sind aber in der Regel von denselben befreit und ihre schwerste Strafe ist die Verbannung. Selbst der Mord ist durch Buße zu sühnen und diese richtet sich nach der Kaste. Ein Brahmane, der einen Sudra umbringt, büßt nicht mehr, als für Tödtung eines heiligen Thieres. Desto schwerer sind die kleinsten Vergehen, ja sogar Mangel an Achtung gegen einen Brahmanen bestraft. Wo aber die Verbrechen so schwer sind, daß irdische Strafen nicht mehr ausreichen, so werden Höllenstrafen nach hunderten und tausenden von Jahren oder Seelenwanderungen in diese und jene Thiere, meist in solche von einem dem Vergehen entsprechenden Charakter, angedroht. War die Schuld zweifelhaft, so wurden bei den Indern (und werden zum Theil noch jetzt) Gottesurtheile, (divyâni pramânâni) angewandt.*) In den vedischen Zeiten kannte man nur solche mittels des Feuers, die übrigen sind jüngern Alters; solche mit Wasser werden zuerst in Manu's Gesetzbuch erwähnt. In der vedischen Religion war Agni, der Feuergott, zugleich der vorzugsweise All-

*) Schlagintweit, Emil, die Gottesurtheile der Indier. München 1866. Stenzler, die indischen Gottesurtheile. Zeitschr. der deutsch. morgenl. Ges. IX. S. 661 ff.

wissende, (oben S. 220), daher die Glaubwürdigkeit einer Aussage erhöht wurde, wenn sich der Betreffende auf Agni berief, d. h. also es auf die Entscheidung des Feuers ankommen ließ. Die Feuerproben bestanden: im Schreiten durch Feuer, im Tragen glühenden Eisens, im Lecken an einer glühenden Pflugschar, im Holen eines Goldstücks aus einem Kessel voll kochender Butter und Oel. Der Heilgebliebene war frei, der Verbrannte wurde verurteilt. Bei der Wasserprobe mußte der Angeklagte untertauchen; wen das Wasser nicht auftauchen machte, der war rein. In Kamaon wurden statt der Parteien zwei Knaben in's Wasser gelegt, die noch nicht schwimmen konnten; welcher es länger unter dem Wasser aushielt, dessen Partei hatte gewonnen. Später wurde der Angeklagte in einen Sack und in einen zweiten Sack ein Stein gethan und beide in tiefes Wasser gelegt; ging der Angeklagte unter und der Stein blieb oben, so war jener unschuldig, im andern Fall schuldig! Weitere Gottesurtheile waren: der Schwur, dessen Schärfung durch Berührung der Häupter von Frau oder Kindern (welche im Falle des Meineides ein Unglück treffen würde), das Loos, das Giftnehmen, das Trinken von Wasser, worin „schreckliche Götter gebadet" (schadete es nicht, so war Unschuld vorhanden), das Zerbeißen von Reiskörnern, die mit Wasser befeuchtet, worin ein Götterbild gebadet (mit gleichen Erfolg) und die Wage (Steigen der Schale, in welcher sich der Angeklagte befand, gegenüber derjenigen, welche ein ihm gleichkommendes Gewicht enthielt, zeigte Unschuld, Sinken Schuld an). Man hat Beispiele, daß noch in neuester Zeit britische Beamte ans Klugheit harmlosere Formen dieser Gottesurteile in Anwendung brachten. Wurde der Angeklagte durch das Gottesurteil freigesprochen, so mußte der Kläger die Strafe auf sich nehmen. Welches Gottesurteil gewählt wurde, hing von der Kaste ab. Regel war bei den Brahmanen die Wage, bei den Kschatrijas das Feuer, bei den Vaiçjas das Wasser, bei den Sudras das Gift. Davon fanden zahlreiche Ausnahmen statt. Auch Frauen, Kinder, Alte, Kranke und Schwache erhielten oft die Vergünstigung der Wage. Auch war die Jahreszeit dabei maßgebend; so kam das Feuer nicht in heißer, das Wasser nicht in kalter Zeit zur Anwendung, die Wage nicht bei Wind u. s. w.

Im Schuldbetreibungsverfahren ist in Indien Selbsthilfe der Gläubiger, selbst durch Zwang, erlaubt. Gegen Ehebruch sind die Gesetze sehr streng, meist mit entehrenden Strafen; doch ist es erlaubt, daß Einer mit Bewilligung seines Verwandten dessen kinderloser Gattin ein Kind zeuge. Aehnliches ist bei Eunuchen geheiligte Vorschrift, und das Kind tritt in alle Rechte als solches des Gatten seiner Mutter.

Den Vaiçja gibt Manu's Gesetzbuch keine andere Pflichten, als

ihrem Berufe zu leben, den Sudras keine andere, als zu dienen, in erster Linie natürlich den Brahmanen und nur aus Mangel an Gelegenheit hierzu anderen Kasten.

Daß nach manchen Berichten im alten Indien außer dem Kastenwesen auch noch Sklaverei vorkam, ist wol nur von Ausländern zu verstehen, namentlich von Mädchen, die in die Harems kamen.

B. Die Entwickelung des indischen Staatswesens.*)

Die Inder haben keine Geschichtschreiber, sondern nur Sagen und Gedichte. Auch diese sind in politischer Hinsicht ein Wirrsal von Geschlechter- und Königsnamen. Als eine der ältesten für die indische Kultur wichtigeren Ueberlieferungen erscheint der Kampf der Brahmanen und der Kschatrijas um den Vorrang.**) Derselbe, vornehmlich zwischen dem Brahmanen Vasischtha und dem König Visvâmitra um die wunderbare Kuh Kamadhenu, ist im Ramâjana, auch in einer Episode des Mahabharata und in anderen Gedichten, mit offenbarer Parteilichkeit für die Brahmanen dargestellt, daher völlig unglaubwürdig, und wol nur zu selbstsüchtigen Zwecken erfunden. Es bedurfte eines solchen Kampfes nicht; denn die Priester waren bei allen Völkern schon die Vermittler zwischen Gottheit und Menschen, noch ehe sich Letztere überhaupt in Stände und Kasten theilten; sie mußten daher nach der Bildung letzterer notwendig die oberste derselben werden. Indem sie nachher fabelten, die Kschatrijas ihrerseits so und soviel mal besiegt und vernichtet zu haben, war es der Zweck dieser Rodomontade, sich gegen eine Erhebung der Krieger zur höchsten Kaste zu sichern. Wären wirkliche Kämpfe zwischen beiden Kasten vorgefallen, so mußten ja die Priester ebenfalls Krieger gewesen sein und es hätte dann keinen Grund gegeben, die Letzteren allein als Solche zu bezeichnen, wie hinwieder die Ersteren in diesem Falle keine wahren Priester gewesen wären. Streitigkeiten zwischen beiden Kasten mögen dagegen allerdings vorgekommen sein und in den religiösen Schriften der Inder werden diejenigen Fürsten, welche gegen die Brahmanen unterwürfig sind, mit himmlischen Belohnungen, die Widerspenstigen aber mit höllischen Strafen bedacht.***) Die ältesten Dynastien, von denen uns indische Gedichte, voran das Mahabhârata, erzählen, sind die

*) Theod. Kruse, Indiens alte Geschichte nach den ausländ. Quellen, in Vergleich mit den inländ. dargestellt, Leipzig 1856.

**) Lassen I. S. 705 ff.

***) Muir, original sanskrit texts on the origin and history of the people of India. I. p. 296—1079 (early contests between the Brahmans and Kshattriyas).

Kuru und ihre Ueberwinder und Nachfolger, die Pândava mit der Hauptstadt Indraprastha am Jamuna. Zugleich sind Kuru und Pantschâla die Namen der zwei Hauptvölker Madhjadeça's, und zwar ersteres das erobernde, letzteres das unterworfene. Das mächtigste indische Reich war in der Zeit des Wechsels der Herrschaft zwischen den Kuru und Pandava das alte Magadha, benannt nach dem gleichnamigen Volke, das aus dem Pendschab mit den übrigen Ariern in das Ganga-Land eingewandert war. Außer diesem Reiche gab es noch eine Menge anderer im alten Indien, unter denen die wichtigsten sind: Ajôdhjâ, das heutige Aud, und Kaçmir, das noch heute den gleichen Namen hat und das einzige indische Reich ist, von dessen Geschichte der Nachwelt eine zusammenhängende Erzählung überliefert worden. Man weiß, daß die indischen Reiche einander gegenseitig bekriegten und oft unterwarfen. Diese Eroberungen dehnten sich manchmal weit aus, und um 600 vor Chr. wurde bereits die Insel Zeilan erobert. In den überwundenen Ländern wurden bald Könige bestehen gelassen, bald Beamte in gleicher Weise wie im Hauptlande aufgestellt, namentlich Aufseher, Pati, über ein, zehn, zwanzig, hundert oder tausend Ortschaften. Mit der Zeit umgaben sich die Könige mit Ministern, priesterlichen für die Rechtsprechung und friedliche Geschäfte, kriegerischen für den Krieg; die ältesten und zuerst einzigen waren die Purôhita, Ratgeber (oben S. 256). Ihre Besoldung bestand vornehmlich in Kühen. Weiteres kennt die indische Geschichte, sagenhafte Heldenthaten ausgenommen, aus der Zeit vor Buddha nicht. Die Einzigen, welche sie hätten aufschreiben können, die Brahmanen, hatten nur Interesse an der Götter-, nicht an der Menschengeschichte und scheuten die Arbeit, welche der Beschaulichkeit ungünstig ist. Das Kastenwesen, innerhalb dessen Schranken sich stets die nämlichen Verhältnisse erhielten, leistete ohnehin geschichtlichen Ereignissen keinen Vorschub. Anders war es bei den Buddhisten. Ihre Lehre griff in's Leben ein und verwarf das versumpfende Kastenwesen. Mit ihr hört aber das eigentliche indische Altertum auf. Der Westen, das Sind-Land, kommt in Berührung mit den Persern, einem jüngeren Volke, und schon zweihundert Jahre darnach in Abhängigkeit von der griechisch-makedonischen Welt. Ein Aufstand gegen diese Herrschaft, wegen Ermordung des Poros, dieses edlen Gegners des genialen Alexander, durch den makedonischen Statthalter Eudemos (317 vor Chr.), unter Anführung des Tschandragupta, (griech. Sandrokottos), den seine Landsleute zu einem Verwandten Buddha's machen, bringt die Dynastie der Maurja zur Regirung und ihr Stifter eroberte ganz Nordindien bis an die Mündungen des Ganges. Wie sein Enkel Açoka in Mitte des dritten Jahrhunderts vor Chr. den Buddhismus zur herrschenden Glaubensform erhob, haben wir bereits gesehen. Als

nach dessen Tode die indische Großmacht wieder in kleinere Staaten zerfiel, geriet das Indos-Land von Neuem unter griechische Botmäßigkeit. Der Seleukiden Statthalter in Baktrien, Diodotos, hatte sich unabhängig gemacht, und unter seinen Nachfolgern drang Demetrios, ein neuer Alexander in beschränkterm Gebiete, seit 206 vor Chr. erobernd in Indien vor, und zwar bis zur Halbinsel Guzerat. Durch Theilung des Griechisch-Baktrischen Reiches entsteht unter Apollodotos um 160 vor Chr. ein Griechisch-Indisches Reich, und einer seiner Nachfolger, Menandros, dringt bis zur Jamuna und bis Pataliputra vor und belagert Ajodhja. Die Verhältnisse dieser sonderbaren von Griechen beherrschten Reiche in Mittelasien sind wenig bekannt; es ist jedoch anzunehmen, daß sich die wenig zahlreichen Herrscher und ihre „barbarischen“ Unterthanen stets fremd gegenüberstanden und daß die beiderseitige Kultur sich nicht vermengte, sondern hier wie dort abgesondert blieb. Unterdessen gab es in Indien drei von diesen Griechen nicht unterworfene Reiche, und dieselben umfaßten immerhin die eigentliche Heimat der indischen Kultur. Es sind: das alte Magadha, Kaçmir und das Reich von Pataliputra, welches einige Zeit unter der Dynastie der an Macht herabgekommenen Maurja verblieb, dann aber an die Çunga fiel, deren Stifter Puschpamitra sich durch blutige Verfolgung der Buddhisten hervorthat und am Indos mit den Griechen kämpfte. Der Westen Indiens schien aber dazu bestimmt, der indischen Kultur, deren Urheimat er war, auf immer entfremdet zu werden. An die Stelle der Griechen traten einwandernde sog. skythische, in Wirklichkeit mongolische, wahrscheinlich tibetische Völker, welche um das Jahr 122 vor Chr. die griechische Herrschaft in das Kabul-Thal drängten, wo sie zu Grunde ging, und ein Reich mit der Hauptstadt Minnagara im Sind-Delta gründeten, das man das Indoskythische nennt. Die Chinesen nennen dies Volk Jueitschi, die Inder aber Çaka, unter welchen beiden Namen auch besondere Dynastien mit abgegrenzten Gebieten bekannt sind. Ihre Macht war indessen von kurzer Dauer. Noch einmal ermannten sich die Inder, und ihr gefeierter Held Vikramâditja, König von Mâlava, befreite 57 vor Chr. (am Anfange des gallischen Krieges Cäsar's) Indien von den Skythen, von welchem Ereignisse an die neue Zeitrechnung beginnt, welche er einführte. Er eroberte außer dem Skythenreiche (Pendschab und Radschaputana) auch Kaçmir; aber daß er ganz Indien unterworfen habe, ist eine Fabel. Er wird als Beschützer der Dichtkunst und Wissenschaft gerühmt. Wie ein Meteor vergeht aber seine Erscheinung. Die Indoskythen sind nicht nur nicht vernichtet, sondern treten wieder siegend und sogar mächtiger auf als vorher. Seit 5 vor Chr. erobern sie unter ihrem König Kuei-schuang, der die fünf Fürstentümer, in die das Volk zerfiel, in ein Reich vereinigte, einen

großen Theil Indiens und erhalten sich auf dieser Machthöhe ein paar Jahrhunderte. Die Kultur ihres Reiches muß eine sehr gemischte gewesen sein; ihre Könige erscheinen auf ihren Münzen bisweilen als Verehrer zugleich des Çiva, des Buddha und des Ormazd. Vorherrschend scheinen sie Buddhisten gewesen zu sein, namentlich Kanischka (oben S. 233), der Mächtigste, der vom indischen Ocean bis über den Ganges und weit über den Hindukusch und Himalaja herrschte, — ein unnatürlicher Komplex, in welchem bereits die Notwendigkeit des Zerfalles enthalten war Das Reich der Indoskythen schmolz denn auch nach und nach auf Kabul und das Pendschab zusammen und verlor am Anfang des dritten Jahrhunderts unserer Aera Indien ganz. Noch blieb den Jueitschi ein Gebiet im Norden des Hindukusch, wo auf die „großen Jueitschi" die „Kleinen" folgten und Anfangs des fünften Jahrhunderts wieder einige indische Gebiete eroberten, aber nicht auf die Dauer.

Die übrigen Theile Indiens bieten zu dieser und späterer Zeit in ihrer Geschichte wenig Erwähnenswertes dar. In Mitte des zweiten Jahrhunderts nach Chr. war Kaçmir besonders mächtig und reichte bis zum Vindhja-Gebirge. Ein neuer Tschandragupta aus dem Geschlechte der Gupta, welche am mittlern Ganges, in Magadha und Ajodhja herrschten hieß Großkönig; er fügte am Ende desselben Jahrhunderts seinem Reiche Mâlava hinzu und besaß somit das Wesentlichste von Hindustan. Sein Sohn Samudragupta, Anfangs des dritten Jahrhunderts, würde auch Bengalen und einen bedeutenden Theil Dekhan's beherrscht haben, wenn man einer Inschrift von ihm Glauben schenkte. Die Macht der Gupta fiel am Ende des dritten Jahrhunderts durch einen namenlosen König aus der Familie der Pandu, dessen Hauptstadt Pataliputra war. Es kann aber den Gupta nachgerühmt werden, daß sie, obschon Anhänger der Brahmanen, doch duldsam gegen die Buddhisten, und noch mehr, daß sie Beschützer der Gelehrten und Dichter waren. Mit den Sassaniden standen sie in freundschaftlichem Verkehr.

In der nachbuddhistischen Zeit waren die indischen Nationalstaaten gut verwaltet und hatten trefflich geordnete Zustände. Das Beamtenwesen und die Polizei waren, namentlich zur Zeit Açoka's, in so vollendeter Weise eingerichtet, wie dies in Europa erst seit neuester Zeit der Fall ist. Wurde ein Land der arischen Herrschaft unterworfen, so führte man das Kastenwesen sammt Allem, was dazu gehört, dort ein. Wo nur die beiden höheren Kasten, zur geistlichen und weltlichen Regirung, einwanderten, bildete man die beiden unteren aus den Urbewohnern, so z. B. in Zeilan. Darnach modifizirten sich natürlich auch die Mischkasten. Ueberhaupt wurden die mit dem Kastenwesen zusammenhängenden Vorschriften nie in vollem Maße

genau beobachtet. Es kam sogar vor, daß Leute niederer Kaste sich als Usurpatoren zum Trone aufschwangen; die berühmten Dynastien der Nanda, Maurja, Gupta (diese waren Vaiçja) u. a. sind von solcher Abstammung. Umgekehrt stammt die Dynastie Kanva aus der Priesterkaste, was gegen die heiligsten Gesetze verstieß. Im erstern Falle dichteten sich dann die Emporkömmlinge edle Stammbäume an.

Eine andere Störung des nationalen Herkommens in Indien war die Besitznahme von Theilen dieses Landes durch griechische und skythische Dynastien. Die Einheimischen, welche sich gegen sie erhoben, sie nach und nach vertrieben und selbst die Herrschaft übernahmen, waren wieder meist einer Abkunft, die sie hierzu nicht berechtigte, wenn sie auch der Kriegerkaste angehörten. Auch wanderten manche indische Stämme aus dem von Fremden beherrschten Theile des Landes aus und begaben sich nach dem Osten, wo das Gesetz ihres Volkes galt. Aus diesen rekrutirten sich meist die Heere im Kampfe gegen die Landesfeinde, und von ihnen stammen wahrscheinlich die jetzigen kriegerischen Radschaputra (Radschputen), ein Volk von Condottieri und Soldknechten. Doch haben alle diese Abweichungen vom alten Kastengesetz und Herkommen in den inneren Verhältnissen der indischen Staaten, keine wesentlichen Aenderungen hervorgerufen, indem es doch immer die Brahmanen waren, welche den hauptsächlichsten Einfluß auf die Staatsgeschäfte ausübten, daher die Emporkömmlinge gegen sie ganz besonders ergeben und freigebig waren und folglich auch von ihnen gehalten wurden.

So finden wir in Indien, in scharfem Gegensatze zu China, ein schwaches, zerrissenes, nur im Kastenwesen und durch dasselbe bestehendes Staatswesen, das daher auch ausländischen Eroberern mit verhältnißmäßig geringem Aufwande von Kraftentwickelung auf beiden Seiten unterlag, welcher Proceß nach manchen Schwankungen endlich ungefähr tausend Jahre nach dem Beginn unserer Zeitrechnung durch die mohammedanische Eroberung Indiens seinen Abschluß fand. Seitdem war die ächte indische Kultur versunken und begraben.

C. Handel und Verkehr.

Lange, wol tausend Jahre nach ihrer Einwanderung in das Gebiet des Ganges, hielten sich die Inder abgeschlossen von anderen Völkern, ja kümmerten sich nicht um sie und kannten kaum ihre Namen. Eigentlich als Land bekannt war ihnen lediglich Hochasien, das heilige Land ihrer Götter, als „Berg Meru" in ihren Religionssystemen bunt

ausgemalt und fantastisch geschildert. Von einer geographischen Kenntniß kann daher auch bezüglich dieses asiatischen Alpenlandes keine Rede sein. Man besuchte angrenzende Theile desselben vorzüglich der Wallfahrt wegen: heilige Berge und heilige Flüsse und Seen, fabelte auch wol von solchen, die jetzt nicht mehr erkannt werden können. So waren den ältesten Indern auch keine anderen Völker bekannt, als einige tibetische, von denen überdies viel Abenteuerliches geglaubt wurde, so z. B. Weiberherrschaft, wegen der in Tibet üblichen Vielmännerei. Ebenso ging im alten Indien die auch den griechischen Schriftstellern bekannt gewordene Sage im Schwange, daß in einem wüsten Lande im Norden Ameisen in der Größe zwischen Hunden und Füchsen, Gold aus dem Sande graben (das man daher in Indien auch pipilika, Ameisen, nannte); Lassen*) vermutet darin Murmelthiere, welche durch ihr Graben Goldsand aufhäuften.

Die Geschichte des Handels und Verkehrs der Inder, sowol unter sich, als mit fremden Völkern, beginnt erst mit Buddha's Zeit. Seitdem erscheinen die Inder in einem weitreichenden Verkehre, der seine altgewohnten und vielbetretenen Straßen hatte, besonders über das jetzige Kabul und den Hindukusch mit Baktra, Medien, Persien und weiter westwärts, wie von Baktra aus nordostwärts durch Hochasien (nicht über Hinterindien) mit China, von woher die erste Karawane 114 vor Chr. im jetzigen Bokhara anlangte. Dieser Verkehr hatte indessen viel durch die kriegerischen Hiungnu (Hunnen?) zu leiden, nach deren Besiegung durch den Kaiser Wu-ti 101 vor Chr. der Verkehr erst ein ungestörter wurde. Der Wasserweg führte die waarenbeladenen indischen Fahrzeuge von verschiedenen Hafenplätzen, namentlich in der Gegend der Sind-Mündung, aber auch Dekhans und der Ganga-Mündungen, nach Zeilan und Hinterindien einerseits, nach dem Roten Meere und dessen Küstenländern anderseits. Den Handel nach den letzteren vermittelten vorzugsweise die Phöniker; soweit wir davon näher Nachricht haben, betraf er indische Jagdhunde, Nashörner, Elefanten, Affen, Papageien, Pfauen, Baumwolle, feine Zeuge (σινδών genannt, d. h. indische) Kassia, Myrrhen, Kinnamom, Kardamomen, Pfeffer, Edelsteine, rote Farbstoffe aus Insekten (Kermes), Elfenbein, Schildpatt, Krystall, Eisen und Stahl, Eben-, Sandel- und Aloeholz, Bambus, Indigo, Gummilack, Zucker, Butter, Getreide, Sesamöl ꝛc. China bezog auf dem erwähnten Landwege Perlen, Korallen, Elefanten und Hunde aus Indien.

In den Zeiten der römischen Weltherrschaft war der indische Handel bereits sehr bedeutend. Rom bezahlte für indische Waaren jährlich fünfzig Millionen Sestertien (über acht Mill. Mark); dieselben

---

*) I. S. 1022.

wurden in der ewigen Stadt um das Hundertfache wieder verkauft und der Transport erforderte jährlich 120 Schiffe, welche durch Aegypter geführt wurden. Ernste Männer tadelten dieses Geschäft als verderblich für die vaterländischen Sitten.

Hinwieder wurden in Indien durch den Handel eingeführt: aus Aethiopien Goldsand, Elfenbein, Ebenholz und Muscheln, aus Arabien Weihrauch, Schildpatt, Aloe, Pferde und — Mädchen, aus Persien Perlen, Purpur, Teppiche, Wein, Datteln, Gold, Pferde und — Sklaven, aus Aegypten Metall in Münzen und Geschirren und Glas, aus China Seide und Pelzwerk (dies durch Chinesen aus Nordasien und wol auch Porzellan, aus dem Mittelmeer Korallen u. s. w.

Die Inder widmeten seit der Zeit Buddha's dem Handel große Pflege. Es bildeten sich Gesellschaften von Kaufleuten zu gemeinschaftlichen Unternehmungen. Die Regirungen sorgten für Richtigkeit der Münzen, Maße und Gewichte, stellten Frachttarife auf und regelten auch die Kaufpreise und die Zölle. Das Prägen von Münzen kam erst nach der Bekanntschaft mit den Griechen in Indien auf; vorher wurde das Gelt nach dem Gewichte der Metallstücke gewertet, auf welchen indessen auch oft das Bild des Gottes Çiva eingegraben war. Der Handel stand in solcher Achtung, daß er sogar den Priestern und Kriegern gestattet war, wenn sie von der Not gezwungen wurden, ihn statt ihrer angeborenen Beschäftigung zum Berufe zu wählen.

Hatten indische Kaufleute eine Gesellschaft gebildet, deren Mitglieder oft auf mehrere Hundert stiegen, so luden sie ihre Waaren auf Wagen, Ochsen, Kamele und Esel oder ließen sie von Trägern tragen. So ging es bis zur Küste, wo sie ein Schiff bauen ließen und sich einschifften. Auf der Reise wurde ein Brahmanenschüler mitgenommen, welcher Unterricht im Gesetz ertheilte. Seereisen waren schon zur Zeit der vedischen Hymnen unternommen worden, ohne daß wir wissen wie weit. Ein sehr häufiges Ziel der indischen Seereisen war Zeilan; es werden aber auch entlegenere Inseln genannt, über die man jedoch, mit Ausnahme Sokotora's, nicht im Klaren ist. Lassen schließt auf Ansiedelungen malabarischer Kaufleute im glücklichen Arabien, wo Strabon von Kasten erzählte. Auch mit den Hebräern stand Indien durch die Phöniker im Handelsverkehr und das biblische Ofir kann nur in Indien gesucht werden;*) denn was von Ofir kam, sind alles indische Produkte, und ihre Namen kommen aus dem Sanskrit. Am wahrscheinlichsten ist es Abhira an der Indos-Mündung. Den Ofir-Handel besaßen aber schon vor den Phönikern die arabischen Sabäer (in Jemen) allein und brachten Wolgerüche, Gold

*) Lassen I. S. 651. II. S. 589 ff.

und Edelsteine aus Indien nach Phönikien und Aegypten. Denn auch die Aegypter besaßen schon in alter Zeit indische Waaren, und schon im fünfzehnten Jahrhundert vor Chr. war dort chinesisches Porzellan vorhanden.

Außer in Arabien siedelten sich Inder auch in Hinterindien, vorab in Birma, aber auch in Arakan und Siam an und stifteten selbst Reiche dort, freilich erst kurz (100 bis 200 Jahre) vor Beginn der christlichen Zeitrechnung. Wir entnehmen aus dieser Thatsache, daß die hinterindische Halbinsel, wenn schon von einem einzigen Stamme derselben Rasse bewohnt, zwei Kulturkreisen angehört, im Osten dem chinesischen (Tong-king, Kotschin-Tschina und Kambodscha) im Westen dem indischen (Siam, Arakan, Pegu und Birma). Indessen scheinen die brahmanischen Reiche in Hinterindien bald eine Beute der Eingeborenen mongolischer Rasse geworden zu sein, die aber doch wieder, dem Buddhismus huldigend, ein neues arisches Element in ihre Kultur aufnahmen, und mit ihm zugleich aus Zeilan die Pali-Sprache als heilige Mundart und die indische Schrift. Kambodscha und Siam scheinen indessen eine Mittelstellung zwischen chinesischer und indischer Bildung eingenommen zu haben.

Aber auch die Halbinsel Malaka, sowie die Insel Java im indischen Archipelagos und ihr Nebeneiland Bali sind durch Kolonien arischer Inder Theilnehmer an der indischen Kultur geworden, und die Arier des Ostens unterwarfen also hier bereits eine dritte Rasse (die dravidische in Vorder-, die mongolische in Hinterindien, die malaiische hier). Schrift und Baukunst dieser Inseln wurden indisch, ihre Sprache mit Sanskrit zur heiligen Kavi-Sprache vermengt, ihre Religion brahmanisch oder eigentlich vischnuitisch und die Kämpfe des Mahabhârata auf den vulkanischen Boden Java's übertragen, Alles freilich erst seit dem zweiten Jahrhundert nach Chr. Java erhielt sogar ein eigenes Gesetzbuch Manu's, keine Uebersetzung des indischen. Es erscheinen jedoch in Java von früher Zeit an buddhistische Einflüsse neben den brahmanischen, welche mit diesen ein eigentümliches Göttersystem bildeten, das sich auch über andere Inseln des Archipels verbreitete, bis zu den Philippinen hin. Später gewann die Verehrung Çiva's dort die Oberhand, noch später der reine Buddhismus, doch schwerlich vor Anfang des fünften Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, auch ungewiß von welchem Lande aus, und nur auf kurze Zeitdauer. Nachher kam wieder der Brahmanismus auf, 1478 aber wurde der Islam herrschend. Die Kasten sind demnach auf Java verschwunden, aber haben sich auf Bali erhalten, wo weder Çakyamuni's, noch Mohammeds Schüler Erfolge hatten, und jetzt noch Sanskrit-Bücher, aber in einheimischer Sprache, heilig gehalten werden.

Durch die Brahmanen kamen Goldschmiede, Maler, Verfertiger

steinerner Götzen, gestickter Zeuge und aus Holz geschnittener Thiere nach Java; aber diese neue Kultur drang nicht soweit ein, um das spezifisch javanische Element zu verdrängen, sondern nur soweit, um sich mit ihm zu vermischen. Wir wissen von einem indischen Reiche auf Java, Mendang Kamulan, gegründet von Bhruvidschaja Savelatschala, Sohn eines Königs, wahrscheinlich aus dem Lande Kalinga, dem sein Vater zweitausend Kolonisten nachsandte, um 600 nach Chr., also zur Zeit Mohammeds. Es war dies die Periode der höchsten Blüte Java's, wo die Werke der Dichtkunst und Baukunst entstanden, welche noch jetzt die Bewunderung der Nachwelt herausfordern.

Vierter Abschnitt.

Wissenschaft und Kunst in Indien.

A. Die indische Wissenschaft.

Ueber den Anfängen der indischen Schrift liegt tiefes Dunkel. Wann sie in Gebrauch gekommen, ist ungewiß, wahrscheinlich aber, daß sie von einem semitischen Alfabete stammt. Sicher ist ferner, daß zur Zeit Buddha's die indische Schrift sehr ausgebildet und in allgemeinem Gebrauche der höheren Kasten war. Es soll damals 64 Alfabete in Indien gegeben haben, welche Zahl aber jedenfalls übertrieben ist. Dennoch wurden die heiligen Schriften der Inder sehr spät aufgezeichnet, nämlich erst am Ende des fünften Jahrhunderts vor Chr., also ein halbes Jahrhundert später als die Abfassung des Gesetzbuches Manu's fiel. Man glaubt, dies rühre von der Furcht her, daß die Verbreitung der heiligen Schriften unter das Volk sie entweihen würde. Schreiber der Veda werden im Mahabharata zur Hölle gewünscht. Die heiligen Schriften wurden daher bis zu jener Zeit nur durch mündliche Ueberlieferung und Auswendiglernen innerhalb der Priesterkaste forterhalten. Zwanzig Jahre lang brachten die jungen Brahmanen mit Erfüllung dieser Aufgabe zu, und diese Gedächtnißübung wird noch jetzt fortgesetzt.

Seit den Zeiten des Buddhismus besaß Indien gefeierte Grammatiker, die sich in ihren Werken vorzugsweise an die Vedas hielten, seit 400 vor Chr. auch Wörterbücher über die Vedas. Es ist bezeichnend für die fantasievollen Inder, daß sie sogar die trockene Grammatik in ihre heilige Mythe verflochten und von ihren berühmten

Sprachlehrern, deren mehrere nach brahmanischer Weise heilig gesprochen wurden, fromme Legenden dichteten, so namentlich von dem großen Panini aus Pataliputra, dessen Zeit bestritten ist, aber wahrscheinlich in diejenige Alexanders des Großen fällt. Seine Grammatik wurde durch die Sage als vom Gotte Çiva geoffenbart ausgegeben. Die indischen Grammatiker haben namentlich Verdienste um die Ableitung der Wörter aus ihren Wurzeln; in der Satzlehre sind sie weiter zurückgeblieben, weil im Sanskrit meist nur einfache Sätze gebildet werden.*) Während die Religion nur in die Grammatik hineingelegt wurde, stand bei den Indern die Philosophie ausschließlich auf dem Boden der heimischen Glaubensfantasien, wie sie auch ein Vorrecht der Brahmanenkaste blieb, soweit sie nicht auf der Grundlage des Buddhismus erwuchs.

Die indische Philosophie hat drei aufeinanderfolgende Systeme hervorgebracht, von denen jedes wieder in zwei Schattirungen zerfällt. Das erste System, Vedanta, beruht auf den Vedas, also auf dem ältern Brahmanismus, das zweite, Sankhja, bildet den Uebergang zum Buddhismus, welchem ausschließlich das dritte, Njaja angehört.

Vedanta, d. h. Ende oder Ziel des Veda, schließt sich nicht an die Veda-Hymnen, sondern an die Upanischads oder philosophischen Erläuterungen der Brahmanas, und wird gleich den Vedas und dem Gedichte Mahabharata dem Badarayana oder Veda-Vjasa zugeschrieben. Dieses System bedurfte aber zu seiner vollkommenen Entwickelung langer Zeit, bis in das 7. und 8. Jahrhundert nach Chr., ja vielleicht noch länger. Ursprünglich hat das Vedanta lediglich den Zweck, „durch Auslegung des Veda die in ihm vorgeschriebenen religiösen Handlungen und Pflichten zu bestimmen.“ In diesem Sinne heißt es Purva-Mimansa, d. h. das Nachdenken über die früheren Theile der Vedas, gewissermaßen eine religiöse Philosophie in volkstümlichem Gewande, welcher der Name Philosophie eigentlich gar nicht gebührt. Dieses System soll durch Dschaimini um 700 vor Chr. entstanden sein. Erst spät ist das Vedanta-System zur Brahma-Mimansa, d. h. Erforschung des Brahma (Neutr.) geworden. Ueber dieses pantheistische Urprinzip der Brahmanen geht das Vedanta überhaupt nicht hinaus; es bewegt sich ausschließlich in der Betrachtung dieser nebelhaften Einheit, aus welcher Alles hervor und in welche Alles wieder zurückgeht und außerhalb welcher alle Entzweiung und Vereinzelung blose Täuschung der Sinne ist.

Das zweite Hauptsystem der Inder, Sankhja, d. h. Zahl, wird dem Kapila, einer Verkörperung des Vischnu oder Agni oder einem Sohne des Brahma (Masc.) zugeschrieben. Ob Kapila ein Mensch

*) Lassen a. a. O. II. S. 483.

war, dem mit der Zeit jene hohe Abkunft angedichtet wurde, oder lediglich eine Mythe, ist ungewiß. Das Sankhja-System zerfällt wieder in zwei Schulen, die das Kapila selbst und die des Grammatikers Patandschali (in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts vor Chr.), Jogaçastra genannt (Joga = Verbindung). Beide haben das Gemeinsame, daß sie die Welt dualistisch auffassen, als Verbindung von Geist und Materie oder Natur, von welchen beiden Prinzipien jenes, nämlich der Inbegriff aller einzelnen Seelen, erkennt, aber nicht schafft, dieses schafft, aber nicht erkennt. Von einem Weltschöpfer ist keine Rede, wol aber von Unsterblichkeit der Seele, und daher das System mit dem Brahmanismus wol vereinbar. Der Unterschied beider Schulen scheint wesentlich in Spitzfindigkeiten bestanden zu haben; ihr Auseinandergehen ist sehr jung, wie bereits erwähnt.

Das Njaja-System des Gotama (Buddha) befaßt sich wenig mit Religion, sondern besteht wesentlich aus Logik und hat ein festes Schema von Urteilen und Schlüssen. Im Uebrigen ist es ebenfalls dualistisch. In seiner Auseinandersetzung und Ausführung, wobei Zahlen- und Wortmystik keine geringe Rolle spielen, bestehen die Lehren der meisten späteren buddhistischen Philosophen. Der bedeutendste derselben, Nagardschuna, gründete eine besondere Schule; sein Werk Karika, in der längsten Bearbeitung hunderttausend Abschnitte umfassend, lehrt, daß es überhaupt keine Wirklichkeit gebe, weder des Objektes noch des Subjektes; ja Buddha selbst ist sogar nur eine Täuschung, also auch das künftige Leben. Als zweite Unterabtheilung des Njaja-Systems gilt indessen das Vaiçeschika, um die Zeit Alexanders des Gr. von Kanâda gegründet, welches eine Art von Naturphilosophie enthielt. Spätere Systeme wichen von der Rechtgläubigkeit ab und verirrten sich in die bodenlosesten und uninteressantesten Spekulationen, und so auch die der späteren Brahmanen.

Blieb so die Philosophie der Inder im Banne der Theologie, ohne zu einem selbständigen Bau zu gelangen, so hat dies seinen Grund darin, daß die indische Theologie von der Periode des Brahma an bereits auf philosophischer, d. h. nach den letzten Gründen forschender Auffassung ruhte. Der Götterkreis des Indra-Agni-Varuna war Natursymbolik, Brahma dagegen der Gedanke, welcher die Welt denkt. Die Brahmanen waren zugleich Philosophen und Theologen; der philosophische Gehalt ihrer Weltanschauung war ohne Zweifel ihre esoterische, die Versinnlichung derselben in Göttergestalten ihre exoterische Lehre. In Gedanken löste sich der Pantheismus für sie, in Gestalten für das Volk auf. Das Nämliche war auch bei den buddhistischen Priestern der Fall. Thatsächlicheres als in diesen spekulativen Glaubenssystemen erforscht die Wissenschaft der Brahmanen

in den Himmelskörpern, freilich ebenfalls ursprünglich zu rein religiösen Zwecken. Die Astronomie der Inder bietet viele Aehnlichkeiten mit der chinesischen dar, so daß es streitig ist, welchem beider Völker der Vorgang und welchem die Nachahmung zukomme. Der älteste Gegenstand der indischen Astronomie war der Mond, dessen Bahn, wie bei den Chinesen, in „Mondhäuser" (Nasatra) eingetheilt wurde, d. h. nicht mathematisch gleiche Theile, sondern gewisse Sterngruppen mit Hauptsternen in oder außer denselben, welche ihre Namen nach der ihnen zugeschriebenen Gestalt oder Farbe erhielten; derselben waren achtundzwanzig, welche bis auf eines ungefähr um das Jahr 1150 vor Chr. den Indern bereits bekannt waren, wie ihr ältester Kalender, das Dschjotischa darthut, dessen Zweck die Bestimmung der Opferzeiten war. Auch den Thierkreis kannten die Inder, doch ohne daß wir wissen, welche Bilder sie ihm ursprünglich gaben, die sie übrigens wahrscheinlich aus Chaldäa erhalten hatten. Sie berechneten Konstellationen wahrscheinlich schon in Mitte des zweiten Jahrtausends vor Chr. Die Sternbilder wurden nach Göttern und heiligen Männern benannt. Den Großen Bären bildeten sieben berühmte Rischis; der Polarstern war ihre Gattin, das Muster der ehelichen Treue. Ferner rechneten sie die Dauer des längsten Tages (dort vierzehn Stunden und zehn Minuten) aus. Die Zeit theilten sie ein, indem sie den Tag in dreißig Stunden, die Stunde in zwei Hälften, jede zu dreißig Minuten zerfällten. Sie hatten Mondmonate zu dreißig Tagen und zur Ausgleichung mit dem Sonnenjahre Perioden von fünf Jahren, in deren Mitte und Ende je ein Monat verdoppelt wurde. Die Woche hatte sieben Tage, welche nach den Planeten, die zugleich untergeordnete Götter waren, benannt wurden. Erst seit dem vierten Jahrhundert vor Chr. wurde ein Einfluß der Planeten auf das Menschenleben angenommen. Später kamen auch Zeitperioden mit Bezug auf den Umlauf der Planeten in Uebung. Die Beschäftigung mit der Astronomie erforderte indessen auch ein ausgebildetes Zahlensystem, und die Inder hatten in der That Zahlennamen bis zu tausend Quadrillionen. Die Anwendung der Astronomie blieb indessen im alten Indien eine religiöse und, was gern damit verbunden ist, abergläubische; die Astrologie hatte dort, wie erwähnt, seit den buddhistischen Zeiten eine Heimstätte. Die Opferzeiten und das Schicksal der Menschen zu bestimmen, das veranlaßte die Ganga-Bewohner zur Beobachtung der Gestirne. Sie besitzen fünf astronomisch-mathematische Lehrbücher, Siddhanta, die aber nicht vor dem dritten Jahrhundert nach Chr. entstanden sind. Die bedeutendsten ihrer Verfasser, die beiden Arjabhata, vielfach miteinander verwechselt und vermengt, um 500 nach Chr., waren bereits theilweise Schüler der griechischen Astronomen und lehrten die Bewegung der Erde um ihre Axe und

um die Sonne. Bereits erwähnt haben wir, daß, wie die Philosophie und die Astronomie, so auch die Geschichtschreibung von den Brahmanen abhängig war, doch diese insofern in negativem Sinne, als sie nach Kräften unterdrückt wurde, damit nur die heilige Götter- und Heldensage und die Legenden der heiligen Bücher Geltung behielten. Nur in mehr oder weniger abgelegenen Gegenden Indiens, und nur unter der Herrschaft des Buddhismus, im äußersten Süden, im Meerlande Lanka (Zeilan) und im Alpenlande Kaçmir wurden Geschichten geschrieben, weniger in einzelnen Staaten Dekhans, gar nicht im eigentlichen indischen Kulturgebiete, in Madhjadeça und dessen Umgebung. Die Geschichtschreibung der erwähnten merkwürdigen Insel ist die inhaltreichste; sie hat eine sichere Zeitrechnung und erzählt die Thatsachen genau. Des erwähnten Gebirgsstaates Geschichte leidet an Lücken und Verwirrungen. Aus Bruchstücken über einzelne Regirungen und aus Legenden bestehen die Geschichten dekhanischer Staaten. Die mächtigen Herrschergeschlechter der Maurja, Gupta und des großen Vikramâditja entbehren einer Geschichtschreibung vollständig. Auch sind die Hoffnungen, verlorene geschichtliche Werke wieder aufzufinden, bis jetzt unerfüllt geblieben. Die peinlichen Lücken der indischen Geschichtschreibung sind daher nur sehr mangelhaft durch Sagen, Inschriften, Münzen u. s. w. auszufüllen.

Im Ganzen gewährt die wissenschaftliche Thätigkeit der alten Inder eine sehr geringe Ausbeute. Sie waren ein Volk von Fantasiemenschen, das in den Tag hinein lebte und für die Zukunft so wenig sorgte wie für die Vergangenheit. Der Tod war ihnen nichts Schreckliches und daher auch das Wissen den in fortwährender Selbsttäuschung Befangenen nichts Begehrenswertes.

B. Die indische Dichtkunst.

Die Fantasie beherrschte die alten Inder so sehr, daß neben der Religion bei ihnen die Poesie das vorherrschende Kulturmoment bilden mußte. Die Dichtkunst dieses Volkes hat daher üppig gewuchert und sowol die ungeheuerlichsten und in ihrer Weitschweifigkeit ermüdendsten, als die herrlichsten, reizendsten und erwärmendsten Blüten hervorgebracht.

Die älteste Dichtung der Inder enthält der schon (oben S. 250) erwähnte Rig-Veda mit seinen Götterhymnen, welche die einfachen Anschauungen eines Hirtenvolkes wiederspiegeln. Die Hymnen des Rik sind Gebete, in denen die Frommen voll kindlicher Unbefangenheit und aufrichtiger Selbstsucht um das eigene Wol und um Vernichtung

der Feinde bitten, dabei aber mit den Göttern handeln und ihnen das Opfer nur gegen Erhörung ihrer Wünsche darbringen.*) Es sind die uns schon (oben S. 218 ff.) bekannten vedischen Götter, denen die Gesänge gelten, namentlich und vor Allen Indra, und es spricht sich darin ein lebhafter Sinn für die furchtbaren wie anmutigen Schönheiten der Natur, aus, deren Erscheinungen, Gewitter, Tagesanbruch, Sonnenaufgang u. s. w. in anziehender Weise und ergreifender Sprache geschildert werden. Dabei fehlen auch nicht komische Schilderungen, z. B. der Frösche, die mit singenden Priestern verglichen werden. Doch ist diese erste Periode der indischen Dichtung mehr religiöse als eigentlich poetische Aeußerung und die eigentliche schöne Literatur Hindustans beginnt erst mit der Periode des Sanskrit als heiliger Sprache.

Es ist merkwürdig, daß die Literaturblüte der drei bedeutendsten Völker indogermanischen Stammes mit je zwei Heldengedichten eingeleitet wird. Was die Ilias und Odyssee bei den Griechen, die Nibelungen und Gudrun bei den Deutschen, das sind die beiden Riesengedichte Mahabharata und Ramajana bei den Sanskrit-Indern. Die Zeit ihres Ursprungs ist ungewiß und so auch, welches von beiden das ältere ist. Ramajana ist ein wirkliches Gedicht von einheitlicher Bearbeitung, Mahabharata eine Zusammenfassung von Götter- und Heldengeschichten, Lehren und Dogmen neben wirklich dichterischen Theilen. Als Verfasser des Mahabharata gilt den Indern Vjasa, des Ramajana Valmiki. Beide sind wahrscheinlich mythische Personen. Anfangs wurden die beiden Gedichte mündlich vorgetragen und überliefert. Das Versmaß beider ist der Slokas, ein Doppelvers, dessen jede Hälfte sechszehn Silben mit einem Einschnitt in der Mitte hat; es lautet meist den Jamben ähnlich, wechselt aber auch mit Trochäen und Spondäen ab. Das Ramajana hat 24,000 Slokas; das Mahabharata soll in seiner ältesten Gestalt denselben Umfang gehabt haben, aber von Vjasa besonders für die Götter, Halbgötter, Geister und Menschen bearbeitet worden sein, für welche Letztere es nicht weniger als hunderttausend Slokas erhielt.

Was den Inhalt der beiden Epopöen betrifft, so ist derselbe namentlich im Mahabharata höchst buntscheckig, wie auch nicht anders möglich, da dieses Gedicht-Ungeheuer zu verschiedenen Zeiten entstanden und öfter umgearbeitet worden ist; d. h. es wurde wahrscheinlich aus volkstümlichen epischen Gedichten von den Brahmanen

---

*) A. Weber, akad. Vorlesungen über indische Literaturgeschichte, Berlin 1852. S. 37 ff. K. Geldner u. Ad. Kägi, 70 Lieder des Rigveda, übers., mit Beiträgen v. R. Roth. Tüb. 1875. Aesthet. Würdigung: Carriere, die Kunst, I. S. 405 ff.

notdürftig zusammengeflickt und mit dogmatischen Bestandtheilen vermehrt, um als Ganzes priesterlichen Zwecken zu dienen. Trotz dieser heiligen Fälschung und unbeholfenen Zusammensetzung, die nirgends recht passen will, zeigt das Mahabharata doch (so unverwüstlich ist die Volksdichtung!) unter allen indischen Dichtwerken den altertümlichsten Charakter und seine ursprünglichen Theile sind älter, als irgend ein anderes Gedicht des kindlichen Volkes in den heißen Ebenen der Ganga. Seinen Mittelpunkt bildet der oben (S. 265 f.) erwähnte Kampf zwischen den Kuru und den Pândava, obgleich hiervon nur etwa ein Viertel des ganzen Werkes handelt. Die Pandava hatten an die Kuru, mit welchen sie von Brüdern stammten, in falschem Würfelspiel ihr Reich verloren, und suchten es nun durch Krieg wieder zu gewinnen, was ihnen auch nach Vernichtung der Gegner gelang. Diejenigen Theile des Gedichtes, welche vor dem Siege entstanden sind, nahmen noch für die Kuru Partei, die späteren aber für die glücklichen Gegner.*) Den Rest des Werkes bildet eine Menge verschiedenartiger Episoden oder eigentlich mit dem Hauptgegenstande künstlich verknüpfter epischer Gedichte. Die Kampf- und Schlachtscenen bieten für uns nichts Anziehendes dar, und die eigentlichen Zierden des Mahabharata sind einige jener Episoden, von welchen wir das Wichtigste mittheilen wollen. Voran steht anerkanntermaßen die wunderschöne Erzählung von Nal oder Nalas und Damajanti. Nalas, König von Nischada, und Damajanti, Königstochter von Vidarbha, lieben sich, ohne sich gesehen zu haben, blos auf die Kunde von ihrer gegenseitigen Vortrefflichkeit hin. Damajanti's Vater ordnet eine Brautschau an, damit sich seine Tochter den Gatten auswähle. Unter den Freiern befinden sich keine geringeren als die vier höchsten vedischen Götter Indra, Agni, Varuna und Jama; sie bitten Nalas, ihren Brautwerber zu machen und verschaffen ihm Zugang zu ihr. Die Folge ist, daß sie die Götter verschmäht und nur den Boten will. Die Götter treten gerührt zurück und beschenken ihren Liebling Nalas mit den höchsten Gaben. Die Hochzeit wird unter ihrem Schutze gefeiert; aber der abgewiesene Dämon Kalis schwört den Glücklichen Rache, und als einst Nalas eine der vielen Reinigungs-Ceremonien der Hindus vergißt, fährt er in ihn und verleitet ihn zu dem unbedachten Schritte, mit seinem Halbbruder Puschkara um Tron und Habe zu würfeln, welche Nalas beide verliert. Damajanti sendet ihre Kinder den Großeltern; aber beide Gatten ziehn in's Elend; im Walde jedoch verläßt Nalas, von seinem Dämon getrieben, die treue Gattin. Nach mancherlei Abenteuern gelangt Damajanti zu ihren

*) Adolf Holtzmann; Indische Sagen. 3 Theile. Karlsruhe 1845—47. Vergl. Carriere, die Kunst I. S. 441 ff.

Eltern und läßt nun Nalas suchen, der unerkannt in Ajodhja als Wagenlenker des Königs lebt. Er wird durch kluge Brahmanen ausfindig gemacht, und um ihn wieder zu gewinnen, greift Damajanti zu der List, eine neue Bewerbung um ihre Liebe auszuschreiben. Der König von Ajodhja macht sich mit seinem Rosselenker auf den Weg und verleiht ihm während der Reise die Zahl- und Würfelwissenschaft, um dafür von ihm die Wagenkunst zu empfangen, worauf der Dämon den Nalas verläßt. Sie kommen in Vidharba an, wo es nun der treuen Damajanti nach manchen Proben mit dem zurückhaltenden und auf der Irrfahrt entstellten Nalas endlich gelingt, eine Versöhnung herbeizuführen. Er erhält seine frühere Schönheit wieder und die Gatten sind vereint. Darauf eilt er nach Nischada und fordert den aufgeblasenen Puschkara zum zweiten Würfelspiele auf. Er gewinnt, schenkt aber dem Bruder das verwirkte Leben und dieser wird gerührt sein Freund und erster Diener. Gattin und Kinder kommen nach und Nalas bringt den Göttern Dankopfer. Das Kleinod des Gedichtes ist die rührende Treue der Damajanti, die mit ergreifenden Farben geschildert ist, und der neuzeitliche Leser vergibt gerne dem so reizende Schilderungen bietenden Dichter die abergläubigen Fantastereien, an denen das Gedicht nicht arm ist. — Eine zweite erwähnenswerte Episode des Mahabharata ist die der vorigen sehr ähnliche von Savitri. Eine dritte ist Sakuntala, die Grundlage des gleichnamigen später zu erwähnenden Dramas. Eine vierte behandelt die Geschichte der indischen Flut, welche Brahma unter der Gestalt eines Fisches dem Manu voraus sagte und welcher der Letztere mit Hilfe eines Schiffes entging (eine ausführlichere Erzählung des Bhagavata-Purana läßt im Fische den Vischnu geborgen sein). Umfassender als alle diese erzählenden Episoden ist eine philosophische oder didaktische des Riesengedichtes, die Bhagavatgita, ein System des ältern Brahmanismus in achtzehn großen Abtheilungen, welche sämmtlich im Angesichte der beiden zum Kampfe aufgestellten Heere vorgetragen werden! Dieses Lehrgedicht erfreut sich bei den Hindus beinahe so hohen Ansehens wie die Vedas.

Dem wunderlichen Mischmasch des Mahabharata steht die wolgefügte Einheit des dichterisch vollendeten und daher auch wahrscheinlich der Hauptsache nach jüngern, doch seiner ältesten Gestalt treuer als das vielgestaltige Gegenstück gebliebenen Ramajana gegenüber. Dessen Held ist der Gottmensch Rama, die siebente Avatara Vischnu's. Das Werk zählt sieben Bücher, von denen das erste wahrscheinlich spätere Zuthat ist und gleich dem Mahabharata mehrere Episoden enthält. Vischnu entschließt sich, als Rama geboren zu werden, um in dieser Gestalt dem Wüten schrecklicher Riesen ein Ende zu machen. Rama wird aber, obschon ältester Sohn seines irdischen Vaters, des Königs

Dasaratha von Ajodhja, zu Gunsten seines jüngern Halbbruders Bharata verdrängt. Er verzichtet jedoch auf die Krone freiwillig, auch als ihm Bharata aus Bruderliebe und Bescheidenheit selbe abtreten will, und zieht, in Dekhan arische Kultur ausbreitend, gegen die Riesen, deren Schlupfwinkel Lanka (Zeilan) ist. Ein furchtbarer Kampf entspinnt sich: aber Rama siegt mit Hilfe der als Affen dargestellten Urbewohner, welche ihm aus Felsblöcken eine Brücke nach der Insel bauen; er gewinnt seine Gattin Sita wieder, welche ihm die Riesen geraubt hatten, und tödtet die Letzteren. Darauf kehrt er heim und regirt gemeinschaftlich mit Bharata bis an sein Ende. Die zwei bedeutendsten Episoden des Ramajana sind: die Herabkunft der Göttin Ganga, worin das Herabströmen des Ganges vom Himalaja zum Meere in hübscher Weise personifizirt wird, und die Büßungen des Visvamitra, eine lobpreisende Erhebung der Brahmanenkaste über jene der Krieger, indem erzählt wird, wie der König Visvamitra, nach dem Besitze einer wunderthätigen Kuh (S. 265) lüstern, um selbe mit dem Eigentümer, dem Brahmanen und heiligen Büßer Vasistha blutig kämpft. Da er besiegt wird, ruht er nicht, bis er durch fürchterliche vieltausendjährige Bußen, während welcher er Vater der in Indiens Dichterhain so berühmten Sakuntala geworden, sich zum Brahmanen empor gefastet und gequält hat, worauf er sich mit Vasistha versöhnt. Heine hatte leicht zu spotten, welch ein „Ochs" Visvamitra gewesen, daß er so viel gekämpft und gebüßt habe, und Alles nur für eine „Kuh." Er bedachte nicht, daß die Kuh dem Inder das Symbol ist für Alles, was er hoch und heilig und des menschlichen Strebens wert hält.

Zur ältern epischen Dichtkunst Hindustans gehören außer den beiden Riesengedichten, wenn auch nicht der Zeit, doch dem Stoffe nach, die schon (S. 250) erwähnten Puranas und Upapuranas; wahre Poesie ist in denselben nicht zu finden.

Eine eigentliche Umwälzung brachte in der Entwickelung der indischen Dichtkunst das Auftreten des Buddhismus hervor. Der ausschließlich brahmanisch-orthodoxe Charakter der ältern Dichtung geht damit verloren, eine freiere, weitherzigere Weltanschauung macht ihr Recht geltend, die Poesie wird Selbstzweck und dient nicht mehr der Religion, Duldsamkeit gegen Andersglaubende wird geübt und gelehrt und das Schöne waltet und siegt überhaupt über alle Nebenumstände des Dichters.

An der Spitze dieses neuen und schönsten Zeitraums der indischen Dichtung steht ein Name, neben dem alle übrigen nicht aufkommen, der alle anderen überstralt und der auch dann ein neues Dichterleben in Indien begründen würde, wenn er ganz allein dastände, — Kalidasa. Lassen nennt ihn das glänzendste Gestirn am Himmel der

indischen Kunstpoesie. „Er ist dieses Lobes würdig wegen der Meisterschaft, mit welcher er die Sprache beherrscht und des feinen Gefühls, mit welchem er ihr den behandelten Gegenständen gemäß eine einfachere oder künstlichere Form verleiht, ohne in die spätere Künstelei zu verfallen oder die Grenze des guten Geschmacks zu überschreiten; wegen der Manigfaltigkeit seiner Schöpfungen; wegen seiner sinnreichen Erfindung und seiner glücklichen Wahl von Stoffen, sowie wegen der vollständigen Erreichung seiner dichterischen Absichten; wegen der Schönheit seiner Schilderungen, der Zartheit seines Gefühls und seines Reichtums an Fantasie."*)

Dieses Dichterkönigs Zeitalter ist leider nicht bekannt, nicht einmal annähernd. Jahrhunderte ihrer mehrere fließen zwischen den Zeitpunkten hin, in welche man sein Leben verlegt hat. Wahrscheinlich ist es, daß er in einem der ersten Jahrhunderte nach Chr. lebte. Auch von seinen näheren Lebensumständen ist nichts bekannt, als daß er am Hofe eines Königs lebte. Sicher dagegen ist, daß er sich in allen Dichtarten nicht nur versucht, sondern auch ausgezeichnet hat.

Das Epos Indiens bereicherte Kalidasa durch die Werke: Raghuvança, die Geschichte des Rama, seiner Vorgänger und Nachfolger in 19 Gesängen, — Nalodaja, eine Neudichtung der Geschichte von Nalas und Damajanti, in vier Gesängen, kunstvoller und mehr lyrisch gehalten, aber auch schwülstiger, als die gleichen Inhalt bergende Episode des Mahabharata, und Kumarasambhava, die Geburt des Kumara. Andere Epiker derselben Periode, welche Kalidasa nach- oder mit ihm wetteiferten, sind Bharavi und Bhatti. Vom Ersten ist Kiratarjunijam, in 18 Gesängen, den Krieg zwischen dem Büßer Ardschuna und dem Gotte Çiva darstellend, vom Zweiten Bhatti-Kavja, das Gedicht des Bhatti, in 22 Gesängen, die Geschichte des Rama enthaltend. Dem König Magha wird zugeschrieben, ist aber wol nur von ihm veranlaßt: Sisupalabadha, der Tod des Badha, ein Stoff des Mahabharata, in zwanzig Gesängen. Die zwei alten großen Epen beherrschten, wie man sieht, dem Stoffe nach immer noch die indische Epik; nur die darin eingeflochtene Lyrik ist neue eigene Schöpfung. Die Lyrik muß daher, wo sie selbständig dasteht, ein um so eigentümlicheres Gewächs der neuen Pflanzperiode indischer Dichtkunst sein. Von der religiösen Begeisterung der vedischen Hymnen ist keine Spur mehr zu bemerken. Malerische Naturschilderung in den blendendsten Farben ist ihr Inhalt neben einer Liebesglut, welche hart an das Thierisch-Sinnliche streift und ihre Erklärung im entnervenden Klima des Südens findet. Platonische Schwärmerei wird umsonst in der indischen Erotik gesucht; da herrscht

*) A. a. O. II. S. 1171 ff.

nur der handgreiflichste Genuß der innigsten Vereinigung, welche in ihrer Raserei sogar bis zum Kratzen und Beißen geht, was freilich für unsere civilisirteren Begriffe abstoßend genug erscheint. —

Eine der glänzendsten Leistungen in allen diesen Beziehungen ist Kalidasa's Gedicht Ritusanhara, die Versammlung der Jahreszeiten, nach der indischen Eintheilung der letzteren (oben S. 205 f.) in sechs Abschnitte zerfallend. Mit farbenprächtiger Schilderung sind die sechs Jahreszeiten nach allen ihren Erscheinungen gemalt; aber dazwischen kehren immer dieselben wollüstigen Situationen wieder, in denen sich die die Hauptrolle des Gedichtes spielenden Liebenden gefallen; doch ist der Dichter so vernünftig, am Schlusse einzugestehen, daß die Schönheiten der Natur, namentlich des Frühlings, eine wahrere und dauerndere Befriedigung bieten, als der Taumel des verzückten Augenblicks.*) — Von Kalidasa haben wir ferner im lyrischen Gebiete die Elegie Meghaduta (der Wolkenbote), worin die Regenwolke als Bote zwischen getrennten Liebenden ächt dichterisch besungen wird, verbunden mit Wehklagen über die Trennung und Hoffnung auf Wiedervereinigung. Scherr nennt es das seelenvollste aller indischen Gedichte. Eine andere hervorragende indische Elegie ist „der zerbrochene Krug" von Ghatakarpara; sie geht ebenfalls von der Idee der Wolkenbotschaft aus, woran indessen der Dichter die Aufforderung zu einer Wette knüpft, daß er dem, der ihn in künstlichen Versmaßen übertreffe, Wasser in einem zerbrochenen Kruge reichen werde, was freilich keinen Sinn hätte, wenn nicht ein solch beschädigtes Gefäß im Indischen den gleichen Namen trüge wie der Dichter, der damit den seinigen durch eine Spielerei verrät. Bohlen, der das Gedicht im elegischen Maße der Alten übersetzt, hält ihn (ob mit Recht?) für einen Zeitgenossen der römischen Elegiker Tibull und Ovid. Von Panditaradscha Dschajannatha haben wir eine Elegie auf den Tod der Geliebten in reinen und sanften Tönen. Amaru, dessen Zeit völlig unbekannt, hinterließ hundert Strophen von Liebesliedern (Amarusatakam), die auf uns den Eindruck einer gesuchten Ueppigkeit und keineswegs natürlicher, ursprünglicher Gefühle hervorbringen. Tschaura ist noch auf dem Wege zum (fingirten?) Schaffotte voll der glühendsten Erinnerungen an die mit der Geliebten genossenen Lüste, — nur an diese, von reiner edler Liebe um ihrer selbst willen keine Spur! — Unter den lyrischen Idyllen ragt hervor der Inder „Hohes Lied", Gita-Govinda (d. h. Govinda im Liede) von Dschajadeva. Es enthält die Liebe Govindas (derselbe ist Krischna, die

---

*) Ritusanhâra, id est tempestatum cyclus, carm. sanskr., Kalid. adscr., ed., lat. interpret., germ. vers. metr. atq. annot. crit. instr. P. a Bohlen. Lips. 1840.

achte der Fleischwerdungen Vischnu's, in Hirtengestalt) zu der schönen Radha, der Letztern Eifersucht und Govinda's Bekehrung von vorübergehender Untreue; das Gedicht wetteifert an verliebter Lüsternheit mit dem Salomo zugeschriebenen, und merkwürdiger Weise ist auch jenes zu dogmatischen Deuteleien mißbraucht worden.

An der Spitze der indischen Spruchdichtung steht Bhartrihari's Spruchsammlung, angeblich 100 vor Chr. oder theilneise früher entstanden, in drei Büchern, jedes zu hundert Sprüchen (nebst einigen überzähligen) und benannt: Buch der Liebe, der Pflichten und der Büßung, nach einer Sage deshalb, weil der angebliche Verfasser, ein Bruder des Königs Vikrama, aus getäuschter Liebe ein Büßer geworden. Der Inhalt des ersten Buches wechselt zwischen üppigen Liebesgedanken und ironischer, enttäuschter Welt- und Menschenverachtung. Das zweite Buch predigt Liebe zur Wissenschaft und Tugend in ernstem, würdigem Tone, das dritte aber die völlige Entsagung von allen Freuden dieser Welt, während es zugleich mit männlichem Mute den beschränkten Buchstabenglauben verurteilt. Aehnliche Gesinnung (in Bezug auf die Entsagung oder Salomos: Alles ist eitel) verraten Sankara Atscharja's zwölf Sprüche, genannt Mohannuagara, der Hammer (oder Schlägel) der Thorheit, angeblich schon vor Buddha entstanden.

Ein Lehrgedicht ist das Gedicht vom Tschataka, welches von dem Vogel dieses Namens handelt, der nach indischer Annahme kein irdisches, sondern nur Wolkenwasser trinken soll.

Der für die Kulturgeschichte bedeutsamste Theil der indischen Dichtkunst nach dem Epos und dem später zu behandelnden Drama ist die Fabel. Hindustan hat nur eine berühmte Fabelsammlung, eine, aber eine Löwin! Dieses Werk, genannt Pantschatantra, d. h. die fünf Abtheilungen, ist gesammelt von einem gewissen Vischnu-Sarma, wahrscheinlich im fünften oder Anfangs des sechsten Jahrhunderts nach Chr. Noch im Laufe des letztern kam es durch Bersui, den Arzt des Sassaniden-Schahs Khosru Nuschirwan, nach Persien und wurde unter dem Titel der Fabeln des „Bidpai" (angeblich persische Korruption aus dem Namen des indischen Verfassers Vidhjaprija) in's Pehlwi übersetzt. Die fünf Bücher dieses Werkes bilden eine fortlaufende Geschichte, in welche 69 Fabeln eingeflochten sind. Die Geschichte ist die sehr einfache, daß ein König, seine lüderlichen Söhne zu bessern, den Rat der Weisen anhört und aus ihnen den Vischnu-Sarma auswählt, daß er sie durch seine Fabeln auf den rechten Weg führe. Auch die Fabeln selbst stehen durch beständige Anknüpfungen unter sich im Zusammenhang. Die fünf Bücher der Fabeln handeln vom Bruche der Freundschaft, vom Schließen derselben, von der Feindschaft, von Vortheilen und von der Un-

besonnenheit. Vom Pantschatantra wurden in Indien schon früh manigfache Umarbeitungen und Auszüge gefertigt. Die bekannteste dieser Arbeiten ist Hitopadesa, d. h. die heilsame Lehre, wie man meint, um 600 nach Chr. entstanden. Die fünf Bücher sind hier zu vieren zusammengezogen, welche von der Wahl der Freunde, der Entzweiung derselben, dem Krieg und dem Frieden handeln und 43 Fabeln enthalten. Während in Pantschatantra die Erzählung vor Allem hervortritt, ist sie hier locker, wird durch Sinnsprüche überwuchert, und die Hauptgeschichte, die Veranlassung zur Fabelerzählung wird sehr kurz, durch Anfangs- und Schlußstellen abgethan.*) Die indischen Fabeln stellen die Thiere nicht als solche dar, wie die äsopischen, mit ihren Gewohnheiten und Eigentümlichkeiten, sondern ganz als Menschen unter Thiergestalt, die völlig so reden und handeln, wie es Menschen thun würden. Die Hauptsache dabei ist immer die moralische Belehrung; die Poesie kommt kaum in Betracht. Doch ist mit ersterer auch die Satire verbunden und unter der Gestalt der Thiere manche menschliche Einrichtungen kritisirt, wobei namentlich die Brahmanen recht schlimm mitgenommen werden. Das mit der Fabel verwandte Märchen, in welchem dagegen die Unterhaltung den Hauptzweck bildet, gehört nicht mehr in das indische Altertum.

Diejenige Dichtart der alten Inder, in welcher die Poesie in ihr vollstes Recht eingesetzt und sich selbst gänzlich zurückgegeben erscheint, ist die dramatische.

Nach indischer Sage wird die Erfindung des Schauspiels einem Heiligen, Namens Bharata zugeschrieben, welcher zuerst in Indra's Himmel Tänze vor den Göttern aufgeführt habe.**) Das indische Theater war somit wol ursprünglich religiöses Ballett. Die Tänze wurden in der Folge von Gesängen begleitet und endlich an die Stelle der letzteren Reden gesetzt. Den Stoff nahm das älteste indische Schauspiel aus der Göttergeschichte, und Lassen sieht ein Ueberbleibsel dieser ältesten Form in dem erwähnten Hirtengedichte Gita-Govinda. Bezeichnend für das indische Drama ist der Gebrauch verschiedener Sprachen. Die Götter nämlich und die Männer der zwei obersten Kasten sprechen Sanskrit; die Frauen dagegen, sogar die Göttinnen, die Kinder und alle Glieder der niederen Kasten, bedienen sich des Prakrit, das sich zu jenem verhält, wie die romanischen Sprachen zum Lateinischen. Auch kommen oft in einem und demselben Stücke, je nach dem Charakter des Sprechenden, mehrere Prakritdialekte zur Anwendung. Da zur Zeit der Entstehung aller bekannten indischen

---

*) Hitopadesa. Eine alte ind. Fabelsamml. aus d. Sanskr. z. ersten Mal in das Deutsche übersetzt v. Max Müller, Leipz. 1844.

**) Bharata heißt Träger, auch Sänger. Lassen II. S. 507.

Dramen das Sanskrit bereits eine todte Sprache war, so ist die Folge davon, daß außer den Gelehrten Niemand das Drama in seinem vollen Umfange verstehen konnte.

Das indische Drama hat verschiedene Gattungen, welche zugleich auf seine allmälige Entwickelung hinweisen. Bloses Ballett ist die Nritta, Pantomime die Nritya, volles Schauspiel mit Dialog die Natya.*) Dieses eigentliche Schauspiel, als literarische Arbeit Rúpaka genannt, von Rúpa, Gestalt, ist entweder Rúpaka im engern Sinne oder Uparúpaka, das geringere Schauspiel. Die Hauptart des erstern ist Nátaka, das höhere Schauspiel, dessen Held ein Gott, Halbgott oder König ist, ungefähr entsprechend der antiken Tragödie, wobei indessen zu bemerken ist, daß die Inder die eigentliche Tragödie, d. h. das Drama mit traurigem Schluß nicht kennen, sondern alle ihre Stücke befriedigend enden lassen; ja es darf überhaupt in Indien kein Todesfall auf der Bühne dargestellt oder auch nur erwähnt werden. Ist der Held ein Minister, Brahmane oder angesehener Vaiçja, so wird das Stück Prakarana genannt; dasselbe handelt meist von Liebe. Nátakas und Prakaranas sind meist von bedeutender Länge und wechseln zwischen fünf und zehn Akten, von denen jeder einen oder auch mehrere Tage umfassen darf, was sich aber auch oft auf Jahre ausdehnt. Eine eigentliche Einheit von Zeit und Ort kennt das indische Drama nicht. Andere Arten der Rúpaka, bei denen sich die angeführten Regeln manigfach verändert finden, sind: das Bhana, ein Monolog in einem Akt, der auch einen fingirten Dialog enthalten darf, das Vyayoga, Darstellung einer kriegerischen Handlung, das Samavakara, diejenige einer mythologischen Fabel in drei Akten, wobei großer Pomp entwickelt wird, das Dima, eine schreckenerregende Begebenheit vorführend, das Ihamriga, ein Intriguenstück in vier Akten, das Anka, eine Art Vorspiel von erhabenem Charakter, das Vithi, eine komische Liebesgeschichte in einem Akt und das Prahasana, eine Posse oder Satire in einem Akt. Neben diesen zehn Arten der Rúpakas scheint es überflüssig, noch die achtzehn Arten der Uparúpakas aufzuführen. Das Komische, sowie Gesang- und Tanzspiele walten unter denselben vor.

Jedes indische Drama, dessen viele sonstige von den indischen Aesthetikern genau unterschiedene scenische und ethische Momente wir übergehen, beginnt mit einem Vorspiele, in welchem sich der Schauspieldirektor und ein Mitglied seiner Truppe dem Wohlwollen der Zuschauer empfehlen und auf die bevorstehende Handlung aufmerksam machen. Es treten aber noch andere Personen, welche nicht zur dar-

*) Theater der Hindus. Aus der engl. Uebertrag. des Sanskr.-Originals n. H. H. Wilson; metr. übers., 2 Bde. Weimar 1828 u. 31.

gestellten Handlung gehören, sprechend auf, der Vischkambha, Dolmetscher, welcher eine Lücke in der scenischen Anordnung erklärend ausfüllt und die Zuhörer durch Scherze unterhält, und der Pravesaka, Einführer, welcher den Scenenwechsel anzeigt. Die verschiedenen im Drama selbst auftretenden Personen werden sehr genau in Klassen getheilt; so gibt es z. B. nicht weniger als 144 Gattungen dramatischer Helden (Nayaka), während die Heldinnen (Nayika) sich mit drei Haupt-, drei Untergattungen und acht Charakteren begnügen müssen; dafür ist der Dichter verpflichtet, ihnen zwanzigerlei Vorzüge beizulegen. Außer dem Helden und der Heldin sind notwendige Rollen eines Dramas: der Freund des Helden, der Widersacher desselben, der Vita, eine Art Bonvivant, der Viduschaka, Possenreißer, die Vertraute der Heldin u. s. w. Die Sprache des indischen Dramas wechselt zwischen Versen und Prosa; erstere werden wie bei uns in gehobener Stimmung angewandt, aber in sehr verschiedenen Versmaßen, letztere in der gewöhnlichen Unterhaltung. Die vorkommenden Verse haben Längen von acht bis zu 199 (!) Silben; Kalidasa wendet meist elf verschiedene Versmaße an, geht jedoch nicht bis zur angegebenen Länge.

Eigentliche Theater gab es in Indien nie, sondern es wurde stets in gewöhnlichen Zimmern oder in Höfen gespielt; daher fehlten auch Dekorationen und Maschinerie. Doch war ein Vorhang gebräuchlich. Es wurde weder häufig noch regelmäßig gespielt, sondern nur bei besonderen festlichen Gelegenheiten, auch ein Stück an demselben Orte nie wiederholt. Bei dem indischen Kastenwesen ist es merkwürdig, daß die Schauspieler nicht verachtet wurden; Schauspieldichter aber waren sogar oft die Freunde der Könige und Brahmanen.

Eines der ältesten, wenn nicht das älteste der vorhandenen indischen Dramen und nach Lassen*) „das einzige, in welchem das altindische Volksleben uns unmittelbar vor die Augen geführt wird," ist Mritschhakat (— kati, — katika), d. h. das Kinderwägelchen (aus mrit, Thon und sakati, Wägelchen) in nicht weniger als zehn Akten. In seiner Einleitung wird selbes einem König Çudraka zugeschrieben, dem angeblichen Vorgänger des Vikramaditja. Es geschah dies jedoch wahrscheinlich aus Schmeichelei von Seite des unbekannten Verfassers, dessen Lebenszeit Lassen in das zweite Jahrhundert nach Chr. setzt, wofür namentlich spricht, daß zur Zeit der Entstehung des Dramas der Buddhismus in seiner Blüte bestanden haben muß, was zu der erwähnten Zeit der Fall war. Der Inhalt ist folgender. Den aus Großmut verarmten jungen Brahmanen Tscharudatta, obschon er bereits verheiratet, liebt die reiche Hetäre Vasantasena (d. h. Frühlingsheer), welche von dem Schwager des Radscha, Samst'hanaka,

*) A. a. O. II. S. 512.

einem Ausbund aller Schlechtigkeit, verfolgt wird. Durch ihre Neigung wird sie, die ohnehin nicht eigentlich verdorben, sondern nur durch Genußsucht verführt war, geistig immer mehr gehoben und veredelt. Sie sucht den Geliebten auf und gewinnt seine Gegenliebe, gerät aber durch einen sonderbaren Zufall in die Gewalt des Samst 'hanaka, der sie wegen ihrer Sprödigkeit erdrosselt. Sie ist zwar nicht todt, aber der Mörder, um sich frei von Verdacht zu erhalten, klagt den Tscharudatta der That an, die er aus Habsucht begangen hätte, wofür so viel Indicien sprechen, daß derselbe verurteilt wird. Auf dem Wege zum Hochgericht aber erscheint die Todtgeglaubte, der Unschuldige wird befreit und nimmt sie zur zweiten Frau, während zugleich eine Revolution den Radscha stürzt, dessen Schwager von dem großmütigen Helden verschont wird. Recht bequem ist allerdings die morgenländische Vielweiberei, welche alle ethischen Verwickelungen leicht löst; aber das Stück ist trotz seiner argen Länge reich an treffender Charakterschilderung und poetisch-schönen Stellen und nicht arm an wahrhaft calderonischen und shakespearischen Gedanken. Den Namen hat es von einem goldenen Kinderwägelchen, welches Vasantasena dem kleinen Sohne des Tscharudatta statt seines thönernen schenkt, wodurch der Verdacht gegen den Helden seine Vollendung erreicht.

Auch im Drama ist aber die größte Zierde Indiens unser Kalidasa. Mit Bestimmtheit können wir ihm nur zwei Dramen zuschreiben: die „durch den Ring wiedererkannte Çakuntala" und die „durch Heldenkraft gewonnene Urvaçi"; für ein drittes „Malavika und Agnimitra", ist seine Verfasserschaft ungewiß.

Kalidasa's Sakuntala, mit Recht als die Perle des indischen Theaters angesehen, hat sieben Akte und beginnt mit einer Jagd des Königs Duschjanta, auf welcher sich derselbe in einen heiligen Wald verirrt und von den dort hausenden Einsiedlern an der Fortsetzung seines Vergnügens verhindert wird. Auf ihre Einladung hin besucht er jedoch die Einsiedelei und sieht hier Sakuntala, die Pflegetochter des Einsiedlervaters Kanva (wirkliche Tochter des großen Büßers Visvamitra und der Nymphe Menaka, die ihm zur Versuchung gesandt war). Sein Entzücken über ihren Anblick wird für unsern Begriff unangenehm beeinträchtigt durch das nüchterne Bedenken, ob ihre Kaste ihm die Verbindung mit ihr erlaube. Doch, Beide lieben sich auf den ersten Anblick hin und finden sich auf eine ungemein zart und reizend dargestellte Weise. Aber es naht die Katastrophe. Sakuntala, in ihre Liebesgedanken versunken, hat einen nahenden Gast nicht beachtet, welcher kein Geringerer ist als der Feuergott Durvasa, und dieser spricht den Fluch aus, daß der Geliebte sie vergessen werde und mildert denselben nur dadurch, daß er durch ein Erkennungszeichen dahin gebracht werde, ihrer wieder zu gedenken. Nachdem nun der

König heimgekehrt und in der That nichts mehr hat von sich hören lassen, macht sich Sakuntala, nach feierlichem und tief ergreifendem Abschiede von den Ihrigen, auf den Weg, ihn aufzusuchen und an seine Liebe zu erinnern. Von Einsiedlern und einer Einsiedlerin begleitet, kommt sie in der Residenz an. In wunderschöner Scene wird sie dem König vorgestellt; aber obschon ahnungsvoll und seiner Sache unsicher, erkennt er sie nicht. Da will sie, von ihren Begleitern gedrängt, obschon in ihrem Innern wegen der Untreue des Geliebten widerstrebend, den von ihm empfangenen Ring vorweisen; aber o weh! der Ring ist auf der Wanderung bei einer heiligen Waschung in's Wasser gefallen und verloren gegangen; da wird der vorher befangene König beleidigend und überschüttet die Arme mit Spott und Hohn, wogegen ihm die Einsiedler Wahrheiten sagen, die sie nicht überleben würden, wenn sie nicht — Brahmanen wären. Daraufhin wird der König wieder zweifelhaft; aber während die Einsiedler abziehen, wird Sakuntala durch eine Lichtgestalt entführt. Inzwischen wird ein Fischer verhaftet, bei dem man einen Ring des Königs gefunden und den er, wie des Polykrates Fischer, aus einem gefangenen Fische geschnitten. Der Ring wird dem König gebracht und der Fischer belohnt entlassen. Das Kleinod thut seine Wirkung, Duschjanta ist von Schmerz und Reue niedergebeugt und nun wird die Sache ächt indisch: die Götter mischen sich unmittelbar in die Angelegenheit und führen den König in mystischer Weise auf Indras Wagen zu der von ihren Nymphen-Verwandten entrückten und nun büßenden Sakuntala und ihrem inzwischen geborenen Sohne, der bereits junge Löwen bändigt. Es ist in der That schwer zu sagen, was mehr innerlich erfreut und höhern Genuß gewährt, die zarte reine Liebe, wie sie aus Sakuntala spricht oder die herrliche Scenerie des subtropischen Himmels, der in dem Drama seine hohen Palmenhaine und schwärmerischen Schlingpflanzen, wie seine zierlichen Gazellen dem Auge vorführt, sodaß neben diesen Schönheiten der brahmanische Aberglaube im Ganzen wenig stört. Das zweite Stück Kalidasa's, Urvasi (fünf Akte), ist dem ersten im Hergange so ähnlich, daß uns nicht wol zugemutet werden kann, davon ebenfalls einen Auszug zu bringen. Auch hier (der Stoff ist aus den Puranas geschöpft) ist der Held, Pururuvas, ein König, und die Heldin, Urvasi, eine Nymphe, welche das bereits ganz gut versehene Harem des Erstern zum Ueberflusse bereichert. Nur findet dauernde Verbindung der Liebenden schneller und leichter statt; das ganze Stück spielt so zu sagen in höheren Regionen, die Götterwagen fahren fortwährend in der Luft herum und die handelnden Personen sind gänzlich einem unheimlichen und abergläubigen Schicksal unterworfen, das besonders bei Urvasi's unmotivirter zeitweiliger Verwandelung in eine Waldrebe unangenehm berührt. Es herrscht ein

theils gezwungener, feierlicher, theils beinahe frivoler Ton, und die köstliche Einfachheit und entzückende Naivetät der Sakuntala wird vergeblich gesucht, so daß wir versucht sind, an der Aechtheit der Urvasi zu zweifeln, so sehr die schöne Sprache für die Urheberschaft eines hervorragenden Dichters spricht. Indessen kann Kalidasa auch durch das Hofleben, wie zu dem gezierten Nalodaja, so auch zu diesem im Ganzen naturwidrigen Stücke verführt worden sein. Merkwürdig ist daran besonders der vierte Akt, welcher zu den übrigen wenig paßt und mehr den Charakter eines Singspieles trägt als den eines Dramas.

Nach Kalidasa scheint lange Zeit kein großer Dramatiker in Indien aufgetreten zu sein; es wird uns erst im Anfange des achten Jahrhunderts Bhavabhuti genannt. Wir haben von ihm die Geschichte des Malati und der Madhava, oder die heimliche Heirat (zwischen dem Studenten und der Ministerstochter) in zehn Akten; ihm wird auch das Stück Uttara Rama Tscheritra (die Geschichte des Rama enthaltend) zugeschrieben. Bhavabhuti hat mehr Leidenschaft als Kalidasa, aber weniger Fantasie. Andere bekannte indische Dramen überschreiten die uns gesetzte Grenze des indischen Altertums und tragen auch einen von den bisher genannten Stücken durchaus verschiedenen Charakter.*)

C. Die indische Baukunst.

Eine großartige Enttäuschung ist durch die neuesten Forschungen Jenen bereitet worden, welche den Denkmälern der indischen Baukunst, namentlich den vielberufenen Felsentempeln, ein ehrwürdiges Alter zuzuschreiben sich bewogen gefühlt hatten. Man weiß jetzt, daß im Ganzen keines der ganz oder theilweise erhaltenen Bauwerke Indiens älter ist als der Buddhismus. Es geht dies schon daraus hervor, daß der alte Brahmanismus überhaupt keine Tempel kannte, sondern erst der Buddhismus, mit welchem dann aber der neuere Brahmanismus, um ihn zu besiegen, wetteiferte. Auch bürgerliche Bauten können, da es überhaupt vor dem Auftreten des Buddhismus keine geschichtlich beglaubigten Staaten in Indien gibt, hinsichtlich der darauf verwendeten Kunst nicht in ernstlichen Betracht kommen. Die alten Epopöen erwähnen allerdings die prachtvollen Königspaläste von Ajodhja und Indraprastha; aber wir wissen nichts von ihrer nähern Beschaffenheit und Einrichtung. Die ältesten Bauwerke, von welchen noch Spuren vorhanden, sind Kultstätten des Buddhismus. Diejenigen solchen, welche aus Backsteinen errichtet waren, wie die Vihara zur

*) Ueber die indische Musik s. Carriere, die Kunst, I. S. 547 ff.

Wohnung der Mönche und die Tschaitja oder Stupa zur Aufbewahrung von Reliquien oder zum Andenken an eine Handlung Buddha's, sind natürlich dem Zahne der Zeit zum Opfer gefallen. Nicht so die in festes Gestein ausgehauenen. Die ältesten Höhlen dieser Art sind bei Gaja am Ufer des Flusses Falgu, meist auf Anordnung Daçaratha's, des zweiten Nachfolgers Açoka's (etwa 200—170 vor Chr.) hergestellt und zur Wohnung der Priester, d. h. also zu einem buddhistischen Kloster bestimmt worden. Sie sind in sehr harten Felsen ausgehauen und schön polirt; die größte ist über 14 Meter lang. Eine andere Gruppe von Felsenhöhlen ist in Orissa; die meisten derselben enthalten eine Anzahl von Zellen und die größte der Höhlen ist 17 Meter lang. Die Säulen oder Pfeiler sind ebenfalls in den Felsen ausgehauen und an den Friesen sind Basreliefs angebracht, welche Schlachten vorstellen. Großartiger ist der Felsentempel bei Karlâ, dessen Inneres in der Länge 44 und in der Breite 14 Meter mißt und 37 Säulen zählt, und dessen Decke von Holzrippen getragen ist.

Derartige Denkmale der indischen Architektur, gebaute und gehauene, finden sich im nördlichen Dekhan und in ganz Hindustan bis nach Kaçmir. Die ältesten Grottenwerke sind Klöster ohne Säulen und Bilder, mit einem Altan am Eingange, hinter dem sich die Zellen öffnen. Die späteren enthalten Säulen und Bildwerke, Thiere und Menschen darstellend, auch Malereien, die aber natürlich verwischt sind. Man findet auch Buddhabilder in Nischen oder ausgehauene Stupas, Reliquienbehälter darin. Inschriften geben mitunter über das Alter der Werke Aufschluß, von denen diese jüngeren wahrscheinlich erst in das dritte und vierte Jahrhundert nach Chr. fallen. Die Form und Beschaffenheit der Stupas haben wir oben (S. 247) erwähnt. Die Tempel über der Erde scheinen größtentheils noch jünger zu sein als die Tempelgrotten. Bei einem der ältesten dieser Art, in Gaja, dessen Inschrift das Alfabet der Gupta zeigt, sind Spitzbogen zur Anwendung gekommen. Noch jünger als in Indien sind die Topes in Kabulistan; die frühesten sind kaum älter als die christliche Zeitrechnung. Der Stupa von Amaravati zeigt griechische Einwirkung; wahrscheinlich wirkten dabei Schüler von Künstlern der griechisch-baktrischen Könige mit. Er enthält Bildhauerarbeiten, welche Buddha's ganzes Leben darstellen und dieses in auffallender Weise überall mit Schlangen in Verbindung bringen, also auf einen Kult dieser Thiere hindeuten.

Geringer an Zahl als die buddhistischen sind die brahmanischen Bauwerke in Indien, und auch jünger. Dazu gehören drei Tempel in Kaçmir, einer bei dem alten Çrinagara, von den Arabern Takht-i-Suleiman (Tron des Salomo) genannt, einer bei Islamabad, Bhau-

madscho mit Namen, und einer in Pajak bei Nonagar, dem lingaitischen Kult des Çiva gewidmet, alle mit Spuren griechischer Einwirkung in Säulen- und Giebelform. Diese Einwirkung ging indessen vorüber, und spätere Bauwerke sind wieder rein indischen Charakters. Man findet solche bis nach Hinterindien, wo auf den großartigen Tempelruinen von Angkor Watt Scenen aus dem Mahabharata und Ramâjana dargestellt sind. Die berühmtesten der jüngeren Felsentempel und Grottenwerke Indiens sind die auf der Insel Salsette bei Bombay, im vierten oder fünften, theilweise sogar erst im neunten oder zehnten Jahrhundert, und die noch schöneren und großartigeren von Ellora, in die dreißig an der Zahl, im sechsten bis neunten Jahrhundert entstanden. Unter ihnen ragt der sog. Tempel des Vischnakarma, eine Tschaitjagrotte, mit kolossalem Buddhabild vor dem freistehenden Stupa, achteckigen Säulen und einem Bilderfries hervor. Seit dem fünften Jahrhundert tritt das brahmanische Element in diesen Bauten hervor und damit hört die Bestimmung derselben als Klöster, welche der Brahmanismus nicht kennt, auf, und sie sind ausschließlich noch Tempel mit einem Ueberflusse an den bekannten fantastischen indischen Götzenbildern mit vielen Köpfen, Armen und Beinen. Der Triumf der brahmanischen Bau- oder vielmehr Haukunst ist der aus dem Felsen gemeißelte Hof Kailasa mit seiner fantastisch-prachtvollen Kapelle mit Grotte darin, in Ellora. Noch fantastischer sind die neueren indischen Bauwerke im Freien, Pagoden genannt, welche kaum mehr einen altnationalen Charakter tragen und daher, wie namentlich der Tempel von Dschaggernaut, am Ende des zwölften Jahrhunderts gebaut, nicht mehr dem indischen Altertum angehören. Was letzteres überschreitet, werden wir in der Kulturgeschichte des Mittelalters bei Gelegenheit der Zustände Asiens unter Herrschaft der Mohammedaner nachholen.

Viertes Buch.

Das Land des Nil.

Erster Abschnitt.

Das Nilthal und seine Bewohner.

A. Das Geschenk des heiligen Stromes.

Wir haben bisher die Kultur von Ländern kennen gelernt, welche den Europäern erst in verhältnißmäßig neuerer Zeit bekannt geworden sind und daher auf die europäische Gesittung und Bildung keinen Einfluß ausüben konnten. Vom wahren Indien waren den Griechen, die blos das Indos-Land selbst gesehen, nur unzuverläßige Gerüchte bekannt; von China gar wußten erst die Römer, daß es Seide hervorbringe, — weiter nichts. Das Land aber, welches nicht nur von Anfang an der europäischen Kultur die hauptsächlichsten und folgenreichsten Anregungen gegeben, sondern dessen Bildung weit älter und ursprünglicher ist, als die der übrigen den Europäern seit alter Zeit näher bekannten asiatischen Völker, ist das Geschenk des heiligen Nil, — Aegypten*). Strom und Land nannte der Vater der hellenischen Dichtkunst mit diesem letztern Namen, nur jenen ὁ, dieses aber ἡ *Αἴγυπτος*. Dieser Name kommt nach Brugsch vom einheimischen Ka-Ptah, „Haus (Stätte) der Person des Ptah". Ebers glaubt dagegen, daß die Griechen den Namen *Αἴγυπτος* zunächst von den semitischen Delta- oder besser Küstenbewohnern hörten und zwar in der Form An-Kabt, d. i. gebogenes Uferland. Noch jetzt nennen die

---

*) Wilkinson, manners and customs of the ancient Egyptians, 3 Vol. London 1837. New-Series, 2 Vol. und Suppl. London 1841. Uhlemann, Max, Handbuch der gesammten ägypt. Alterthumskunde. Leipzig 1857 u. 58.

Kopten ihr Vaterland Gobzo. Hieroglyphisch heißt das Land Kem, in der Volkssprache Kemi, im Koptischen Κημε, Κημι, Χημι, von κηu, χαμε, schwarz, schwarz sein, also das schwarze Land*); im Hebräischen Erez-Cham, d. h. Land des Cham. Plutarchos sagt (über Isis und Osiris 33), das Land sei seiner Erdfarbe wegen Χημία genannt worden. Auf den ägyptischen Denkmälern kommt auch der Name To-mera oder To-mela (Land Mera oder Mela) vor, und so noch andere Namen, wie Sykomorenland, Palmenland u. s. w. Die Araber nannten Aegypten Misr und die Hebräer mit einer Dualform Mizraim, die Syrer Mezrēn. Die Ableitung dieses Namens ist unklar. Die Dualform erinnert an die in Aegypten selbst stets angenommene Theilung und wol auch zeitweise stattgehabte Trennung des Landes in zwei Reiche: Ober- und Unter-Aegypten (hierogl. ta res oder ta qemā und ta secht oder ta meht, kopt. Res oder Mares, d. h. Süd-, und Het oder Mahet, d. h. Nordland). Von den Griechen- und Römern wurde jedoch Aegypten in drei Theile getheilt: 1) Oberägypten oder nach der Hauptstadt Theben: Thebais; 2) Mittelägypten, auch Heptanomis genannt, von Abydos bis zum Anfange des Delta, mit der Hauptstadt Memfis; 3) Unterägypten oder das Delta.

Der Strom, von welchem das Wolergehen des Landes abhängt, hieß bei den Einheimischen mit heiligem Namen Hapi (Apis, eig. der Verborgene), in der Volkssprache Atur und Aur, koptisch Jaro oder Jero, d. h. Fluß, bei den Hebräern darnach Jeor. Diodor sagt (I. 19), der älteste Name des Stromes sei Okeame gewesen, soviel wie Okeanos im Griechischen, später habe er „Adler" geheißen, dann Aigyptos, nach einem König des Landes und endlich Neilos nach einem König Nileus. Andere griechische und römische Namen sind Siris (hebr. Sihor, der Schwarze), Melas, Melo und Nigris, welche Namen wol von der durch Erdschlamm dunkeln Farbe des Stromes herrühren.

Aegypten, im Altertum das einzige Kulturland des kolossalen, fast gliederlosen Erdtheils Afrika, hat diese bevorzugte Stellung einzig und allein dem Nil zu verdanken, mit dem es so gewissermaßen identisch geworden. Es besteht wesentlich aus dem Thale des Nil, wozu nur noch dessen Höhenränder im Osten bis zum Roten Meere und im Westen bis zur afrikanischen Wüste kommen; — die arabische und die libysche Bergkette, die je weiter südlich, desto enger zusammen, je weiter nördlich, desto weiter auseinander treten. Im Süden beginnt Aegypten da, wo der Nil seine überschwemmende und befruchtende Thätigkeit beginnt, nämlich bei den Inseln Philä (äg. Pilak, die

*) Brugsch, Geogr. des alten Aegypt. S. 73 ff.

äußerste Grenze) und Elefantine, wo er seine letzten Katarrakten bildet. Im Norden fällt die Grenze Aegyptens mit der Mündung seines Stromes zusammen, der sich bei Kerkasoron, etwa zwanzig Meilen vom Mittelmeer, zunächst in drei, weiterhin aber in sieben Mündungen theilte, von denen die westlichste, die von Kanopus, und die östlichste, die von Pelusion, die bedeutendsten waren und das Delta einfaßten, in welchem noch außerdem von West nach Ost die bolbitische (jetzt von Rosette), sebennytische, fatnitische (jetzt von Damiette), mendesische und tanitische Mündung dahinflossen. Jetzt sind ihrer nur noch zwei, die von Rosette und Damiette.

In diesem seit den ältesten Zeiten sich gleich gebliebenen Umfange bietet Aegypten nicht jene kolossalen Verhältnisse dar, wie wir sie bei China und Indien kennen gelernt. Es nähert sich in dieser Beziehung vielmehr den europäischen Ländern, indem es nur zehntausend Quadratmeilen oder etwas über eine halbe Million Quadrat-Kilometer, also ungefähr so viel wie Deutschland, Frankreich mit Belgien oder Spanien mit Portugal umfaßt. Es ist dabei nur von dem eigentlichen Aegypten die Rede: die Grenzen des ägyptischen Reiches erstreckten sich zu verschiedenen Zeiten darüber hinaus nach dem Oberlande des Nil (Aethiopien), nach dem Wüstenlande im Westen (Libyen) und nach dem mit Aegypten nur durch eine Landenge zusammenhängenden Vorder-Asien (Arabien und Syrien); doch waren dies stets nur vorübergehende Eroberungen und nur Aethiopien eine länger andauernde, die aber trotzdem nie zum eigentlichen Aegypten gerechnet wurde.

Vom eigentlichen Aegyten ist indessen nur ein kleiner Theil Kulturland, und zwar vorab die Spalte zwischen den beiden bedeutungs- und gipfellosen, kahlen und wüsten Höhenzügen des Ostens und Westens, die Spalte, in welcher die Lebensader des Landes, der Nil, strömt, ohne den geringsten Zufluß zu empfangen, ein Thal von meist nicht mehr als drei bis vier Stunden Breite, das vom Ende der Katarrakten bei Syene bis zum Anfange des Delta reicht, in einer Länge von 95 geogr. Meilen oder 712$^1/_2$ Kilometer. Als fruchtbares Land kommt hierzu noch das Delta selbst, das man zu etwa 350 Quadratmeilen berechnen kann, so daß das Kulturland Aegyptens im Ganzen nicht völlig den siebenzehnten Theil des Landes oder etwas weniger als den Flächeninhalt der Niederlande beträgt. Mithin bleibt ein Wüstenreich von weit über neuntausend Quadratmeilen oder etwa der Größe Frankreichs übrig! Daß der kleinere Theil Aegyptens nicht auch Wüste ist, dafür sorgt einzig und allein der Nil, welcher als Bahr-el-Abiad (weißer Strom) aus selbst heute noch nicht hinlänglich bekannten Gegenden, doch jedenfalls aus einer Region riesenhafter Süßwasserseeen herkommend und nach Bekanntwerden

seiner vollen Länge vielleicht mit dem Marañon und Missouri-Mississippi wetteifernd, bei Syene, bereits tausend Meter breit, in Aegypten eintritt und dieses durch seine Ueberschwemmungen befruchtet. Sie sind Folgen der tropischen Regengüsse und der Schneeschmelze hoher Berge sowol im Gebiete seines eigenen Ursprungs, als desjenigen seines größten Zuflusses, den man früher für seinen gleichberechtigten Zwillings-Quellstrom hielt, des abessinischen Bahr-el-Azrek oder blauen Stroms (früher: blauer Nil). Diese segensreiche Thätigkeit, welche dem Lande den wirksam düngenden Erdschlamm bringt, nimmt in ihrem gesammten Verlaufe unsern Sommer und Herbst beinahe ganz ein. Im Anfange Juni beginnt das Steigen des Stromes; Mitte Juli wird dasselbe rascher und mächtiger; Anfang Oktober erreicht es seinen Gipfelpunkt (im Altertum mit 16 bis 18 Ellen Höhe), der in manchen Jahren nach anfangendem Sinken noch einmal eintritt; dann sinkt das Wasser, erst langsam, darauf schneller. Zum völligen Trocknen nimmt das Land die vier ersten Monate unseres Jahres in Anspruch, und im Mai hat der Nil den tiefsten Wasserstand erreicht. So dauert in Aegypten Steigen und Sinken des Stromes das volle Jahr hindurch.*) Während des bedeutendern Steigens und Fallens sieht das Nilwasser rötlich aus und ist dick; trotzdem soll es nach allen Berichten älterer und neuerer Zeit in allen seinen Stadien trinkbar sein, was bei dem Mangel an häufigem Regen und guten Quellen auch notwendig ist.

Der Nil galt den Griechen zur Zeit Herodots als Grenze zwischen Asien und Afrika, — nicht das Rote Meer, indem man wähnte, daß er aus dem Okeanos entspringe und mithin das Land vollständig trenne, was das im Norden abgeschlossene Rote Meer nicht thut. Manche alte Schriftsteller, wie Isokrates, rechneten Aegypten auch ganz zu Asien; erst Ptolemäos theilte es vollständig Afrika zu. Längere Zeit ist ein anderer Irrtum der Griechen zu Herodots Zeit für wahr gehalten worden, nämlich der, daß das Delta erst in geschichtlicher Zeit vom Nil angeschwemmt wäre. Sie nannten es daher ein „Geschenk des Stromes“; ein solches ist das gesammte Kulturland Aegyptens, insofern es vom Nil alljährlich befruchtet wird. In jenem Sinne aber ist es ein solches nicht. Wissenschaftliche Untersuchungen, unterstützt durch zahlreiche Bohrungen im Nil-Gebiete, vom Delta bis nach Theben, ergaben, daß, soweit man bohrte, immer derselbe Schlamm gefunden wurde, welchen der Nil heute noch bei der Ueberschwemmung zurückläßt. Man hat gefunden, daß die Erhöhung dieses Schlammes äußerst langsam vor sich geht und in einem Jahrhundert höchstens fünf Zoll beträgt, ja im Delta sogar noch weniger. Trotzdem sind

*) Ebers, Aegypten u. die Bücher Mose's. 1. Bd. Leipzig 1868. S. 18.

in großer Tiefe Knochen von Haus=Säugethieren gefunden worden, in 72 Fuß Tiefe Ziegelstücke, in 60 Fuß Tiefe Töpferscherben, in 16 bis 24 Fuß Tiefe Krüge, Thonfiguren, Messer u. s. w., nirgends aber Schalthiere des Meeres. Die Ablagerungen des Nil in seinem Delta sind mithin wenigstens zwölf und die Kultur jener Gegend sicher zehn Jahrtausende alt*). Daß frühere Buchten im Delta jetzt trocken gelegt und fünf Mündungen des Nil eingegangen sind, rührt daher, daß die das Mittelmeer durchziehende west=östlichste Strömung Schlamm des Nil mit sich führt; durch denselben sind auch die ehemals bedeutenden Häfen der syrischen Küste verstopft worden.

In Aegypten, welches im südlichsten Theile der nördlichen gemäßigten Zone liegt, hat der obere oder südliche Theil ein sehr verschiedenes Klima von dem des untern oder nördlichen. Jener grenzt beinahe unmittelbar an die heiße Zone, ist eine der wärmsten Gegenden der Erde, hat nur eine einzige heiße und trockene Jahreszeit und bekommt sehr selten Regen oder Hagelwetter. Unter= und Mittel=Aegypten dagegen werden oft von Regengüssen heimgesucht und haben zwei verschiedene Jahreszeiten, eine kühlere zur Zeit unseres Winters, deren Temperatur aber unserm Herbst und Frühling entspricht, und eine heiße im Sommer. Die höchste Hitze tritt in ganz Aegypten ein im April, zur Zeit des Chamsin, d. h. der fünfzig Tage, wo ein heißer Wind, der Schard, derselbe mit dem arab. Samum, einige Tage hindurch je einige Stunden weht. Doch läßt sich seine Heftigkeit nicht mit dem chinesischen Thaifung (oben S. 125) oder dem indischen Monsun (oben S. 204) vergleichen und ist oft übertrieben worden. Das Thermometer steigt in Unter=Aegypten nur auf 29, im mittlern Lande auf 41, im Oberlande auf 48 und an der Südgrenze angeblich auf 60 bis 70° R.; die mittlere Temperatur ist in Alexandrien 16, in Theben 23° R. In Unter=Aegypten ist das Klima sehr gesund und wird daher von europäischen Brustleidenden aufgesucht.

Unter den Produkten Aegyptens sind für dessen Kultur von Bedeutung die Steinarten, aus welchen die Bau= und Bildwerke des Landes aufgeführt sind, Granit und Syenit an der Südgrenze, Sandstein im Ober=, Kalkstein im Mittel= und Unterlande. Im Altertum wurde auch Gold gefunden. Was das Pflanzenreich betrifft, so ist Aegypten arm an Bäumen und Holz überhaupt. Merkwürdig sind unter den Pflanzen des Altertums der Lotos und die Papyrosstaude; erstere trug eßbare Früchte, letztere lieferte den Schreibestoff, ihre Wurzel diente zur Verfertigung von Gefäßen, der Bast zu Segeln, Decken, Kleidern und Stricken, das Holz zu kleinen Wasserfahrzeugen. Namentlich aber war das Land reich an Getreide verschiedener Art,

*) Ebers a. a. O. S. 21—23.

an Früchten, wie Melonen, Gurken, Feigen, Pfirsichen, an Gemüsen, wie Lauch, Zwiebeln, Spargel, an Blumen, wie Rosen und Veilchen, an Heilkräutern, wie Nachtschatten, Zichorie, Saflor, Nesseln, Disteln u. s. w. Die häufigsten Bäume waren Akazien, Sykomoren und Palmen, besonders Dattelpalmen, Wälder waren aber selten. Auch der Weinstock gedieh. —

Beliebte Hausthiere waren Hund und Katze, sowie die s. Z. bei Anlaß der Viehzucht zu nennenden. Die charakteristischen Nilthiere sind das Flußpferd (daher vorzugsweise Nilpferd) und das Krokodil. Als wilde Landthiere kommen vor Antilopen, Gazellen, wilde Ochsen und Ziegen, Steinböcke, Hirsche, Hasen, das Ichneumon, Wölfe, Füchse, Hyänen, Leoparden und Löwen. Außerdem nährt das Land Affen; von Vögeln werden genannt Schwäne, Gänse, Hühner, Tauben, Lerchen, Schwalben, Raben, Sperber, Eulen, Geier, Adler, Falken, Schnepfen, Pelikane, Löffelgans, der Strauß, der Reiher, der besonders verehrte Ibis u. s. w. An Reptilien waren außer dem Krokodil u. a. mehrere Arten von Schlangen vorhanden, von Fischen eine Menge Arten, davon drei geheiligt waren: der Lepidotos, Phagros und Oxyrynchos. Unter den Insekten sind die Heuschrecken furchtbar, welche in Wolken von Hunderttausenden den Himmel verfinstern und das Land verwüsten, ferner stechende Mücken und Fliegen und andere Landplagen.

B. Die Anwohner des heiligen Stromes.

Die Geschichte keines Volkes, selbst China's nicht, geht soweit in die Jahrtausende hinauf wie diejenige des Nillandes. Freilich klaffen auch die verschiedeneu Angaben über Gründnng eines ägyptischen Reiches um Jahrtausende auseinander, und die Zeitrechnung dieses Landes wird wol niemals vollkommen in's Reine gebracht werden, wenigstens nicht was die ältesten Zeiten betrifft. Doch kann nach dem, was die verschiedenen Angaben Gemeinsames haben, und nach der Beschaffenhrit der Ueberbleibsel ägyptischer Kultur wol mit Sicherheit angenommen werden, daß fünftausend Jahre vor Chr. am Nil bereits ein geordnetes Staatswesen bestand. Dasselbe wurde von einem Stamme der Mittelländischen Rasse gegründet, der in uralter Zeit aus Asien einwanderte*) und mithin zu den ersten Auswanderern höher entwickelten Stammes vom Indos her gehört haben muß; doch hat mit dem Ausgangspunkte seiner Wanderung, welcher ja allen Menschenstämmen gemeinsam ist, das besonders Aehnliche in der

*) Ebers, Aegypten und die Bücher Mose's. I. S. 41 f., 53, 181 f.

indischen und ägyptischen Kultur, wie das Kastenwesen, der Thierdienst, der Glaube an die Seelenwanderung u. s. w. nichts zu schaffen; denn die indische Kultur ist unvollkommener und der Zeit nach viel jünger als die am Nil, und namentlich das dortige Kastenwesen entstand lange nach dem ägyptischen (oben S. 255); die übrigen Aehnlichkeiten aber, neben denen sich indessen auch große Verschiedenheiten finden, sind solche, welche mehr oder weniger auch bei anderen Völkern vorkommen; haben ja alle solche ursprünglich eine gemeinsame Wurzel!

Die Aegypter selbst, die sich „Rotu" oder „Lodu" nannten, stellten auf ihren Bildwerken die herrschenden Klassen rot, deren Weiber gelb, die arbeitenden Klassen aber schwarz oder wenigstens sehr dunkel dar, was theils vom Aufenthalt unter brennender Sonne, theils von der Vermischung mit vorgefundenen oder benachbarten Negervölkern kommen mochte. Die Gesichtsbildung aller Aegypter erscheint auf jenen Bildern edel, ganz der europäischen ähnlich, und selbst bei den niederen Klassen durchaus nicht negerisch. Letzterer Typus kommt nur bei durch Krieg unterworfenen Stämmen und bei Sklaven vor. Naturgetreu war vermutlich bezüglich der Aegypter weder die rote noch die gelbe Farbe; man wollte wol damit andeuten, daß die Vornehmen heller waren als die Gemeinen und die im Hause waltenden Frauen wieder heller als die mehr der Sonne ausgesetzten Männer; weiß konnten Beide in dem südlichen Klima nicht sein. Die Aegypter waren mit dem arischen und dem semitischen Völkerstamme verwandt, ohne jedoch einem von beiden anzugehören. Man rechnet sie zu einem dritten, dem sog. hamitischen Stamme, der indessen dem semitischen bedeutend näher steht, als dem arischen, und zu welchem noch gegenwärtig die Kopten, Fellah, Nubier, Gallas, Berbern u. s. w. gehören. Nach Pruner hatten die alten Aegypter eine mittlere Statur, einen zarten, schlanken Gliederbau, eine schmale, mittelmäßig erhabene Stirne, ovales Haupt und Gesicht, wellenförmig gekräuseltes schwarzes Haar, feine, leicht gebogene Augenbrauen, dunkle, mandelförmige, nach innen leicht gebogene Augen, eine ebenmäßige, mit der etwas zurückweichenden Stirne fast gleichlaufende Nase, kleinen Mund mit scharfgeschnittenen, aber dickern Lippen als wir, rundes Kinn, dünnen Bart, schlanken Hals, oben weitere und unten engere Brust, lange Arme, kleine Hände, spitze Finger, kleine Füße. Schädelfunde zeigen, daß die Aegypter der ältesten Zeit Dolichokephalen, die der spätern, etwa zur Zeit der 11. Dynastie, Brachykephalen war. Was diese Veränderung des Typus veranlaßte, ist unbekannt. Die alten Aegypter sind im Lande noch in den Fellah, den Ackerbauern am untern Nil, weniger rein in den christlichen Kopten, Städtebewohnern, vorhanden. Aegypten war nach Schätzungen einst stärker bevölkert als heute, wo es fünf Millionen Seelen zählt.

Nach Diodor zählte es „ehemals“ sieben Millionen, zu seiner (Cäsar's und Augustus') Zeit drei Millionen (nach anderer Lesart: noch ebensoviel.) Josefos rechnete zu Nero's Zeit sieben und eine halbe Million. Aegypten dürfte daher zur Zeit der Blüte des Landes, da die beiden Wüsten beinahe menschenleer waren, für das Nilthal und das Delta etwa die bedeutende Volksdichtigkeit Belgiens gehabt haben. Die Aegypter erfreuten sich im Allgemeinen in Folge des günstigen Klimas sowol, als ihrer großen Reinlichkeit, sehr guter Gesundheit und erreichten durchschnittlich ein hohes Alter. Doch herrschten mitunter gefährliche Krankheiten, z. B. in den sumpfigen Gegenden Augenkrankheiten, zur Zeit des Chamsin die Pest, hier und da auch die eklige Elefantiasis u. a.

Außer den eigentlichen hamitischen Aegyptern lebten im Lande, und zwar vorzugsweise im Delta, seit uralter, nicht näher zu bestimmenden Zeiten, Semiten von phönikischer und arabischer Herkunft, aus welchen wahrscheinlich das Volk Israel hervorging. In späterer Zeit, besonders seit dem Aufhören der meist gegen Semiten gerichteten ägyptischen Eroberungen im Auslande, fanden immer mehr Vermengungen zwischen beiden Rassen und ihrer Kultur statt und entstand aus ihnen eine höchst gemischte Bevölkerung*).

Die Stoffe der ägyptischen Kleidung entstammten selten dem Thierreich und meist dem Pflanzenreiche; namentlich waren in derselben der Flachs und als feinere Sorte desselben der Byssos, weniger die Baumwolle und die Wolle vertreten. In der Weberei erreichten die Aegypter mit der Zeit eine große Gewandtheit und Kunstfertigkeit, ebenso in der Färberei, Stickerei u. s. w. und die ägyptische Leinwand wurde weithin, bis nach Indien versandt. Nur nach und nach wurde die Kleidung manigfaltiger. In den ältesten Zeiten trugen die Männer blos einen Schurz, dessen wachsende Größe die höhere Kaste anzeigte. Mit der Zeit kamen Obergewänder dazu, oder die Schürzen entwickelten sich zu umfangreicheren Verhüllungen. So war es auch mit den in ältester Zeit unbekannten Kopfbedeckungen und Fußbekleidungen. Lederne, baumwollene oder von Binsen geflochtene Mützen, lederne oder aus Pflanzenstoffen gefertigte Sandalen kamen auf, welche letztere oft vorne in Haken ausliefen, ähnlich den früher bei uns üblichen Schlittschuhen.

Die weiblichen Kleider waren schon von Anfang an, dem natürlichen Gefühle gemäß, umfangreicher als die männlichen, doch auch hier der Kaste gemäß. Mit der Zeit wurden die weiblichen Umhüllungen länger, reicher und bunter, und man gefiel sich in schöngefärbten und gezeichneten Mustern. Zugleich kamen aber auch dünne,

---

*) Ebers, Aegypten. I. Maspero, hist. anc. p. 336 f.

durchsichtige Gewebe in die Mode, bei welchen die Körperformen kein Geheimniß waren. Selbst die weibliche Dienerschaft erschien in solchen Gewändern, ja bei festlichen Gelegenheiten sogar bisweilen blos mit Schmuck beladen und im Uebrigen ganz unbekleidet. Den Kopf der Frauen bedeckte eine geschmückte Mütze oder ein schleierartiges Tuch.

Das Haar wurde von den Aegyptern in der ältesten Zeit natürlich getragen; nach und nach griff jedoch die Ansicht Platz, daß vollkommene Reinlichkeit nicht ohne Beseitigung alles Haares möglich sei, — und zwar zuerst bei den Männern. Haar und Bart wurden unerbittlich glatt geschoren; um jedoch neben der Gesundheit auch des Schmuckes zu genießen, erfand man schon in jenen grauen Zeiten die Perücke sowol, als falsche Bärte, welche letztere jedoch nur unter dem Kinn getragen wurden. Diese tolle Unsitte theilte sich, was das Haupthaar in die Perücken betrifft, mit der Zeit auch dem weiblichen Geschlechte mit, und um wieviel das weibliche Haupthaar dem männlichen an Fülle überlegen, um soviel wurden auch die Perücken der Frauen umfang- und zierreicher. Der übrige Schmuck bestand bei den Männern aus Arm-, Hand- und Fußknöchelringen von Metall, oft mit bunter Schmelzmalerei, sowie Siegelringen mit hieroglyphischen Bildern, — bei den Frauen außer jenen Ringen aus Schminke, womit wol alles Sichtbare, namentlich das Gesicht bemalt wurde, und Geschmeiden, die man an allen denkbaren dazu passenden Körpertheilen trug, an Kopf, Ohren, Hals, Brust, Schultern u. s. w., und zwar von allen möglichen Stoffen und allen erfindbaren Gestalten.

Die Kleidung und der Schmuck erlitten manche Einwirkungen verschiedener Art durch gewisse Vorfälle im Leben, sowie durch die verschiedenen Lebensstellungen, Lagen und Verhältnisse der Aegypter.

Eine solche Einwirkung auf die äußere Erscheinung hatten z. B. die Stände und die Lebensstellung. Der Herrscher und seine Gattin hatten unter ihren Unterthanen die Götter zu vertreten. Die Könige trugen Lendenschurze von kostbarem Stoffe, bei festlichen Anlässen in Form eines Dreiecks, von Gold oder vergoldetem Leder, mit symbolischen Bildern verziert. Darüber wurde eine Schärpe, mit bunter auf Goldgrund aufgetragener Schmelzmalerei an roten oder blauen Bändern getragen und war mit einer schlangenartigen Verzierung als Sinnbild der Macht über Leben und Tod (dem Uräos) versehen, die mitunter auch den künstlichen Bart zierte. Ueber Alles kamen dünnstoffige, hemd- und mantelartige lange Gewänder. Den Insignien der Herrscher werden wir später begegnen. Die Königinnen trugen einen goldenen Kopfschmuck mit den Abzeichen der Isis, diademartige Reifen und ein lilienförmiges Skepter. Verschiedenartige Kopfputze zeichneten die Mitglieder des Herrscherhauses aus. — Die Richter trugen eine Feder am Haupte als Sinnbild der Gerechtigkeit, der

Oberrichter eine Platte von Lapislazuli an einer Halskette mit den Hieroglyphen der Wahrheit und Gerechtigkeit.

Die Priester mußten linnene Kleider tragen, und ein Leopardenfell über die Schulter hängen. Die Oberpriester trugen lange Gürtelschärpen u. a. kostbaren Schmuck.

Den Kriegern kam als Abzeichen ein mit einem Käfer (Skarabäus) verzierter Ring zu.

Was die Bauten betrifft, so verwendeten die Aegypter, deren ganzes Leben nur eine Vorbereitung auf das Jenseits war und die daher ihr Erdendasein nur für eine unvollkommene Vorstufe zum bessern Leben hielten, einzig auf die Tempel und Gräberstätten Fleiß und Kunst; nur diese sind daher der Nachwelt soweit möglich erhalten geblieben. Die Wohnungen der Familien wurden leicht und ohne Aufwand von Mühe hergestellt, theils aus Holz, theils aus Nilziegeln, d. h. an Sonne oder Feuer gehärtetem und geformtem Nilschlamm, also aus Fachwerk, während zu den für die Ewigkeit bestimmten Bauten nur Steine und Felsen, beziehungsweise ausgehauene Grotten dienten. Daher sind die altägyptischen Städte mit Ausnahme der Tempel, spurlos vom Erdboden verschwunden; ja sogar ihre Namen wurden größtentheils vergessen, und für die meisten sind in der Geschichte nur griechische Benennungen geblieben, die meist von den dort verehrten Göttern oder heiligen Thieren hergenommen sind, wie z. B. Diospolis, Hermopolis, Kynopolis, Krokodilopolis u. s. w. Doch hat die koptische Sprache Anhalt geboten, die altägyptischen Ortsnamen wieder herzustellen. Die Zahl der Städte Aegyptens (doch wol mit Einschluß der größeren Dörfer!) gibt Herodot (II. 177) auf zwanzigtausend an; Diodor (I. 31) sagt: achtzehntausend Städte und ansehnliche Dörfer.

Wir geben im Folgenden einen Ueberblick der wichtigsten ägyptischen Wohnplätze. Die südlichsten, wenn wir dem natürlichen Laufe des Nil folgen, sind die Inseln Philä und Elefantine, beide reich an Tempelbauten, bei letzterer die Grenzstadt Suannu (Syene). Die erste Nomenhauptstadt war Ambo, griech. Omboi, dann Atbo (jetzt Edfu), beide mit prachtvollen Tempeln, ferner Esne (Latopolis), Hermont (Hermonthis) mit einem Tempel der Isis, des Horos und Typhon, darauf die Hauptstadt des Nil-Landes in dessen Blütezeit, das großartige Ape oder Tape, griech. Thebai, Theben, die ganze Thalbreite füllend auf beiden Nil-Ufern (am rechten jetzt die Dörfer Karnak und El-Akkorain oder Lukkor, am linken Gurnah und Medinet Habu, mit den herrlichen Tempeln des Ammon-Ra und Amenhotep III, mit der beide verbindenden und die ganze Stadt durchschneidenden Sfingenreihe und einer solchen zum Nil, auf dem linken Ufer mit der ungeheuern Todtenstadt und dem Tempelpalaste Ramses III. Die

ganze Stadt hatte 210 Stadien (38,85 Kilometer) im Umfange und war im Alterthum als die hunderttthorige (ἑκατόμπυλος) berühmt. Kambyses hat sie zerstört. Stromabwärts folgt Kevt (Koptos), wichtige Festung und Marktstadt für Ober-Aegypten, Tantarer (Tentyris), jetzt Denderah mit seinem Isistempel, und, nachdem der Nil eine westliche Biegung gemacht, Abud (Abydos), der Grenzort gegen Mittelägypten, der durch seine Tempel berühmt war, aber schon frühe seine Bedeutung verloren hat, bedeutend durch die dort an einer Tempelwand gefundene Königstafel. Die Orte am Nil in Mittelägypten sind bis auf Memfis ohne Bedeutung; im Westen des Stromes aber ist die Umgebung des Möris-Sees (dem wir unten besondere Aufmerksamkeit schenken werden), Piom, jetzt Fayum, ein besonderes Kulturland, ein Aegypten im Kleinen, mit dem vielgenannten Labyrinth. Memfis, (alt: Mannower), östlich von diesem Paradies, die zweitwichtigste Stadt Aegyptens, ist fast spurlos verschwunden; ihren Namen bewahrt nur noch das Dorf Memf (3 Meilen südlich von Kairo, links am Nil). Sie hatte einst 150 Stadien (27,75 Kilometer) im Umfang und war in der ältern Zeit Aegyptens Metropole, angeblich mit ihrem Ptah-Tempel von Menes, dem ersten König gegründet. Aus ihren Trümmern ist die neue Hauptstadt Kairo erbaut. In ihrer Nähe ist noch die große Todtenstadt mit den weltbekannten Pyramiden vorhanden. In Unterägypten oder dem Delta, welches in der Landesgeschichte erst spät, aber gleich mit einer großer Anzahl von bedeutenden Städten hervortrat, lagen Saï (Sais), Kjóu (Xois), Buto, Sebennytos, Mendes, Tanis, Pelusion u. a. Westlich vom westlichen Nilarm wurde das Land bald zu Libyen, bald zu Aegypten gerechnet, und zwar der ganze Grenzstrich von Süden her, wo die drei ägyptisch-libyischen Oasen lagen: die große in Ober-, die kleine in Mittelägypten und die ammonische außerhalb der gewöhnlichen Landesgrenze. Das Land östlich vom Delta dagegen wurde das ägyptische Arabien oder Tiarabia genannt. Hier sollte der Kanal der Könige den Nil mit dem Roten Meere verbinden, was aber erst nach dem Untergange des alten Aegyptens gelang. Hier lagen On (griech. Heliopolis), die Sonnenstadt, Bubastis hart an der Grenze des Delta, Migdol (griech. Magdolos) u. a. Zwischen diesen Orten und der äußersten Ostgrenze Aegyptens erstreckte sich die Landschaft Gosen (Gesen).

Die kleineren Wohnhäuser der Aegypter hatten nach einem vorhandenen Modell ein höchst barockes Aussehen. Eine wegen der Ueberschwemmungen erhöhte Thüre führte in einen kleinen Hofraum, in dessen Hintergrund sich die Gemächer in Form niederer Verschläge befanden. Ueber diese hinauf führte eine Treppe auf eine oben offene Gallerie ob jenen Räumen, welche an ihrem andern Ende in eine

Art vorne ganz offenes kleines Zimmer auslief. In den Städten gab es auch mehrstöckige, doch meist nur zweistöckige Häuser. Sie waren um einen viereckigen Hofraum gebaut und hatten ein flaches Dach, auf welchem Blumen gehalten, wahrscheinlich in hingeschaffte Erde gepflanzt wurden. Nach dem Hofe schauten luftige Korridore und offene Säulen-Gallerien; sie umgaben die Gemächer, das Dach oder auch die einzelnen Stockwerke. Auf denselben aß man und stellte die Vorräte von Nilwasser zur Verdunstung auf. Auf den Dächern befanden sich oft Windfänger und auf solchen größerer Häuser Zinnen oder Thürme. Die Fenster waren klein und meist nach Norden gerichtet, die Thüren von Holz oder Stein, mit Riegeln, später mit Schlössern verschließbar, in reichen Häusern prächtig ausgearbeitet und mit Vorhallen von Säulen versehen, bei Priestern auch mit Götterstatuen vor dem Eingange. Malereien verschiedener Art, meist eine Art von Arabesken, mit schlanken Säulen zur Bildung von Abtheilungen, schmückten die Wände. Die höheren Kasten hatten Landgüter und Höfe mit offenen Hallen, Teichen und Baumpflanzungen um selbe, unterirdischen Räumen zum Genusse kühlerer Luft, symmetrisch angelegten und wohl versehenen Blumen-, Gemüse-, Wein- und Baumgärten, Wasserleitungen, Stallungen, Vorratshäusern, Brutöfen u. s. w. In allen ägyptischen Wohnräumen und was dazu gehörte, herrschte die ausgesuchteste Reinlichkeit.

Die Städte und Dörfer des Nillandes wurden der Ueberschwemmungen wegen stets auf Anhöhen angelegt und wo es deren keine gab, da errichtete man künstliche, wozu die Faraonen Sklaven und Kriegsgefangene verwendeten.

Was die Geräte der Aegypter betrifft, so ist bei denselben sehr oft zweifelhaft, welche in Aegypten selbst verfertigt und welche aus der Fremde durch Tribut unterworfener Völker dahin gelangt sind. Kenner versichern, daß die kunstvolleren auf Asien als ihre Heimat weisen.*) Selbe scheinen daher ursprünglich einfach und schmucklos gewesen zu sein. Aus der ältesten Zeit, in welche sich die Aegypter gleich anderen Völkern der Steine zu Geräten bedienten, haben sie solche Werkzeuge, welche zu besonders heiligen Zwecken dienten, z. B. die Messer zur Beschneidung, zur Oeffnung der Leiche bei der Einbalsamirung und zu chirurgischen Zwecken, auch aus Stein beibehalten, als bereits Bronze (seit über 6000) und Eisen (seit etwa 4000 v. Chr.) eingeführt waren.

Die Aegypter benutzten Hausrat (Möbel) aus Holz und Metall, überzogen mit gemusterten Stoffen oder gepreßtem Leder, Rohr- oder

---

*) Weiß, Herm., Kostümkunde. 1. Abth., die Völker des Ostens. S. 95, 105. von Eye, Kulturgeschichte (Text zum Bilder-Atlas). S. 11.

Binsengeflechten, geschmückt mit Elfenbein, Gold- und Schmelzmalereien. Stühle und Sessel aller Art, vom zusammenlegbaren Feldstuhl mit Ledersitz bis zu bequemen Lehnstühlen, auch doppelten solchen für Mann und Frau, Tische, oft mit Elfenbein, Gold und Ebenholz eingelegt, gepolsterte Lagerstätten mit umgebenden Mückennetzen zum Schutze gegen die Landesplage und besonderen Gestellen zur Unterlage des Kopfes, reich verzierte Laden und Koffer zur Aufbewahrung von Kleidung und Schmuck, Badewannen und Waschbecken, bei den Faraonen von Gold, Schminkapparate u. a. Toilettengegenstände von außerordentlich kostbarer Arbeit, Hausapotheken u. s. w. bildeten das reiche Inventar begüterter Familien. Dazu kamen noch die zum Lebensunterhalt dienenden Geräte, die Gefäße der Küche und des Speisezimmers. Dort dienten metallene Kessel sammt den dazu gehörigen Gegenständen, hier thönerne, elfenbeinerne, alabasterne, porzellanene u. a. Gefässe, in der vorherrschenden Form des Straußeneies. Zur Aufbewahrung von Flüssigkeiten wurden lederne Schläuche und irdene Krüge verwendet, bei den gewöhnlicheren Leuten Krüge aus getrocknetem Nilschlamm. Auch gläserne Flaschen waren im Gebrauche. Die Trinkgefässe waren aus Erz, Steingut, Glas und von zierlicher Form, oft in Gestalt von Thierköpfen, solche trugen auch goldene Vasen mit Vorliebe. Oft bestand die Verzierung der Gefäße auch in ganzen Thier- und Menschengestalten, welche die Gefäße trugen. Dazu kamen Büchsen und Behältnisse der verschiedensten Form, aus Holz geschnitzt, ebenfalls oft in Thier- oder Menschengestalt.

Unter den Nahrungsmitteln der alten Aegypter war das Brot das beliebteste, daher man sie im Alterthum „Artophagen" nannte. Außerdem lebten sie von Früchten, besonders Datteln, Gemüse, Fischen, Vögeln und Vierfüßlern, immerhin jedoch mit Ausnahme der heiligen Thiere. Allgemein verpönt waren aus Gesundheitsrücksichten das Schweinefleisch, die Seefische, die Bohnen u. s. w. Am meisten gegessen wurden von Thieren Gänse und Rinder. Die Sumpfanwohner nährten sich meist von der Lotospflanze. Ueber die ägyptische Küche besitzen wir reichliche Abbildungen, welche alle Vorkehrungen derselben überliefern; gekocht wurde stets von Männern.

Wenn man speiste, so bedurfte man dazu keiner Gabeln und Messer, sondern führte die vorgeschnittenen Stücke mit den Fingern zum Munde. Nur Flüssigkeiten aß man oft mit Löffeln aus Bronze, Holz oder Elfenbein. Die Essenden saßen mit unterschlagenen Füßen vor niedrigen Tischen, welche von den Dienern mit kunstvoll aufgethürmten Speisen beladen hereingetragen wurden, auf niederen Sitzen oder auf dem Boden. Bei größeren Gastmälern bediente man sich höherer Stühle. Die Gäste wurden von Dienern mit Wohl-

gerüchen gesalbt und mit Blumen bekränzt. Getrunken wurde Nilwasser, das man, um es zu klären, in irdenen Geschirren an die freie Luft setzte, wobei man gestoßene Mandeln hineinwarf, ferner Palm- und Gerstenwein, auch wirklicher Wein u. s. w. Die Trinkgelage fanden nach der Malzeit statt und es wurde dabei ein hölzernes Todtenbild herumgetragen, nicht um ernste Gedanken zu wecken, sondern im Gegentheil, um zur Fröhlichkeit anzuspornen, ehe man werde wie der Todte. Erheitert wurde das Gelage mit Musik und Tanz. Das Ende war oft, wie die Wandgemälde zeigen, die ekelerregendste Trunkenheit, bei Frauen nicht minder als bei Männern.

Sowol in Gesellschaften, als im Familienkreise fröhnten die alten Aegypter der Leidenschaft des Spielens. Das bekannte Morraspiel der Italiener ist wahrscheinlich aus Aegypten nach Europa gekommen, indem schon Gemälde der Gräber am Nil dasselbe darstellen. Ebenso leidenschaftlich wurde mit Würfeln aus Knochen oder Elfenbein, ganz von der gleichen Anordnung der Augen wie bei uns, — unter den Vornehmern aber mit dem Damenbrette oder einer Art von Schachbrett, unter Damen mit dem Balle (von Leder oder bemaltem Thon) gespielt, unter Jünglingen gerungen, gefochten, mit Pfeilen geschossen, Taschenspielereien und Gaukelspiele geübt. Selbst Mädchen übten sich in gymnastischen Spielen, sogar gemeinsam mit Jünglingen. Auch die Stiergefechte Spaniens und unsere Schifferstechen haben ihre Heimat in Aegypten. Weitere beliebte Vergnügungen der alten Aegypter waren Musik und Tanz. Die Regenten- und Priesterschaft scheint dieselben, soweit sie nicht zum Kult gehörten, nicht wol gelitten zu haben, wie auch die Jugend nicht darin unterrichtet wurde, was aber wie anderswo auch, keinen hinreichenden Grund zu ihrer Verbannung abgab. Selbst die Vornehmen halfen sich damit, daß sie sich wenigstens von Sklaven und Sklavinnen vorspielen und vortanzen ließen. Als Instrumente finden wir vor: eine Art Trommeln, Zimbeln, Doppelflöten, Querpfeifen, Trompeten, Harfen, Leiern und Lauten, das vorzugsweise dem Kult dienende Sistrum (Seistron), ein zu schüttelndes Klapperinstrument, mit Götter- und geheiligten Thierbildern verziert, meist aus Bronze gefertigt u. s. w. Ueber die Art und Weise der ägyptischen Tonkunst wissen wir nichts näheres. Tänze wurden von Sklaven und Sklavinnen ausgeführt, oft mit Begleitung selbst gehandhabter kleiner Instrumente, mit Händeklatschen und allerlei Arm- und Beinbewegungen und mannichfaltigen Figuren. Aber auch das Volk tanzte viel, namentlich bei religiösen Festen, welche ja zugleich nationale waren. Man hat Bilder von Tänzen gefunden, welche mit dem heutigen Contretanze die größte Aehnlichkeit besitzen.

Männer und Frauen bewegten sich in Aegypten im gesellschaft-

lichen Leben durchaus ungezwungen neben einander. Was die Ehe betrifft, so waren die Priester streng an die Monogamie gebunden. Auch die Uebrigen hatten nur eine rechtmäßige Frau, konnten aber nach ihrem Vermögen Nebenfrauen und Sklavinnen halten. Die Aermeren waren natürlich durch die Umstände gezwungen, sich mit einer Frau zu begnügen. Auch war es in Aegypten gebräuchlich, daß Bruder und Schwester sich heirateten und eine heilige Pflicht, die kinderlose Witwe des Bruders heimzuführen. Die Frauen, d. h. die rechtmäßigen, waren den Männern ebenbürtig und als „Herrinnen des Hauses“ geachtet. Von Hochzeit-Ceremonien findet sich nichts vor. Mann und Frau hatten in vornehmen Häusern eine zahlreiche Dienerschaft für die verschiedensten Verrichtungen. Auch die Kinder waren unter sich gleichberechtigt und zudem ist es geradezu fabelhaft, wie billig ihre Erziehung in Aegypten zu stehen kam (nach Diodor I. 80 nur 20 Drachmen = 15 Mark!) Freilich gingen sie bis zur Mannbarkeit nackt und blieben daher gesund und gerade. Dagegen war die Jugend mit Spielzeug wol versehen; man hat davon Puppen, künstliche Thiere, bewegliche Figuren u. s. w. gefunden. Die Jugend wurde zu strenger Ehrfurcht vor dem Alter angehalten. Jüngere mußten Aelteren ausweichen, vor ihnen aufstehen u. s. w. Bei Begrüßung Gleichstehender verbeugte man sich und ließ die Hände auf die Knie herabfallen.

Der Reichtum an beglaubigten Nachrichten und Zeugnissen über das Leben und Treiben der alten Aegypter gestattet uns, auf ihren Charakter Schlüsse zu ziehen. Die Leute des Nillandes hatten in ihrem von der übrigen Welt abgeschlossenen Stromthale durch dessen Ueberschwemmungen alles Notwendige, ohne des Auslandes zu bedürfen, so lange sie nicht auf dessen Luxus Anspruch machten. Dieser Umstand weckte in ihnen ein ungemein starkes Selbstgefühl gegenüber allem Fremden; alles solche war ihnen unrein und sie hüteten sich sorgfältig vor seiner Berührung. Damit hing ihre außerordentliche Reinlichkeit zusammen. Es waren ihnen häufige Waschungen und stets reine Kleider zur Pflicht gemacht; auch die allgemein übliche Beschneidung, welche jedoch nur bei den Priestern förmliche Pflicht war, wurde in diesem Sinne betrachtet. Das Alter dieser Sitte geht aus dem Umstande hervor, daß sie mit steinernen Messern vollzogen wurde. Ueber ihren Zweck liegt nur soviel klar vor, daß er kein sanitarischer, sondern ein religiöser ist, der mit der Heiligkeit des betreffenden Körpertheils in gewissen Götterdiensten in Verbindung steht. Das Selbstgefühl der Aegypter hieß sie auch auf ihre Zukunft sorgfältigen Bedacht nehmen. Sie beschäftigten sich aus diesem Grunde, nicht etwa aus melancholischer Gemütsart, viel mit dem Tode und dem zukünftigen Leben und sorgten für ihre Selbsterhaltung mit

großer Aengstlichkeit. Ihr Charakter war ferner harmlos und gutmütig, und dies, verbunden mit ihrer großen Vaterlandsliebe, schuf die Resignation, mit der sie sich in die drückenden Kastenverhältnisse und in die despotische Regierung fügten; was aus dem heiligen Lande selbst, aus Aegypten stammte, war ihnen recht und heilig, an dem durfte nicht gerüttelt werden und sie hingen so treu daran, wie an ihren Familienbanden, die uns im schönsten Lichte erscheinen. Sittliche Verirrungen blieben jedenfalls nicht aus; aber es fehlen uns nähere Nachrichten darüber. So gutherzig die Aegypter sonst waren, so kräftig und standhaft hielten sie daher aus, wenn es Werke zu verrichten galt, welche geeignet waren, den Ruhm des Vaterlandes zu erhöhen und zu verewigen. Und dies ist ihnen auch in reichem Maße gelungen, — anders als den in ihrem entnervenden Klima nur dem Augenblicke lebenden Indern, welche nicht für die Zukunft sorgten oder wenigstens nur in vereinzelten Aeußerungen und in durchaus unwillkürlicher Weise. Die Aegypter wollten sich verewigen und wir kennen alle ihre Könige und alle Züge ihres Lebens, während die Inder keine Geschichtschreibung hatten und auf ihre Gebräuche nur aus ihrem gegenwärtigen Zustande und aus ihrer schönen Literatur geschlossen werden kann. Die Aegypter haben daher mit den Indern keine Berührungpunkte, die nicht zufällig sind, wie das Kastenwesen, das bei beiden Völkern einen sehr abweichenden Charakter hat, und die Seelenwanderung, welche im Glauben sehr vieler Völker eine Rolle spielt. Viel mehr ähneln sie den Chinesen in der einheitlichen patriarchalischen Verfassung und in der weitgehenden Sorge für die Erhaltung der Vergangenheit und für den Ruhm der Zukunft, nur daß die Nilanwohner in dieser Hinsicht an idealer Auffassung und an wolthätiger Einwirkung auf die Kultur anderer Völker die Leute am gelben und blauen Strome weit hinter sich gelassen haben.

C. Die Beschäftigungen der Aegypter.

Die ehrwürdigste Beschäftigung in Bezug auf den Lebensunterhalt war bei den alten Aegyptern der Ackerbau. Sie rühmten sich, dessen Erfinder und Verbreiter zu sein. Isis und Osiris sollten denselben den Menschen gelehrt haben. Die Natur wies auch von selbst durch die Nilüberschwemmungen auf diese Erwerbsart hin. Sofort nachdem sich die Wasser verlaufen, säete man. In den ältesten Zeiten, wie auch später noch das gewöhnlichere Volk, ließ man den Samen durch Thiere in die Erde eintreten; die besseren Landwirte aber arbeiteten mit Pflug und Hacke. Der erstere war ohne Räder und

bestand aus einem krummen Holz, an dessen vorderm Ende sich die eiserne Pflugschar befand und welches sich an der andern nach oben gekrümmten Seite in zwei durch ein Querholz verbundene Enden spaltete, wo dann die Deichselstange eingefügt war. Er wurde meist von zwei Rindern gezogen und von einem Bauer gelenkt, während ein Zweiter die Thiere mit der Peitsche antrieb. Ein Dritter lockerte hinter her das Erdreich mit der Hacke noch mehr auf, und als Vierter folgte der Säemann. Wo Regen fehlte, begoß man die keimende Sat mit Wasser oder befruchtete sie durch Schöpfräder u. a. Vorrichtungen. Gepflanzt wurde Weizen, Gerste, Reis, Durra, Hülsenfrüchte. Flachs, Hanf, Koriander, Wassermelonen, Gurken, Baumwolle, Indigo u. s. w. Die Ernte wurde mit Sicheln eingebracht, die Aehren in Garben gebunden und diese über einander gelegt. Von den Aehren wurden die Körner abgestreift, indem man erstere durch an einem Holze befestigte Metallstifte zog. Dann wurden die Körner auf der Tenne von Rindern ausgetreten, wobei man sang: „Drescht ihr für euch, ihr Rinder, dretscht ihr für euch, das Getreide für euch, das Getreide für eure Herren!"*) Darauf schied man Frucht und Spreu mit der Worfschaufel. Gleich dem Acker- war auch der Gartenbau beliebt und die Blumenzucht sehr verbreitet. Die Gärten enthielten Wasserbecken, Baumgänge, Obelisken, Säulenhallen, Tempelchen u. s. w. Gleich dem Obste aller Arten, zu dessen Ernte Affen abgerichtet wurden, war auch der Wein stark angepflanzt und zwar in besonderen Gärten. In älteren Zeiten war der Wein spärlich angebaut und mußte eingeführt werden; später war er im Auslande von Ruf und sehr geschätzt. Man zog ihn an Stützen oder in Lauben oder ließ ihn frei wachsen. Knaben mußten mit Klappern die Vögel von den Trauben verscheuchen. Gepreßt wurden letztere mit den Füßen oder in einem Schlauch, den man mit aller Anwendung von Kraft auswand. Aus Gerste wurde eine Art Bier bereitet:

Geringer als der Ackerbau wurde die Viehzucht geachtet, dennoch aber stark betrieben, am meisten die des Rindviehs, dann der Ziegen, der Schafe, der Pferde (nicht zum Reiten, sondern blos zum Ziehen und erst seit den Zeiten der Hyksos), der Esel, der Kamele, sogar der allgemein verachteten Schweine; in älterer Zeit wurden auch Gazellen und Steinböcke als Hausthiere gehalten. Der Thierzucht wurde überhaupt große Aufmerksamkeit gewidmet. Die Schafe z. B. wurden

---

*) Aegyptisch:

Hi-ten'-enten'
na-ehōu, āh
hi-ten'-enten'
béti' enten'
béti' en nebu-ten.

zweimal jährlich geschoren und warfen zweimal Lämmer. Die kranken Thiere wurden mit Sorgfalt behandelt und die Schäfer u. a. Hirten bildeten sich zu Thierärzten aus. Die Ställe waren fast so eingerichtet wie die jetzigen und die einzelnen Viehstücke wurden mit eingebrannten Stempeln bezeichnet. Federvieh wurde ebenfalls viel gehalten, besonders Hühner und Gänse, und Brütanstalten eingerichtet.

Die Jagd wurde besonders von den Kriegern ausgeübt und ging auf die oben (S. 298) genannten wilden Thiere. Zur Jagd verwendet wurden als Waffen Speer, Bogen und Pfeil, die Wurfleine (Lasso), wie auch Fallen, in denen sich die Thiere fingen, und als Gehilfe diente der Hund, der in mehreren Rassen vertreten war. Lebend gefangene Thiere hielt man in Wildgärten. Bei Treibjagden in diesen fuhr der Jäger auf einen Wagen. Man richtete auch Hyänenhunde, Geparde und Katzen (auf Vögel) zur Jagd ab. Mit mächtigen Angelhaken fing man Krokodile, wobei ein Schweinsrücken als Lockspeise diente, und Nilpferde mit einer Art von Harpunen; mit eisernen Schlägeln schlug man beiden die Schädel ein. Mit Wurfstöcken jagte man Vögel oder fing sie in Netzen. Jagdvögel waren so ziemlich alle oben (S. 298) genannten. Fische wurden mit Netzen oder Angeln gefangen oder mit Zweizacken gespießt; der Nil und der Mörissee waren reich an manigfachen Arten, von denen aber, wie bei allen Thieren, die an den betreffenden Orten heiligen und verehrten nicht getödtet werden durften.

Nur als gezwungener Beruf, als Strafe und Schmach, wurde der Bergbau betrieben, namentlich auf Gold an der Grenze gegen Aethiopien. Verwendet wurden dazu Verbrecher, Kriegsgefangene, unschuldig Verurtheilte, oft sogar mit ihren Frauen und Kindern, und zwar gefesselt und ohne ihnen Ruhe zu gönnen. Diodor beschreibt die Art der Metallgewinnung genauer (III. 12—14). Außer den Bergwerken gewährten die Steinbrüche, wozu wol auch die als Grabkammern ausgehöhlten Felsen dienten, mineralische Ausbeute. Man entnahm ihnen den Stoff zu den Tempeln, Kolossen, Obelisken, Pyramiden, Sarkophagen, Bildsäulen. Doch die meisten Gebäude, die Stadtmauern und auch manche Pyramiden wurden aus Ziegeln gebaut, die an der Sonne getrocknet und der Festigkeit wegen mit zerhacktem Stroh vermischt waren. Auch zu dieser Arbeit wurden Sträflinge genommen.

Die Wandgemälde des Nillandes zeigen uns dessen Bewohner in Ausübung der verschiedensten Gewerbe, deren jedes indessen an die nachher zu erwähnende Kaste gebunden war, so daß der Sohn dem Vater darin nachfolgen mußte. Im Ganzen bemerken wir zwischen der Ausübung der Handwerke im Nillande und derjenigen bei uns keinen wesentlichen Unterschied, sondern nur solche, welche in der un-

vollkommenern Beschaffenheit der Werkzeuge und Geräte begründet sind. Die Bäcker kneteten den Brotteig mit den Füßen und formten aus ihm die manigfachsten Gestalten: runde, platte, längliche Brote, Figuren und Thiere aller Art, und ließen sie in flachen Körben den Kunden zutragen. Nichts besonders Charakteristisches läßt sich von den Schlächtern, Köchen, Schustern, Webern, Walkern, Färbern u. s. w. berichten. Schneider gab es nicht, da man nur ganze Stücke Stoff zur Kleidung benutzte. Die Tischler und Wagner arbeiteten wie die unsrigen; nur die Sargmacher fertigten wesentlich verschiedene, den Mumien selbst nachgebildete Geräte. Zur Arbeit der Töpfer wurden Drehscheibe und Brennofen, Glasuren und Malereien verwendet. Geräte aus Porzellan und Glas (Schmucksachen, Salbengefäße u. s. w.) wurden fleißig verarbeitet und gebraucht. Auch die Goldarbeiter waren sehr beschäftigt und gesucht, und setzten ihre Schmelzöfen in angestrengte Thätigkeit.

Den Handel mit den Erzeugnissen des Nillandes nach andern Ländern und mit denjenigen solcher nach Aegypten vermittelten die Phöniker, welche zu diesem Zwecke Privilegien hatten. Der Handel mit anderen Völkern unterlag Beschränkungen. Es waren nur zwei Zugänge für Waaren gestattet, Kanopus zur See und Pelusion zu Lande. Man schützte dadurch das Land gegen Seeräuber und Schmuggler und sicherte die Zölle. Die Aegypter selbst waren keine Freunde von Reisen in das Ausland, besonders nicht von Seereisen, und verließen daher ihr Land selten. Die Waaren, welche sie bedurften, suchten sie nicht im Auslande, sondern ließen sich selbe durch die Völker, welche sie erzeugten, in das Nilland bringen, die dafür ägyptische Erzeugnisse eintauschten. So kam das Holz der Wälder im Libanon, es kamen Wein, Oel, Bernstein, Brenn- und Bauholz, Zinn herein und wanderten dafür aus Aegypten Leinwand, Getreide, Papyroswaaren,*) Farbstoffe, Arzneien, Glaswaaren u. s. w. aus. Auch unter sich, im Lande selbst, trieben die Aegypter einen regen Tauschhandel. Gelt gab es im Lande unter den Faraonen nicht, sondern erst unter den Ptolemäern, also griechischer Art. Doch wurden oft goldene und silberne Ringe, die man obwog, als Wertmesser gebraucht. Maße und Gewichte dagegen waren in Anwendung, und wer sie fälschte, wurde (nach Diodor) durch Abhauen der Hände bestraft. Seitdem indessen Psammetichos mit fremden Völkern (Phönikern und Griechen) Verträge geschlossen und ihnen die Errichtung von Handelsniederlagen gestattet, auch alle Seehäfen des Reiches zu Freihäfen erklärt, da ent-

*) Die Papyroswaaren, wie Papier, Segeltücher, Kleider, Stricke, Netze u. s. w. kamen von Byblos in Phönikien aus in den Handel und hieß daher *Βύβλια*, daher wol das griech. *Βίβλια*, Bücher.

wickelte sich ein ägyptischer Handel. Psammetichos' Sohn Necho beabsichtigte die Grabung eines „Suez-Kanals“; Amasis räumte den Griechen die Stadt Naukratis ein und eroberte Kypros, welches dem Nillande Schiffsbauholz lieferte. Die Blütezeit des ägyptischen Handels fällt aber unter die Herrschaft der Ptolemäer, welche nicht mehr in das von uns zu berücksichtigende Zeitalter gehört.

Dem Erwähnten gemäß bewegte sich die älteste Schifffahrt der Aegypter ausschließlich auf dem Nil und zwar in höchst schwerfälliger Weise. Besondere Vorrichtungen mußten schon getroffen werden, um das unbeholfene Fahrzeug stromabwärts gleiten zu machen; stromaufwärts mußte es bei widrigem Winde an Stricken gezogen werden; bei gutem Winde diente ein Papyrossegel. Und doch hatten die Nilbote noch außerdem Ruderer, sechs bis über zwanzig auf jeder Seite, und oft ein Steuerruder. Reich verziert und ausgeschmückt waren die Lustbote der Reichen, besonders aber der Könige und Priester. Von Kriegs- oder Handelflotten auf dem Meere kennen wir aus älterer Zeit diejenige der Königin Hatasu, Tochter Thotmes I, aus der 18. Dynastie, welche auf dem Roten Meere gegen die Araber gesandt wurde und mit großer Beute an indischen, afrikanischen und arabischen Waaren zurückkehrte. Dazu gehörten u. A. 32 Bäume mit wolriechendem Holz, welche die Königin in ihre Gärten zu Theben verpflanzen ließ. Seit Psammetich I wurde das indessen gesunkene ägyptische Seewesen wieder bedeutender, jedoch um seine größte Blüte erst nach dem Untergange der Selbständigkeit Aegyptens zu erleben. Außer dem Nil und dem Meere dienten der Schifffahrt auch zahlreiche Kanäle, die außerdem noch die Bestimmung hatten, die Wolthaten der Ueberschwemmung, welche sonst nur den tieferen Gegenden zu Theil geworden wären, auf das Land gleichmäßiger zu vertheilen. Solche Kanäle gab es nach der ägyptischen Ueberlieferung schon seit dem ersten Farao Menes. Sie wurden durch Dämme und Deiche eingefaßt und durch Schleusen ihr Wasserspiegel gehoben oder gesenkt, so daß ihr Inhalt Gegenden von verschiedener Höhe mitgetheilt werden konnte. Sie waren geschlossen, bis der Nil zu einer gewissen Höhe stieg, was die an vielen wichtigen Stellen angebrachten Nilmesser (Nilometer) anzeigten, und wurden dann unter festlichen Gebräuchen geöffnet, um ihre Bestimmung zu erfüllen.

---

*) Dümichen, die Flotte einer ägyptischen Königin. Maspero hist. anc. p. 201 ff.

Zweiter Abschnitt.

Die Religion des Nilvolkes.

A. Der Götterkreis.

Wie in Indien, so gründete sich auch in Aegypten die gesammte öffentliche Ordnung auf die Religion. Wie an der Ganga, war auch am Nil nicht, wie in China die Religion Staatsanstalt, sondern vielmehr der Staat eine religiöse Einrichtung. Gleich der Religion aller vorchristlichen Völker war auch diejenige der Aegypter ursprünglich Naturreligion, d. h. aus der Verehrung von Naturgegenständen entsprossen. Die ägyptische Religion wuchs, wie jede sogenannte polytheistische, aus Lokalreligionen zusammen. In besonderen Gegenden und Orten suchte man die geheimnißvolle Macht, von der die Menschen abhängig sind, bald in diesem, bald in jenem Organ der Natur, z. B. im Himmel, in der Sonne, im Nil u. s. w. Jeder Ort, Stamm oder Kreis hatte so seinen besondern Lokalgott. Theilweise nun wurden diese Gottheiten einander mitgetheilt, theilweise aber schufen mit der Zeit die Priester durch Zusammenfassung derselben ein ausgedehntes Göttersystem. Lokalgötter sind es daher, welche unter den ägyptischen den altertümlichsten Charakter tragen, und unter ihnen sind es wieder die Gottheiten der bedeutendsten Städte, welche im nachherigen ausgebildeten Göttersystem die Hauptrolle spielten. Die bedeutendsten Städte Aegyptens sind aber Memfis und Theben, jenes in Unter-, dieses in Oberägypten, — gewissermaßen die beiden Brennpunkte des Landes, in welchem bald die nördliche, bald die südliche Hälfte die Oberhand hatte oder auch, je nachdem Eroberer von Norden oder Süden eindrangen, die letzte Zuflucht des wahren Aegyptertums war.

Der Gott von Memfis war Ptah, welchen die Hellenen mit ihrem Hephästos zusammenstellten und von welchem Herodot berichtet, er wäre im Tempel in zwerghafter Gestalt abgebildet gewesen, und ebenso auch seine Kinder; er ist das Licht, auch das Feuer. Manetho macht ihn zum ersten König der Götterdynastien Aegyptens und die Priester des Landes nennen ihn den Weltschöpfer, der „das Ei der Sonne und des Mondes bewege", als „Weber der Anfänge", „Vater der Väter der Götter, Herrn der Wahrheit, Herrscher des Himmels" u. s. w. Seine zwerg- oder kindhafte Gestalt versinnbildlichte wol, daß das All aus kleinen Anfängen entstanden, wie aus dem Funken die Flamme hervorgeht. Er wurde grün gemalt und hatte oft den ihm heiligen Käfer (Skarabäus, σκάραβος) zum Abzeichen.

Mit Ptah wetteiferte an Bedeutung der Gott von On, Anu oder Heliopolis, Ra, der Sonnengott, nach Manetho der zweite Götterkönig. Er wurde je nach den Tages- oder Jahreszeiten des Sonnenlaufes (Morgen, Mittag, Abend; Frühling, Sommer, Herbst), als Kind, Jüngling, Mann und Greis abgebildet. Auch er galt als Weltschöpfer und heißt in den Inschriften: offenbart im Abgrunde des Himmels, — der sich jeden Tag durch sich selbst neu gebärt u. s. w. Wie der Griechen Helios auf dem Sonnenwagen, fuhr Ra auf der Sonnenbarke, die als Nilbarke vorgestellt wurde. Gemalt wurde er rot, mit der Sonnenscheibe auf dem Kopfe, die gewöhnlich von einer Königsschlange umgeben war; sein Sinnbild war letztere mit zwei Flügeln, oft vereint mit dem Skarabäus; es glänzte auf den Pforten der Tempel und Pylonen. Heilig waren ihm der Kater, der hellfarbige Stier, der Sperber; des Letztern Kopf trug er auch oder erschien ganz als Sperber, die Sonnenscheibe tragend. Die Faraonen nannten sich Söhne des Ra.

In Hermopolis (Aschmunein) wurde Thoth verehrt, den die Griechen dem Hermes gleichstellten. Er galt als Erfinder und Beschützer der Wissenschaften, Urheber der Benennungen, der Zeitrechnung, der Schrift, der Opfer, der Musik und des Oelbaumes und wurde „Schreiber der Wahrheit“ genannt, auch „Herr der acht Gegenden“. Ihm war der Ibis heilig, dessen Kopf er auch trug; in der Hand hatte er eineu Zeitmesser oder ein Schreibzeug. Eine Nebenform seiner Person scheint der gleich dem Sonnengott auf einer Barke fahrende Mondgott Joh zu sein. In derselben Stadt wurde auch den „acht Kindern des Ptah“, vier Paaren von Elementargeistern, Ehrfurcht gezollt.

In Sais betete man zur Neith, von den Hellenen für ihre Athena gehalten. Gar sehr wird der deutsche Idealismus, welcher sie in Schillers „verschleiertem Bild von Sais“ besang, enttäuscht, wenn von dem nach Plutarch (Isis und Osiris, Kap. 9) an ihrem Tempel geschriebenen Spruche die wahre Bedeutung klar wird. „Ich bin Alles, was da war, was da ist und was da sein wird; kein Sterblicher hat mein Gewand (πέπλος, nicht Schleier) gelüftet“; d. h. sie, die schaffende Naturkraft, hat ohne Zuthun eines Mannes geboren. Sie wird ohne Thierkopf, mit einem Stab und oft mit der Krone Unterägyptens, auch mit Bogen und Pfeilen abgebildet. Die ägyptischen Inschriften nennen sie: die Kuh, welche die Sonne gebar, die Urmutter der Sonne, die Mutter der Götter.

Der Tempel zu Bubasis (Pa-Bast, Stätte der Bast), war der Göttin Pacht, Pascht, Bast, heilig, einer Tochter des Ra, deren geheiligtes Thier und Kopfbild die Löwin oder die Katze war. Die

Hellenen nannten sie Artemis. Sie ertheilte Orakel und ihre Feste zu Bubastos wurden unter kolossalem Zulauf von Hunderttausenden von Wallfahrern gefeiert.

In Ober-Aegypten war die hervorragende Gottheit der von den Griechen für ihren Zeus gehaltene Amen, griech. Ammon. Die Bedeutung seines Namens ist „der Verborgene", nach Hekataios von Abdera soll es ein Wort des Zurufens der Aegypter unter sich sein, womit sie den verborgenen Gott, der das Weltall selbst sei, anrufen, sich ihnen zu zeigen (Plut. Js. und Os. Kap. 9). Er wird mit dem Phallos abgebildet, auf dem Kopfe den Königsschmuck mit zwei hohen Federn. Seine Farbe ist blau (wol die des Himmels). In Theben und in der Ammons-Oase hatte er Orakel. Auch er wurde „Schöpfer der Welt" genannt. Sein Sohn Schu gilt als dritter Götterkönig. Seiner Gattin Mut, der „Herrin der Finsterniß", war der Geier heilig und auch ihr Kopfbild. Die Götter Ober-Aegyptens sind unter sich inniger verwandt, als jene des untern Landes, ja sogar oft mit einander verschmolzen. Ammons Stelle nahm oft Tum (Atmu) als untergehende Sonne ein, trug die doppelte Krone und hieß auch Vater der Götter, Vater der Anfänge, auch „Ra in seinem Ei", d. h. der wieder zum Aufgange bestimmte Sonnengott. Zu Koptos verehrte man den Chem, einen phallischen Gott, in Syene den Chnum oder Chnemu (Knef) mit Widderkopf, den „Herrn der Ueberschwemmungen" (vielfach mit Ammon verschmolzen und eigentlich Eines mit ihm). Einer der ältesten Götter ist Anubis, schon in der Pyramiden-Zeit Todtengott. Er steht der Bestattung vor, ist der Hüter der Unterwelt, leitet und schützt die Einbalsamirung, hütet die Nekropolen und heißt der Eröffner der Wege als Hermes Psychopompos. Er ist der Hauptgott in vielen oberägyptischen Nomen. Sein heiliges Thier ist der in Nekropolen hausende Schakal, mit dessen Kopf er abgebildet wird. Eine Göttin von Elefantine war Sate, von den Griechen Hera genannt, mit Kuhhörnern gebildet, und eine andere des obern Landes Anuke, die ägyptische Hestia. Ein Sonnengott der nämlichen Gegend war der krokodilköpfige Sewek.

In Ober- und Unter-Aegypten fand Hathor, des Nillandes Aphrodite, „die Herrin des Tanzes und Festrausches" Verehrung. Ihr Thier und Bild war die Kuh, mit der Mondscheibe zwischen den Hörnern.

Diesem ältern Göttergeschlechte wolthätiger Naturgewalten in ungetrübter Harmonie, gegen welches nach den Denkmälern umsonst ein Schlangenwesen, Apap, ankämpft, aber von Ra besiegt wird (wie stets der Nachtdrache vom Sonnengotte), folgte in Aegypten ein zweites, in welchem die Gegensätze der Elemente sich im Kampfe maßen, womit dann natürlich auch ethische Momente in der Mythologie

Eingang fanden. Die Eltern dieses mythenreichen Geschlechtes hießen Seb und Nut, Gottheiten des Himmels, von den Hellenen Kronos und Rea genannt. Nach der Erzählung des Plutarchos (Is. u. Os. Kap. 12) gebar Rea (Nut) drei verschiedenen Gatten, dem Helios (Ra), Hermes (Thoth) und Kronos (Seb) fünf Kinder, und zwar, weil der eifersüchtige Helios sie verflucht habe, weder in einem Monat, noch in einem Jahre zu gebären, auf Anordnung des Thoth, der dem Monde die dazu erforderliche Zeit abgewonnen, an den fünf Schalttagen, die Thoth dem Jahre von da an beifügte, das vorher nur 360 Tage gehabt habe. Diese fünf Kinder sind: Osiris (äg. Asiri oder Asar, für Dionysos gehalten), Harueris (auch der ältere Horos, bei den Griechen Apollon), Typhon (äg. Set), Isis (äg. Ast) und Nephthys (äg. Nebti). Osiris nahm die Isis zur Frau, welche übrigens auch bisweilen seine Mutter genannt wird, Typhon die Nephthys.

Osiris und Isis sind die Hauptgestalten der ägyptischen Mythe. Osiris, von den Aegyptern mit über hundert Ehrennamen beschenkt, die freilich viele Wiederholungen enthalten, darunter Un nefer (Ἀγαθοδαίμων), folgte seinen Vater Seb als Götterkönig und ist eine Erneuerung des Ra, also Sonnengott. In den ägyptischen Inschriften heißt er „König der Götter“, „Herr von unzähligen Tagen“, „König des Lebens“, „Ordner der Ewigkeit“. Seine Farbe ist grün, auch schwarz, seine Darstellung meist vollkommen menschlich, ohne Thierkopf; in Nebenformen jedoch mit Kranich- oder Sperberkopf, seine Kleidung weiß; er trägt die Krone Ober-Aegyptens mit Straußfedern. Seine Heiligtümer waren Philä und Abydos in Ober-, Memfis, Sais und Busiris (Pe-osiri, d. h. Stätte des Orisis) in Unter-Aegypten.

Isis erscheint in ägyptischen Abbildungen in jugendlicher Gestalt, auf dem Haupte eine von einem Geier gebildete Mütze und die Hörner des ihr geheiligten Thieres, der Kuh, zwischen denselben die Mondscheibe, diese oft von einer Schlange umwunden, in den Händen das Blnmenskepter. Sie wurde auch völlig als Kuh dargestellt und in Sais eine reich geschmückte hölzerne Kuh an ihrer Statt verehrt. Ihre Titel waren: königliche Gemalin, große Göttin u. s. w. Sie wurde auch mit Mut, Hathor, Sate u. a. Göttinnen vermengt.

Set-Typhon, der Feind des Götterpaares, wurde brennendrot gemalt, und seine Thiere (Kopfbilder) waren die verachtetsten, der Esel, das Nilpferd und das Schwein, sowie das gefürchtete Krokodil. Sein Geburtstag, der dritte Schalttag, war ein Unglückstag. Man nannte ihn den allmächtigen Zerstörer und Veröder. Er war das böse Element, der Ahriman und Satan der Aegypter. Rötliche Esel und rothaarige Menschen wurden im Nillande als ihm geweiht miß-

handelt und alle schädlichen Dinge der Natur als sein Werk verabscheut.

Nebti (Nephthys), Typhons Gattin, erscheint als ein Gegenbild von Isis; wie Diese die Entstehung, so vertritt Jene das Ende aller Dinge, aber nicht in bösem Sinne wie ihr Gatte. Isis steht zu Häupten, Nebti zu Füßen des Todten. Letztere heißt „die Herrin des Grabes". Die Griechen nannten sie Aphrodite (die nächtliche), was sie als Mond- oder Nachtgöttin bezeichnet. Sie trägt keinen Thierkopf, aber Kuhhörner mit der Mondscheibe dazwischen.

Den Mythos von der Regirung und den Fahrten des Osiris bis nach Indien, die ganz denen des Dionysos entsprechen, — von seiner Ermordung und der Zerstückelung seines Körpers durch Typhon, von der Sammlung der Theile durch Isis und der Versetzung des Gottes als untergegangener Sonne in die Unterwelt dürfen wir als bekannt annehmen.*) Sie wird blos von griechischen und zwar spät lebenden Schriftstellern erzählt und es ist daher schwierig zu entscheiden, wie viel oder wie wenig ächt ägyptisches daran geblieben ist.

Der jüngste Gott und letzte Götterkönig der Aegypter ist der Rächer seines Vaters, des Osiris Sohn Horos, äg. Har, Her oder Hor, der Ueberwinder des Typhon, auch Horos der Jüngere genannt, Harpechrut (griech. Harpokrates), d. h. Har das Kind. Als Kind dargestellt, sitzt er auf dem Lotosblatt oder Krummstabe und hat den Finger am Munde, als Jüngling oder Mann steuert er den Sonnenkahn. Ihm war der Sperber heilig, dessen Kopf er trug, und darüber Aegyptens Doppelkrone. Auch er ist gleich dem Vater eine Wiederholung des Ra. Verehrt wurde er in Edfu und Kus, welche die Griechen, die ihn für Apollon nahmen, Groß- und Klein-Apollinopolis nannten, und in Ombos.

Nach den Andeutungen der ägyptischen Denkmäler und den klaren Aeußerungen der griechischen Schriftsteller bedeutet Osiris die Sonne, welche durch Typhon, die Nacht, unterliegt, aber in Horos, der jungen Sonne, wieder aufersteht, und Isis den Mond.**) Es gab indessen auch andere Auffassungen, namentlich jene, welche unter Osiris den Nil, unter Isis das von ihm befruchtete Land, unter Typhon den verzehrenden Glutwind der Wüste, unter Horos den wieder zu neuer Fülle erwachsenden Nil versteht. Plutarchos, welcher diese und noch andere Deutungen bespricht, kommt schließlich zu dem Ergebniß, die Mythe ethisch auszulegen, d. h. alles, was ohne Ordnung und Maß ist, also alles Schädliche und Verderbliche sei dem Typhon, das Geordnete, Gute, Nützliche der Isis und dem Orisis

*) Plut., Is. und Os. Kap. 13—19. Diod. I. 14—22.
**) Diod. I 11.

zuzuschreiben.*) Das Wahre ist wol, daß diese Gottheiten alle bald so, bald anders aufgefaßt wurden, indem die Gegensätze in der Natur je nach dem Eindrucke und der Wirkung, die sie hervorbrachten, je nachdem der Eindruck ein angenehmer oder unangenehmer, die Wirkung nützlich oder schädlich war, auch als gut oder schlecht, d. h. also als ethische Gegensätze erscheinen mußten. Die Mythe von Osiris, Isis, Typhon und Horos verschlang aber zuletzt, in Folge ihrer Anschaulichkeit und des Reizes, den sie den Hörenden gewährte, alle früheren Göttergestalten, und die jüngsten derselben wurden zuletzt die am meisten verehrten und die älteren, Ptah, Ra, Ammon und die Uebrigen oft mit Osiris verschmolzen.

Auf diese Art bildeten sich Gruppen von Göttern, zuerst Dreiheiten, indem (wie der christlichen Dreieinigkeit) aus zwei Göttern ein dritter hervorging, z. B. Osiris, Isis und Horos, Ammon, Mut und Schu u. s. w., ferner Vereinigungen von acht und endlich von zwölf Köpfen.**) Von den Acht sagt der Alexandriner Clemens, daß sieben von ihnen die Planeten, der achte aber die Welt als Ganzes bedeute. Die Zwölf werden daher wol die Sternbilder des Thierkreises vorstellen, nach welchen das Jahr in Monde eingetheilt ist. Sieben Götter wurden als Götterkönige vor dem Beginne eines irdischen Reiches angenommen: Ptah (Hephästos), Ra (Helios), Schu (Sos), Seb (Kronos), Asar (Osiris), Set (Typhon) und Har (Horos).***)

Es gab ferner noch Gottheiten der Himmelsgegenden, der Monate, der Gestirne, des Nil, der ägyptischen Nomen, der Tages- und Nachtstunden, der Unterwelt, sowie verschiedener Tugenden u. s. w., dann Genien verschiedenen Ranges, über welche wir aber wenig unterrichtet sind, und endlich die heiligen Thiere.

Ein Zeichen, welches beinahe immer den Götterbildern in die Hand gegeben wurde, war das Tau oder Lebenszeichen, ☥ auch der Nilschlüssel genannt, ein Symbol der Macht und Hoheit der Götter, vielleicht ein geheimes Zeichen der priesterlichen Mysterien. Die ersten Christen Aegyptens benutzten es statt des Kreuzes.†)

Der für Aegypten so bedeutungsvolle Thierdienst hat seinen Ursprung nicht in diesem Lande, sondern in dem Fetischdienste der älteren, dunkleren afrikanischen Stämme. Wahrscheinlich machten die Eroberer demselben Zugeständnisse und schmückten ihre Götter mit Thierköpfen oder Thierleibern; das Volk aber fuhr fort, die Thiere

---

*) Plut. Is. u. Os. Kap. 64.
**) Herod. II. 43, 46, 145.
***) Maspero, hist. anc. p. 37 f.
†) Wilkinson new ser. II. p. 283.

selbst zu verehren. Die Veranlassung, gerade diese und jene Götter mit bestimmten Thieren zu verschmelzen, war gewiß eine symbolische, etwa begründet in Aehnlichkeiten zwischen dem Charakter des Gottes und seines Thieres, — und das so entstandene Bild eine nur den Priestern bekannte Art von Hieroglyphe mit bestimmter Bedeutung, welche letztere für uns verloren gegangen ist.

Der Thierdienst, der in keinem Lande je in so ausgedehntem Maße geübt wurde wie in Aegypten, mußte die Fremden zu dem Glauben verleiten, daß schlechtweg alle Thiere am Nil heilig wären. Herodot sogar (II. 65) war dieser Meinung. Es war dies aber nicht der Fall; es gab nicht nur Thiere, welche nirgends heilig, sondern sogar solche, welche überall verachtet und verabscheut waren, wie der Esel und das Schwein, die Thiere des Typhon. Von den übrigen aber waren nur wenige allgemein verehrt, die große Mehrheit aber nur an gewissen Orten beziehungsweise in gewissen Nomen, in anderen aber durchaus nicht. Von allgemein verehrten Thieren kennen wir den Aal, den Käfer, gewisse Schlangen, die Fuchsgans, den Storch, den Wiedehopf, den Ibis, den Sperber, das Rind, die Fischotter, den Löwen (besonders in Leontopolis), die Katze und den Hund. Wenn eine Katze den Tod fand, so schoren sich alle Hausbewohner die Augenbrauen, und wenn es brannte, so dachten sie zuerst auf Rettung der Katzen und nicht auf Löschung des Brandes. Starb ein Hund, so schor man sich am ganzen Körper. Doch gab es auch Ausnahmen. Die Bewohner von Oxyrynchos, welche den Fisch dieses Namens verehrten, fingen einst aus Haß gegen die Kynopoliten, die hauptsächlichen Hundeanbeter, alle Hunde, tödteten, opferten und fraßen sie. Von blos lokalen Thierverehrungen nennen wir außer verschiedenen, blos örtlich geheiligten Fischen, den Adler in Theben, den Geier in Eileithyia, das Krokodil in Krokodilopolis (Athribis), Koptos, Ombos und Theben, das Flußpferd im papremitischen Nomos, die Antilope in Koptos, den Ziegenbock in Mendes, die Kuh in Aphroditopolis, das Schaf in Sais und in der Thebais, den Widder in Theben, den Hundskopf-Affen (Kynokephalos) in Hermopolis, den Ichneumon in Herakleopolis, den Wolf in Lykopolis u. s. w.*) Die Verehrung dieser Thiere war so charakteristisch für die betreffenden Orte, daß die Griechen letztere nach den dort verehrten Thieren (oder auch nach den dort bevorzugten Göttern in griechischer Umkleidung) benannten (oben S. 302). An jedem dieser Orte war die daselbst geheiligte Thiergattung als unverletzlich und unantastbar betrachtet und Alles wetteiferte sie zu füttern; sogar fliegenden Vögeln warf man Speise

*) Ein Verzeichniß der heiligen und sonst in Aegypten vorkommenden Thiere bei Wilkinson new ser. II. p. 116 ff.

zu und rief ihnen zu, daß sie solche auffangen möchten. Wer ein Individuum dieser Art tödtete, war selbst des Todes schuldig, wenn es absichtlich, und mußte seine Schuld durch eine Buße an die Priester sühnen, wenn es unabsichtlich geschah. Einzelne heilige Thiere hielt man in geweihten Räumen der Tempel, wo eigene Wärter, deren Amt in der Familie forterbte, ihrer pflegten und sie mit den kostbarsten für sie passenden Speisen fütterten, sie badeten und salbten, ja sie sogar mit Teppichen (oft purpurnen), auf denen sie sich wälzten, und mit Schmucksachen versahen und ihnen schöne Weibchen ihrer Gattung zuführten. Im Möris-See wurde ein gezähmtes Krokodil gehalten und von den Priestern selbst gefüttert. Nach dem Tode wurden die heil. Thiere sorgfältig einbalsamirt und feierlich bestattet. Es war gebräuchlich, den heiligen Thieren Kinder zu geloben, was so gelöst wurde, daß man letzteren den Kopf ganz oder theilweise schor, das abgenommene Haar in Silber aufwog und dieses den Wärtern zum Unterhalte der Thiere übergab. Auch war jeder Gattung von verehrten Thieren ein Stück Landes geweiht, dessen Ertrag zur Pflege und Ernährung derselben hinreichte (Diod. I. 83). Der Thierdienst führte übrigens zu solchen Mißbräuchen, daß alle Schranken der Natur und Sitte fielen und z. B. bei dem Feste der heiligen Böcke zu Mendes, wie Herodot (II. 46) erzählt, *γυναικὶ τράγος ἐμίσγετο ἀναφανδόν*.

Es waren aber einzelne Thiere vor den übrigen ihrer Gattung ganz besonders bevorzugt. Das berühmteste derselben war der gleich dem König niemals sterbende Stier Apis (äg. Hapi), der dem Gotte Ptah in Memfis geweiht war. Die Mutterkuh dessében war nach dem Glauben der Aegypter von einem überirdischen Strale (vom Himmel oder vom Monde) befruchtet. Der Apis wurde von den Priestern ausgewählt; er mußte schwarz sein, einen dreieckigen weißen Fleck auf der Stirne, weiße flügelähnliche Flecke auf dem Rücken, im Schwanze zweifarbige Haare und ein Gewächs unter der Zunge von der Gestalt des dem Ptah heiligen Käfers haben. Mit seiner Einführung in den Tempel waren weitläufige Ceremonien verbunden. Abgebildet wurde er mit der Sonnenscheibe und der Königsschlange zwischen den Hörnern und war daher wol eine Sonnengottheit. Man setzte ihn auch in Verbindung mit Osiris, ja hielt ihn sogar für den in der Unterwelt weilenden Osiris, und bezeichnete ihn als solchen auf Grabschriften. In diesem Falle gab man ihm Menschenleib mit Stierkopf und nannte ihn Apis-Osiris oder Osiris-Apis, Osorapi, welcher Name von den Griechen in Sarapis oder Serapis zusammengezogen und für denjenigen eines besondern Gottes gehalten wurde. Seine Mutter wurde lebenslänglich gepflegt und ihm ein Harem von Kühen gehalten. Das Leben des Apis wurde auf 25 Jahre, eine

astronomische Periode, berechnet. Starb er vor oder nach Ablauf derselben, so wurde er tief betrauert, kostbar einbalsamirt, mit Denksäulen beehrt und prächtig bestattet, wofür sich die Aegypter kein Gelt reuen ließen. Es gab im Lande noch andere heilige Stiere, z. B. den dem Ra geweihten Mnevis in Heliopolis und den dem Harueris heiligen Pakis in Hermonthis. —

Als eine weitere Fleischwerdung des Osiris wurde zu On (Heliopolis) verehrt der Vogel Bennu, ein Reiher mit zwei langen Federn am Hinterkopf, welcher regelmäßig mit dem Anschwellen des Nil erschien. Es wurde von ihm gesagt, er erzeuge sich selbst und lasse die Zeitabschnitte entstehen. Es ist vielleicht derselbe Vogel, den die Griechen Phönix und ein Sinnbild der Sonne nannten und als goldfarbigen Adler sich vorstellten, der sich nach fünfhundertjährigem Leben auf einem Scheiterhaufen von Gewürzen selbst verbrenne und aus dessen Asche dann der junge Vogel hervorgehe. Auch der Kater des Sonnengottes in Heliopolis wurde besonders heilig gehalten und auf einem erhaltenen Denksteine alle seine Körpertheile mit solchen verschiedener Götter verglichen.

Es gab auch heilige Pflanzen, die bestimmten Gottheiten, besonders Göttinnen geweiht waren, z. B. die Persea, die Sykomore, die Tamariske u. s. w.

B. Die Tempel und ihre Priester.

Die Tempel waren der Stolz Aegyptens, und wenn dieses Volk nur diese Kunstwerke allein geschaffen hätte, so hätte es sich damit schon Denkmäler für die Ewigkeit errichtet. Alle anderen Gebäude sind zerfallen und beinahe spurlos verschwunden; Tempel und Gräber stehen noch, wenn auch in großartigen und staunenswerten Ruinen. Sie fordern zur Bewunderung eines Volkes auf, das schon in so grauer Zeit so Großes und Gewaltiges, so Geistvolles und Sinnreiches geschaffen.

Der ägyptische Tempel war ein Gedanke, in Stein gehauen, eine Frage an die Ewigkeit und ihre Geheimnisse, was, neben der den Gräbern in diesem merkwürdigen Lande gewidmeten Sorgfalt in der hergebrachten Meinung bestärken könnte, daß die Aegypter nur gelebt hätten, um zu sterben, einbalsamirt und begraben zu werden, wenn nicht verräterische Bilder anderswo darthäten, daß sie auch wol zu lachen und zu scherzen verstanden. Die Tempel des Nillandes waren auf abgegrenzten Räumen von der Gestalt länglicher Vierecke errichtet. Ein hundert Fuß breiter gepflasterter Weg führte vom Thore der Umfangsmauer zum Tempel, auf beiden Seiten mit Reihen von Sfingen besetzt, die je dreißig Fuß

auseinander standen. Den Eingang umschloß ein Pylon, d. h. pyramidaler doppelter Vorbau, vor welchen Obelisken, Kolossalstatuen von Göttern oder Königen und hohe bewimpelte Masten standen, und hindurch gelangte man in die Vorhöfe, die wieder unter sich durch Pylonen getrennt waren, und durch diese in den Tempel selbst (das Innere), und zuletzt in das niedrigere und flach bedeckte Allerheiligste (Adyton, σηκος). Die Höfe waren von Gallerien umgeben, die von Säulen getragen wurden, Alles über und über mit Hieroglyphen und Bildern bemalt. Die Mauern glänzten von seltenen Steinen und blendenden Farben, das Innere leuchtete von Gold, Silber und Edelsteinen, und das Allerheiligste war mit Vorhängen von Goldgewebe verhüllt. Im Adyton befanden sich die Götterbilder und heiligen Thiere. In Nebengebäuden wohnten die Priester und Diener und wurden die Opferthiere gehalten. Die Mauern des Tempels und seiner Theile waren außen und innen mit Hieroglyphen-Inschriften und Basreliefs bedeckt, aus denen die Neuzeit vorzugsweise ihre Kenntniß des altägyptischen Lebens und Treibens geschöpft hat. Solche Tempel waren über ganz Aegypten hingesäet und bald einer, bald mehreren Gottheiten geweiht oder in dem Tempel einer Gottheit auch andere solche gastfreundlich aufgenommen. Manche Tempel ehrten auch mehrere Gottheiten zugleich, namentlich mit Vorliebe ihrer drei, unter einem Bilde oder einer Personifikation mit vereinigten Namen. Namentlich spielten hierin Isis und Osiris eine große Rolle, welche bald ihre eigenen, bald gemeinsame, bald solche mit anderen Göttern zugleich hatten.

An jedem Tempel war eine Priesterschaft angestellt, mit einem Oberpriester an der Spitze, welcher auch Profet genannt wurde und wahrscheinlich die Orakel und Vorzeichen zu besorgen hatte. Die übrigen Priester zerfielen in mehrere Klassen, welche schwerlich vollständig bekannt sind und wol auch nicht in allen Landestheilen dieselbe Rangordnung hatten. Es werden als solche Klassen namentlich genannt: die heiligen Schreiber (Pterophoren, Federnträger), deren Aufgabe die Pflege der Wissenschaft war, namentlich der Kenntniß beider Welten, der am Himmel und der auf Erden, d. h. Aegyptens. Speziell mit der Astronomie und wol vorzugsweise auch mit der Astrologie hatten sich die Horoskopen zu beschäftigen. Eine weitere Klasse bildeten die Sänger der Götterhymnen, dann die Hierostolisten, welche die Bekleidung der Götterstatuen zu den feierlichen Umzügen, sowie die Prüfung der Opferthiere besorgten und denen die Moschosphragisten und Moschosphagisten, die Opferthierbesiegler und Opferthierschlächter untergeordnet waren. Darauf kamen die Pastophoren, bei Plutarch Hieraphoren, die Träger der Götterbilder, Reliquien, Symbole u. s. w. bei Umzügen; man nimmt an, daß sie auch die

Aerzte des Landes waren. Zur dienenden Klasse der Priester gehörten die Einbalsamirer (Taricheuten) und zuletzt die Tempeldiener (Neokoren), welche die heiligen Räume zu reinigen hatten.*) Daß es auch Priesterinnen gab, besonders der Isis, geht aus Denkmalbildern hervor. Manche Priesterkollegien ragten an Ruf und Bedeutung über die anderen hervor, so namentlich die zu Theben, Memfis, und Heliopolis, später auch das der Insel Philä.

Die Priester nahmen in Aegypten eine ungemein hohe Stellung ein. Als die Freunde und Vertreter der Götter und Vermittler zwischen diesen und den Menschen hatten sie ganz besondere Vorschriften der Reinigkeit und Reinlichkeit zu beobachten. Sie trugen nur leinene und stets frisch gewachsene Kleider, beschnitten sich (s. oben S. 307), badeten zweimal täglich und zweimal in der Nacht (?) kalt, schoren jeden dritten Tag alles Haar am Leibe ab und hatten noch eine Menge anderer heiliger Gebräuche zu beobachten. So z. B. waren ihnen Fische, Schweinefleisch und Bohnen, sowie das Salz, und an gewissen Tagen alles Fleisch verboten; auch begnügten sie sich mit einer Frau.

Dafür erfreuten sie sich manigfacher Vorrechte; sie zahlten keine Steuern und hatten ein Drittel des gesammten Landes zu ihrer freien Benutzung. Nach dem Sturze des ägyptischen Reiches hörte freilich diese Herrlichkeit auf, und den Ptolemäern mußten die Priester steuern.

Ein weit höheres und großartigeres Vorrecht hatten indessen die ägyptischen Priester in dem alleinigen Besitze aller Wissenschaft. Von der Kenntniß thatsächlich vorhandener Dinge hier einstweilen abgesehen, waren sie allein unter allen Landesangehörigen mit der Natur und dem Grunde des nationalen Glaubens bekannt und vertraut. Die ägyptischen Priester genoßen im Altertum hinsichtlich ihrer Weisheit, trotz der Abgeschlossenheit ihres Landes, eines Weltrufes, und dies wäre undenkbar gewesen, wenn ihre Lehre keinen andern Inhalt gehabt hätte, als den Volksglauben, nur etwa in gelehrt theologischer Form. Nein, sie hatte einen weit tiefern Grund. Das Volk wußte nicht, warum es Thiere und thierköpfige Götter verehrte, nicht, wer Osiris, Isis, Ammon, Typhon waren, — die Priester aber wußten es. — Darum wetteiferten die größten und besten, die weisesten und berühmtesten Hellenen, die Tempel am Nil zu besuchen, — nicht um zu erfahren, daß und wie man diesen und jenen Göttern diente, — das konnte für sie kein Interesse haben, — sondern um zu wissen, was der Kern und der Geist dieses Glaubens war. Was die ägyptischen Priester wußten, das waren eben Mysterien; sie weihten in dieselben Niemanden ein, als ihre Kastengenossen höhern Ranges, den

*) Uhlemann II. S. 184 ff.

König und ausgezeichnete Fremde und es war streng verboten, den Inhalt dieser Lehren und die dieselbe einhüllenden geheimnißvollen Formen und Gebräuche an Uneingeweihte zu verraten, und es ist bis heute niemals bekannt geworden. Herodot, Diodor und Plutarch sprechen mit der größten Vorsicht von den ägyptischen Mysterien; aber es geht aus ihren Worten für Jeden, der sie verstehen will, deutlich hervor, daß es sich in den Priesterlehren um eine Symbolisirung des ägyptischen Götterglaubens handelte, — nicht um das, was geglaubt wurde, sondern um das, was es bedeutete. Wir führen nur wenige schlagende Beispiele an. Herodot erzählt (II. 61), daß am Feste der Isis in der Stadt Busiris nach der Opferung Männer und Weiber sich schlagen; doch den, um deßwillen sie sich schlagen, sei ihm nicht erlaubt (*οὐ μοι ὅσιον*) zu nennen. Diese Auslegung war also ausschließliches Geheimniß der Eingeweihten. Plutarch (Is. u. Os. 8) versichert, in den ägyptischen Gebräuchen sei nichts Unvernünftiges, Fabelhaftes oder Abergläubisches, sondern alle haben ihre Gründe, ferner (ebdas. 11), daß Nichts von dem was erzählt wird, wirklich so geschehen und vorgefallen sei, sondern eine sinnbildliche Bedeutung habe und wieder (ebdas. 70), daß die Aegypter mit den Namen der Götter deren Gaben und Werke bezeichnen und ihnen des Nutzens wegen diese Ehre erweisen. Daß die Priester diese ihre Kenntniß von der Bedeutung der Mythen geheim hielten, kann nicht in Verwunderung setzen, wenn man erwägt, wie sehr Priestern als Solchen daran liegen muß, ihr Ansehen zu bewahren, was nur möglich ist, wenn sie mehr wissen oder können als Andere. Was die Priester, wenn sie selbst den Glauben des Volkes nicht theilten, weil sie seine Bedeutung kannten, für sich selbst an dessen Stelle setzten, kann jetzt nicht mehr zweifelhaft sein, seitdem man aus dem „Todtenbuche“ weiß, daß sie einem Monotheismus huldigten, zu dem sie auf dem Wege der Abstraktion durch Vergeistigung der Gottheit gelangt waren. Die einzelnen Götter waren ihnen nur noch volkstümliche Gestalten des „Ureinen“, der „einzig ist, allein und sondergleichen“. Nu, der Ur-Ocean, war ihnen das Ewige und Unergründliche, das sich selbst erzeugt und geboren hat, vollkommen, allwissend, allmächtig, unbegreiflich. Er ist der Vater, die Mutter und das Kind Gottes zugleich und so eine Dreiheit in der Einheit, welche Idee schon die Aegypter ahnten. Die einzelnen Götter sind seine Glieder, welche die Priester dem Volke zeigten, in denen sie, weil dieses den Ureinen nicht begreifen konnte, dessen Eigenschaften oder Rollen zur Anschauung brachten.*) Diese letztern wurden denn

*) Duncker, Gesch. d. Alterth., 4. Aufl. I. S. 160. Uhlemann, Alterthumsk. II. 268. Maspero, hist. ancienne p. 26 ff.

auch, wie bereits gezeigt, vielfach mit einander verwechselt, vermengt und verschmolzen.

Es wird berichtet, daß die ägyptischen Priester 42 heilige Bücher hatten, in welchen ihre Kenntnisse niedergelegt waren, und auf welche wir zurückkommen werden. Ohne Zweifel enthielten die vornehmsten derselben die priesterliche Götterlehre; sie sind leider bis auf wenige Bruchstücke (das sog. Todtenbuch) verloren; ein neidisches Schicksal hat ihnen nicht vergönnt, die Zahl der „Bibeln" der Menschheit um eine — und zwar die älteste von allen — zu vermehren.

C. Der Götterdienst am Nil.

Wie die Götter der Aegypter keine im ganzen Lande auf dieselbe Weise geordnete Verehrung genossen, indem beinahe jede Stadt ihr eigenes System angebeter Wesen besaß, so konnte auch der Kult oder der Inbegriff der den Göttern dargebrachten Huldigungen nicht ein allerorten übereinstimmender gewesen sein. Doch wurden viele Götter an mehreren Orten verehrt und in den späteren Zeiten diejenigen aus dem Sagenbereiche des Osiris und der Isis sogar überall, und so gab es auch im Götterdienste manigfache Berührungen zwischen den verschiedenen Landestheilen. Die wichtigsten heiligen Handlungen waren bei allen Glaubensformen stets die Opfer, und es zeigt sich schon an diesen in untrüglicher Weise, welche Stufe der Kultur ein Volk erstiegen hat, und zwar insofern, als sie mit Vergießen von Menschenblut verknüpft sind oder nicht. Die Aegypter erscheinen uns in Folge ihrer vorgeschrittenen Kultur und ihrer Blütezeit durchaus als human und auf ihren Denkmälern erscheint nirgends eine Spur von Menschenopfern. Daher sind die Angaben sehr verdächtig und aller Wahrscheinlichkeit ferne, daß Manetho (nach den Zeugnissen des Porphyrios und Plutarchos) erzähle, man habe „vormals" in Heliopolis der Hera alle Tage drei Menschen geopfert, welche gleich den Opferthieren ausgesucht, geprüft und versiegelt worden; aber Amasis habe diese Unsitte abgeschafft und Wachsbilder an die Stelle der Menschen gesetzt, — ferner: in Eileithyia habe man sog. typhonische, d. h. rothaarige Menschen (also wol meist Fremde, wie Diodor ausdrücklich sagt, da jene Farbe in Aegypten selten vorkam) lebend verbrannt. In älteren Zeiten und vereinzelt mag solches vorgekommen sein. Wenigstens war das den Opferthieren späterer Zeit aufgedrückte Sigel mit dem Bilde eines knieenden, gebundenen und von einem Messer bedrohten Menschen bezeichnet, was eine Stellvertretung des letztern andeuten könnte.*) Thatsache ist aber, daß wir in den Zeiten,

*) Wilkinson new ser. II. p. 352.

da griechische Schriftsteller über Aegypten schrieben, nur von Thieren und Pflanzen hören, welche geopfert wurden, und auf den Denkmälern im Nillande nur von solchen lesen. Es waren meist Hausthiere, Rinder, Schafe, Ziegen, Schweine, Hühner, Gänse, Fische; aber Blumen, Früchte, Brote, Fleischstücke, Wein, Milch, Salben, Schmuck und sogar blose Bilder darzubringender Pflanzen, Thiere u. s. w. wurden weit öfter geopfert, als lebende Thiere. Der Hergang beim Opfer war wie bei anderen Völkern; ausgeschlossen davon waren an jedem Orte die dort verehrten, sowie die unreinen Thiere; bei einem Stieropfer durfte das Thier nicht die geringste Aehnlichkeit mit dem Apis haben, z. B. kein schwarzes oder weißes Haar, sondern nur rotes, und beim Opfer wurde ihm der Kopf abgeschnitten und dann verflucht, in dem Sinne, daß alles Aegypten bevorstehende Unglück auf diesen Kopf fallen solle. Auch wurden Libationen von Flüssigkeiten dargebracht. Bei gottesdienstlichen Räucherungen wurde ein aus Wein, Honig, Harz, Asfalt und vielerlei Pflanzen bestehender Weihrauch (Kyfi) verwendet. Die Opfer u. a. Kulthandlungen waren von Gebeten und Gesängen an die Götter begleitet; auch scheute man sich nicht, wenn Unheil die Menschen traf, die Götter sowol als die heiligen Thiere zu bedrohen, damit selbes aufhöre, und wenn dies nicht geschah, die letzteren sogar zu tödten (Plut. Is. u. Os. 73).

Auch in Aegypten waren Umzüge ein wichtiger Bestandtheil des Kultes; ja sie scheinen hier eigentlich ihre Heimat zu haben und wurden, im großartigsten Maßstabe angeordnet, zu wahren Nationalwallfahrten nach gewissen heiligen Orten. Man trug dabei heilige Kisten, goldene Thierbilder, bekleidete und geschmückte Götterbilder und verschiedene Symbole herum. Die berühmtesten Feste, an deren Tagen dieses stattfand, waren die der Bubastis in Bubastos, der Isis in Busiris, der Neith in Sais, des Ra in Heliopolis u. s. w.; sie wurden aus ganz Aegypten besucht, wol oft zu mehreren hunderttausenden von Andächtigen, die da opferten, sich aus frommen Gründen geiselten (in Busiris) oder prügelten (in Papremis), vor Allem aber viel aßen und tranken und sich oft der größten Ausschweifung und Zügellosigkeit hingaben.

Besonders glänzend war das Fest der Neith, indem jeder Theilnehmende eine brennende Lampe trug, und zwar nicht nur in Sais, sondern überall, wo Jemand war, der die Göttin ehren wollte, an demselben Tage. Viele andere Feste feierten die Lebensschicksale und Leiden des Osiris in dramatischer Form, wobei, in Anknüpfung an die Sage von der Zerstückelung des Osiris, der Phallos eine große Rolle spielte. So gab es besondere Feste der Geburt, des Todes, der Auffindung des Osiris. Die fünf Schalttage des Jahres waren den nach der Sage an ihnen geborenen fünf Göttern des Osiris-Mythos

geweiht: Isis, Osiris, Nephthys, Typhon und Harueris. Endlich wurden gefeiert, wol als ursprüngliche Naturfeste, die Sommer- und Winterwende, Frühlings- und Herbstgleiche, der Anfang der Nilüberschwemmung, der Anfang und Schluß des Jahres, die Zu- und Abnahme des Mondes, die Feste der zwölf Monatsgötter, Einweihung und Tod des Apis, die Erscheinungen des Phönix u. s. w.

Der ägyptische Kult nahm mit Erhöhung des öffentlichen Wolstandes auch an Glanz und Pracht stetig zu. Mit verschwenderischer Freigebigkeit wurden die Götterbilder bekleidet und geschmückt. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die unzähligen, kostbar gearbeiteten Opfer- und Umzugsgeräte zu beschreiben, wie Altäre, Schalen, Becken, Vasen, musikalische Instrumente u. s. w.

Außerhalb der Festzeiten wirkten die Priester, wie anderwärts auch, durch mancherlei Mittel auf die Sinne und die Einbildungskraft ihrer Gläubigen. Dazu gehörten besonders die Orakel, deren Chons, Ra, Neith, Pascht, Ammon u. a. Götter welche besaßen. Das berühmteste, auch außerhalb des Nillandes, war das des Ammon (bei den Griechen Jupiter Ammon) in der ammonischen Oase der libyschen Wüste. Nach Strabon geschahen die Aussprüche desselben durch Zeichen, Nicken der Priester, Träume u. s. w. Von den Faraonen werden viele Befragungen der Orakel erzählt. Auch das Verhalten der heiligen Thiere galt als die Zukunft offenbarend, namentlich das des Apis. Die Aegypter glaubten ferner fest an die Vorherbedeutung der Träume, namentlich wenn man sich zu diesem Zwecke in Heiligtümern schlafen legte oder Andere für sich darin schlafen ließ. Namentlich hoffte man von diesen Verkündigungen Heilung in Krankheiten. Die Götter suchte man namentlich zu solchen Zwecken durch Angelobung von Weihgeschenken günstig zu stimmen, bestehend in edelm Metall, Bildern der geheilten Körpertheile, z. B. aus Elfenbein oder gebrannter Erde, Dankinschriften für die Genesung u. s. w.

Derjenige Kult aber, der die Aegypter am meisten in Anspruch nahm, war derjenige, den sie ihren Todten widmeten. Wie schon angedeutet, war es nicht Trübsinn, was sie dazu bewog, nicht Sehnsucht nach dem Tode, sondern vor Allem kluge Vorsorge für die Zukunft, für das persönliche Seelenheit, dabei aber auch Familiengeist, gehobenes Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, Ueberzeugung vom Werte der Nation und aller ihrer Glieder.

Das Eigentümlichste an der Art, wie die Aegypter ihre Todten behandelten, war die Einbalsamirung. Die Zeit derselben fiel mit derjenigen der Trauer zusammen und dauerte 70 oder 72 Tage. War der König gestorben, so unterblieben während dieser Zeit Opfer und Feste und waren die Tempel geschlossen. Die Unterthanen zerrissen ihre Kleider, streuten Asche auf ihr Haupt, sangen zweimal

täglich Trauerlieder auf den hohen Todten und enthielten sich des Fleisches, Weines, Bades, der Salbe und alles Aufwandes. Andere hervorragende Personen wurden betrauert, indem ihre Hausgenossen sich mit Schmuz beschmierten und sich, mit halb entblößtem Leibe, öffentlich schlugen (s. oben S. 326) Bei dem Tode naher Verwandten bewarf man sich Kopf und Gesicht mit Erde, zerkratzte sich Gesicht und Brust, zog ein langes bis auf die Füße reichendes Gewand an und rannte wehklagend durch die Straße. Auch enthielt man sich einige Zeit des Schmuckes und der Haarpflege. Aehnliches geschah bei dem Tode verehrter Thiere.

Für das Einbalsamiren, welches eine besondere Klasse der Priesterkaste besorgte, gab es drei Arten, welche sich nach dem Wolstande der Familie richteten und demgemäß eine Abstufung der Preise bildeten. Die vornehmste Art bestand darin, daß man das Gehirn mit einem Haken durch die Nase herauszog und die Hirnschale mit Gewürzen füllte. Dann wurden die Eingeweide durch eine Oeffnung herausgenommen, welche der heilige Schreiber bezeichnet hatte. Den Ausschneider (Parachisten) verfolgten die Hinterlassenen mit Drohungen und Steinwürfen als Urheber einer ruchlosen Handlung. Die Bauchhöhle wurde mit Dattelwein ausgespült und mit Gewürzen gefüllt. Endlich nähte man die Oeffnung wieder zu, legte den Leichnam bis Schluß der Trauerzeit in eine Salpeterauflösung, umwickelte ihn mit Byssosbinden und überstrich ihn mit Gummi. Die zweite Art beschränkte sich auf Einspritzen von Cedernöl, welches die Weichtheile auflöste, die dritte aber blos auf Einlegen in Salpeter. Die Kosten betrugen: ein Talent (4500 Mark), zwanzig Minen (1500 Mark) und eine kleinere, nicht genannte Summe.*) Ganz Arme wurden einfach in Lumpen oder Matten von Schilf und Palmblättern eingewickelt, auf Kohlen gelagert und mit Sand bedeckt. Die Mumien wurden je nach dem Range mit mehr oder weniger feinen baumwollenen Binden umwickelt, welche zuletzt den ganzen Körper mit Einschluß des Kopfes bedeckten. Bei Reichen krönten Perlenstickereien das Werk der Pietät. Ueber die Einwickelung aber wurde eine Maske aus Kattun oder Gyps gelegt, welche über dem Gesichte ein Osiris- oder Isis-Antlitz (je nachdem es ein Mann oder eine Frau war), über dem Körper aber Hieroglyphen gemalt trug. Das Ganze kam in einen hölzernen Sarg, der am obern Ende wieder ein Gesicht, am untern ein Fußgestell hatte, und im Uebrigen meist mit Hieroglyphen, die Lebensgeschichte des Todten enthaltend, bemalt war. Den Mumien wurden indessen noch verschiedene Gegenstände in den Sarg mitgegeben, wie Götterbilder, Waffen, Instrumente, Putz- und Nippsachen,

*) Herod. II. 86—88. Diod. I. 91.

vorzüglich aber beschriebene Papyrosrollen verschiedenen, meist religiösen, aber auch wissenschaftlichen oder dichterischen Inhalts und ohne Bezug auf den Todten, dessen Name erst nachträglich in die schon geschriebene Stücke eingetragen wurde. Der Sarg kam endlich im Grabe häufig noch in einen steinernen Kasten von Kisten-, Koffer-, Wannen-, Bett-, Tisch- oder anderer Form, auf welchem wieder Hieroglyphen eingehauen waren. Es gab übrigens auch steinerne Särge statt der hölzernen. Bevor jedoch die Mumien in das Grab kamen, wurden sie mit dem Sarge eine Zeit lang, wenigstens ein Jahr, im Hause aufbewahrt, wo sie an die Wand gelehnt dastanden und die Hinterlassenen ihnen göttliche Ehren erwiesen, ihnen Zwiebeln, das Sinnbild des Weinens opferten und sie mit Salben und Wolgerüchen übergossen. Es geschah dies besonders, wenn die Betreffenden kein Erbbegräbniß besaßen oder im Todtengerichte nicht schuldlos befunden waren oder Schulden hinterlassen oder die Mumie des Vaters versetzt und nicht eingelöst hatten.

Die Todten wurden, wenn dies an der Zeit und erlaubt war, in Grabkammern bestattet, die in Felsen ausgehauen waren. Eine Ausnahme machten blos wenige Könige, deren Reste in den merkwürdigsten und berühmtesten Bauwerken Aegyptens, in den Pyramiden zu ruhen kamen. Die Felsengräber bildeten eigentliche Todtenstädte, deren es besondere für die Priester, die Könige und Personen anderer Stände gab. Die wolerhaltenen Gräber dieser Art, zu großem Theile aufgefunden, haben unschätzbare Beiträge zur Kenntniß des alten Aegypten geliefert und die darin angebrachten Hieroglyphen-Inschriften geben über das Leben und den Charakter der Todten merkwürdige Aufschlüsse. Ueber das Nähere der Einrichtung der Gräber und Grabstätten des Nillandes werden wir bei Besprechung der Kunstleistungen desselben handeln.

War der Tag zur Beisetzung herangekommen, so versammelten sich die 42 Todtenrichter am Nil oder am Möris-See, — je nach der Richtung der betreffenden Grabstätten, — wohin auch der Leichenzug sich begab. Darin schritten, Alle blos mit einem leinenen Schurz bekleidet, Tempeldiener mit den zum Todtenopfer gehörigen Gegenständen, Pastophoren mit Behältnissen für Götterbilder, Diener des Todten mit seinen Lieblingsgegenständen, dann Klageweiber in langen weißen Gewändern, die Priester, mit dem Oberpriester im Leopardenfell an der Spitze, darauf der Sarkophag in einem bunt bemalten Holzkasten, mit Blumen geschmückt, auf einer Art von Schiffchen oder Schlitten, von Rindern oder Männern oder beiden gezogen, dahinter die klagenden Verwandten und Freunde. Hatte die Witwe noch ein kleines Kind, so trug sie es hinter dem Sarge her.

Nach Ankunft des Zuges an dem betreffenden Wasser konnte

Jeder unter den Anwesenden den Verstorbenen bei dem Todtengerichte anklagen. Dieser Sitte waren auch die Könige unterworfen, und fanden die Todtenrichter eine Schuld an dem Verstorbenen, so wurde ihm die Bestattung versagt. Ein falscher Ankläger fiel in schwere Strafe. War hingegen kein Kläger da oder wurde der Todte freigesprochen, so legte man die Trauerzeichen ab, hielt Lobreden auf den Gereinigten, bei denen er, nach hergebrachten Formeln, selbst redend erschien und sich gegen alle Beschuldigungen von Lastern und Unthaten rechtfertigte, deren Begriff im Ganzen der nämliche war, wie im hebräischen Dekalog und in den übrigen Moralgesetzbüchern des Altertums. Es hieß darin z. B.: ich habe Niemanden getödtet, ich habe mich vor Ausschweifungen gehütet, ich habe nicht falsches Zeugniß abgelegt, ich habe kein Maß und Gewicht gefälscht u. s. w.*) und nun führte man die Leiche über das Wasser, wobei sich die Menge der begleitenden, bunt bemalten und bewimpelten Schiffe nach dem Wolstande richtete. Jenseits ging der Zug in gleicher Ordnung wie vorher zum Felsengrabe, vor dessen Eingang das Todtenopfer dargebracht wurde und die Klageweiber Trauerlieder sangen. Darauf fand die Beisetzung in die Gruft statt, vor oder in welcher Stelen (Denksteine), Gefäße mit den bei der Einbalsamirung entfernten inneren Theilen und alle dem Todten mitgegebenen Gegenstände verschiedenster Art, wie auch Opfergeräte aufgestellt wurden. Die Grabkammern waren so wirkliche Museen der gesammten ägyptischen Kultur, und es ist, als ob die alten Aegypter gefühlt, geahnt und gewollt hätten, daß ihr Leben und Treiben einst der Gegenstand eifrigster Forschung der Nachwelt werden würde. Wir haben aber oben ihre wahren Beweggründe mitgetheilt. Denn mit der Bestattung war nach dem Glauben der Aegypter die Sache nicht zu Ende. Eine der wichtigsten Ueberzeugungen dieses Volkes war diejenige vom Fortleben der Menschenseele nach dem Tode. In die jenseitige Welt trat der Todte ein, sobald er einbalsamirt war und fuhr in einem Kahne nach seinem Bestimmungsorte, für welche Fahrt man dem Todten stets ein Goldblättchen in den Mund legte. Es war eine Unterwelt, wohin der Verstorbene kam, Amenthes (von den Kopten Amenti, wol von ement, Westen, d. h. Untergang) genannt, dunkel und unter der Erde gedacht, an deren Eingang ein „Höllenhund" wachte. Für die Fürsten dieses Todtenreiches hielten die Aegypter ihren Osiris (als untergegangene Sonne) und ihre Isis. Osiris war aber zugleich der Vorsitzende des Todtengerichtes, dem der Verstorbene auch hier, wie auf der Erde, unterworfen wurde. Die Wache haltende kopflose Göttin der Gerechtigkeit öffnete dem Ankömmling die Gerichtshalle und legte

*) Porphyrius de abstinentia IV. 10. Maspero hist. anc. p. 44 f.

Fürbitte für ihn ein. Auch hier waren 42 Richter, wie auf der Erde, jeder für eine besondere Sünde, deren Verzeichniß jedoch reich an Wiederholungen ist, — vor welchen Allen sich der Todte zu rechtfertigen hatte, und zwar mit denselben Formeln wie vor dem irdischen Gerichte, nur daß sie hier dem Leichnam auf Papyros-Stücken mitgegeben wurden. Bestand er gut, so erhielt er den Beinamen Osiris vor seinen eigenen Namen, d. h. er wurde mit Osiris vereinigt; denn er war ja selbst eine untergegangene Sonne! Er kam nun in das Land der Seligen, ein idealisirtes Abbild Aegyptens, mit einem Nil und mit dem ganzen ägyptischen Leben, nur in verschönerter, verherrlichter Weise. Das Land der Seligen, im Westen gelegen, hatte verschiedene Abtheilungen, welchen Götter vorgesetzt waren, unter denen Sonne und Mond die Hauptrolle spielten. Nach vielen Tausenden von Jahren aber kehrten die Seligen wieder zur Erde zurück, und so setzte sich ein ewiger Kreislauf der Dinge fort. — Die aber, welche im unterirdischen Todtengerichte schlecht bestanden, wurden zur Seelenwanderung verurtheilt und wanderten durch alle Arten der Thiere des Wassers, des Landes und der Luft, um nach dreitausend Jahren in den alten Leib zurückzukehren, welche Zahl wahrscheinlich eine astronomische Bedeutung hatte. In diesen Kreislauftheorien begegnete sich der ägyptische mit dem indischen Geiste, welcher letztere sie jedoch viel später faßte und doch nicht aus dem Nillande gelernt haben konnte, so daß sich hier merkwürdige allgemein menschliche Ideen in verschiedenen Weltgegenden wiederholen.

Dritter Abschnitt.

Das Reich der Faraonen.

A. Die Entwickelung des ägyptischen Staates.

Das hohe Alter der ägyptischen Kultur, wie es uns nach den vorhandenen Zeugnissen vorliegt, hat von jeher das Staunen der Welt hervorgerufen. Wir können uns diesen Umstand nur so erklären, daß schon in sehr früher Zeit, früher als in irgend ein anderes zur höhern Kultur geeignetes Land, ein Volk von vorher schon (auf der Wanderung vom Indos her) veredelter Rasse in das Nilthal gelangte und hier sowol durch seine Anlagen, als durch die ausgezeichnete Lage und das vortreffliche Klima des Landes die Bedingungen erlangte, in seinen Leistungen zu hoher Vollkommenheit emporzusteigen.

Es ist vielfach zu behaupten versucht worden, daß die herrschende Rasse Aegyptens und damit die ägyptische Kultur von Aethiopien aus, und zwar aus dem Priesterstaate Meroe (hierogl. Merua oder Berua) nach Aegypten gekommen sei. Meroe galt den Alten als eine Insel, ist aber vielmehr ein Zwischenstromland (Mesopotamien) zwischen dem Astaboras (jetzt Atbara oder Takazze) und Astasapes (Nil). Herodot, der älteste Schriftsteller, welcher Meroe's erwähnt (II. 29) sagt nichts davon, daß die Aegypter von hier ausgewandert; vielmehr leitet er (ebd. 30) die Kultur Meroe's von ausgewanderten ägyptischen Kriegern her, die, von Psammetich vernachlässigt, dort Dienste genommen und die Aethioper entwildert hätten, und verlegt den Ursitz der ägyptischen Kultur (II. 15) nach Theben. Der späte Diodor ist der Erste, welcher die ägyptische Kultur aus Aethiopien herleitet (III. 3—6), wofür er indessen keine andere Quelle anzuführen weiß, aus die Aussagen (Großsprechereien) der Aethioper. — Interessant ist dabei, daß er selbst damit wenig übereinstimmend, erzählt, Meroe wäre von Kambyses (also erst nach dem Untergange der Selbständigkeit Aegyptens) gegründet und nach seiner Mutter benannt worden (I. 33), während wieder Diodor selbst (III. 3) und vor ihm Herodot (III. 17 ff.) die Erfolglosigkeit der Angriffe des Kambyses auf Aethiopien berichten. Es sieht also mit dem Alter von Meroe und der äthiopischen Kultur sehr jung und mit der Zuverlässigkeit der Geschichte Meroe's sehr mißlich aus, und für eine Ableitung der ägyptischen Kultur aus Aethiopien sprechen nicht die mindesten Nachweise. Die äthiopischen Denkmäler erscheinen vielmehr als eine Nachbildung der ägyptischen und reichen nicht über die Zeit des Tahraka (Tarkos, dritten äthiopischen Königs der 25. ägypt. Dynastie) hinaus.*) Die äthiopische Kultur ist in Allem ein Ableger der ägyptischen; Tracht, Bauart und Geräte zeugen in Allem von Nachahmung der späteren Stile des untern Nillandes, und auch die Kunst zeigt in Aethiopien durchaus nichts Ursprüngliches, sondern lediglich ägyptischen Abklatsch, der durch die Eroberung Aethiopiens von ägyptischer Seite seinen Anfang genommen, seine Blüte aber erst erreicht hat, als umgekehrt Aethioper Aegypten erobert, die dortige Kultur vollends sich angeeignet und ihrem Lande Brosamen davon mitgetheilt hatten. Wären die Aegypter aus Aethiopien eingewandert, so wären sie, wenigstens die herrschenden Klassen, nicht so hellfarbig geblieben, wie sie auf den Denkmälern erscheinen, sondern mit dunkler Farbe angekommen und sie hätten nicht gleich den wärmebedürftigen Nordvölkern die Sonne als höchste Gottheit verehrt, sondern sie gleich den von Hitze geplagten Südvölkern als feindliches Element gefürchtet. Diese Annahme fällt

*) Weiß, Kostümkunde I. S. 124 ff.

aber schon dadurch dahin, daß die Aegypter zu dem sog. hamitischen Völker- und Sprachstamme gehören, dessen Verbreitungsbezirk die Länder am Eufrat und Tigris und Syrien umfaßte, und welcher in seinen Sprachen uralte, wenn auch früh schon aufgelöste Verwandtschaft mit dem semitischen Stamme verrät, dessen Vorläufer er in allen jenen Gegenden ist.*) Die Aegypter können daher in ihr späteres Kulturland nur aus den Gegenden nördlich von Arabien eingewandert sein, wo die Semiten sie verdrängt hatten.

Ist nun aber die ägyptische Kultur nicht von Süden her gekommen, so kann sie auch nicht von Norden, vom Delta des Nil ausgegangen sein, indem dies lange Zeit großentheils überschwemmt und ebenfalls lange Zeit sumpfig war, daher erst in verhältnißmäßig später Zeit kulturfähig geworden sein kann.**) Zudem schreiten die ägyptischen Dynastien so vorwärts, daß die ältesten Mittel-, die späteren Ober- und erst die jüngsten Unter-Aegypten angehören. Daraus geht hervor, daß die wahre Heimat der ägyptischen Kultur die Gegend zwischen Memfis und Theben, also Mittel-Aegypten sein muß, von wo dieselbe einerseits den Nil hinab bis zu seiner Mündung, andererseits aber denselben hinauf nach der Thebais und Aethiopien wanderte. Was aber die Richtung der Reise betrifft, welche die Vorfahren der Aegypter aus Westasien nach dem Nil unternommen, so ging dieselbe entweder über die Landenge und dann, das Delta, als noch unwirtlich, rechts liegen lassend und günstige Plätze zur Niederlassung suchend, den Nil hinauf, oder, was noch wahrscheinlicher, vom Araba-Thale längs der Ostküste der Sinai-Halbinsel bis zu deren Südspitze, von da über das schmale Rote Meer nach den nächsten Landungsplätzen der Ostküste Aegyptens hinüber und von hier auf dem nächsten Wege zum Nilthale.

Ueber die Geschichte des ägyptischen Reiches nun, seit dessen Gründung durch die siegreichen hamitischen Einwanderer, fehlt es uns nicht an Quellen überhaupt, sondern nur an zuverläßigen. Sie sind von mancherlei Art. Zuerst nennen wir die Grabmäler und Sarkophage ägyptischer Könige und Großen mit deren Namen, Lebenszeit und Thaten in Hieroglyphen-Inschriften und bildlichen Darstellungen. Dazu kommen Verzeichnisse von Königen an Tempelmauern, wo die Namen der Könige hieroglyphisch in ovalen Einfassungen (Königsringen) stehen und fortlaufende Reihen solcher bilden. Dahin gehört z. B. die Tafel von Abydos im britischen Museum. Denksteine in Form von Obelisken und Stelen enthalten Erlasse der Priester mit Bezug auf Thaten und Verdienste der Könige. Die Pyramiden der

*) Müller, Ethnographie. S. 444 f.
**) Ebers, Aegypten I. S. 41, 53, 181.

Umgegend von Memfis enthalten Grabkammern mit den Sarkophagen ihrer Erbauer, woran Inschriften deren Geschichte erzählen. Die Katakomben der in die Felsen gehauenen Königsgräber von Theben thun dasselbe. Auch die Tempel enthalten in den Inschriften ihrer Wände neben den überwiegenden religiösen Aeußerungen auch geschichtliche Angaben.

Der bedeutendste eigentliche Geschichtschreiber des Nillandes ist bekanntlich Manetho (auch Manethón, Manéthon, Manethôs, Manaithos u. s. w.) aus Sebennytos, Priester in Heliopolis, welcher freilich erst unter den Ptolemäern lebte und eine Geschichte des ägyptischen Reiches seit dessen Gründung schrieb, doch mit Benutzung der alten Tempelarchive. Bruchstücke des ägyptischen Originals seines Werkes fand Seyffarth in einem Turiner Papyros. Auch andere Papyros-Urkunden mit wichtigen geschichtlichen Darstellungen sind gefunden worden.

Alte geschichtliche Werke über das alte Aegypten von Ausländern sind: die beiden ersten nach Mose benannten Bücher der Bibel, über deren richtige Auffassung, wie über ihr Alter die Ansichten freilich sehr verschieden sind. Unter den griechischen Schrifstellern sind Kenner Aegyptens aus eigener Anschauung, wenn auch erst in später Zeit, Herodot und Diodor; doch ist ihre Darstellung unvollständig und ihre Auffassung zu einseitig griechisch und es haben sich ihnen gegenüber die ägyptischen Priester offenbar Aufschneidereien erlaubt. Zwischen ihnen steht der Geograph Eratosthenes, welcher in Alexandria lebte und gleichzeitig mit Manetho die ägyptische Geschichte erforschte. Auch der griechisch gebildete Jude Josefos brachte umfangreiche Auszüge aus dem Werke des ägyptischen Sonnenpriesters. Spätere griechische Chronisten, welche nach Manetho arbeiteten, ihn aber vielfach veränderten und entstellten, sind Jul. Afrikanus (3. Jahrh.) und Eusebios, Bischof von Cäsarea in Palästina (4. Jahrh.). Der byzantinische Schriftsteller Georgios, genannt Synkellos, im 8. Jahrh., stellte endlich alle ihm zugänglichen Quellen über ägyptische Geschichte zusammen.

Alle geschichtlichen Berichte über die Entwickelung des ägyptischen Reiches stellen als Ersten an die Spitze der Könige oder Faraonen desselben den Menes (Mena) aus This in Oberägypten. Es ist ohne Zweifel der gleiche Name wie der indische Manu, der phrygische Manes, der kretische Minos, der deutsche Mannus, der hebräische „Mensch“ (Adam), d. h. der Vertreter des Menschengeschlechtes, hier wenn auch nicht dessen erste Persönlichkeit, doch dessen erster König. Ob nun dieses Zusammentreffen bezüglich Aegyptens nur ein zufälliges, oder ob dieser Fürst den Names Menes vielleicht erst mit der Zeit erhalten, lassen wir dahin gestellt; den Listen auf den

ägyptischen Denkmälern zufolge, welche übrigens jetzt auch Könige vor ihm zeigen, kann an seiner Existenz nicht gezweifelt werden. Nach den verschiedenen Berechnungen schwankt seine Regierungszeit durch nicht weniger als vier Jahrtausende, nämlich vom 7. bis zum 3. vor. Chr. Es wird von ihm erzählt, er habe Memfis gegründet, vorher aber dem Nil eine neue Richtung gegeben, welche ihn zwang, mitten im Thale zu laufen. Es ist diese That gleichbedeutend mit dem Hervortreten der ägyptischen Kultur aus dem Nilthale in das offene Delta; es ist die Eroberung der vorher sumpfigen Niederung für den Anbau des Landes und die höhere Civilisation.

Nach Manetho regierten in Aegypten von Menes an bis zum völligen Ende der Selbständigkeit Aegyptens, d. h. bis zur zweiten Eroberung durch die Perser (unter Artaxerxes Ochos) dreißig Dynastien mit 375 Königen.*) Es ist eine noch unentschiedene Streitfrage, ob diese Dynastien, wenn sie überhaupt geschichtlich, — aufeinander gefolgt oder theilweise neben einander in verschiedenen Landestheilen geherrscht. Für die Aufeinanderfolge spricht, daß keiner der alten Schriftsteller ein Wort von Gleichzeitigkeit äußert, vielmehr Alle die Aufeinanderfolge als selbstverständlich anzusehen scheinen. Dagegen sprechen für die theilweise Gleichzeitigkeit folgende Gründe: 1) das Beispiel anderer Völker, welche ebenfalls keine Gesammtreiche bildeten, sondern aus mehreren kleineren Staaten bestanden (doch ist in Aegypten zur Blütezeit des Reiches das Bestehen einer einzigen Regirung, welche weder Indien noch Griechenland jemals hatten, hinlänglich erwiesen, und so auch in Assyrien und Babylon); 2) die Benennung der Dynastien nach Städten, in welchen selbe allerdings ebenso gut ihren einheimischen Sitz, als blos ihre Herkunft gehabt haben können; 3) die zeitweise Eroberung von Theilen Aegyptens durch fremde Völker, wie Aethioper im Süden, Hyksos im Norden, welche als Dynastien gezählt sind, während es doch zur gleichen Zeit einheimische ägyptische Herrscher in nicht unterworfenen Gegenden gab (von denen aber nicht erwiesen ist, ob sie ebenfalls gezählt sind); 4) die Königstafel von Karnak, welche zwei Reihen von Königsringen neben einander zeigt, die sich zuletzt vereinigen; 5) die Dualform des hebräischen Namens von Aegypten — Mizraim — und des syrischen — Mezrēn, sowie die Doppelkronen mancher Faraonen auf den Denkmälern, was auf zwei Staaten: Ober- und Unterägypten zu deuten scheint. Doch ist in dieser Hinsicht noch kein förmlicher Beweis geleistet und trotz aller anscheinend noch so sicheren Berechnungen, mit welchen ein Chronolog den andern zu überbieten sucht, befinden wir

*) J. A. Henne (Vater des Verf.), Manethos, die Origines uns. Gesch. u. Chronologie, Gotha 1865. S. 7 ff.

uns bezüglich der altägyptischen Zeitrechnung und Dynastienfolge nach wie vor im Dunkeln und werden vielleicht nie daraus an's klare Licht hervorgehen.

Von dem Sohn und Nachfolger des Menes, Athotes, wird behauptet, daß er der Erfinder der Astronomie und Astrologie, ein berühmter Arzt und anatomischer Schriftsteller gewesen, was offenbar auf einer Verwechselung oder Vermengung mit dem namensähnlichen Gotte Thoth beruht. Es wird ihm ferner die Verlegung der Residenz nach Memfis, der Schöpfung seines Vaters, zugeschrieben.

Nach diesen beiden ersten Faraonen sind von Bedeutung erst wieder die Könige der vierten Dynastie, und zwar als die Erbauer der großen Pyramiden bei Memfis, der berühmtesten Denkmäler Aegyptens. Mit Ausnahme des Ersten, Soris, ist Jeder der Urheber einer der drei größten Bauwerke dieser Art, und zwar der Größe nach. Die größte Pyramide rührt von Cheops, die zweite von Chefren, die dritte von Mykerinos her (Manetho nennt die ersten beiden Sufis, den dritten Mencheres, Diodor den Ersten Chemmis). Die ägyptischen Denkmäler sagen: Chufu, Se-en-Chufu (Sohn des Chufu) oder Chafra und Menkera.*)

Zwischen der 6. und 11. Dynastie wissen wir von den Schicksalen des Landes nichts. Auch hat diese Zeit keine Denkmale hinterlassen und ist überhaupt ein Rätsel. Die elfte Dynastie war die erste, welche in Theben herrschte; weit bedeutender aber wurde die zwölfte, deren Könige alle abwechselnd Amenemha und Usortesen hießen. Sie führten Krieg gegen die Neger im Süden, faßten Fuß in Aethiopien, wie auch auf der Sinai-Halbinsel, bauten Kanäle und errichteten großartige Bauwerke (wie z. B. das Labyrinth und die Gruft des Chnumhotep). Die wichtigste nächste Thatsache aber ist der Sturz des ältern ägyptischen Reiches durch einen Eroberungszug semitischer Nomaden (Phöniker oder Araber), welche Manetho die Hyksos (Hik-Schus, d. h. Hirtenkönige) nennt. Dieselben, auf den ägypt. Denkmalen Schasu (Räuber) genannt, wohnten theilweise schon vorher im Nil-Delta. Nach Manetho zerstörten sie die Städte und Tempel Aegyptens (was aber übertrieben ist, da viele bedeutende Bauwerke älterer Zeit auch nach ihnen noch vorhanden waren), beherrschten das Land über ein halbes Jahrtausend lang und gaben ihm nach Eusebios die 17., nach Afrikanus aber die 15. Dynastie, während die 16. und 17. von anderen Nomaden geliefert sein sollten. Außer Manetho

*) Der Name Chufu steht hieratisch geschrieben an der Mauer eines der innern Gemächer der größten Pyramide und in Inschriften der dieselbe umgebenden Gräber, der Name Chafra auf einem Denksteine vor dem großen Sfinx bei der zweiten Pyramide, und der Name Menkera auf dem Sarkophag von blauem Basalt in der Grabkammer der dritten Pyramide.

weiß kein Schriftsteller, sondern nur ein hieratischer Papyros im britischen Museum*) von diesen Eroberern, und diese Episode der ägyptischen Geschichte ist daher sehr dunkel. Wahrscheinlich ist indessen, daß die Hyksos die ägyptische Kultur im Ganzen bestehen ließen und sich, als die weniger Gebildeten, ihr sogar unterwarfen, daß sie aber in unmittelbarer Weise nur Unterägypten als Besitztum erhielten. Im obern Lande hielten sich laut jenem Papyros einheimische Fürsten, die freilich den Hyksos tributpflichtig waren, bis Einer von ihnen, Naskenen Taâa, sich, der Fremdherrschaft müde, als König erklärte, eine neue Dynastie gründete und den Kampf gegen die Unterdrücker eröffnete. Nach mehr als hundertjährigem hartem Kampfe gelang es einem seiner Nachfolger, Ahmes, sie aus dem Lande vollständig zu vertreiben, worauf sie nach Manetho ihre Wohnsitze in Judäa aufgeschlagen und Jerusalem gegründet hätten.

Es ist hieraus von Josefos und von Neueren geschlossen worden, daß die Hyksos eines mit den Hebräern wären. In der Geschichte der Letzteren wäre es aber nicht verschwiegen worden, wenn ihre Vorfahren einst so lange Zeit die Herren Aegyptens gewesen wären. Doch könnten die später aus Aegypten ausziehenden Hebräer einer früher von den Hyksos zurückgelassenen Schaar entstammen. Bald nach der Hyksos Vertreibung erhob sich das Nilland zur höchsten Blüte, welche es je erreicht erreicht hat. Es war dies die Zeit der 18. und 19. Dynastie, deren erstere mit dem genannten Ahmes (Amosis) begann. Einer seiner Nachfolger, fast ein Jahrhundert später, Tutmosis III (Taudmesu) eroberte Syrien, ohne es zu behaupten (doch sollen sich seine Züge bis Assyrien ausgedehnt haben), und darauf einen Theil von Arabien und das untere Nubien. Die Nachfolger eroberten Syrien und Theile von Mesopotamien mehrmals wieder, aber nicht auf die Dauer, und breiteten ihre Herrschaft in Aethiopien aus. Theben wurde unter dieser Dynastie vergrößert und verschönert und zu einer Prachtstadt erhoben, wovon jetzt noch staunenswerte Trümmer zeugen. Die bedeutendsten Obelisken, welche die Gegenwart bewundert, entstanden damals, so auch der Tempel des Ra zu Heliopolis, die Heiligtümer von Hermonthis, Dendera, Ombos, Latopolis, Elefantine u. s. w. Amenofis III (Amenhetep) schuf die herrlichen Tempel des Ammon in Theben und seine eigenen zwei Kolossalbilder vor dem Tempel des Sarapis daselbst, welche die Griechen Memnonssäulen nannten und in ihrer dichterischen Fantasie (weil ihr Memnon ein Sohn der Eos war) bei Sonnenaufgang tönen ließen, was indessen Neuere durch Abspringen kleiner Stückchen in Folge der Wärme erklären. Aber er befleckte seinen Ruf durch unmenschliche

*) Brugsch, Geogr. d. alt. Aeg. Berlin 1857. S. 51.

Grausamkeit auf Kriegszügen gegen die Negervölker im Süden. Sein Nachfolger, der Letzte der 18. Dynastie, Amenosis IV, angeblich ein Eunuch, versuchte, wie erzählt, den ägyptischen Götterdienst mit ausschließlicher Sonnenverehrung zu vertauschen und gründete eine neue der Sonne geweihte Hauptstadt. Die späteren Faraonen vernichteten aber sein Werk und verfluchten seinen Namen.

Die größten Herrscher zählte aber Aegypten in der 19. Dynastie. Seti oder Sethosis, Sohn Ramses I, wird von Manchen für Den gehalten, welchen die Griechen Sesostris nannten. Die ungeheuern Kriegszüge, welche die Griechen, veranlaßt durch Großsprechereien ägyptischer Priester über ihre großen Könige, dem „Sesostris" zuschreiben (nach Thrake und durch Asien vom Don bis über den Ganges), sind jetzt als Mythen erwiesen. Die Züge Sethosis, des größten Eroberers unter den Faraonen, beschränken sich nach den ägyptischen Denkmälern auf die an Aegypten grenzenden Theile von Aethiopien, Arabien, Mesopotamien und Syrien (ein Felsenbild zwischen Sardes und Smyrna, das Herodot erwähnt und dem Sesostris zuschreibt, hat sich nicht als ägyptisch erwiesen).*) Bleibende Eroberungen scheinen die Züge Seti's so wenig bewirkt zu haben wie die der früheren Faraonen nach dem Norden. In Syrien gegen die Kheta (Chetiten) und weiter in Aethiopien bis tief in die Negerländer kriegte und siegte sein Sohn Ramses II (Ramessu), unter dem die ägyptische Dichtung blühte und der ebenfalls für den griechischen Sesostris gehalten wurde. Letzterer ist überhaupt ein so unsicheres Nebelbild, daß Manetho ihn sogar in die zwölfte Dynastie zurückversetzte. Er scheint daher eine unkritische Zusammenfassung mehrerer kriegerischer Faraonen zu sein. So sind wir glücklich von der Ungeheuerlichkeit eines ägyptischen Weltreiches anderthalb Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung befreit. Dagegen erscheinen Sethosis I und Ramses II als die ersten Unternehmer eines Kanals vom Mittel- zum Roten Meere, der aber nicht gelang. Von Menefta, dem Sohne Ramses II berichtet Manetho (nach Josefos) jene sonderbare ägyptische Darstellung des Auszuges der Hebräer aus Aegypten, auf die wir bei der Geschichte der Letzteren zurückkommen werden. Wir wollen hier nur sagen, daß die in dieser Anekdote erzählte dreizehnjährige Unterjochung Aegyptens durch die Hebräer uns eine abgekürzte Wiederholung der Eroberung des Landes durch die Hyksos zu sein scheint und seine Veranlassung in der Empörung eines Stammes haben könnte, den die Hyksos zurückgelassen und der dann vertrieben wurde und sich zum hebräischen Volke entwickelte. Andere Geschichtschreiber

*) Ebers, Aegypten I. S. 176 Anmerk.

verlegen diesen Auszug der Hebräer unter andere Faraonen.*) Die ägyptischen Denkmäler aus der Zeit Menefta's wissen von dieser Geschichte nichts, während sie ihn dagegen über Stämme Libyens siegen lassen. Ein dritter Ramses war endlich der Letzte jener wenig erfolgreichen Eroberer, welche das Nilland geboren und welche in Künsten des Friedens mehr leisteten als im Kriege. Noch elf Ramses folgten, die zwanzigste Dynastie bildend, weichlich und schwelgerisch, wenn nicht der geizige Rampsinit Herodots hierher gehört, der eine Ausnahme bilden würde. Von Asien besaßen sie nichts mehr; aber Nubien behaupteten sie noch.

Nach ihnen begann der Verfall Aegyptens. Er zeigt sich zuerst in einem zwischen den zwei obersten Klassen der Bevölkerung, den Priestern und den Kriegern ausbrechenden Zwiste. Ein Oberpriester Ammons in Theben, Herhor, hatte sich unter dem Ramessiden zu großem Einfluß erhoben und seine Nachfolger erhielten sich denselben. Wahrscheinlich war es diese drohende Priesterherrschaft, welche nach dem Ende der Ramessiden zu einer Erhebung des untern oder nördlichen Landes Anlaß bot. Der Sitz des Reiches wurde damit für die ganze übrige Zeit der Selbständigkeit des Nillandes in das Delta verlegt, dessen Städte sich um die Herrschaft stritten; denn es folgten sich lauter kurzlebige Dynastien, jede nach einer andern Stadt benannt, und zwar zuerst die 21. in Tanis. Sie scheint gleichzeitig mit den Königen des ungetheilten Reiches der Hebräer regirt zu haben. Die 22. Dynastie, in Bubastos, beginnt mit Sesonchis, dem Sisak der Bibel, welcher 949 v. Chr. mit Juda kämpfte; ihr folgen kleinere, die 23. der Taniten und die 24. aus Sais, die blos aus Bokchoris bestand. Auf diesen folgte die zweite Eroberung Aegyptens durch Fremde. Wie einst die Hyksos aus Norden, so drangen nun die Aethiopen aus Süden ein. Ihr Reich zu Napata, ganz nach ägyptischem Muster eingerichtet, war seit dem Ende der Ramessiden von Aegyptens Herrschaft frei geworden, wahrscheinlich mit Hilfe jener herrschsüchtigen Ammonspriester von Theben. Unter ihrem Könige Sabakon gelangten sie im J. 730 vor Chr. als Eroberer

---

*) Man wollte eine Erwähnung dieses Ereignisses in dem großen Papyros Harris finden; indessen läßt sich nicht bestimmt behaupten, daß die von Eisenlohr übersetzte Stelle auf den Exodos Bezug nimmt. Jedenfalls spricht sie von großen Unruhen in Aegypten, an deren Spitze ein Syrer Aarsu trat. Die Stelle „sie machten die Götter den Menschen gleich" gibt in wörtl. Uebersetzung einen andern Sinn, als den von Eisenlohr gegebenen. Es heißt:

àu à ùru na néter' ma qétnú na red'

Es waren das thuend die Götter gleichwie die Menschen.

Die Ereignisse, die hier erwähnt werden, fallen wenig nach der Zeit, die Lepsius für den Exodos ansetzte. (Nach einer Mittheilung von Prof. Ebers.)

nach Aegypten und gründeten die 25. Dynastie. Zwar ließ Sabakon barbarisch genug, den Bokchoris lebend verbrennen; aber die Aethiopen änderten nichts im Zustande und in den Einrichtungen des Landes; denn in Aethiopien hatten sie ja der ägyptischen Kultur ebenfalls gehuldigt. Nur drei äthiopische Könige herrschten übrigens in Aegypten, Sabakon, Sewech und Tarkos (Tirhaka), und zwar die beiden letzten nicht über das ganze Land, das schon 714 dem ersten Zusammenstoße zwischen den zwei mächtigsten Reiche des Morgenländischen Altertums erlag. Der Assyrer Sargon trieb die Aethiopen nach Oberägypten und setzte im Delta wieder einheimische Faraonen ein, die jedoch nicht als Dynastie zählen. Einer seiner Nachfolger, Asarhaddon vollendete sein Werk und säuberte 672 das Nilland ganz von den Aethiopen, deren neuer Einfall 664 dem Assurbanipal erlag. Um diese neue Fremdherrschaft verdecken, haben ägyptische Priester die Fabel ersonnen, daß nach der Vertreibung der Aethiopen Aegypten fünfzehn Jahre lang von zwölf kleinen Fürsten beherrscht worden, mit welchen die 26. Saitische Dynastie begann, die aber zuletzt von Einem ihrer Zahl Psammetich besiegt wurden. In Wirklichkeit war durch die Assyrer der Saïte Necho als Statthalter emporgekommen; aber sein Sohn Psammetich (Psemetek) befreite 655 Aegypten von assyrischer Herrschaft mit Hilfe griechischer und lydischer Truppen und machte sich zum Könige des Nillandes. Er stellte die ägyptische Kultur in Allem wieder her, that aber darin einen wichtigen Schritt, daß er die Häfen und den Handel des Landes den Fremden, namentlich den Griechen öffnete. Eine griechische Stadt Naukratis entstand im Delta, ein phönikisches Quartier in Memfis. Eifersüchtig über die Begünstigung der fremden Krieger, verließen die ägyptischen solchen das Land und zogen nach Aethiopien, wo sie gute Aufnahme fanden. Psammetich's Sohn Necho ist bedeutend durch die Wiederaufnahme des Kanals zwischen dem Nil und dem Roten Meere; auch ließ er durch Phöniker Afrika in der Richtung von Osten nach Westen umschiffen, was innerhalb dreier Jahre geschah, und die kühnen Seefahrer kamen glücklich durch die Straße von Gibraltar wieder zurück. Necho's Enkel Hofra unterstützte Juda gegen Babylon; aber der Feldzug endete unglücklich. Der Farao selbst fiel 570 vor Chr. auf einem Zuge gegen Kyrene durch eine Soldatenempörung, welche den Amasis an die Spitze stellte, und wurde vom Volke erwürgt. Amasis öffnete Aegypten noch mehr dem Auslande als Psammetich und begünstigte die griechische Kultur und sogar Religion in hohem Maße, doch ohne die ägyptische hintanzusetzen, der er vielmehr eine Menge Heiligtümer schuf. Eine neue Glanzzeit schien über dem Nillande aufzugehen; allein sein Sohn Psammenit oder Psammetich II erlag 525 vor Chr. den Persern unter Kambyses, welche als 27. Dynastie gelten. Seit Artaxerxes I

erhoben sich zwar noch drei Dynastien Unter-Aegyptens gegen die Fremdherrschaft, die jedoch unter Artaxerxes III Ochos aufs Neue und für immer siegte, — freilich nur um unter Alexander dem Großen einer neuen Platz zu machen, welche in den Ptolemäern dem Lande wieder eigene Könige gab, die aber nicht mehr der ägyptischen, sondern völlig der griechischen Kultur angehörten.

B. Das Kastenwesen und die Staatsverfassung.

Herrschende und unterworfene Völker in demselben Staate waren im Altertum stets die Ursache der Kasteneinrichtung; denn den ersteren lag daran, ihre Macht und Oberherrschaft aufrecht zu erhalten und sich zu diesem Zwecke vor jeder Vermischung mit den Unterworfenen sorgfältig zu bewahren. So finden wir die Verhältnisse in Indien (s. oben S. 255 ff.) Etwas anders verhielt es sich in Aegypten. Hier finden wir von einer unterworfenen, alteinheimischen, negerischen Urbevölkerung keine deutlichen Spuren. Nur die dunklere Farbe der arbeitenden Klassen, im Gegensatze zu der hellern der Vornehmen, und die Unwahrscheinlichkeit, daß die einwandernden Hamiten das Land menschenleer gefunden, läßt annehmen, daß mit solchen schwarzen Ureinwohnern die arbeitenden Klassen der Aegypter sich vermischt haben mögen, während die Vornehmen sich rein erhielten.*) Die Sache ist aber nicht sicher, und ebenso wenig ist es der Ursprung und die Vertheilung der ägyptischen sog. Kasten, die vielmehr Stände und Berufsarten gewesen zu sein scheinen. Uebereinstimmend werden als Abtheilungen der Vornehmen die Priester und die Krieger genannt. Weit weniger einig ist man bezüglich der Klassen des gemeinen Volkes. Herodot zählt (II. 164) sieben „Geschlechter" (γένεα): Priester, Krieger, Rinderhirten, Schweinehirten, Gewerbsleute, Dolmetscher und Steuermänner. Da nun bekannt ist, daß die Schweinehirten die verachtetste Klasse in Aegypten waren, als Hüter eines unreinen Thieres, so ist klar, daß die angegebene Rangordnung nicht die richtige sein kann. Damit stimmt auch, daß die Dolmetscher gar keine Kaste sein konnten, indem sie erst unter Psammetich, also kurz vor dem Ende der Unabhängigkeit des Landes, eingeführt wurden (Herod. II. 154). Diodor weiß von fünf Klassen: Priester, Krieger, Hirten, Ackerbauer und Handwerker. Es geht daraus hervor, daß die Eintheilung der arbeitenden Klassen keine strenge war (wie denn auch Strabon blos drei Kasten kennt: Priester, Krieger und Ackerbauer), sondern mehr eine solche in Berufsarten darstellte. Daß die Hirten

*) Vergl. Ebers, Aegypten I. S. 42.

je nach ihren Thieren besondere Klassen bildeten, scheint unwahrscheinlich, und da Herodot die Ackerbauer und Handwerker (und Künstler), Diodor aber die Schiffer (Steuermänner) wegläßt, so gab es eigentlich vier Klassen oder Kasten des gemeinen Volkes: Handwerker oder Gewerbsleute (wol mit Inbegriff der Kaufleute und Künstler), Schiffer, Ackerbauer und Hirten. Ein Jeder mußte der Kaste oder Berufsart des Vaters folgen und es war kein Uebertritt von der einen zur andern gestattet (Diod. I. 74). Heiraten zwischen verschiedenen Kasten waren aber nicht ausgeschlossen, so daß es in Aegypten keine Mischkasten gab wie in Indien, wo sie zur Brandmarkung für das Brechen des Kastengesetzes dienten. Auch waren alle Kasten gleich vor dem Gesetze, nur mit der Ausnahme, daß blos die herrschenden Kasten, Priester und Krieger, Aemter bekleiden und Grundbesitz haben konnten, während die Schweinehirten von guter Gesellschaft und vom Betreten der Tempel ausgeschlossen waren. Das Kastenwesen des Nillandes war daher sehr wesentlich verschieden von demjenigen am Ganges, bedeutend weniger streng und nicht durch ein religiöses Gesetzbuch geheiligt. Neben dem Kastenwesen gab es noch Sklaverei. Die derselben unterworfenen Personen waren: Kriegsgefangene, gekaufte Sklaven und bestrafte Verbrecher. In der gesellschaftlichen Stellung waren sie durch die Gesetze eben so geschützt wie die Freien; aber sie wurden zu strengen Arbeiten angehalten; sie mußten Ziegel verfertigen, öffentliche Gebäude errichten und unterlagen harter Aufsicht und körperlichen Strafen von Seite der Aufseher. Doch traf dies Schicksal auch andere Volksklassen, und es wurde überhaupt zum Vortheile des Ganzen mit dem Leben und Wolbefinden der Unterthanen sehr rücksichtlos umgesprungen. Man verwendete z. B. zweitausend Menschen drei Jahre lang, um ein Gebäude aus einem Stein von Elefantine nach Sais zu bringen; hundertzwanzigtausend Personen fielen dem Kanal nach dem Roten Meere zum Opfer und die dreifache Zahl arbeitete zwanzig Jahre lang an einer Pyramide!*) Zeitweilig von den Faraonen unterworfene Völker außerhalb Aegyptens traten in keine nähere Beziehung zu den Einheimischen; sie hatten blos dem König ihren Tribut zu entrichten.

Die Verfassung Aegyptens war unumschränkt monarchisch und in männlicher Linie erblich. Ausnahmsweise (nach Diodor fünfmal) kamen Frauen zur Herrschaft, wahrscheinlich wenn von der herrschenden Familie kein Mann mehr vorhanden war. War eine Dynastie ausgestorben oder gestürzt, so trat die Wahl eines Königs ein. Meistens gehörten die Könige der Kriegerkaste an, manchmal aber auch dem Priestertum. Im erstern Falle wurde der Monarch unter die

*) Herod. II. 175; Diod. I. 63; Wilkinson I. p. 70.

Priester aufgenommen und in deren Mysterien eingeweiht. Die Könige waren zugleich Gesetzgeber, Regenten, Landes-Oberpriester und Oberfeldherren. Dagegen waren sie vom Richteramte ausgeschlossen und dies einem besondern obersten Gerichtshofe übertragen.

Der Titel des Königs war Peräa (hebr. Farao), d. h. das Großhaus oder die hohe Pforte (griech. οἶκος μέγας).*) Der König wurde nach seinem Regirungsantritte feierlich gekrönt, und zwar in Theben als König von Ober- und in Memfis als Solcher von Unterägypten. Jene hohe Würde hatte zum Abzeichen eine hohe weiße, diese eine niedere rote Art von Krone (Pschent). Weitere Abzeichen der Königswürde waren der Krummstab (Hirtenstab), die Peitsche und die Schlachtsichel, — dann der dem König nachgetragene sonnenschirmartige Fächer. Die Könige wurden als Söhne und Nachfolger der Götter geachtet und verehrt, ja geradezu vergöttert. Auf Tempelbildern erscheinen sie, von Göttinnen (Isis und A.) gesäugt, von Göttern mit ihren Insignien beschenkt oder geliebkost. Es wurden ihnen Tempel und Kapellen geweiht, ihre Bilder unter den Götterbildern bei Umzügen umhergetragen und göttlich verehrt und ihnen Feste gefeiert. Ihre Geburtstage waren allgemeine Freuden-, ihre Todestage allgemeine Trauerfeste. Die Könige waren unfehlbar und ihre Vergehungen wurden von den Priestern ihren Ratgebern zur Last gelegt. Von den Priestern waren sie vollkommen unabhängig und dieselben ihre gehorsamen Diener — anders demnach als in Meroe, wo die Priester angeblich dem König befehlen konnten, sich zu tödten, bis Ergamenes zur Zeit Ptolemäos II dieser Zwangsherrschaft durch Niedermetzelung der Priester ein Ende machte (Diod. III. 6). Doch hinderte diese Unabhängigkeit des Farao es nicht, daß er einer von den Priestern ausgedachten strengen Etikette unterworfen war und sich ihr ohne Widestreben fügte. Jede Stunde des Tages und der Nacht hatte ihre unabänderliche Bestimmung. Nach dem Aufstehen Morgens erhielt der Farao die eingelaufenen Briefe, Botschaften, Bittschriften u. s. w.; dann folgten Waschungen, Bekleidung und Schmückung, Opfer mit Vorlesung heiliger Schriften, Regirungsgeschäfte u. s. w. Essen, Trinken, Schlaf, sogar der eheliche Umgang, Alles hatte seine bestimmte Zeit. Zum Unterhalte des Königs und seines Hauses war der Ertrag eines Drittels des gesammten Grund und Bodens bestimmt, wozu aber noch unzählige andere Einkünfte kamen, so ein Theil der Abgaben, der Zölle, die Kriegsbeute, der Tribut unterworfener Völker, der Ertrag der Gold- und Silberbergwerke u. s. w. So war es nicht zu verwundern, wie die Faraonen ihre staunenswerten Bauwerke errichten konnten. Zudem machten

*) Nach den Denkmälern und Horapollon.

sie sich noch durch großartige Geschenke an Tempel u. a. gemeinsame Anstalten volkstümlich und beliebt.

Die Beamten des Königs wurden wahrscheinlich mit Ausnahme der das Kriegswesen besorgenden aus der Priesterkaste genommen. Wir wissen von einem Stundenansager (Horoskopen), der dem Könige täglich den Anbruch des Tages verkündete, von einem obersten Minister, von Geheimräten, von einem Statthalter (Regenten) während der Abwesenheit des Königs im Kriege, welcher meist ein Bruder desselben war, vom Haushofmeister des Palastes, von Büchereiverwaltern, vom Geheimschreiber des Königs, vom Obersten der Leibwache, vom Obersten der königl. Flotte u. s. w. Tiefer stehen die Kanzleibeamten und Schreiber, die Aufseher der Gefängnisse, der Strafarbeiten und der königl. Domänen, die Gefängnißwärter, die Scharfrichter u. s. w.

Für die Verwaltung war Aegypten, angeblich seit Sesostris, in Wahrheit aber seit viel älterer Zeit in 36 Gaue oder Bezirke eingetheilt, welche die Griechen Nomen nannten, und von welchen zehn auf das Delta, zehn auf die Thebais und sechszehn auf das zwischenliegende Land kamen.*) Nach den ägyptischen Denkmälern dagegen betrug die Zahl der Nomen etwas mehr, am meisten nach der Liste von Edfu (die freilich erst in die Zeit der Ptolemäer fällt), nämlich 44, und zwar je zur Hälfte in Ober- und Unterägypten. Die Nomen waren nach ihren Hauptstädten benannt und zerfielen wieder in Ortsgemeinden oder Ortskreise (Toparchien). An der Spitze eines jeden Nomos stand eine bestimmte Schutzgottheit, als Regirungsbeamter aber ein Nomarch (ägypt. Hik oder Mer-nut-tsat) aus einer der beiden herrschenden Kasten. Er hatte zu wachen über die Erhaltung der Dämme, der Kanäle, der Nilmesser (zur Kontrolirung der Ueberschwemmung), der Straßen, der öffentlichen Gebäude u. a. Bauwerke, über die Auferlegung und den Einzug der Steuern und über die Handhabung der öffentlichen Ordnung. Jeder Landeseinwohner mußte sich jährlich bei dem Nomarchen melden und sich über seinen Beruf und sein Einkommen ausweisen; auch hatte Jeder alle Geburts- und Sterbefälle in seiner Familie anzuzeigen, so daß Aegypten wirklich der älteste Polizeistaat genannt werden kann. Zur Erfüllung dieser großen Aufgabe hatte der Nomarch viele Beamte und Schreiber und eine Abtheilung Soldaten zu seiner Verfügung.

Der bereits erwähnte Gerichtshof bestand aus dreißig der Priesterkaste angehörenden Mitgliedern, von welchen je zehn in den Tempeln von Theben, Memfis und Heliopolis dienten. Sie bezogen einen festen Gehalt, den höchsten jedoch der Vorsitzende, welcher den Titel „Oberrichter" führte und von der Gesammtheit der Behörde

---

*) Diod. I. 54. Strab. XVII. Brugsch, Geogr. d. alten Aeg. S. 93 ff.

gewählt und dann aus seiner Stadt ersetzt wurde. Sein Abzeichen war eine goldene Kette um den Hals an der ein Bild von kostbaren Steinen hing, das man die „Wahrheit" nannte. Abgebildet wurden die Richter ohne Hände, weil sie für Geschenke unzugänglich sein, der Oberrichter mit niedergeschlagenen Augen, weil er ohne Ansehen der Person urteilen sollte. Vor den Richtern lagen in der Sitzung die Gesetzbücher, und die Verhandlungen begannen, sobald der Vorsitzende sein Kleinod anlegte. Das Verfahren war durchaus schriftlich. Jede Partei hatte eine Schrift einzureichen, und zwar der Beklagte, nachdem diejenige des Klägers ihm mitgetheilt worden. Dann waren Replik und Duplik gestattet. Hatten die Richter alle vier Schriften in Händen, so begann die Verhandlung in Anwesenheit der Parteien. War das Urtel gefällt, so legte der Vorsitzende das Zeichen der Wahrheit auf diejenige der Streitschriften, deren Verfasser Recht erhielt (Diod. I. 75). Es scheint bei diesen Verhandlungen kein Unterschied zwischen bürgerlichem und Strafverfahren gemacht worden zu sein; der Ankläger wurde dem Kläger, der Angeklagte dem Beklagten gleich gehalten. Auch das ägyptische Gesetzbuch, welches aus acht Rollen bestand, enthielt Civil- und Strafgesetze durch- und untereinander. Es wurde den Göttern, namentlich dem Thoth zugeschrieben, und Osiris galt als Erhalter desselben. Doch wußte man auch die Priester und Faraonen zu nennen, von welchen die einzelnen Theile des Werkes herrührten.

Die Strafen, welche die ägyptischen Gesetze aufstellten, waren:

1. Die Todesstrafe durch Hängen oder Enthaupten, bei Meineid und Mord, Tödtung eines heiligen Thieres, falsche Angaben bei der Obrigkeit, — mit vorangehenden Martern bei Elternmord.

2. Verstümmelungen, z. B. Ausschneiden der Zunge bei Landesverrat durch Ueberlaufen zum Feinde, Abhauen der Hände bei Fälschung, Entmannung bei Ehebruch oder Notzucht, Abschneiden der Nase bei ehebrecherischen Frauen.

3. Leibesstrafen: Geiselung, Stockprügel, Bastonade, bei Nichtanzeige eines mitangesehenen Verbrechens, Verführung von Weibern u. s. w.

4. Strafarbeit bei öffentlichen Bauten und in Goldbergwerken, unbekannt für welches Verbrechen, aber auch bei Kriegsgefangenen angewendet.

5. Ehrlosigkeit (Atimie), z. B. für Desertion und Ungehorsam.

6. Verweigerung eines feierlichen Begräbnisses, wie bereits (oben S. 329) erwähnt.

Gefängniß- und Vermögensstrafen kannten also die Aegypter nicht. Unbekannt ist die Strafe des Diebstahls. Einige alte Schriftsteller meinten, derselbe wäre gar nicht bestraft worden, wozu wol

die eigentümliche Einrichtung Anlaß bot, daß ein Vorsteher der Diebe geduldet wurde, bei welchem man gestohlene Gegenstände gegen Erlegung eines Viertheils des Wertes zurückerhalten konnte (Diod. I. 80). Wer einen Andern fälschlich eines Verbrechens anklagte, erlitt die auf dasselbe gesetzte Strafe. Wucher war streng verpönt: das ausgeliehene Kapital durfte nicht durch Zinsen auf das Doppelte gebracht werden. Der Gläubiger durfte nur auf das Vermögen des Schuldners greifen, seiner Person aber nichts anhaben. Im Uebrigen gab es besondere Gesetze und Verordnungen über Maße und Gewichte, über den Zinsfuß, über Verträge, Erbschaften, Pacht und Miete, über die Verhältnisse der Familienglieder unter sich, über Fest- und Leichengebräuche, Zeitrechnung, Landbau, Kleidung, Speisen, Reinlichkeit u. s. w.

Während die Verwaltung Aegyptens im Frieden vorzugsweise der Priesterkaste oblag, war die Vertheidigung des Landes gegen außen Aufgabe der Kriegerkaste. Dieselben bildeten in gewöhnlichen Zeiten allein das Heer; im Kriege jedoch wurden auch Leute anderer Kasten angeworben (die Priester wol ausgenommen). Nach Herodot bildete die Kriegerkaste zwei große Abtheilungen, die der Kalasirier und der Hermotybier, welche Namen nicht erklärt sind. Vielleicht unterschieden sie sich etwa wie Linie und Reserve oder Landwehr, oder als Kriegs- und Festungstruppen. Die Hermotybier zählten zu Herodots Zeit 160,000, die Kalasirier aber 250,000 Mann. Jede Abtheilung hatte ihre Garnisonen in bestimmten Nomen. Aus jeder wurden tausend Mann zur Leibwache des Königs ausgehoben. Jeder Krieger erhielt zwölf Aruren Landes (jede zu 10,000 Quadratellen) steuerfrei zu seiner Benutzung.

Die Waffengattungen des ägyptischen Heeres waren: Fußvolk und Streitwagen. Reiterei gab es nicht, wenigstens unter den Aegyptern; denn die Denkmäler kennen keine. Wenn Diodor (I. 54) dem Heere des „Sesostris" außer 600,000 Mann Fußvolk und 27,000 Streitwagen auch noch 24,000 Reiter gibt, so waren damit wol berittene Hilfsvölker aus anderen Ländern gemeint. Das Fußvolk zerfiel wieder in Bogenschützen, Lanzen- und Speerträger, Schleuderer und Keulenträger. Außer der Waffe, nach welchen diese Abtheilungen benannt sind, trugen die zwei ersteren oft noch außerdem Streitäxte und Einzelne Schwerter, Dolche und Schlachtmesser. Die Bogen waren 4 bis 5 Fuß lang, die Pfeile befiedert und mit steinernen oder bronzenen Spitzen versehen, die Köcher bemalt und verziert, z. B. mit Löwenköpfen. Die Speere wurden auch als Wurfspieße gebraucht. Die Keulen hatten oft die Gestalt von Stäben und waren mit Metall beschlagen; außerdem gab es Keulenmesser, eine furchtbare Waffe. Sehr verschiedenartig waren die Gestalten der Streitäxte. Das Schwert

war selten mehr als $2^1/_2$ Fuß lang. Als Schutzwaffen dienten dem schweren Fußvolk und den Wagenstreitern Schilde aus Holz oder Rohrgeflecht, mit Leder bekleidet, mit Metall beschlagen und mit einer Handhabe versehen. In älterer Zeit waren die Schilde $2^1/_2$ Fuß lang, in späterer erhielten sie beinahe die Länge des Mannes. Panzer über Brust und Rücken und zwar bunte Schuppenpanzer, kamen erst nach den Hyksos auf, Arm- und Beinschienen im Kriege gar nie, nur bei Fechterspielen. Gewöhnlich stritten die Truppen baarfuß, selten mit Sandalen. Der Kopf wurde durch eine lederne Kappe bedeckt, die sich nur bei Vornehmen und in späterer Zeit in der Form einem Helme näherte und woran die Offiziere eine Feder trugen. Die Kleidung der Krieger war einfach, beim leichten Fußvolk blos ein Schurz; vollständiger war jene der Anführer. Die Feldzeichen richteten sich nach den Nomen, aus denen die Krieger waren; jeder Nomos hatte sein hieroglyphisches Zeichen, z. B. ein Thier, ein Schiff, eine Pflanze, das auf einer langen Stange getragen wurde und reich verziert war. Auch Kriegsmusik hatten die Aegypter, meist Trompeten und Trommeln, welche letzteren gewöhnlich mit den Händen bearbeitet wurden. Das Fußvolk scheint wol disciplinirt gewesen zu sein und im gleichen Schritt und Tritt treffliche Uebung besessen zu haben. Am sorgfältigsten und reichsten waren die Wagenstreiter ausgerüstet. Die Wagen hatten zwei Räder und zwei Pferde, und waren, wie die des Altertums überhaupt, vorn mit einer runden Brustwehr versehen und hinten offen, daher zum Stehen eingerichtet. Die Pferde waren durch ein Joch verbunden, von dem eine Deichsel bis zur Axe hinlief. Jeder Wagen trug zwei Mann, einen Wagenlenker und einen Streiter. Letzterer führte meist Bogen oder Lanze; im Wagen war daher ein Köcher oder Waffenbehälter angebracht. Prachtvoll gebaut und verziert waren die Streitwagen der Faraonen. Zur Ausrüstung des Heeres gehörten endlich noch die Belagerungswerkzeuge, sowol zum Angriffe der Mauern, als zum Schutze der Belagerer, wie Leitern, Schutzdächer (testudines) u. s. w.

Der König war in der Regel selbst Oberfeldherr und befand sich stets mitten im Streite. Bisweilen ließ er sich durch seinen Sohn vertreten. Oft war er von einem gezähmten Löwen begleitet. Zur Vornahme eines Kriegszuges mußten günstige Vorzeichen da sein, d. h. was die Priester dafür ausgaben. Erst wenn ein Kriegszug beschlossen war, wurden die nicht im Dienste befindlichen Krieger einberufen, Weitere angeworben, das Heer gezählt, bewaffnet (und zwar jede Rotte gleichmäßig), dann Opfer vorgenommen, und endlich fand der Ausmarsch statt. Die Kriegführung war wild, rauh und grausam; besonders richteten die Streitwagen arge Verwüstungen unter dem Feinde an. Scheute sich doch der König selbst nicht, Kriegs-

gefangene eigenhändig niederzumachen! Rücksichtlos und unmenschlich wurden die Besatzungen eroberter Städte behandelt. Den gefallenen Feinden wurden die Hände abgehauen und deren Zahl genau aufgeschrieben, auch die Triumfe der Könige nach dieser Zahl bemessen. Von „Sesostris" erzählen die Griechen, daß er bei allen überwundenen Völkern Denksteine errichtet und auf denselben, je nachdem sich das Volk tapfer oder feig benommen, ein männliches oder weibliches Zeichen angebracht habe. Nach siegreicher Rückkehr fand ein Triumfzug und feierlicher Empfang von Seite des Volkes statt. Die Gefangenen sowol als erbeutete Thiere wurden dabei aufgeführt und man sah lange Züge an Leinen geführter Giraffen, angeketteter großer Affen, gezähmter Panther und Unzen, sowie gefesselter Halbwilder, die in Thierfelle gekleidet oder tötowirt aufmarschirten. Man verwendete die Gefangenen als Arbeiter an Bauten und in Bergwerken. Den besiegten Völkern wurde Tribut auferlegt, der in ihren Produkten, solchen der Natur und solchen der Kunst bestand. Aber so oft die Aegypter ferne waren, empörten sie sich und Jene mußten den Krieg von neuem anfangen oder auf die Eroberung verzichten, so daß ihre Herrschaft außerhalb ihres eigenen Landes nirgends, ausgenommen in Nubien, festen Fuß faßte.

Vierter Abschnitt.

Wissenschaft und Kunst der Aegypter.

A. Sprache, Schrift und Schrifttum.

Die Aegypter sprachen eine ältere Form der zum hamitischen Stamme gehörenden, aber mit den semitischen Sprachen in manchen Beziehungen verwandten koptischen Sprache. Sie waren ein äußerst schreibseliges Volk, welches weder im öffentlichen noch im Privatleben etwas that, ohne alles Vorfallende gewissenhaft aufzuschreiben. Sie leiteten den Ursprung der Schreibekunst von ihrem Gotte Thoth her, dem Geheimschreiber des Osiris und seines Todtengerichtes, Erfinder aller Künste und Wissenschaften, wie auch der Götterverehrung und Opfer, und Verfasser der 42 heiligen Bücher Aegyptens, der in verschiedenen Tempeln in allen Gegenden des Reiches verehrt wurde (oben S. 314).

Die ägyptische Schrift, d. h. überhaupt alle auf Denkmälern

des Altertums in Aegypten befindliche Schrift zerfällt in folgende Gattungen:

a) die Hieroglyphen, d. h. heilige Einschnitte (nämlich eingeschnittene Zeichen), in lauter Abbildungen von Gegenständen bestehend, vorzugsweise auf Wänden und Denksteinen, weniger in Papyrosbüchern angewendet, und zwar seit den ältesten Zeiten des ägyptischen Reiches in wesentlich unveränderter Form bis zur Ausbreitung des Christentums; ihre über tausend Bilder sind: Himmelskörper, Naturereignisse (z. B. Regen), landschaftliche Gegenstände (Berg, Wald, Wasser u. s. w.), menschliche Figuren und Körpertheile, Thiere aller Art, Bäume u. a. Pflanzen, Früchte, Gebäude, Schiffe, Gerätschaften, Werkzeuge, Waffen, mathematische und frei erfundene Figuren u. s. w.;

b) die hieratische Schrift, d. h. die Schnell- und Kursivschrift der Priester, besonders in Büchern angewendet, von jüngerm Alter, aber gleichem Andauern wie die Hieroglyphen; bestehend aus einer Verkürzung der hieroglyphischen Zeichen;

c) die demotische oder Volksschrift, zu weltlichen Büchern und Urkunden und zu Briefen angewendet, bestehend in noch weitergehender Verkürzung der Zeichen nach Form und Zahl derselben; scheint im achten Jahrhundert vor Chr. in Gebrauch gekommen zu sein und ging mit obigen zwei Schriftarten unter;

d) die koptische Schrift, d. h. die Schrift der von den alten Aegyptern stammenden Christen (die aber Beschneidung üben), angewendet zu geistlichen und weltlichen Schriften seit Anfang des dritten bis in das siebente Jahrh. nach Chr., bestehend aus den griechischen Buchstaben nebst sechs demotischen Zeichen für Laute, die dem Griechischen fremd sind. Es sind darin die Bibel und verschiedene theologische, philosophische, geschichtliche und medicinische Werke geschrieben.

Die Hieroglyhen wurden in ältester Zeit gleich der chinesischen Schrift von oben nach unten und die einzelnen Kolumnen von rechts nach links geschrieben, später einfach von rechts nach links, ausnahmsweise auch von links nach rechts und dann die Bilder mit ihrer Vorderseite nach links gekehrt. So wurde z. B., wenn zu beiden Seiten einer Thüre Hieroglyphen standen, jede Seite gegen die Thüre hin gelesen, so auf beiden Seiten eines Sarges gegen dessen Mitte hin. Die hieratische und die demotische Schrift gingen stets von rechts nach links, die koptische aber gleich der griechischen umgekehrt.

In der ältesten Zeit sind die Hieroglyphen, wie überhaupt noch spärlich, da z. B. die älteren Särge der Inschriften entbehren, auch roh und plump; später werden sie zierlicher und anschaulicher. An demselben Orte gleichen sie sich so, daß sie mittels Schablonen

gezeichnet, beziehungsweise gemalt sein müssen. Wo die Hieroglyphen gemalt sind, da haben sie meist bestimmte, von denen der Natur verschiedene Farben; z. B. Vögel wurden an manchen Orten stets blau, Berge rot, hölzerne Gegenstände gelb, Pflanzen grün gemalt. Vögel wurden aber auch oft bunt dargestellt und sehr oft gar keine Regel beobachtet.

Der Schrift gingen bei den Aegyptern die Bilder ohne Worte voran, welche eigentlich bereits eine Art Bilderschrift waren, indem sie Gedanken ausdrückten (die Hieroglyphen aber Worte). Der älteste Ort ihres Anbringens waren die Tempelmauern. Zur Erläuterung wurden später den Abbildungen die „heiligen Zeichen" beigefügt und aller freie Raum mit diesen ausgefüllt. Zuerst wurden die Hieroglyphen erhaben aus dem Stein herausgearbeitet, später in denselben eingehauen oder mittels Schablonen in den noch frischen Mörtel der Wände eingedrückt, noch später in Umrissen blos gezeichnet; Farbengebung fand sowol bei den eingegrabenen als bei den umrissenen Zeichen statt. Oft wurde in einer spätern Zeit wieder zerstört, was man früher an die Wände geschrieben und Neues an dessen Stelle gesetzt. Die Zeit hat jedoch nicht selten das Neue abgebröckelt und das Alte wieder zum Vorschein kommen lassen. So wurden die Wände meist vollständig mit Reliefs, Zeichnungen und Malereien überdeckt, und zwar sowol in Tempeln, als in Palästen, ferner die Obelisken und Stelen, Felsen, Grotten und Särge. Im Holz der letzteren wurden die Zeichen geschnitzt, vertieft oder gemalt. Endlich wurden sogar Statuetten, Ziegelsteine, Möbel und Geräte aller Art mit Zeichen bedeckt, sogar Edelsteine, Glaskugeln, Sigelringe aus Stein oder Metall und Stempel aus Holz zum Abdrücken.

Außer dem Holz und Stein wurden zum Schreiben benutzt: Thierfelle, Leder, Baumwoll- und Leinenzeuge, und zwar mittels färbender Stoffe, bisweilen auch Palmblätter mittels Einritzens. Der am häufigsten angewandte Beschreibstoff wurde jedoch die Schilfstaude Papyros, von welcher unser Wort Papier den Namen hat, welche aber jetzt in Aegypten nicht mehr, sondern nur noch am weißen Nil vorkommt; die Erfindung dieser Anwendung soll in Memfis stattgefunden haben; die älteste Papyrosschrift, die man kennt, stammt aus dem dritten Jahrtausend vor Chr. Das Verfahren bei Bereitung des Papyros war ein sehr ausgebildetes und sorgfältiges. Die gefertigten Blätter waren von verschiedener Größe, meist aber durch Anleimen in die Länge gezogen, bis über hundert Fuß lang (der Papyros Harris 144 Fuß) und wurden gerollt. Ein einzelnes Stück hieß Charta, daher unser „Karte". Die Farbe des ägyptischen Papiers ist braun bis gelb, nie weiß, die Beschaffenheit faserig, nicht glatt, aber dauerhaft und der Fäulniß nicht ausgesetzt. Man schrieb auf Papyros

meist mit schwarzer Flüssigkeit, die aus Kohle und Gummi fest hergestellt und beim Gebrauche in Wasser aufgelöst wurde: man gewann solche auch aus der Papyrosstaude selbst; rote und gelbe Tinte bereitete man aus Bleioxyd und Ocker. Auch zu Schreibwerkzeugen nahm man die kleinen Stäbe der Papyrosstaude und trug damit die Farbe auf; sie waren bald geschnitten wie Federn, bald pinselartig zugespitzt. Beim Schreiben breitete man das Papier auf eine hölzerne Tafel, die man anf die Knie legte. Das erste Wort jedes Abschnittes malte man rot. Zur Aufbewahrung des Schreibmaterials dienten hölzerne Paletten mit Vertiefungen für Wasser und Tusche und für die Stifte; für Tinte hatte man auch Gefäße aus Marmor oder Alabaster. Die Schreiber trugen ihr Schreibzeug am Gürtel. Der Gebrauch des Papyros hatte den Ursprung eines besondern Standes der Schreiber, das Aufkommen der Bücher und die Einführung der abgekürzten hieratischen Schrift im Gefolge. Es kamen mit selber auch Trennungszeichen der Wörter und Sätze auf, die man vorher nicht angewendet hatte.

Das älteste von Aegyptern Geschriebene, auf Tempelwänden, enthielt Gebete und Preis der Götter, so daß also die älteste ägyptische Literatur mit der ältesten indischen im Rig Veda verwandten Inhalt hat, dann auch Angelegenheiten der heiligen Gebäude. Die Pfleger und lange Zeit einzige Kenner der Schreibekunst waren die Priester. Die Tempel waren die Quelle und die Aufbewahrungsorte des Schrifttums. Heilige Bücher, welche man dem Thoth zuschrieb, muß es schon sehr früh gegeben haben (oben S. 325); denn die Priester mußten sie auswendig lernen, also wurde damals noch sehr wenig geschrieben. Diese Bücher des Thoth enthielten in nichts weniger als systematischer Anordnung die ganze Wissenschaft der Priester; sie handelten von Theologie, Moral, Astronomie, von den Hieroglyphen, von der Landeskunde Aegyptens, von Maßen und Gewichten, Tempelangelegenheiten, Liturgie, Disziplin, von den Gesetzen des Landes u. s. w. Diese Bücher entstanden nach und nach und zerfielen in mehrere Abtheilungen, von denen jede einer bestimmten Rangstufe des Priestertums anvertraut war. Die sechs letzten und jüngsten Bücher galten für weniger heilig als die 36 älteren, angeblich von Thoth geoffenbarten; sie wurden nicht auswendig gelernt und handelten von der Heilkunde. Die zahlreichen Erklärungsschriften, welche die Priester nach und nach an die Thoth-Bücher knüpften, erstiegen mit der Zeit die erstaunliche Zahl von 36.525, welche die Griechen die „hermetischen Bücher“ nannten, weil ihnen Thoth als ihr Hermes galt. Die Methode der Thoth-Bücher war nicht wissenschaftlich, sondern allegorisirend und mystisch. Alles, auch die trockensten Dinge, wurde in Beziehung zur Religion gebracht. Als Priester, welche hierauf theosophische Systeme bauten, werden

Bitys, Prophet des Ammon in Sais, und der Tempelschreiber Spëis genannt; ihre Zeit ist nicht zu ergründen. Im Ganzen hat man eine so staunenerregende Menge ägyptischer Literatur aus dem Strome der Zeiten gerettet, daß ihre Werke, wenn nicht so viele Wandinschriften und Papyros-Urkunden das Nämliche enthielten und wenn sie sämmtlich entziffert würden, über tausend Bände füllen müßten. Die Bethätigung der Priester in den einzelnen Wissenschaften werden wir weiter unten erwähnen. Was ihre Leistungen im Gebiete der schönen Literatur betrifft, so sind erst in neuester Zeit Papyros-Schriften übersetzt worden, welche solche enthalten. Wir nennen davon z. B. den Roman der zwei Brüder, eigentlich ein Märchen, welches an die Mythen des Atys, des Adonis und des Osiris erinnert,*) und des Schreibers Pentaour poetische Schilderung eines Sieges Ramses II über die Chetiten (oben S. 338) und Lobpreisung desselben**). Das ägyptische Volk lebte und dachte jedoch zu sehr nach hergebrachten Schablonen, es stand zu sehr unter weltlicher und geistlicher Vormundschaft, und den Einzigen, welche schreiben konnten, den Priestern, war eine zu eng begrenzte Sphäre ihres Handelns zugemessen, als daß ein freier dichterischer Schwung der Fantasie in jenem Lande denkbar gewesen wäre. Nur in religiösen Hymnen und damit verwandten Gedichten treten uns, soweit zuverlässige Uebertragungen vorliegen, manche erhabene Auffassungen und dichterische Bilder entgegen. Doch leiden sie auch an starkem Pomp und Schwulst, den schon die Inschriften an den Tempeln zu Ehren der Könige mit ihrer Kriecherei vor der göttlichen Majestät an den Tag legen. Diese dem Inhalte nach für uns im Ganzen ungenießbaren religiösen Hymnen wurden nebst Gebeten dem ersten Buche des Thoth entnommen und es finden sich Theile desselben auf den Papyrosstücken, die den Todten in den Sarg mitgegeben wurden, damit sie dieselben den Göttern sammt ihrer „Rechtfertigung" (oben S. 329) entgegen brächten. Bei Reichen und Vornehmen wurden solche Hymnen und Gebete auf den Sarg selbst, namentlich in dessen Inneres gemalt und auf Stelen u. a. Denkmälern eingehauen. Einer jener Papyrosstreifen, 57 Fuß lang, in Turin befindlich, soll das gesammte erste Thoth-Buch, von Lepsius nach der Art der Verwendung das Todtenbuch genannt, enthalten. Unterschieden sind die erwähnten Hymnen und Gebete unter sich dadurch, daß erstere durchaus poetischer Natur sind, in Strophen von gleicher Länge zerfallen und daher wol zum Singen bestimmt waren, was bei den Gebeten nicht der Fall ist. Einen bedeutenden Theil des Todtenbuches bildet die Darstellung des

*) Lenormant, die Anfänge der Cultur I. S. 249 ff.
**) Maspero hist. anc. p. 220 ff. Lenormant a. a. O. S. 195 ff.

jenseitigen Todtengerichtes (oben S. 330). Das Todtenbuch enthält ferner astronomische, beziehungsweise astrologische und naturgeschichtliche Ausführungen, wie auch solche über Gewerbe und Handwerke, über die Obrigkeit, über religiöse Gegenstände und Ceremonien u. s. w., Alles in dichterisch-religiösem Gewande.*)

Zahlreich sind in der altägyptischen Literatur die Leichenstein- und Sarginschriften, welche, sowol bei Menschen, als bei heiligen Thieren beinahe stereotyp gewöhnlich etwa so anfangen: Er ist hinübergegangen zur Wiedervereinigung mit dem Sonnengotte, dem König beider Welten, dem Schöpfer, dem Herrn der Welt (Osiris) u. s. w. Der Gebrauch der Hieroglyphen blieb auf die Aegypter beschränkt. Im Auslande wurden sie nur da zu Inschriften benutzt, wo die Faraonen Siege erfochten und die Völker unterworfen hatten, und dies war, wie wir gesehen, auf die Dauer nur in Aethiopien und zeitweise auch in Libyen und im angrenzenden Arabien und Syrien der Fall, in Asien am längsten auf der Sinai-Halbinsel. Eigentlich ägyptisirt und daher auch reich an Hieroglyphen-Denkmälern wurde im Auslande nur Nubien, und zwar bis nach Axum unter dem 14. Grad nördlicher Breite.

Mit der Zeit war die ägyptische Kultur in Stillstand und Versumpfung geraten und brachte, ohne neue Blüten zu treiben, etwa vom Ende der Ramessiden bis zur Mitte des 7. Jahrh. vor Chr. darin zu. Erst im letztgenannten Zeitpunkte verstand es Psammetich, durch kluge Benutzung griechischen Einflusses, dem ägyptischen Geiste neuen Schwung zu verleihen. Sein Sohn Necho und der spätere Amasis, dieser beinahe ganz Grieche nach Geist und Neigung, arbeiteten in seinem Sinne weiter. Diese Verlebendigung des Handels und Verkehrs und die vermehrte Theilnahme des nicht bevorrechteten Volkes am geistigen Leben veranlaßten in der Zeit der 26. Dynastie die Entstehung der demotischen Schrift für alle nicht priesterlichen und religiösen Angelegenheiten. Nur allmälig ging dieselbe aus der hieratischen Schreibweise hervor, gewann erst nach dem gänzlichen Untergang von Aegyptens Unabhängigkeit eine völlig eigentümliche Form, nahm dann aber immer mehr überhand, ja sie drang sogar in das Gebiet der Priesterherrschaft ein, indem sie religiöse, magische und astronomische Schriften in Beschlag nahm. Schon weil die Hieroglyphen und das Hieratische zur veränderten Sprache nicht mehr paßten, ging ihr Reich nach und nach zu Ende. So sehr die Ptolemäer auch das Aegyptertum gewähren ließen, so nahm doch unter ihnen und unter der römischen Herrschaft die griechische Bildung rastlos zu. Das Griechische war Staatssprache, Alexandria ein Hauptsitz griechischer

*) Vergl. über die ägypt. Dichtkunst Carriere, die Kunst, I. S. 228 ff.

Wissenschaft. Es kam die Sitte auf, Inschriften neben einander ägyptisch und griechisch abzufassen. Die beiden Elemente kämpften auf Tod und Leben. Ja, es hatten bereits die Priester selbst begonnen, griechisch zu schreiben; sie verloren nach und nach die Kenntniß der Hieroglyphen, die man nicht mehr schrieb, — endlich hielt man sie nur noch für reine Bilderschrift ohne Buchstaben- oder Silbenwert, was auch die Griechen und Römer glaubten; die Mysterien und die Priesterkaste löſten sich auf. Unter den Römern wurde beinahe nichts mehr ägyptisch geschrieben (wenn überhaupt, fast nur mehr demotisch), und als das Christentum eindrang, Ende des dritten Jahrhunderts, hörte das Schreiben mit ägyptischer Schrift auf und wurde vergessen; es gab nur noch koptisch und griechisch. Im 2. und 3. Jahrhundert haben sich Ammianus Marcellinus und Flavius Clemens aus Alexandria mit den Hieroglyphen beschäftigt, aber nur noch mit mangelhaftem Verständniß; Jener sah darin theils Sinnbilder für Gegenstände, theils Bilder, welche die Anfangsbuchstaben ihrer Namen bedeuten, Dieser „Namen und Wörter“. Etwas später schrieb der Aegypter Horapollon aus Nilopolis ein Buch über die Hieroglyphen, welches Philippos griechisch übersetzte; er erklärte dieselben aber auf ganz willkürliche Weise, ohne eine Ahnung von ihrer wahren Bedeutung zu haben, und behauptete den größten Unsinn. Kosmas der Indienfahrer, ein Aegypter des 5. Jahrhunderts, nannte die Hieroglyphen „Wahrzeichen von Buchstaben“. Seitdem war die Kenntniß der ägyptischen Schrift, namentlich durch die mohammedanische Herrschaft in Aegypten, welche alle Abbildungen verpönte, vollständig verloren gegangen, und blieb es bis auf die neueste Zeit. Im siebenzehnten Jahrhundert war zwar der Jesuit Athanasius Kircher der Erste seit dem Altertum, welcher sich diesem Gegenstande zuwandte; aber er bemühte sich umsonst die Hieroglyphen zu entziffern, denen er willkürliche und ganz falsche Deutungen gab. Ende des 18. Jahrhunderts schrieb Zoëga über die Obelisken und ahnte dabei wenigstens, daß die in Ringen eingeschlossenen Zeichen Eigennamen darstellen. Im Uebrigen glaubte er noch, jedes Zeichen der heiligen Schrift Aegyptens drücke ein Wort aus. Den ersten Anstoß zu klaren Ideen in der Sache gab 1799 bei Anlaß des französischen Zuges nach Aegypten die Auffindung des Steindenkmals von Rosette mit untereinander stehender hieroglyphischer, demotischer und griechischer Fassung derselben Inschrift, aus der Zeit der Ptolemäer (um 200 vor Chr.). Sylvestre de Sacy war der Erste, welcher eine Entzifferung dieses wichtigen Denkmals versuchte; ihm folgte Ackerblad (Beide 1802) mit schon besserm Erfolge. Die Untersuchung war natürlich zuerst auf die Eigennamen beschränkt. Der Begründer der eigentlichen Entzifferung der Hieroglyphen wurde 1819 Thomas Young.

Er hielt die ägyptische Sprache für eines mit der koptischen und die Hieroglyphen für eine Ideenschrift, mit Ausnahme der Eigennamen, die er als phonetisch erklärte. Im J. 1821 trat François Champollion der Jüngere mit einem Buche über die hieratische Schrift auf, worin er die Hieroglyphen für eine symbolische Schriftart erklärte. Später führte er aus: die Eigennamen seien phonetisch, alle übrigen Zeichen ideographisch oder symbolisch; die Lautzeichen drücken den Laut aus, mit welchem der Name des Bildes beginne und die kurzen Vokale werden meist weggelassen. Daraufhin machte wenigstens die Entzifferung der Eigennamen Fortschritte. Die nach Champollion's Tode († 1832) 1836 herausgegebenen Werke: Grammatik und Wörterbuch der ägyptischen Hieroglyphen, unterscheiden: a) figurative Zeichen, welche ausdrücken, was sie darstellen, z. B. Sonne, Mond; b) symbolische oder tropische, um abstrakte Begriffe zu bezeichnen, z. B. Schreibzeug für Schrift; c) phonetische, welche Laute und Buchstaben vertreten; d) zusammengesetzte aus vorigen drei Gattungen; e) determinative, welche hinter phonetisch geschriebenen Wörtern die Gattung anzeigen, zu welcher selbe gehören. Nach Champollion traten mehrere strebsame Forscher mit von ihm abweichenden eigenen Systemen der Hieroglyphenerklärung auf, wie z. B. Klaproth, Sickler und Seyffarth, von deren Ansichten namentlich die des Letztern, daß die Hieroglyphen Silben darstellen, und zwar von den Mitlauten gebildete, die der Name des Zeichens enthalte, mit viel Geschick verfochten wurde.*)

Nach den Systeme der jetzt sämmtliche Aegyptologen umfassenden, auf Champollion sich stützenden Schule stellen sich die Ergebnisse der neuesten Forschungen über die ägyptische Sprache und Schrift folgendermaßen dar:**) Die alt-ägyptische Sprache ist im Koptischen nicht stark umgewandelt, kaum wie das Lateinische im Italienischen. Die Hieroglyphen zerfallen in dreierlei Zeichen: Laut-, Silben- und Determinativzeichen.

Buchstabenzeichen werden jetzt für 25 Laute angenommen, worunter wir als Beispiele nennen: einen Adler für a, eine Eule für m, einen Löwen oder einen Mund für l oder r, welche schwanken, einen Ibis oder ein Menschenbein für b u. s. w. Bezüglich der Annahme Champollions, daß jedes Lautzeichen den Laut darstelle, mit welchem der Name des dargestellten Gegenstandes beginne, läßt sich jetzt nicht mehr bestimmen, welchen Namen das Vorbild jedes Lautzeichens ursprünglich trug.

*) Uhlem. I. S. 173 ff. Wuttke, Geschichte der Schrift I. S. 491 ff.

**) Ebers, Aegypten u. die Bücher Mose's. 1. Bd. Leipzig 1868. S. 3 ff. Ders., über das hieroglyph. Schriftsystem, Vortrag, Berlin 1871. (Virchow und Holtzendorf, Vorträge VI. 131.) Maspero, hist. anc. p. 458 ff.

Silbenzeichen, aus je zwei selten drei Lauten bestehend, z. B. aa, ab, ap, am, an, ar, as, ad, at, — uah, uts, — ma, mu, mn, mr, ms, mt u. s. w. werden über hundert Silben gezählt, und zwar für eine jede derselben 1 bis 7 Zeichen zur Auswahl. Da jedoch oft verschiedene Silben dieselben Zeichen haben, so werden sie durch Beifügung von Buchstabenzeichen unterschieden.

Da nun die Hieroglyphenschrift über tausend Bilder zählt, so kann sie nicht blos aus Silben- und Lautzeichen bestehen. Namentlich aber ist es notwendig, die vielen Synonymen und Homonymen des Aegyptischen zu unterscheiden. In dieser Sprache bedeutet z. B. ☥ änχ: leben, schwören, Ohr, Spiegel und Ziege. Der Deutlichkeit wegen wurde daher oft hinter dem Namen eines Gegenstandes sein Bild oder das seiner Gattung (Determinativzeichen) gesetzt, so z. B. hinter mshu, Krokodil, das Bild dieses Thieres, hinter aš, Ceder, ein Baum, hinter den Namen eines vierfüßigen Thieres das Fell eines solchen, hinter die Bezeichnung eines Mannes oder einer Frau, das Bild solcher [Hieroglyphe], [Hieroglyphe], u. s. w. Auch Zeitwörter wurden so näher bestimmt, z. B. setzte man hinter etbu, tödten, noch einen Arm und ein Messer. Hinter Alles, was mit der Mittheilung von Gedanken zusammenhing (Schreiben, Zeichnen, Sagen u. s. w.) kam das Bild eines Schreibzeugs oder einer Buchrolle, hinter alles, was den Mund angeht, wie: essen, trinken, sprechen, schreien, oder nur damit zusammenhängt, wie: urteilen, nachdenken, wissen, kennen, eine auf den Mund deutende Figur: [Hieroglyphe]. Bei häufig vorkommenden Worten blieb die lautliche Schreibung weg und wurde blos das bestimmende Zeichen gesetzt, z. B. für die Sonne das noch jetzt im Kalender gebräuchliche Zeichen ☉, für ein Haus ein Hausplan, für Wasser drei Wellenlinien [Hieroglyphe] u. s. w. Andere Determinativen verdeutlichten den Klang oder die Aussprache oder die Unterscheidung von Homonymen u. s. w. Ja es wurde darnach gestrebt, so manigfaltige Zeichen wie möglich zu verwenden, um mit Gelehrsamkeit zu prunken. Manche Zeichen waren blos symbolisch, z. B. für „Nacht" ein an einer Decke hangender Stern [Hieroglyphe], für das Alter ein auf den Stab gestützter Mann u. s. w. So stand es den Schreibern frei, dasselbe Wort auf verschiedene Weise zu schreiben, in Buchstaben- oder in Silber- oder in Determinativzeichen oder auch in verschiedenen dieser Gattungen. Zwischen Silben- und Determinativzeichen, von denen die ersteren oft den Wert der letzteren erhalten, ist übrigens nicht genau zu unterscheiden. Zahlzeichen gab es nur für die Decimalzahlen, für 1 = I, 10 = ∩, 100 = [Hieroglyphe], 1000 = [Hieroglyphe] und 10,000 = [Hieroglyphe]; die dazwischen stehenden

wurden durch Wiederholung ausgedrückt. Ebenso die grammatischen Zahlen: der Dual durch Verdoppelung, der Plural durch Verdreifachung des Wortzeichens, bez. der Wortzeichengruppe. Die Eigenschaftswörter wurden oft durch Gegenstände ausgedrückt, welche die betr. Eigenschaften haben, Zeitwörter durch einen Menschen, der das Betreffende thut, beide aber auch phonetisch. Seit dem Funde des 1866 durch Lepsius zu Tanis entdeckten Dekretes von Kanopus, einer weit umfangreichern und besser erhaltenen zweisprachigen Inschrift als die Tafel von Rosette, hat sich, wie Ebers versichert, herausgestellt, daß sich die Aegyptologen überall auf dem richtigen Wege befinden. Unter den jetzigen Aegyptologen haben sich durch Forschungen namentlich hervorgethan: die Deutschen Lepsius, Brugsch, Dümichen, Ebers, Lauth, Eisenlohr, Stern, der Niederländer Pleyte, der Norweger Lieblein, der Engländer Goodwin und die Franzosen E. de Rougé, de Saulcy, Mariette, Chabas, J. de Rougé, Lefébure, Maspero u. A.

B. Erziehung und Wissenschaft.

Das weibliche Geschlecht erhielt im alten Aegypten keine besondere geistige Ausbildung; die Töchter blieben bis zu ihrer Verehelichung bei den Eltern und halfen im Hauswesen. Die Söhne wurden, sobald sie herangewachsen waren, zum Geschäft und Berufe des Vaters angehalten und darin unterrichtet. Wie weit bei ihnen im Allgemeinen die geistige Erziehung ging, ist nicht hinlänglich bekannt; doch ist es wahrscheinlich, daß in den letzten Zeiten der Selbständigkeit Aegyptens die Kenntniß des Lesens, Schreibens (wol in der demotischen Schrift) und Rechnens ziemlich allgemein war. Sicher ist indessen, daß die Söhne der herrschenden Kasten eine höhere Bildung erhielten. Sie wurden in Schulen von Priestern unterrichtet und erlernten hier die beiden Schriftarten (sagt Diodor I, 81, doch wol eher alle drei), sowie Arithmetik und Geometrie, erstere zu wirtschaftlichen Zwecken und als Grundlage der Astronomie, letztere hauptsächlich zum Zwecke der Landvermessung in Folge der durch die Nilüberschwemmung verursachten Bodenveränderungen. Nachher wurden die jungen Krieger im Waffendienst, sowie in der Gymnastik (Ringen, Stockfechten, Scheibenschießen, Schifferstechen) geübt, die jungen Priester aber in die ausschließlich ihrer Kaste zugänglichen Wissenschaften eingeweiht. Zur Erziehung gehörte gewiß auch, wenigstens für die der Hieroglyphen Kundigen, die Betrachtung und Einprägung der an den Tempeln, Obelisken, Denksteinen, Grabstätten u. s. w. angebrachten Skulpturen, Zeichnungen und Malereien, aus denen die strebenden Köpfe die Geschichte und Zustände des Vaterlandes kennen lernten. Ein noch

bedeutenderes Hilfsmittel geistiger Ausbildung waren aber die Archive der Tempel und besonders die Bibliotheken, deren die Faraonen mehrere errichten ließen, besonders die in Theben unter Einem der Ramessiden (von Diodor Osymandyas genannt, I. 49) mit der Ueberschrift ψυχῆς ἰατρεῖον (Heilanstalt der Seele). Es waren dafür besondere Beamte angestellt, von deren welchen auch noch Papyrosrollen herrühren. Jamblichos spricht von 20,000, Manetho von 36,525 hermetischen Schriften der Aegypter (was astronomische Zahlen sind); die Alexandrinische Büchersammlung unter Ptolemaios Philadelphos, also bald nach dem Untergange der Selbständigkeit Aegyptens, zählte 400,000 Rollen!

Unter den wissenschaftlichen Kenntnissen und Meinungen der Aegypter müssen wir die philosophischen aus den theologischen, die wir bereits kennen, mühsam herausschälen. Was die Psychologie betrifft, so glaubten die Aegypter, daß der Mensch aus dem Körper und dem Verstande (khu) bestehe; durch jenen hänge er an der Erde und begehe das Böse, durch diesen an Gott und dem Guten. Der reine Verstand jedoch ist von solch himmlischem Feuer, daß er den Körper verzehren würde und sich daher mit einer andern weniger edeln, aber immer noch göttlichen Substanz umgibt, der Seele (ba). Auch diese ist aber zu erhaben, um sich unmittelbar mit dem Stoffe zu berühren, und bedient sich zu ihrer Wirksamkeit des Geistes oder Hauches (niwu), der nun erst den Körper (khat) selbst erfüllt. Dem Menschen allein gehört der Verstand an; Seele und Geist haben auch die Thiere. Der Verstand ist, was die Tugend erzeugt, er ist das Unsterbliche, geht beim Tode in die Unterwelt und ist im Falle der Verurteilung der sog. Seelenwanderung unterworfen, im andern Falle verschmilzt er mit Osiris.*) Moralische Lebensregeln enthält ein kleines Buch von Ptahhotep, einem Prinzen der fünften Dynastie.**)

Von allen Wissenschaften, welche die alten Aegypter pflegten, ist aber die bedeutendste, d. h. die, in welcher sie das meiste leisteten, die Astronomie, welche freilich noch so sehr mit Astrologie vermischt war, daß sich beide im Lande des Nil nicht trennen lassen. Ein Werk der ägyptischen Gestirnkunde, welches noch jetzt fortlebt und ewig fortleben muß, ist die Entdeckung des Sonnenjahres. Die Aegypter brachten schon in ältesten Zeiten das Jahr von 360 (d. h. zwölfmal dreißig) auf 365 Tage, indem sie den zwölf Monaten noch fünf Schalttage anhängten. Ihre Monate, von denen der erste normaler Weise am 29. Aug. (Ende der Ueberschwemmung) anfing und der letzte am 23. Aug. endete, hießen: Thoth, Paopi, Athor,

*) Maspero, hist. anc. p. 39 ff.
**) Maspero hist. anc. p. 85 f.

Choeak, Tobi, Mechir, Famenot, Farmuthi, Pachon, Paoni, Epep und Mesori. Die fünf Schalttage (24. bis 28. Aug.) waren dem Osiris, Harueris, Typhon, der Isis und Nephthys gewidmet. Jeder Monat hatte seinen Gott, z. B. Thoth den Thoth, Paosi den Ptah, Athor die Hathor u. s. w. Sie waren in drei Jahreszeiten gruppirt, deren jede vier Monate umfaßte, nämlich nach obiger Reihenfolge, die der Fruchtreife, der Fruchternte und der Ueberschwemmung. Jeder Monat zerfiel in drei Wochen oder Dekaden zu zehn Tagen (es war daher vollkommen die ägyptische Zeitrechnung, welche in der französischen Revolution angenommen wurde, nur daß das Jahr hier um einen Monat später anfing). In jüngerer Zeit und speziell zu astrologischen Zwecken war auch eine siebentägige Woche im Gebrauche, die sich nach den Mondphasen richtete, und deren Tage den sieben Planetengöttern gewidmet waren; dieselbe wurde später zur wirklichen Woche, deren Tage noch jetzt die alten Planetennamen tragen.*) Der Tag zerfiel in 24 Stunden und begann mit Sonnenaufgang. Jede Stunde war einem Planetengotte geweiht.

In den älteren Zeiten war in Aegypten das bürgerliche Jahr insofern nicht in Uebereinstimmung mit dem astronomischen, als die beinahe sechs Stunden, welche letzteres über die 365 Tage hinaus zählt, nicht in kürzeren Zwischenräumen durch einen Schalttag eingebracht wurden, sondern erst nach vier mal 365 Jahren, also erst wenn die überschüssigen Stunden zu einem vollen Jahre angewachsen waren, ein ganzes Jahr als Schaltjahr eintrat, voraus eine regelmaßige Periode von 1461 ägyptischen (d. h. 1460 wahren Sonnen-) Jahren entstand, in deren Verlauf natürlich der Jahresanfang nach und nach durch alle Monate rückwärts wanderte und mit den wirklichen Jahreszeiten in völligen Widerspruch geraten mußte. Man nannte dies die Sothisperiode, nach Sothis (Sopt) dem ägyptischen Namen des Sirius (daher auch Hundssternperiode), weil sie stets mit dem Frühaufgange dieses Sternes am ersten Tage des ersten Monats Thoth begann. Ihr Anfang fiel z. B. in die Jahre 2782, 1322 vor und 139 nach Chr. Wann diese Art der Zeiteintheilung aufhörte, was nur durch einen alle vier Jahre eingeschalteten Tag geschehen konnte, ist ungewiß. Da aber zu der Zeit, da die Griechen Aegypten kennen lernten (Herod. II. 4; Diod. I. 50; Strab. XVII. p. 561) in Aegypten die Jahreszeiten mit bestimmten Monaten zusammenfielen und Cäsar nach Makrobios (Saturn. I. 18) die Einrichtung der Schalttage in Aegypten gelernt hatte, so fand die Einführung der Schaltperiode wahrscheinlich am Anfang jener Sothisperiode

*) **Uhlemann**, Grundzüge der Astronomie und Astrologie der Alten, bes. der Aegypter. Leipzig 1857. S. 39.

statt, in welcher die Griechen das Nilland „entdeckten", also im Jahre 1322 v. Chr.*) Andere Perioden, nach welchen die Aegypter die Zeit berechneten, waren: die Apisperiode von 25 Jahren, d. h. das Leben eines Apis, daher rührend, daß der Mond nach dieser Zeit an demselben Jahrestage wieder dieselbe Gestalt hat, die Setperiode von 30 Jahren, nach welcher Sonne und Mond am 1. Thoth in Konjunktion stehen, die Phönixperiode von 652 Jahren, zwischen zwei Durchgängen des Merkur durch die Sonne kurz nach der Frühlingsnachtgleiche, und die große Umwälzungsperiode von 36,525 Jahren, d. h. die vollständige Umwälzung des Himmels, nach deren Verlauf der in 100 Jahren um etwa einen Grad fortrückende Nachtgleichenpunkt wieder zu derselben Stelle am Himmel zurückkehren muß.

Der Ursprung der ägyptischen Astronomie wird in fabelhafte, uralte Zeiten hinauf verlegt und gleich den übrigen Wissenschaften dem Thoth zugeschrieben. Da die Astronomie sich mit den (s. oben S. 318) göttlich verehrten Gestirnen beschäftigte, so war sie eine heilige Lehre und die vornehmste der Wissenschaften. Allerdings diente sie größtentheils astrologischen Zwecken, indem die Erforschung des Standes der Gestirne in der Geburtsstunde zur Beurtheilung des künftigen Schicksals eines Menschen ungemein gebräuchlich und beliebt war. Es befanden sich zu dieser Verrichtung bei beinahe allen Tempeln besondere Priester, die Horoskopen, welche bei feierlichen Umzügen astronomische Instrumente und astrologische Zeichen trugen und die vier astrologischen Thoth-Bücher stets genau mußten hersagen können. Auf den Denkmälern bemerkten sie auch den Stand der Gestirne bei geschichtlichen Ereignissen, was zur Aufhellung der ägyptischen Geschichte sehr viel beitragen müßte, wenn sich die Astronomen mit den Geschichtforschern zu diesem Zwecke verbinden würden.

Die Aegypter kannten wie alle alten Völker fünf unserer Planeten: Merkur (äg. Thoth), Venus (Isis, Hathor, Sate oder Nebti), Mars (Harmechis), Jupiter (Hor) und Saturn (Har-ka-her), wozu sie indessen noch die Sonne (Ra) und den Mond (Joh) rechneten. Letztere beide hießen die Fürsten der Planeten. Nach der Umlaufszeit wurden (was bezüglich der Schnelligkeit vollkommen richtig ist, nur daß jetzt die Erde an Stelle der Sonne gekommen) der Mond vor Merkur und die Sonne zwischen Venus und Mars gesetzt. Dargestellt wurden die Planeten durch die Bilder der Götter, nach denen sie genannt oder vielmehr welche eben sie selbst waren. Zur Beobachtung der Planeten theilten die Aegypter den Himmel in zwei Halbkugeln, die obere und die untere, beide durch den Aequator geschieden, aber auch in drei Trienten nach den Jahreszeiten, von denen jeder

*) Wilkinson new ser. I. p. 15 ff. 372 ff.

vier Thierkreiszeichen enthielt. Die Aegypter kannten den Thierkreis seit unbekannt wie langer Zeit und nannten dessen zwölf Abtheilungen Häuser. Jedem Hause des Himmels stand ein Gott vor, welcher Hausbesitzer genannt wurde. Was die Zeichen oder Bilder der zwölf Thierkreistheile betrifft, so findet man einzelne der jetzt gebräuchlichen schon in sehr alter Zeit auf ägyptischen Denkmälern, so z. B. den Stier, Löwen, Skorpion, die Fische, den Steinbock; statt des Wassermanns findet sich die im Wasser wachsende Lotosblüte und das Zeichen dieses Bildes (♒) ist den Hieroglyphen entnommen. Die Gesammtheit unserer jetzigen zwölf Bilder ist nur auf Denkmälern sehr später Zeit (erst unter den Römern) zu sehen. Auf älteren Darstellungen des Thierkreises sieht man statt des Thierzeichen die Bilder der zwölf Götter, welche den Häusern des Himmels vorstanden. Unter denselben kommen manche Planetengötter abermals vor. Jedes Haus des Himmels wurde in drei Dekane oder Dekurien von je zehn Graden des Himmelskreises eingetheilt (und darnach die Monate in Dekaden). Die Dekane wurden nach einzelnen Theilen der betreffenden Thierkreisbilder oder nach naheliegenden Sternbildern benannt. Jeder Dekan hatte wieder zwei Hälften, und auf der hierdurch entstehenden Zahl 72 beruht wol die Zahl der Genossen des Typhon in der Osiris-Mythe. In der Mondbahn wurden 28 Stationen, nach den Tagen derselben, angenommen und jedem der sieben Planeten ihrer vier in bestimmter Reihenfolge untergeordnet. Darnach wurde die ägyptische Elle (welche fünf Kanten hatte) in 28 Zolle eingetheilt und mit den betreffenden Götterbildern verziert.*) Da die Aegypter die ältesten Astronomen waren, so muß auch die Eintheilung der älteren Sternbilder überhaupt auf sie zurückgeführt werden. Hätten selbe nicht alle andern civilisirten Völker von ihnen, so hätte ein jedes sie anders eingetheilt; es stimmten aber alle im Wesentlichen hierin überein. Unter jene alten Sternbilder rechnet Ptolemaios die zwölf des Thierkreises, 21 nördliche und 15 südliche, zusammen also 48, welche Zahl wol nicht zufällig das Vierfache der Monatszahl beträgt. Nachgewiesen ist, daß die Aegypter mehrere dieser Sternbilder, wie z. B. den Orion (Sahu), der dem Osiris, den großen Hund (Sirius), welcher der Isis heilig war, den großen Bären u. s. w. kannten; aber der gesammte Umfang ihrer Kenntniß ist unbestimmt. Obschon ohne alle Mittel der Verstärkung des Augenlichtes, haben die altägyptischen Priester in der Betrachtung des gestirnten Himmels jedenfalls Bedeutendes geleistet.

An die Astronomie knüpft sich, wie erwähnt, die Astrologie, für uns jetzt (d. h. seit etwa hundert Jahren erst) allerdings ein

*) Uhlemann, Astron. S. 28 f.

überwundener Aberglaube, bei den Aegyptern aber eine vollberechtigte Wissenschaft, und zwar um so mehr, als sie sich mit dem Einflusse der Gestirne, der Götter Aegyptens auf die Menschen beschäftigte. Dieser ehrwürdige Ursprung der Astrologie ist es denn auch, welcher, verbunden mit dem Reize, den sie auf den Menschen ausübt, ihr die große Verbreitung von Aegypten über die ganze civilisirte Welt und das Ansehen, in welchem sie bis vor kurzer Zeit stand, verschaffte.*)

Von der Zahlenkunde und Erdmessung (Arithmetik und Geometrie) haben wir bereits (oben Seite 357), erwähnt, daß sie bei den Aegyptern von großer Wichtigkeit namentlich bei der Erziehung waren; die übrigen Völker haben auch diese Wissenschaften in der Hauptsache von den Bewohnern des Nillandes gelernt. In der Erdkunde beschränkten sich die Kenntnisse der Aegypter vor Psammetich im Wesentlichen auf ihr Land und dessen nächste Umgebungen. Sie kannten die vier Welt- und vier Zwischengegenden. Den Osten nannten sie „rechts“ (abet) und den Westen „links“ (amenti, Name der Unterwelt). Den Norden stellte symbolisch eine Seepflanze (mehit), den Süden eine Landpflanze (res) dar. Die Zwischengegenden wurden wie bei uns aus den Namen der Hauptgegenden zusammengesetzt.**) Die Weltgegenden hatten auch ihre Götter. In der Ethnographie unterschieden die Aegypter vier Rassen: Retu, die Menschen im engern Sinn, d. h. sie selbst, Nahsi, die Neger, Aâmu, die asiatischen Nachbarvölker (Semiten) und endlich die blassen Nordvölker (Europäer).**) Von einzelnen Theilen Aegyptens gab es schon sehr frühe, man glaubt schon unter Ramses II, Karten und Pläne, die auf Papyrosstücken zum Theil erhalten sind. Auf denselben sind Berge und Bäume auf beiden Seiten eines Flusses oder Weges so abgebildet, daß ihre Gipfel auf der dem Beschauer zugewandten Seite nach unten schauen. Wir wissen auch von naturwissenschaftlichen Bestrebungen, z. B. von Untersuchungen über die Ursachen der Nilüberschwemmung, chemischen Versuchen, vorzüglich zum Nutzen der Heilkunde, aber auch des Aberglaubens (Alchemie hat ihren Namen vom Lande, oben S. 294).

Einen großen Namen hatten die Aegypter in der Heilkunde. Zur Grundlage derselben, zur Leichenzergliederung, wurden sie schon durch das Einbalsamiren geführt und der zweite König Athotes sollte schon über selbe geschrieben haben. Die Kenntniß der Krankheiten und ihre Heilung wurde auf Isis zurückgeführt. Wir erwähnten

*) S. Kulturgeschichte der neuern Zeit I. (der Allg. Kulturgesch. IV.) S. 351 ff.

**) Brugsch, Geogr. des alten Aeg. S. 31 ff.

***) Maspero, hist. anc. p. 36.

bereits (S. 351) die sechs heilkundlichen unter den Thoth-Büchern. Einen hieratischen Papyros medicinischen Inhalts aus der Zeit der Ramessiden, in Theben gefunden, hat Ebers erklärt. Die Aerzte, eine Abtheilung der Priester, wurden vom Staate besoldet und durften von den Behandelten nichts verlangen. Es gab besondere Aerzte für die Krankheiten der einzelnen Körpertheile. Sie durften durchaus nur den heiligen Büchern, nicht aber ihrer eigenen Ansicht folgen, und konnten, wenn sie dawider handelten, mit dem Tode bestraft werden. Gegen herrschende Krankheiten ergriffen die Behörden Vorsichtsmaßregeln und befahlen je nach Umständen Waschen und Baden, Salben, Beschneidung, Enthaltsamkeit u. s. w. Arzneimittel wurden sehr häufig und in großen Mengen verabreicht und eingenommen, und es gab besondere Apotheker, wie auch tragbare Apotheken für die besuchenden Aerzte. Doch fehlten daneben nicht abergläubische und Wunderkuren aller Art, womit sich die Aerzte abgaben, wenn ihr Latein zu Ende war, oder welchen sich die Kranken und ihre Angehörigen in die Arme warfen, und wobei sog. Sympathie, sowie die Astrologie ihre Rolle spielten. Es werden übrigens von den Aerzten allerlei lächerliche und einfältige Ansichten über die Einrichtung des menschlichen Körpers erzählt.

C. Die Künste.

Die ägyptische Kunst huldigt nicht dem Geist des Schönen, sondern bestimmten Zwecken, die im Volksleben begründet sind; diesen gibt sie sich aber mit solchem heiligem Ernst und Eifer und mit so vollständigem Aufwande aller verfügbaren Kräfte hin, daß ihre Werke, wenn auch noch so entfernt vom künstlerischen Ideal der europäischen Völker, doch durch ihre Erhabenheit und ihren Reichtum an Formen die Bewunderung der Nachwelt hervorrufen.

Am nächsten kommt das künstlerische Streben des Nillandes unseren Begriffen von Schönheit in der Baukunst, welche zugleich gewissermaßen die Universalkunst Aegyptens ist, indem sie in ihren Werken, besonders in den späteren, auch jene der übrigen Künste vereinigt.

Alle größeren Bauwerke der Aegypter wurden aus Stein errichtet, welcher in den Steinbrüchen des obern Landes ausgehauen und in großen Blöcken auf Schleifen von Rindern an den Ort ihrer Bestimmung gebracht wurde. Die Mauern wurden in erstaunlicher Stärke aufgeführt, ebenso die Säulen. Das wahrscheinlich älteste Bauwerk Aegyptens ist der sog. Sfinxtempel bei den Pyramiden (doch älter als diese), aus massiven Steinplatteu nach Art der Dolmen

aufgeführt und ohne Hieroglyphen, — einzig in seiner Art. — In die Blütezeit des Landes führen uns aber die prachtvollen Tempel und Königspaläste, die unter sich nicht zu unterscheiden sind.*) Wahrscheinlich wohnten die Faraonen als göttlich verehrte Persönlichkeiten eben in den Tempeln. Ein Gebäude, welches als ausschließlich zur Königswohnung dienend erbaut wurde, der sog. Palast oder Pavillon Ramses' III zu Medinet-Habu, scheint bei aller Pracht der Ausstattung nur das Nebengebäude seines prachtvollen dortigen Tempelpalastes gewesen zu sein. Er ist bedeutend kleiner als ein solcher, obschon sonst ähnlich eingerichtet. Der Pylon ist ohne Thurm, aber mit Fenstern, die auf mehrere Stockwerke deuten. Auf der Wandfläche ist der Farao abgebildet, wie er Feinde besiegt. Die inneren Räume enthalten Bilder aus dem Leben des Königs. Von den Zimmern gehen balkonartige Ausbaue nach dem Hofe hinaus.

Von den Tempel-Palästen haben wir bereits (oben S. 321) ein flüchtiges allgemeines Bild gegeben und gehen nunmehr auf das Einzelne ein.

Die für den ägyptischen Prachtbau so charakteristischen Pylonen bestanden je aus zwei einander vollkommen ähnlichen Flügeln, mit einer dazwischen liegenden, oft vorgeschobenen Eingangsthüre. Sie waren unten breiter, oben in beiden Dimensionen schmaler, aber nicht so hoch, wie am Fuße breit. Das flache Dach war mit einem Gesimse gekrönt, das aus einer Reihe dicht neben einander gestellter Palmblätter oder auch aus anderen symbolischen Verzierungen bestand. Innen im Pylon führte eine Treppe zum Dach und befanden sich mehrere Gemächer mit kleinen viereckigen Lichtöffnungen, die auch dazu dienten, die bewimpelten Masten vor den Pylonen zu befestigen. Oben an den Thüren der Pylonen und der Tempel selbst war stets dasselbe Bild angebracht: eine Sonnenscheibe von zwei langen Vogelflügeln und zwei Uräos-Schlangen umgeben. Die Thüre selbst bildeten hölzerne oder bei großen Tempeln bronzene Flügel auf metallenen Angeln mit manigfachen Verzierungen aus Gold, Bronze, Eisen u. s. w. Die schrägen Wände der Pylonen waren mit Bildern und Hieroglyphen reich versehen.

Die Vorhallen und Höfe lagen meist unter freiem Himmel und waren von Säulen- und Pfeilergängen umgeben, die aber von Steinplatten bedacht und deren Wände mit Malereien und Bildnereien bedeckt waren. Die ägyptischen Pfeiler und Säulen, in ältester Form in den Grabgewölben, in vollendetster aber in den Tempelpalästen angebracht, hatten einen glatten oder kannelirten Schaft und ein reich geschmücktes Kapitäl, welches die Formen der Lotos-

*) Weiß, Kostümkunde I. S. 70.

oder Papyros-Pflanze oder der Palme, oder auch den Kopf der Göttin Hathor auf vier Seiten trug. In demselben Raume gab es oft Säulen mit verschiedenartigen Knäufen, doch in symmetrischer Stellung.

Das hinter den Höfen gelegene Allerheiligste nahm den kleinsten Raum ein; denn die einzelnen Theile des Tempels verjüngten sich nach dem Allerheiligsten zu perspektivisch, so daß es schien, als ob dieses in den vorhergehenden und dieser in den vordersten Theil hineingeschoben werden konnte. Das flach bedachte Allerheiligste hatte gegen Außen keine Oeffnungen, war aber mit Bild und Schrift geschmückt; in seinem Innern enthielten Wandnischen die darin aufgestellten Götterbilder. Die großartigsten Tempelpaläste besaß Theben, wie die Ruinen von Karnak, Lukſor und Medinet Habu noch jetzt bezeugen. Der große Tempel zu Karnak, aus der Zeit der 18. Dynastie, hatte 2500 franz. Toisen (etwa $5^1/_2$ Kilometer, also über eine Stunde zum Gehen) im Umfang und in seiner Mitte eine mächtige Halle mit 634 Säulen; derjenige zu Lukſor, von Amenhetep III und Ramses II errichtet (oben S. 337 f.), war wol ebenso groß, und nahezu so der Tempel, den Letzterer am Fuße der libyschen Bergkette dem Ammon-Ra weihte, wovon noch Abbildungen und Hieroglyphen zeugen (das Ramesseon, beschrieben von Diodor I. 47—49), mit einem Säulensaale, dessen Decke einen blauen Himmel mit goldenen Sternen darstellte. Die sechszig Säulen, in zehn Reihen, hatten 35 Fuß Höhe und 6 Fuß Dicke! Die verschiedenen Tempel Thebens waren unter sich in großartiger Weise durch Gangreihen von Sfingen verbunden, so daß die Königsstadt über anderthalb Jahrtausende vor Christus, als Griechenland noch in völlig barbarischem Zustande war und in Mitteleuropa wol blos Höhlenbewohner lebten, einen Anblick geboten haben muß, gegen welchen unsere modernen Hauptstädte ärmlich genannt werden könnten.

Die kleineren Tempel Aegyptens entbehrten der Pylonen und Vorhöfe, waren aber reich an Pfeilern und Säulen.

Außer den Tempelpalästen verwendete die ägyptische Baukunst den meisten Fleiß und Eifer auf die **Grabstätten** der Könige. Die berühmtesten derselben und zugleich die einzigen über die Erde befindlichen solchen sind die als eines der bekanntesten Wahrzeichen des Nillandes geltenden **Pyramiden**.*) Als die älteste gilt die mit

---

*) Ebers hält das Wort Pyramide für griechisch. Ein Pyramidenförmiger Weizenhaufen hieß *πυραμίς* von *πυρός* der Weizen; aber in dem Londoner mathematischen Papyros heißt eine Seite der Figur △ Por. em us, und von dieser Seite oder Fläche könnte der Körper seinen Namen empfangen haben.

Treppen versehene bei Sakkarah, unter der zweiten Dynastie als Grabmal für die Apisstiere erbaut. Die größten sind die drei riesigen der vierten Dynastie, beim alten Memfis (jetzt Dschiseh), westwärts dieser alten Königsstadt; sie erheben sich zwischen sieben kleineren, auf einer in die 60 bis 70 Pyramiden zählende Felsplatte, die etwa hundert Fuß über der Nilthalsohle liegt, also vor den Ueberschwemmungen gesichert ist. Die mächtigen viereckigen, nach oben sich verjüngenden Bauwerke entstanden nach und nach über den Königsgräbern durch fortwährende Hinzufügung von Steinen. Der Kern ist von Ziegeln, die Bekleidung von Felsblöcken; die größeren Pyramiden aber sind ganz aus Quadern stufenförmig aufgemauert und die Stufen (an der größten einst 260, jetzt noch 208), waren ehedem ganz mit geschliffenen Granitplatten ausgekleidet, so daß die Außenseite, auf welcher hieroglyphische Inschriften angebracht waren, ganz glatt erschien. Alle Pyramiden sind mit den vier Seiten genau nach den vier Weltgegenden gewendet. Im Innern, zu welchem in Mitte der Nordseite ein von Außen schwer auffindbarer, weil ehedem zugemauerter Eingang führt, leiten schmale und niedrige Gänge zu den theils über, theils unter der Grundfläche liegenden Grabkammern der Könige, deren die größte Pyramide drei übereinander zählt, alle lotrecht unter dem Gipfel des Bauwerkes. Die größte Pyramide, die des Chufu (oben S. 336) hatte 480, jetzt noch 450, die zweite, des Chafra, 457, jetzt noch 447, die dritte, des Menkera, 218 Fuß Höhe. Das Altertum, welches die Pyramiden noch in voller Pracht vor sich sah, verfluchte ihre Urheber als Volksunterdrücker und knüpfte an ihren Namen die graueuhaftesten Märchen; die Gegenwart, welche diesen Stolz des Landes nur noch mit abgebrochenen Spitzen und zerbröckelter Umkleidung kennt, dankt der vierten Dynastie für diese Denkmale und möchte sie nur lieber unversehrt besitzen. Auf der Ostseite einer Pyramide befand sich stets ein kleiner Vortempel, der manchmal durch eine Halle mit ihr in Verbindung stand.

Die Gräber der berühmtesten Faraonen, derjenigen der 18. bis 20. Dynastie, befanden sich unter der Erdoberfläche; sie sind in Felsen eingehauen und zeugen also im Grunde mehr von Hau- als von Baukunst. Diese Gräber bilden nebst denen der vornehmen ägyptischen Familien wahre Todtenstädte in den das Nilthal begrenzenden Gebirgsketten. Diejenige Todtenstadt, in welcher die genannten Herrscherhäuser ruhen, befindet sich in der Gegend von Theben, westlich vom Nil, eine halbe Stunde von Kurnah, in dem engen und öden Felsenthal Biban el moluk (arab. die Pforten der Könige). Die Könige ruhen im äußersten Westen der Nekropole, in mehreren Stockwerken der Felsen mit unzähligen Kammern. Vor jeder Grabstätte öffnet sich eine Art von Hofraum, in welchen die Eingangspforte

mündet, meist verziert mit einer den Kopf des Gottes Ammon einschließenden Sonnenscheibe und dem heiligen Käfer. Dieselbe führt in einen schachtartigen, sich mäßig senkenden Gang, von welchem Seitengänge, bald ab-, bald aufwärts, nach Gemächern, Sälen und Kammern leiten, der Hauptgang aber zuletzt in den gewölbeartig ausgemeißelten und von Pfeilern gestützten Hauptsaal mit dem steinernen Sarkophag. Die Wände aller dieser Grabräume sind mit Bildern aus dem Leben der Bestatteten, Hieroglyphen und astronomischen Darstellungen übermalt, im königlichen Grabgemache auf goldgelbem Grunde; namentlich betreffen die Bilder die Aufnahme des Königs im Jenseits. Der Theil der thebischen Todtenstadt, welcher die Gräber der Königinnen umfaßt, arab. Biban el sultanât, ist ähnlich eingerichtet, nnr von geringerm Umfange, und in den bildlichen Darstellungen spielt Isis die Hauptrolle.

Für königliche Beamte liegt eine Todtenstadt bei den Pyramiden von Memfis, aus der Zeit der Pyramidenbauer stammend. Die dortigen Gräber nehmen verschiedene Gestalt an: senkrechte Schachte, in den kreideweichen Felsen gehauen (Hypogäen), Aushöhlungen in demselben (Katakomben) und grottenartige kleinere Vertiefungen (Syringen), alle mit reicher bildlicher und schriftlicher Verzierung der einzelnen Räume, welche den Todten und seine Familie in allen Lebensverhältnissen darstellen. Weit prächtiger jedoch sind die Grabstätten hervorragender Personen in der Todtenstadt zu Theben, welche zum Theil den königlichen Gräbern an Ausstattung nicht nachstehen. Den Eingang zu jeder Grabstätte verschloß eine massive Thüre, zu welcher blos der Grabbesitzer und der Grabhüter das eröffnende Sigel besaßen.

Die merkwürdigsten Grabgrüfte Aegyptens sind aber diejenigen zu Beni Hassan, besonders die Gruft des Chnumhetep, welcher unter der zwölften Dynastie Nomarch von Hermopolis (Aschmunein) war und den man daselbst abgebildet sieht, wie er von semitischen Grenzvölkern Geschenke empfängt. Im Uebrigen enthalten die Grüfte von Beni Hassan Darstellungen aus dem Leben der Aegypter aller Stände und Beschäftigungen, besonders aus der Landwirtschaft und Viehzucht, aber auch aus allen Handwerken und Gewerben, aus dem Familienleben, der Kriegführung, Jagd, Fischerei, den verschiedenen Spielen und Vergnügungen u. s. w.

Eines der berühmtesten Gebäude des alten Aegyptens war das Labyrinth in der Nähe des Möris-Sees bei Krokodilopolis. Es stand im Altertum in gefeiertem Rufe und Herodot fand diesen noch zu gering gegen die wirkliche Größe des Werkes. Es galt als ein unergründliches Gewirre von Gemächern und sein Name wurde daher sprichwörtlich in Griechenland. Herodot (II. 148) erwähnt fünfzehnhundert Gemächer über und ebensoviel unter der Erde. Letztere wurden

ihm nicht gezeigt, weil sie die Särge der Könige und der heiligen Krokodile enthielten. Was er aber sah, überstieg an Pracht alles andere in der bekannten Welt. Auch Diodor, Strabon und Plinius sind voll von dem Ruhm und Preis dieses Gebäudes; aber Ersterer (I. 61, 66, 89) gibt ihm drei verschiedene Ursprünge, ohne den Widerspruch zu erklären. Nach dem genannten römischen Schriftsteller (Naturgesch. 36, 19) enthielt es fünfundzwanzig Gebäude mit den Namen von ebensoviel Nomen Aegyptens und Tempel aller ägyptischen Götter. Nach Inschriften der Trümmer wurde es wahrscheinlich von Amenemha III aus der zwölften Dynastie errichtet. Es ist der, den die Griechen Möris nannten. Den vorliegenden Nachrichten zufolge war das Labyrinth zugleich ein ägyptisches Pantheon, eine Vereinigung von Heiligtümern aller Landesgötter und zugleich ein Grabmal für die Faraonen der zwölften Dynastie. Die vorhandenen Trümmer sind von Granit und weißem Kalkstein und schließen einen Platz von 600 Fuß Länge und 500 Fuß Breite ein, während die Gebäude auf drei Seiten desselben 300 Fuß mächtig sind, den einstigen Bestand vieler Kammern sowol über als unter der Erde, von verschiedener Größe verraten, und auf der vierten Seite eine von Strabon und Plinius erwähnte Pyramide auf Seitenlinien von 300 Fuß, das Grab des Erbauers dieser versunkenen Herrlichkeit zeigen. Welche Schätze sind hier, da die Räume alle mit Bild und Schrift überdeckt waren, der Kulturgeschichte verloren gegangen!

Hierher gehört, des Zusammenhangs wegen, die Erwähnung des vielgenannten Möris-Sees, welchen Amenemha III (Möris), der Schöpfer des Labyrinthes, in dessen Nähe ausgraben und aus dem Nil durch einen Kanal mit Wasser füllen ließ, um die Ueberschwemmung für das übrige Aegypten zu mäßigen und zugleich die Gegend umher fruchtbar zu machen, was auch in hohem Maße gelang. (Die Gegend, jetzt Fayum, ist noch gegenwärtig das Paradies Aegyptens.)*) Die Alten gaben den Umfang des Sees auf 3600 Stadien (zu 185 Meter, also 666 Kilometer) an, Herodot (II. 149) meint: soviel wie die Küste Aegyptens (natürlich am Mittelmeer blos) betrage. Nach ihm standen mitten im See zwei Pyramiden, jede fünfzig Klafter über das Wasser ragend und ebenso tief darin verborgen; auf der Spitze jeder stand ein steinernes Königsbild; nach Diod. (I. 52) waren es die Statuen des Königs und seiner Gattin, welche Letztere der Ertrag der Fischerei aus dem See (es gab 22 Arten von Fischen darin) als

---

*) Der Name des Sees wird so abgeleitet: Der Farao erhielt nach seinem Hauptwerke (kopt.: *φιομ ντε μηρε* oder *μηρι*, See der Ueberschwemmungen) den Namen Suben en Meri, König der Ueberschwemmung, woraus die Griechen Möris machten. Ebers, Aegypten. I. S. 192.

Nadelgelt erhielt, das täglich ein Silbertalent (4500 Mark) betrug. Jetzt ist der ursprüngliche künstliche Seebehälter, dessen noch erkennbare Dämme ihm nur den dritten Theil der von den Alten angegebenen Größe zuweisen, längst durch Erhöhung des Grundes vom angeschwemmten Nilschlamme zerstört und vom ausgeflossenen Wasser der gegenwärtig natürliche See Birket el Kerun entstanden.

Die Baukunst war die wichtigste Kunst in Aegypten. Alle übrigen Künste dienten eigentlich nur zu ihrer Vervollkommnung, zur Verherrlichung ihrer Werke. So namentlich die Bildhauerkunst. Ihre Werke waren Anhänge und Beigaben zu den Tempeln und Tempelpalästen. Beinahe nur vor den Thoren solcher standen die Kolossalbilder der Könige. Sie waren steif, ausdruckslos und alle nach demselben Muster bearbeitet. Alle waren sitzend dargestellt, die Hände auf die Knie gelegt oder in anderer steifer Haltung, regungslos, in ruhiger Würde und Majestät. Der Kopf war kugelrund, die Augen platt und schräg gezogen, die Ohren groß. Die Statuen sind meist aus einem Stücke Stein gearbeitet und meist 30 bis 60 Fuß hoch. Bildliche Darstellungen des ägyptischen Altertums zeigen ihre Verfertigung sowol als ihre Fortschaffung an den Ort der Bestimmung. Voran schritten Krieger zur Bedeckung; lange Reihen von Männern zogen die auf einer Schleife befestigte Bildsäule an vier dicken Stricken. Vor den Zehen des Bildes stand ein Mann, welcher aus einem Gefäße eine Flüssigkeit ausgoß, wol um die Bahn geschmeidiger zu machen, und auf den Knien des Bildes ein Anderer, welcher in die Hände klatschte, wahrscheinlich um den Takt zum Marsche der Ziehenden anzugeben.*) Stehende Bildsäulen, weniger hoch, dienten zum Schmucke der Tempelpfeiler. Die Bildsäulen wurden bemalt, die granitenen jedoch nur theilweise.

Die in langen Reihen (oben S. 321) die Zugänge zu den Tempeln schmückenden Sfingen waren kolossale Bilder aus einem Stein, Basalt, Perphyr, Syenit u. s. w., von symbolischer Bedeutung, wol mit Bezug auf die Astronomie. Der liegende Leib war meist der eines Löwen, der Kopf aber der eines Widders, eines Falken (Sperbers) oder eines Menschen, und zwar in der Regel eines Mannes (mit Kinnbart), eines Königs oder des Osiris. Weiblich ist selten ein Sfinx, wol erst in griechischer Zeit, deren Auffassung, der Oedipus-Mythe gemäß, in der modernen Kunst die herrschende geworden ist. Der größte Sfinx in Aegypten befindet sich östlich von der zweiten Pyramide von Memfis, aus dem Felsen gehauen, 190 Fuß lang, den Gott Harmachu (Horos im Glanz, d. h. die aufgehende Sonne) darstellend, — zwischen seinen Tatzen steht ein Denkstein mit dem Namen

*) Wilkinson III. p. 328, 336.

Chafra's (s. oben S. 336) und neben ihm sind die Reste eines Tempels mit sieben Statuen gefunden, deren Inschriften wieder auf Chafra weisen. Demselben Todtenfelde entstammen Bildsäulen, welche, obschon aus den ältesten Zeiten des Reiches herrührend, doch an Kunst alles Spätere übertreffen. Ihre Entdeckung ist dem französischen Forscher Mariette zu verdanken. Dazu gehört z. B. die Statue eines niedergebeugten Schreibers im Pariser Louvre, zum Staunen naturgetreu und vollendet, an die griechische Kunst erinnernd, aber durchaus realistisch. Dasselbe ist der Fall mit den Statuen hervorragender Personen unter der 5. und 6. Dynastie; noch ausgezeichneter aber sind die aus Holz geschnitzten Statuen eines Beamten, Raemke mit Namen, und seiner Frau. Die Augenlider sind aus Bronze eingesetzt, die Augäpfel aus Quarz, die Augensterne aus Kristall, die Pupillen durch Metallnägel gebildet. Der Gesichtsausdruck ist wunderbar sprechend. Eine spätere Blütezeit ägyptischer Bildnerei unter der 26. Dynastie (Psammetich) liefert zwar auch hübsche Werke, die aber nicht mehr treue Anlehnung an die Natur verraten, von denen indessen die viel Eleganz verratende Statue der Schwester des Sabako zu nennen ist.

Die Obelisken, die dritte Hauptgattung ägyptischer Plastik, vierseitige fein polirte Säulen, nach oben hin verjüngt und in einer Pyramidenspitze auslaufend, aus einem Stein, meist Granit, 50 bis 108 Fuß hoch, auf allen Seiten mit eingegrabenen Hieroglyphen bedeckt, — sind Denkmale merkwürdiger Begebenheiten. Ohne eigentliche Kunst sind die kleineren Denk- und Grabsteine, die Stelen, bearbeitet. Kunstvoller dagegen, als jene Kolossalwerke sind die Reliefarbeiten an Tempelwänden und Sarkophagen, auch auf solchen von Holz, welche bildliche Darstellungen, oft mit sorgfältigster Ausarbeitung der Figuren bis in die kleinsten Einzelheiten enthalten. Auch an den Tronen, Sänften und Wagen der Faraonen war solches Schnitzwerk in hoher Vollendung angebracht, oft zugleich mit Schmelzmalerei, stets in symbolischen Darstellungen aus der Götterwelt.

Zur Skulptur in kleinerm Maßstabe gehören die Skarabäen, Käferbilder aus Gold, Silber, Blei, Stein, gebrannter Erde u. s. w., welche als Verzierungen an Ringen, Halsketten und an Schmuck angebracht wurden und welche man den nach der kostbarern Weise Einbalsamirten auf den Leib legte und mitgab. Auf größeren Stücken waren Gebete u. a. Inschriften angebracht. Auch sonst trifft man auf den ägyptischen Denkmälern viel Skarabäen, manchmal mit Köpfen von Sperbern, Widdern, Kühen oder Menschen, besonders als Göttersymbole, namentlich der Sonnengötter und des Ptah (oben S. 313).*)

*) Wilkinson new ser. II. p. 256 ff.

Die Malerei der Aegypter schmückte Tempelwände und Grabkammern mit großen Gemälden, Särge, Säulen, Papyrosblätter u. s. w. mit kleineren Darstellungen. Die Farben waren so trefflich bereitet, daß sie noch jetzt wol erhalten sind; sie wurden aus Pflanzen- und Metallstoffen, mit Leim vermischt, gefertigt und sehr dick aufgetragen, aber ohne alle Schattirung. Von Perspektive war keine Rede und von allen Gegenständen nur die dem Beschauer zugekehrte Seite dargestellt. Ein zwischen Bäumen schwebendes Viereck mit Wellenlinien sollte z. B. einen von Bäumen umgebenen Teich vorstellen. Bäume erscheinen im Verhältniß zu den Menschen viel zu klein und Blumen wie symmetrisches Schmuckwerk. Thiere sind ziemlich getreu gezeichnet und bei Heerden steht über einer mäßigen Anzahl der betreffenden Stücke in Ziffern die Zahl, welche damit gemeint ist. Höherstehende Personen, namentlich die Könige, wurden weit größer abgebildet als andere Menschen. Die Personen wurden so dargestellt, daß der Kopf und die Extremitäten, Arme und Beine, im Profil, die Brust dagegen und die Schultern in der Regel wie von vorne gesehen erschienen. Auch die Augen wurden trotz des Gesichtsprofils in der ganzen mandelförmigen Länge wiedergegeben. Sind mehrere Menschen oder Thiere von der gleichen Klasse oder Gattung dargestellt, so gehen oder stehen sie in festgegliederten Reihen, so daß hinter jeden Einzelnen nur die vorderen Umrisse des nächsten zu erblicken sind, und alle machen genau die nämlichen Bewegungen, z. B. marschirende Soldaten, in derselben Uebereinstimmung aber auch um Gnade flehenden Gefangene, pflügende Ochsen u. s. w. Menschen und diese umgebende Gegenstände sind in ganz falschen Größenverhältnissen gezeichnet, sogar Thüren, durch welche Jemand oder Etwas passiren muß, so klein, daß dies unmöglich erscheint. Dagegen sind Völker-Physiognomien, z. B. gefangener oder das Land besuchender Semiten- oder Negerstämme so gut ausgedrückt, daß man sie noch jetzt auf den ersten Blick erkennt und unterscheidet. Meist sind die Gemälde oder Bilder durch beigefügte Hieroglyphen erklärt und in solchen die Rede der Abgebildeten ausgedrückt, oft aber enthalten diese Schriftzeichen nur die Namen der dargestellten Personen. Die Gegenstände solcher Bildwerke sind Darstellungen des Lebens der Aegypter in allen Lagen, in Krieg und Frieden, auf dem Felde und im Hause, unter Hoch und Niedrig, im Leben und im Tode; kurz, sie vertreten die gesammte physische und geistige Kultur des Landes. Meistens sind es ernste Gegenstände, doch fehlt auch die Laune nicht. Man hat früher die Aegypter allgemein für ein trübsinniges, beinahe nur an den Tod und die ewige Ruhe denkendes Volk gehalten; denn noch sehr wenig bekannt war bis vor Kurzem der Humor in der ägyptischen Kunst. Derselbe macht sich in den verschiedensten Darstellungen,

sogar der ernstesten Art, z. B. bei solchen von Leichenbestattungen, in der keckſten und frivolsten Art geltend, z. B. es fallen Mumien um und auf die sie fortschaffenden Trauernden, oder ein Opfertisch auf dem Todtenschiffe stürzt auf die Leidtragenden. Noch mehr aber tollt der Humor, wo er ungestört ist. Zwei Papyrosblätter, das eine in Turin, das andere im britischen Museum, liefern davon merkwürdige Beispiele.*) Sie enthalten satirische Thierbilder, von welchen die Annahme nahe liegt, daß sie Illustrationen zu Fabeln sein möchten. Manche davon sind sogar auffallende Parodien zu ägyptischen Gemälden, welche Menschen in ähnlichen Verrichtungen darstellen, wie hier die Thiere gezeichnet sind. So z. B. auf dem Turiner Papyros ein Quartett, in welchem ein Esel die Harfe, ein Löwe die Lyra, ein Krokodil die Laute und eine geschworene Katze die Flöte spielt, welche vier selben Instrumente anderswo auf einem Bilde von Menschen gespielt werden. Der Papyros des brit. Museums zeigt einen Hund mit der Krone des Landes auf den Tron, einen Löwen und einen Esel, mit einander Schach oder Dame spielend, wie auf großen Wandgemälden der König mit seinen Verwandten oder Beamten, einen Wolf als Ziegenhirten, einen Panther als Gänsehirten u. s. w. Der Turiner Papyros zeichnet die Vertheidigung einer Festung durch Katzen gegen angreifende Mäuse in ähnlichen Stellungen wie auf vorhandenen Kriegsgemälden, getäuschte Gänse in der Gesellschaft von Katzen, Mäuse als gutherzige Erzieher von jungen Katzen, einen Maulesel in Priesterkleidung als Richter u. s. w. Auffallend häufig erscheint ein aus Katze und Hase gemischtes Thier mit vier Ohren, zwei kürzeren und zwei längeren. Ein anderer Papyros im Berliner Museum zeigt außer einigen den genannten ähnlichen Darstellungen auch eine Art verkehrter Welt, wobei z. B. ein Nilpferd sich auf einem Baume schaukelt und ein Rabe auf einer Leiter zu ihm hinaufsteigt.**)

Mit diesem heitern Blicke in die vermeintliche Grabessehnsucht und Jenseits-Schwärmerei der Aegypter verlassen wir das merkwürdige Land des Nil.

---

*) Lepsius, Denkmäler, Pl. 23. — Altägyptischer Humor im Feuill. der Frankf. Zeitg., Juli 1875, von E. Biller.

**) Abeken, das ägypt. Museum, S. 43. Uhl. IV. S. 293.

Fünftes Buch.

Die Völker Syriens.

Erster Abschnitt.

Land und Volk am Morgensaume des Mittelmeers.

A. Vom Tauros bis zum Sinai.

Unter den Ländern und Völkern Asiens, welche den Europäern seit alter Zeit bekannt sind, stehen hinsichtlich ihrer Geschichte und Kultur zum Nillande in den nächsten Beziehungen diejenigen, welche die Ostküste des Mittelmeeres und das zunächst an selbe grenzende Hinterland einnehmen. Die Gegend, welche diese in der Erdbeschreibung und Geschichte des Altertums unter verschiedenen Namen bekannten Länder und Völker umfaßt, bildet nach allen Grundsätzen der natürlichen Länderkunde ein einziges Land, ein oro- und hydrographisches Ganzes, wie auch die dasselbe bewohnenden Völker einem einzigen Stamm angehörten. Dieses Land wollen wir nach dem größten seiner geschichtlichen Bestandtheile Syrien nennen, worunter daher, des Zusammenhangs wegen, auch Phönikien, Palästina und das peträische Arabien mit inbegriffen sind.

Syrien in diesem Umfange bildet ein Hochland, das von Norden nach Süden, parallel mit der Mittelmeerküste, durch eine Spalte in einen westlichen und einen östlichen Theil geschieden ist. Der westliche Theil, dessen Abhang gegen Westen in ein schmales Küstentiefland fällt, besteht von Norden nach Süden aus folgenden Höhenzügen: dem Amanos (jetzt Akma Dagh), der im Nordosten mit dem Tauros zusammenhängt, größtentheils aber durch das Thal des Pyramos von ihm getrennt ist, dem kasiotischen Gebirge (jetzt Dschebel Ansarijeh), dem Libanon, dem Hochlande von Palästina, welches wieder folgende

hervorragende Höhengruppen enthält: Gebirge Nafthali, Tabor, Hermon, Gebirge Gilboa, Karmel, Gebirge Efraim, Gebirge Juda, — und endlich dem Sinai-Gebirge in der gleichnamigen dreieckförmigen Halbinsel zwischen den beiden nördlichen Armen des Roten Meeres. Der östliche Höhenzug oder Hochlandstheil, den Westrand der syrisch-arabischen Wüste bildend, enthält gegenüber dem Amanos und dem kasiotischen Gebirge namenlose oder unbedeutende Wüstenhöhen und Wüstenplatten, gegenüber dem Libanon den Antilibanon mit dem Hermon (jetzt Dschebel-es-Scheik, dem höchsten Gipfel ganz Syriens), — gegenüber dem Hochlande von Palästina das Hochland von Hauran und gegenüber dem Sinai-Gebirge bedeutungslose Höhen des eigentlichen Arabien.

Zwischen diesen beiden Hochlandstheilen nun erstreckt sich die erwähnte Spalte. Längs dem Amanos ein unbedeutendes Thal, steht sie bei Antiochia mit dem Meere durch den Unterlauf des Orontes (Asi) in Verbindung, welcher hier die Höhenreihe des Westens durchbricht, um seine Mündung zu finden. Darauf folgt die Spalte dem Laufe des Orontes bis auf die Hochebene von Kölesyrien (jetzt el Bekaa), und darauf, nachdem sie bei Baalbek, etwa 4000 Fuß über Meer, ihren Höhepunkt erreicht hat, dem in entgegengesetzter Richtung laufenden Leontes (Litani), bis sich derselbe westwärts zum Meere wendet, und nunmehr dem Jordan durch den See Merom zum See Genesaret, wo sie unter die Höhe des Mittelmeerspiegels hinabzusinken beginnt. Nachdem sie den Jordan bis zu seiner Mündung in das Todte Meer verfolgt, erreicht sie mit 1230 Fuß unter Meeresfläche ihre tiefste Stelle (jetzt: el Ghor), um dann jenseits dem die Breite der Vertiefung zwischen beiden Berghöhen ganz ausfüllenden Todten Meere wieder aufzusteigen und im Wadi el Araba (arabischen Thale) nach dem östlichen Busen des roten Meeres, dem von Akaba, zu gelangen, in welchem sie ihr Ende findet. Oestlich vom östlichen Hochlandstheile endlich breitet sich, von Norden nach Süden an Breite zunehmend, die syrisch-arabische Wüste bis zum Eufrat aus. Sie ist kulturlos bis auf zwei Oasen, eine in der Mitte der Wüste: Palmyra (Tadmor) und eine nahe dem Antilibanon, wo der Barada von dessen Ostabhang nach dem Bahr el Merdsch strömt und dort versiegt, — das Paradies von Damask. Eine nördlichere Oase, mitten zwischen Orontes und Eufrat, Beröa, (Haleb, Aleppo) hat für das Altertum keine Bedeutung.

So enthält dieses Land zwischen Meer und Wüste folgende natürliche und demnach auch für die Kultur maßgebende Abtheilungen:

a. Das Küstenland, als auf das Meer und mithin auf die Schifffahrt angewiesen, — geschichtlich **Phönikien.**

b. Das innere Land, von bergiger Bodenbildung mit Flüssen, also auf Jagd oder Viehzucht angewiesen; nach der Lage zerfällt

das innere Land wieder durch seine den gegenseitigen Verkehr hemmende höchste Erhebung: Kölesyrien mit Libanon und Antilibanon, in zwei geschichtliche Gruppen: das nördliche **Syrien** und das südliche **Palästina** (früher **Kanaan**) nebst dem peträischen Arabien, welches letztere stets in die Geschichte von Palästina und Aegypten und nicht in diejenige von Arabien verflochten war.

Diese Manigfaltigkeit an Bestandtheilen ist um so merkwürdiger, als das Land Syrien im weitesten Sinne kein großes ist, sondern nur etwa Italien mit Ausnahme der Inseln gleich kommt; man kann jedoch die Insel Kypros mitrechnen, welche in natürlicher und geschichtlicher Beziehung zu Syrien gehört und in der Größe etwa der Hälfte von Sicilien entspricht. Wol sind die Wassersysteme nicht bedeutend: der größte Fluß, der Orontes, etwa 64 Meilen lang, ist ungefähr dem Inn oder Main gleich und übertrifft weit den berühmtesten, den Jordan, welcher mit 40 Meilen Länge der Ems oder dem Lech entspricht; die übrigen Flüsse mit Inbegriff des Leontes sind noch weit unbedeutender. Dafür aber ist das Wassersystem des Jordan eines der merkwürdigsten der Welt. Das Todte Meer, in dem es endigt, ist der tiefste See und zugleich die tiefste Stelle der Erdoberfläche und gewissermaßen ein Kaspisee im Kleinen. Es übertrifft zwar (mit 23 Quadratmeilen) nicht viel den Bodensee und hilft mit seiner ganzen Länge dem Jordan noch nicht auf die Länge des Orontes; aber es zeichnet sich durch seine merkwürdigen Eigenschaften aus. Wahrscheinlich füllt es einen ehemaligen vulkanischen Krater. Das Wasser ist so salzig, daß darin kein lebendes Wesen fortkommt (daher der Name) und ruht auf Asfaltlagern, von denen Stücke losgerissen umher schwimmen. Dieser Stoff bildete im Altertum einen wichtigen Handelsgegenstand, besonders nach Aegypten, wo man ihn zur Einbalsamirung, zum Sigeln und zu Heilzwecken verwendete. Die Tiefe des Sees soll bis zu 2000 Fuß betragen, der Grund wäre also mehr als 3000 Fuß tiefer als die Meeresfläche; der südlichste Theil, durch eine weit vorragende Halbinsel vom übrigen getrennt, bildet einen seichten Salzsumpf. Hier am Süd- wie am Nordende des Sees und auch im Jordanthal wachsen Palmen (Nußdattelpalmen), die einzigen in Syrien, und wurde im Altertum der Balsambaum gezogen, dessen Oel ein Monopol der Könige von Juda war, besonders in den Gärten zu Jericho und Engeddi. Vom Todten Meer klimmen steile und schwierige Pässe auf das Hochland von Palästina. Nach Süden geht es im Thal Arabiens bis zu einer Höhe von 930 Fuß und dann wieder abwärts zum Roten Meere. Von Norden her strömt der Jordan, der unter dem Namen Hasbeia im Antilibanon entspringt, vom See Merom (Schilfmeer, jetzt El Huleh) an seinen berühmten Namen führt, und schon im See Kinneret, Genesaret oder

von Tiberias 600 Fuß unter dem Meeresspiegel, also die Hälfte der Einsenkung des Todten Meeres erreicht. Das zwischen beiden Seeen liegende Jordanthal war ehemals fruchtbar und blühend; jetzt ist es verödet und reich an Trümmern früherer Größe.

Außer dem Wassersystem des Jordan sind die für die Kultur Syriens wichtigsten Landestheile das Hochland von Palästina, das Gebirgssystem des Sinai, dasjenige des Libanon und Antilibanon und der Küstenstreif am Mittelmeer (Phönikien)..

Eine Granit-Gebirgsgruppe erfüllt die südliche Spitze der Sinai-Halbinsel, von wasser- und pflanzenarmen Wadis durchfurcht und reich an schroffen, imposanten Gipfeln; von diesen steht weiter westlich der Dschebel Serbâl, welcher nach neuesten Forschungen derselbe ist, den das Alte Testament bald Sinai, bald Choreb nennt, der Sinai der mosaischen Gesetzgebung*), weiter östlich aber der Dschebel Musa, welchen die Mönche der dortigen Klöster für den Sinai halten, der Dschebel Katerin u. a. Diese Spitzen haben Höhen von sechs- bis neuntausend Fuß, (das Katharinenkloster 5020, Dschebel Musa 7359, Dschebel Katerin 8526 engl. Fuß).

Das Hochland von Palästina, zwischen der breiten Küstenebene und dem Jordanthal, erreicht das Meer nur im äußersten Nordwesten mit dem Gebirge und Vorgebirge Karmel, nordöstlich von welchem die Ebene Esdrelon (Jesreel) vom Meere her eindringt und dem Bache Kison nach sich bis zu einem niedrigen, in das Jordanthal führenden Einschnitte des Gebirgslandes erstreckt. Höhen dieses Hochlandes sind im Norden der Ebal und Garizim (beide etwa 2500 Fuß hoch) bei Sichem, im mittlern Theile aber der Oelberg mit dem Thale des Kidron östlich bei Jerusalem (2600 Fuß hoch); des Hochlandes höchste Spitze ist der Gipfel mit der Moschee Nebi-Schamwil (Grab Samuels), 2 Stunden von der Stadt (3000 Fuß hoch). Das Hochland ist im Ganzen steinig und unfruchtbar. Im Nordosten sind ihm vorgelagert das Gebirge Gilboa (1200), der Hermon (1747) und der Tabor (1700 Fuß hoch).

Westlich schließt sich an das Hochland von Palästina der südliche Theil der heißen, feuchten und fruchtbaren, aber ungesunden Küstenebene von Syrien, von deren nördlichem Theile durch den Karmel geschieden. Derselbe zerfällt in die Ebene Sefela oder das Filisterland (Filistäa, daher Palästina) an der Grenze Aegyptens mit dem ehemaligen Hafen Askalon und dem noch bestehenden von Joppe (Jaffa), und in die nördlichere Ebene Saron bis zum Karmel. Nördlich von letzterm dehnt sich am Meere das eigentliche Phönikien aus, der Sitz einer im Altertum einzig dastehenden Seetüchtigkeit, ein

*) Ebers, durch Gosen zum Sinai, Leipz. 1872, S. 380 f.

Küstenstrich von 2 bis 3 Meilen Breite und etwa 30 Meilen Länge, vom Karmel nordwärts bis zum tiefsten Meereseinschnitte Syriens (Mündung des Nahr-el-Kibir) und der Insel Arados, mit zahlreichen Küstenflüssen und von großer Fruchtbarkeit, mit den berühmten Häfen (von Süd nach Nord): Akka, Tyros, Sidon, Berytos, Byblos, Tripolis und Arados nebst Antarados an der Küste. Jetzt ist nur noch Berytos (Beirut) bedeutend; die übrigen, unter denen Tyros und Sidon weit voranstanden, sind verschlammt.

Oestlich an Phönikien schließt sich der mittelste Gebirgsknoten Syriens, dessen höchste Anschwellung, das System des Libanon und Antilibanon mit dem Hochthale von Kölesyrien. Der Libanon steigt am Litani steil empor und endet im Norden am Kebir oder Kibir mit schroffem Abfall. Die höchsten Spitzen, die aber die Schneelinie nicht erreichen, sind der Dschebel Sannin, etwa in der Mitte (gegen 8000 Fuß hoch), und der angeblich noch höhere Dschebel Makmel mit gepriesener Aussicht. Letzterer besitzt an seinen Abhängen liebliche kühle Terrassen mit Weinpflanzungen, Pinien, Feigen und Maulbeerbäumen, Wäldern von Platanen, Cypressen und Nußbäumen, namentlich aber die Ueberbleibsel des vielgenannten Zedernwaldes, noch etwa drei- bis vierhundert Stämme, bis zu 45 Fuß Umfang und 90 Fuß Höhe. Die östliche Kette dieses Centralhochlandes dagegen glänzt in ihrem höchsten Gipfel Hermon (Dschebel-es-Scheik, 9 bis 10,000 Fuß hoch) von ewigem Schnee. Erst weiter nördlich beginnt der eigentliche Antilibanon (jetzt Dschebel-e-Scherki) und endet, nordostwärts biegend, gegen die Wüste hin. Die höheren Theile der beiden Kämme beherbergen neben schwarzen Ziegen auch Schakale, Bären und Löwen.

Wenig Bedeutendes bietet das eigentliche Syrien, das am Nordende des Libanon und seines Gegenbildes mit dem See von Höms beginnt, der den Ober- und Mittellauf des Orontes scheidet; es stand im eigentlichen Altertum in der Kultur weit hinter Palästina und Phönikien zurück und erhob sich zu eigener Macht erst in der makedonisch-hellenistischen Zeit, die uns hier nicht mehr berührt.

B. Die West-Semiten.

Die Länder Syriens im geschilderten Umfange waren, gleich den im nächsten Buche zu behandelnden Gebieten des Eufrat und Tigris und gleich der Halbinsel Arabien im Altertum theils von sogenannten Hamiten, theils von sogenannten Semiten bewohnt. Von den Letzteren, welche nach dem Zeugnisse der alten Schriftsteller*) vom

*) Herod. I. 1. VII. 9. — 1. Mos. 11, 28. 31. Creuzer Symb. u. Myth. II. S. 12 f. Heeren Ideen I. 2. Abth., S. 6.

erythräischen Meere (wie in älterer Zeit der persische Meerbusen, erst später das jetzige Rote Meer hieß), d. h. aus Indien längs demselben herkamen, müssen die ihnen vorangegangenen Hamiten größtentheils zur Auswanderung nach Afrika, namentlich Aegypten (s. oben S. 333) gezwungen worden sein. Beide Stämme haben ihre Namen von angenommenen Stammvätern, Ham und Sem, welche nebst Jafet, dem biblischen Stammvater der Indogermanen, von der Ueberlieferung Söhne Noahs, des Wiederherstellers der Menschheit nach der Flut, genannt werden. Die hebräische Sage ahnte mit diesem Stammbaum die Theilung der mittelländischen Rasse in drei Hauptstämme. Dieselben stehen jedoch nicht auf gleichem Fuße einander gegenüber. Während nämlich die Indogermanen sowol von Semiten als von Hamiten scharf geschieden sind, gehen die Kenner der Sprachen beider letzteren Stämme darin einig, daß dieselben gemeinsame Sprachkeime, also wol auch gemeinsame Ursitze hatten.*) In der erwähnten Genealogie der Hebräer sind auch wirklich die Jafetiten von den beiden übrigen Stämmen genau geschieden, letztere aber, die Semiten und Hamiten, in der Weise vermengt, daß Völker, welche ihrer Sprache nach als Semiten ausgewiesen sind, zu den Nachkommen Hams gerechnet werden und umgekehrt, ja sogar dasselbe Volk bald hamitisch, bald semitisch erscheint. Hinsichtlich der Grenzen zwischen Hamiten und Semiten liegt daher noch Vieles im Dunkeln. Unzweifelhaft steht nur fest, daß die Bewohner der syrischen Länder in historischer Zeit insgesammt entschiedene und zwar ziemlich rein gehaltene Semiten waren. Diese, die West-Semiten, zerfielen in drei einander äußerst nahe stehende Völker und Sprachstämme, nämlich die Aramäer in Syrien und West-Mesopotamien, die Kanaanäer (wozu die Phöniker) ehemals in ganz Kanaan, seit der Einwanderung der Hebräer aber nur noch an der Mittelmeerküste, und die Hebräer in Palästina. Ihre Sprachen standen wieder denjenigen der mit Hamiten u. a. Völkerstämmen stark vermischten Ost-Semiten, oder der Assyrer und Babylonier sehr nahe, unterschieden sich aber von ihnen scharf in der Schrift, indem sie nicht durch die Keilschrift, sondern durch alfabetische Zeichen, von der rechten zur linken geschrieben, dargestellt wurden, welche höchst wahrscheinlich aus der hieratischen Schrift Aegyptens herstammen. Diesen Ost- und West- oder zusammen Nordsemiten standen die Südsemiten gegenüber, welche ihren Stamm am reinsten erhalten hatten; es sind dies die Araber, von denen auch die Aethiopier stammen, die einzigen Semiten, welche sich ihre Heimat bewahrt, ja sogar die früheren Sitze aller anderen Semiten nicht nur, sondern seit Mohammed selbst des größten Theils der Hamiten eingenommen haben. Im

*) Peschel, Völkerkunde. S. 531.

Altertum ist jedoch ihre Bedeutung gering und wir werden uns erst in der Periode des Mittelalters, aber dann in eingehender Weise, mit ihnen beschäftigen.

Die West-Semiten, nämlich die Syrer oder Aramäer, die Kanaaniten nebst den Phönikern und die Hebräer hatten die körperlichen Merkmale aller Semiten.*) Ihre Gesichtsfarbe war bräunlich in verschiedenen Abstufungen, das Haar schwarz, kraus und gelockt, der Bart stark und lang, die Gesichtszüge scharf, die Nase hoch und mehr oder weniger gebogen, die Lippen schmal; die Schädel gehörten zu den niedrigen Breitköpfen.

Das allgemein getragene Kleid der Hebräer bestand für beide Geschlechter in einer Art langen Hemdes mit kurzen Aermeln und einem mantelartigen Umwurfe. Die Frauen aller Stände fertigten die Kleidung selbst für die ganze Familie. Den Stoff bildete für die Armen gröbere Wolle von Schaf, Ziege oder Kamel und ungerösteter Flachs, für die Reicheren feinere Wolle, Baumwolle und Leinwand. Letztere erlaubten sich zudem möglichst den Luxus purpurner Gewänder, wie sie solche bei Nachbarvölkern kennen lernten; auch liebten sie es, unter dem wollenen Unterkleide ein linnenes Hemd zu tragen. Die Unterkleider wurden unter den Hüften mit einem Gürtel befestigt, der bei den Reichen mit Gold durchwirkt, mit Edelsteinen besetzt oder zur Schärpe vergrößert, und worin Dolch und Messer, bei den Schriftgelehrten aber das Schreibzeug getragen wurde; auch diente er als Tasche. So unterlagen auch die Obergewänder oder Umwürfe dem steigenden Aufwande. Es kamen mit der Zeit auch Ueberröcke (Schulterkleider, Mäntel) mit oder ohne Aermel auf. Als ein Zeichen der Frömmigkeit galt die Verzierung des Obergewandes mit vier purpurnen Zipfeln an den Ecken. Als Kopfbedeckung dienten knappe oder turbanartige Binden, während das gemeine Volk sich mit einer Schnur um das Haar oder höchstens einem grobwollenen Tuche über den Kopf begnügte. An den Füßen trugen die Vornehmen Sandalen oder Schuhe, die Armen grobe Fell- oder Holzschuhe, oder auch gar nichts.

Für das weibliche Geschlecht wurde die Bekleidung durch einen Halbschleier vermehrt, der die Augen freiließ, den aber nur die Ehefrauen trugen; die Fußbekleidung war kostbarer als bei den Männern, bunt und verziert, die Gewänder länger, mit Schleppen versehen, und mit der Zeit nahm die Kleidung überhaupt an Stücken wie an Verzierung derselben zu, wozu Gürtel, Spangen, Schärpen, Ketten, Gehänge, Armbänder, Ringe an Fingern und Ohren, eine Art Ring vor der Stirne zur Befestigung des Schleiers u. s. w. gehörten. Den

*) Saalschütz, Archäologie der Hebräer, 2 Theile, Königsberg 1855 u. 56.

Kopf bedeckten außer dem Schleier Netzhauben oder Binden, wie auch Gold, Perlen, Edelsteine u. s. w. in die Haare geflochten wurden. Auch schminkten sich die Frauen und bedienten sich der Riechfläschchen. Auf das Haar wurde bei beiden Geschlechtern viele Sorgfalt verwendet; die Frauen kräuselten und flochten es und tränkten es mit wolriechenden Flüssigkeiten. Sogar Männer, d. h. Stutzer, ließen es kräuseln. Den Bart und das Haar wachsen zu lassen und erstern zu salben, war sogar Vorschrift, — Haar und Bart zu scheeren eine unauslöschliche Schmach. Nur bei der Trauer um Verstorbene raufte man Haar und Bart aus oder ließ sie wenigstens verwildern, wie man auch die Haut aufriß und die Kleider zerriß, Asche und Staub auf das Haupt streute, allen Schmuck und die Fußbekleidung ablegte und ein dunkles härenes Sackgewand anzog. Aehnlich mußten des Ehebruchs angeklagte Weiber erscheinen. Dagegen waren bei Abschluß einer Ehe Braut und Bräutigam im höchsten Grade geschmückt. Die Braut wusch sich vorher und salbte sich mit wolriechenden Stoffen, ordnete und schmückte ihre Haare, legte die schönsten Kleider an, zierte sich mit dem Brautschleier u. s. w. Auch der angehende Ehemann kleidete sich köstlich und erschien mit einem Kranz oder einer Blätterkrone auf dem Haupte.

Als ursprünglich nomadisches und in Fehden lebendes Volk wohnten die Hebräer in den ersten Zeiten ihres Volkstums in Zelten oder Binsen- und Schilfhütten oder gar in Klüften, Höhlen und Bergfesten, d. h. Verschanzungen auf Bergen, um sich hier gegen die Ueberfälle und Verheerungen ihrer Feinde zu sichern und von hier aus auch selbst solche vorzubereiten und auszuführen. In solchen einfachen Wohnungen blieben aber die Armen und die Landleute auch später, als es schon Städte in Israel gab, in welchen sich die Reichen und Vornehmen mit Entfaltung von Aufwand niederließen.

Von den Städten und größeren Orten der Hebräer sind der Erwähnung folgende wert: Die Hauptstadt Jerusalem, ursprünglich Salem, Hauptort der Jebusiter, am Kidronbach, 12 Meilen vom Mittelmeer, 8 vom Jordan, mehr als 2300 Fuß über ersterm, umgeben von den Thälern Josafat und Hinnom und selbst über Hügel und Schluchten ausgebreitet, welch' ersterer vier waren: Zion, Moria, Akra und Bezetha, mit Davids Burg auf Zion und Salomo's Tempel auf Morijah (eine fünfte oder eigentlich dritte Höhe war Ofel; Akra und Bezetha wurden erst unter syrischer Herrschaft bebaut). Anderthalbe Meile südlicher stand Bethlehem, der Stammort Davids und noch südlicher Hebron; nördlicher dagegen Sichem zwischen den Bergen Ebal und Garizim, — alle diese im Hochlande von Palästina. Im Jordanthal, nahe der Mündung in's Todte Meer lag Jericho, im Nordosten des Karmel, nahe dem Tabor Nazaret, am See Genesaret

Kapernaum und Betsaida, in Hauran, jenseits des Jordan: Gerasa, Bostra, Pella u. a., im Gebiete der Filister: Askalon und Jaffa am Meere, Gaza im Innern. Nordwärts im Küstenlande der Phöniker standen die fünf Bundesstädte: Tyros, zuerst als Alt-Tyros auf dem Festlande, nahe der Leontes-Mündung, später auf einer Insel, des Landes Prachtstadt, Sidon, der Hauptsitz der phönikischen Industrie, Berytos, Byblos und Arados mit Antarados, die Tyros, Sidon und Arados gemeinsame Pflanzstadt Tripolis und das südlichste und jüngste Akka. In Kölesyrien, an der höchsten Stelle der Spalte, zwischen Libanon und Antilibanon: Baalbek mit seinen Sonnentempeln (Heliopolis). Auf Oasen der Wüste, zu Syrien gerechnet: Damask und Tadmor (Palmyra). Im eigentlichen Syrien: Emesa (Höms) auch eine Sonnenstadt, Apamea, Chelbon (Beröa, Haleb, Aleppo) u. a. neuere, die nicht mehr in die hier zu behandelnde Zeit gehören.

Die Städte der Hebräer waren theils schon solche der Kanaaniten gewesen, theils denen der letzteren nachgebildet. Die gewöhnlicheren Häuser in denselben waren, wie im Morgenlande allgemein und selbst jetzt noch, nach unserm Begriffe Ruinen ähnlich, mit offenen Höfen, flachen Dächern, auf welche Freitreppen führten, wenigen, engen und unregelmäßig vertheilten Fenstern oder vielmehr Luftlöchern, — schwalbennestartig an einer Anhöhe an- und übereinandergeklebt, mit schmalen, winkligen Gassen. Den Baustoff bildeten meist Lehmziegel. Der Hof war der gewöhnliche Aufenthaltsort, oft mit Bäumen, Brunnen oder Zisternen versehen. Auch auf dem Dache, welches ein Geländer umgab oder umgeben sollte, hielt man sich häufig auf. Bisweilen errichtete man noch Gemächer dort; in heidnischer Zeit wurden Altäre auf dem Dache aufgestellt und darauf geopfert.

Die größeren Stadthäuser, nach phönikischem Muster gebaut, hatten einen Mittelhof und einen Vorhof, oft mit Säulenhallen. Die Thüren waren von Holz, so auch ihre Angeln; den Verschluß bildeten meist hölzerne Riegel, seltener Schlösser. Die Fenster schützten Gitter und Vorhänge. Innen wurden die Gemächer übertüncht, bei Reichen bemalt, mit Teppichen, Holzgetäfel, Marmorplatten u. s. w. bekleidet, der Fußboden mit Gips oder Backsteinpflaster belegt. Zu kostbareren Bauten wurde auch Elfenbein vielfach angewandt; doch ist es nicht ganz sicher wie.

Außer den Städten und Dörfern gab es in wenig bewohnten Gegenden, namentlich der Wüste, Karawanserais; aus einer der bedeutendsten dieser Art, welche Salomo gründete, entstand die spätere Großstadt Tadmor (Palmyra), deren Glanz jedoch erst in die römische Zeit fällt. Sowol bei diesen Anstalten, als auch sonst waren ausgemauerte Brunnen oder vielmehr Zisternen in den syrischen Landen

sehr häufig, weil bei dem Mangel trinkbarer Quellen zum Leben notwendig. — Sehr im Schwange war die Anlage von Gärten mit Zierpflanzen, meist mit Obst- und Weinbau verbunden.

Die Hebräer waren ursprünglich bekanntlich ein nomadisches Hirtenvolk. Ackerbau und Industrie waren ihnen fremd. Ersterer kam nach ihrer Niederlassung in Palästina auf und blieb lange auf ziemlich niederer Stufe. Vorbild war natürlich der ägyptische Ackerbau, den die Hebräer am untern Nil kennen und üben gelernt hatten, wenn auch letzteres nur in beschränktem Maße. Nach der Besitznahme Kanaans besaß in der Regel jede Familie ihr Grundstück, dessen Grenzen genau bezeichnet waren. Die Grundstücke wurden in Joche eingetheilt, d. h. in Stücke, welche ein Joch Ochsen an einem Tage pflügen konnte und nach dem Maße der erforderlichen Aussaat abgeschätzt. In bergigen Gegenden wurden an den Abhängen der Gebirge Terrassen angelegt und bebaut. Die Bewässerung blieb dem Regen und Thau überlassen. Wasserleitungen waren wahrscheinlich selten. Das angebaute Getreide bestand meist in Weizen und Gerste, wozu noch Mohnhirse, Linsen, Bohnen, Gurken, Flachs, Baumwolle ꝛc. kamen. Der Pflug bestand in einem eisernen Pflugmesser an einem hölzernen Gestell und wurde von zwei Rindern gezogen, deren Nacken durch ein Joch verbunden war, ähnlich wie in Aegypten (oben S. 308 f.) Gesetzlich verpönt war das Zusammenjochen verschiedener Thiergattungen. Es wurde im Jahre bis zu vier Malen gepflügt und hintenher geeggt. Gesäet wurde zweimal, für die Winter- und die Sommerfrucht. Kein Feld durfte mit zweierlei Samen befruchtet werden. In der Küstenebene reifte die Frucht um eine, im Gebirge aber um zwei bis vier Wochen später als im tiefern fruchtbarern Jordanthal. Das Getreide wurde mit der Sichel geschnitten, wie in Aegypten. Die Ernte dauerte sieben Wochen lang mit Inbegriff des auf dem Felde selbst in einer dazu eingerichteten runden Tenne durch darüber getriebene Rinder besorgten Dreschens. Ihr Schluß war mit festlichem Jubel verbunden. Die Spreu wurde mit den Stoppeln verbrannt oder vom Winde fortgeführt. Das Korn verwahrte man in sorgsam verdeckten Gruben oder in Höhlen. Der Ackerbau vervollkommnete sich mit der Zeit in Palästina so sehr, daß dieses kleine Land die Kornkammer für Phönikien und vielleicht auch für das eigentliche Syrien wurde. Neben dem Ackerbau wurde das Land zu Wein-, Oel-, Obst- und Gartenbau benutzt. In den Gärten wurden Küchengewächse, Fruchtbäume, Palmen, Blumen u. s. w. gepflanzt und bei Reichen und Vornehmen viele Sorgfalt auf Ausschmückung derselben verwendet. Auch in Palästina wurde indessen von den Hebräern neben dem Ackerbau noch stark Viehzucht betrieben; die Heerden bestanden vorzugsweise aus Rindvieh, dann aber auch aus Schafen, Ziegen, Kamelen; als Last- und Reit-

thier wurde der Esel gezogen, als Hüter der Heerden der Hund; Pferde wurden erst spät und nur ausnahmsweise gehalten. Keine Thiere durften verschnitten werden.

In der Gewerbetüchtigkeit wurden die Hebräer die Schüler der Phöniker. Diese waren schon früh Meister der Industrie. In Sidon und dem nahen Sarepta wurde aus dem Dünensand Glas verfertigt und bedeutend vervollkommnet. In Phönikien wurde die Purpurfärberei mittels des Saftes der Purpurschnecken erfunden und durch kein Volk übertroffen. Die gewonnenen Farben reichten vom hellsten Rot bis zum Schwarz und dienten zur Färbung von Wollen- und Linnengeweben. Die blutrote und die violette Farbe waren die geschätztesten; die berühmtesten Fabriken besaß Tyros. Die Schnecken wurden, da die einheimischen nicht genügten, besonders an den kleinasiatischen und griechischen Inseln gesammelt, ja bis nach Nordafrika und Spanien hin danach gesucht. Von Phönikien aus wurde der Purpur als Auszeichnung der Großen, besonders der Könige, sowie zum Schmucke der Tempel und Paläste, durch alle Länder des Altertums verbreitet. Die Phöniker übten ferner die Weberei in Wolle, Leinwand und Seide, die Buntwirkerei, die Bereitung wolriechender Stoffe, Salben u. s. w. in ausgezeichneter Weise. Meister waren sie ferner im Bergbau. Sie gruben Edelsteine, Eisen, Kupfer, Gold, Silber, zu Hause sowol, als auf den Inseln des Mittelmeeres und in Spanien, und schmelzten und verarbeiteten die Metalle. Der Tyrier Hiram war ein ausgezeichneter Erzgießer. Auch schliffen und faßten sie die Edelsteine, bearbeiteten den Bernstein, fertigten Schnitzwerk aus Elfenbein, Holz, Alabaster u. s. w. Sie waren die Baukünstler der syrischen Länder, besonders der Hebräer, deren Tempel und Paläste sie schufen. Besonders aber waren sie die Schöpfer der Schifffahrt, in welchem Zweige ihrer Kultur wir sie besonders kennen lernen werden.

Mit Handel scheinen sich die Hebräer, die sich jetzt in Betreibung desselben so sehr vervollkommnet, in ihrer alten Zeit wenig beschäftigt und den Phönikern selben überlassen zu haben. Auch die geschickteren Gewerbeleute und Handwerker der Hebräer waren ohne Zweifel eingewanderte und niedergelassene Phöniker. Daher mußten auch die Geräte der Hebräer Nachbildungen der phönikischen solchen sein. Von Metall wurden verschiedene Werkzeuge in Palästina entweder durch Phöniker bearbeitet oder blos aus Phönikien eingeführt. An Holz war im Lande selbst Mangel; das welches man zu Geräten bearbeitete, war aus Phönikien und sogar aus Indien (Ofir-Fahrten), dorther Zedern-, von hier Sandelholz. Die Gerber arbeiteten nach ägyptischer Art und waren des übeln Geruchs ihrer Beschäftigung wegen aus den Städten verwiesen. Auch die Töpfer und Thon-

bildner wählten Aegypten's Erzeugnisse zum Muster. Ihre Gefäße wurden glasirt und im Ofen gebrannt und hatten in ihrer Form nichts Ausgezeichnetes. Zur Weiterschaffung von Flüssigkeiten wurden lederne Schläuche verwendet. Als Tafelgeschirr genügten Schüsseln und Platten, aus denen man die Speisen mit der Hand zum Munde führte. Bei Gastmählern, wie sie Familienereignisse mit sich brachten, vertheilte der Wirt die Speisen in gleichen Antheilen unter die Gäste. Der Wein wurde aus großen Schalen oder aus Bechern von Horn, Metall und Glas getrunken und die Theilnehmer an einem Male salbten sich vorher mit Oel. Aus Sidon kamen kostbare Gefäße, oft aus Gold, zum Mischen des Weines mit Wasser. Bei Tisch saß man in älterer Zeit auf Stühlen; erst später lag man auf Polstern, die auch als Betten dienten. Die Tische waren demgemäß niedrig und meist rund. Die Zimmergeräte waren aus Holz (bei Vornehmen aus Zedernholz), mit Metallzieraten besetzt und mit Polstern oder Teppichen überzogen. In den Häusern besaß man auch Handmühlen und Mörser zur Bereitung von Mehl, Lampen, Körbe, Küchengeräte verschiedener Art 2c. Zum Reisen wurden schon früh Wagen gebraucht.

Das Klima Syriens im Altertum war gesund und daher auch der Gesundheitszustand der Bewohner im Allgemeinen günstig. Dafür spricht die Absonderung der Aussätzigen und Ausschlägigen, welche stets beobachtet wurde und die Sorgfalt, mit welcher die nationale religiöse Gesetzgebung der Hebräer über der Gesundheit wachte, wozu namentlich die Speiseverbote und die Pflicht der Beschneidung gehörten, wenn auch beide von religiösem Ursprunge sind.

Die Wahl der Nahrungsmittel hing bei den Hebräern großentheils von der Gesetzgebung ab, wobei die Vorurteile der Aegypter in Bezug auf reine und unreine Thiere bedeutend mitwirkten. Im Ganzen waren Brot und Milch die Hauptnahrung, wozu das Fleisch der reinen Thiere kam, namentlich der Schafe und Lämmer. Es wurde auch Korn am Feuer geröstet, ebenso Hülsenfrüchte. Honig war ein Lieblingsgericht, Fische sehr beliebt. Verpönt war außer den an sich unreinen Thieren (Raub- und Feldvögel, kriechende Thiere, vor allen das Schwein, und die übrigen nicht wiederkäuenden Säugethiere) der Genuß von Blut oder von bluthaltigem Fleisch, der durch das sog. Schächten ferngehalten wird, sowie der säugenden Jungen. Als Getränke waren im Gebrauche Wein und Obstwein. Die Weinkultur muß sich hohen Alters erfreuen, da ihre Erfindung dem Patriarchen Noah zugeschrieben wird. Bei Malzeiten aß man mit den Händen aus gemeinsamer Schüssel. Vor und nach der Malzeit und sogar zwischen den einzelnen Gerichten wurden die Hände gewaschen. Auch wurde vor- und nachher gebetet. Gastfreundschaft wurde in bedeutendem Maße geübt.

Die Todten wurden in der Zeit der Selbständigkeit des hebräischen Volkes oft verbrannt, doch wie es scheint unvollständig; denn die „Gebeine", (nicht blos die Asche) erhielten eine Grabstätte. Dies wird z. B. erzählt von Saul (1. Sam. 31, 12), von Assa (2. Chron. 16, 14) und von Zedekia mit Bezug auf alle seine Vorgänger im Königtum (Jerem. 34, 5). Ein Verbrennen der Leichen von Unterthanen wird nicht ausdrücklich gemeldet.

Die Gräber, in welchen die Reste der Todten verwahrt wurden, befanden sich außerhalb der bewohnten Orte in Höhlen oder künstlichen Grotten der Gebirge in Form ausgehauener Todtenkammern mit regelmäßig gemeiselten Thoren und Treppen. Die Gebeine wurden in Särgen oder auf Bahren dahin gebracht, und man gab ihnen je nach ihrem Stande Waffen oder Kostbarkeiten mit.

Die Bevölkerung Palästina's im Altertum betrug nach zwei einander nahekommenden Zählungen, welche (2. Mos. 12, 37 und 4. Mos. 1, 46) in die Zeit der Wüstenwanderung verlegt wurden, 625,000 „waffenfähige Männer", was auf eine Gesammtzahl von drei bis vier Millionen schließen ließe, die in der Sinai-Wüste unmöglich Raum finden konnte, sich also auf die Zeit nach der Einwanderung in Kanaan beziehen müßte. Nach 2. Sam. 24, 9 ff. nahm David eine Zählung vor, nach welcher Israel 800,000, Juda 500,000 waffenfähige Männer gezählt hätte. Ohne Zweifel sind aber diese Zahlen durch einen spätern Irrtum auf die Truppenmannschaft bezogen worden und zeigen in Wahrheit die Gesammtbevölkerung an, welche allerdings zur Zeit der Richter 625,000 und zur Zeit Davids 1,300,000 betragen haben mag, welche letztere Zahl für ein Gebiet von 450 Quadratmeilen (etwa die preußische Provinz Sachsen) eine sehr starke genannt werden muß und schon deshalb schlechterdings nicht die Zahl der Truppenmacht sein kann.

Nicht weniger dicht muß, in Folge so nahe beisammen liegender bedeutender Handelsstädte, die Bevölkerung Phönikiens gewesen sein. Jetzt zählen alle syrischen Länder zusammen nicht viel über 2 Mill. Köpfe!

Was den Charakter der Westsemiten betrifft, so war derselbe nicht auf das Spielen einer bedeutenden Rolle in der Weltgeschichte angelegt. Er hatte etwas kleinliches und engg enähtes, erhob sich nicht zu hohen Plänen und Gedanken in politischer und socialer Beziehung, und es fehlte ihm an Thatkraft und umfassendem Blicke. Der Horizont der Hebräer ging beinahe ganz im Stammesinteresse und darnach in der Religion und Dichtkunst, derjenige der Phöniker im Gemeindeleben und darnach in Handel und Schifffahrt auf. Die Folge war, daß die syrischen Länder in kleine unter sich selten einige Staaten zersplittert blieben und zuletzt der Spielball mächtiger Nachbarn

und die Beute derselben wurden. Die hebräische Kultur hatte mit Ausnahme der Dichtkunst nichts Ureigentümliches, sondern war theils der ägyptischen, theils der babylonischen entsprossen und dies läßt sich großentheils auch von der phönikischen Kultur sagen, in welcher jedoch die republikanischen und föderativen Ideen ihre Wurzeln zu haben scheinen. Doch ist anzuerkennen, daß die Westsemiten in den genannten Kulturzweigen, in denen sie thätig waren, großen Pflichteifer und bedeutende Anlagen an den Tag legten. Zu einem höhern, humanen und idealen Standpunkt hat sich bekanntlich die hebräische Poesie in manchen ihrer Werke zu erheben verstanden.

Zweiter Abschnitt.

Verfassung und Glaube der Hebräer.

A. Geschichtliche Entwickelung.*)

Die ältesten Ueberlieferungen der Hebräer liebten es, die Gesammtheit sowol, als die einzelnen Stämme ihrer Vorfahren unter der Gestalt einzelner Personen, Patriarchen genannt, auftreten zu lassen, denen sie daher auch, weil sie eben ganze Völker und Stämme bedeuteten, Lebensdauern von Jahrhunderten zuschrieben, welche dann natürlich abnahmen und sich wirklicher Lebensdauer der Menschen näherten, je mehr sich der Unterschied zwischen ihrer Zeit und der geschichtlichen verringerte.**) Nach diesen Ueberlieferungen wanderten die Vorfahren der Hebräer (personifizirt als Thara und als dessen Sohn Abram, d. h. hoher Vater, später Abraham, d. h. Vater der Menge) unter Zurücklassung ihrer Verwandten, aus Ur in Chaldäa***) erst nach Haran in Mesopotamien und dann von da nach Kanaan, wo sich nach und nach durch Nebenzweige die Ammoniten und Moabiten, die Ismaeliten (Araber) und Midianiten und zuletzt die Edomiten (Nachkommen Esau's) von ihnen absonderten, bis nur das Volk Israels übrig blieb, personifizirt durch Jakob oder Israel, den Vater von zwölf Söhnen, einer symbolischen Zahl, von denen zwölf Stämme der Israeliten abgeleitet werden. Hierdurch und durch die anziehenden

*) Graetz, Geschichte der Juden. I. Bd. (Leipz. 1874).
**) Vergl. Ebers, Aegypten I. S. 253.
***) Also aus der Nähe des erythräischen Meeres, s. oben S. 377 f.

Idyllen, durch welche diese Personifikationen von Völkern und Stämmen unter sich verbunden werden (freilich vermengt mit Scenen des Zwistes, der Hinterlist (Jakob gegen Esau, Laban gegen Jakob u. s. w.) und des Eigennutzes, liegt klar vor, daß die Hebräer die Wanderungen der semitischen Völker, ihre nomadische Vergangenheit und ihre Verwandtschaft unter sich wol kannten. Die Semiten waren demnach (aus Indien her, also wol am Südrande Erâns hin) erst nach Chaldäa gekommen, hatten hier die mesopotamischen Semiten zurgückelassen, waren dann westwärts gezogen und hatten sich in der Gegend von Kanaan in die Araber, Hebräer und mehrere kleinere Völker ohne Bedeutung gespalten. Die Ueberlieferung läßt nun weiter, nachdem schon Abraham einen Zug nach Aegypten unternommen hatte, aber wieder nach Kanaan zurückgekehrt war, den Jakob mit seinen Söhnen, nachdem diese ihren Bruder Josef an Ismaeliten (oder Midianiten) verkauft, ebenfalls nach dem Nillande auswandern, wo sie den Todtgeglaubten als mächtigen Minister des Farao finden, der sie bei sich aufnimmt, — eine der lieblichsten Erzählungen des hebräischen Schriftthums. — Mit Josefs Tod schweigt aber die Geschichte und nimmt den Faden erst wieder auf, als einige hundert Jahre später die Nachkommen der zwölf Brüder zu einem beispiellos zahlreichen Volke geworden sind, das aber von den Aegyptern auf empörende Weise unterdrückt und mißhandelt wird. Aus der schönen Dichtung in die nüchterne Wahrheit übersetzt, können diese wiederholten Einwanderungen der Hebräer in Aegypten nur daraufhin deuten, daß dieses Volk zu jenen semitischen Stämmen gehörte, welche den ägyptischen Denkmälern zufolge theils schon in den ältesten Zeiten, vorzüglich aus Phönikien her, sich im Delta angesiedelt haben, theils aus Arabien her wiederholt im Nillande erschienen und wiederholt aus demselben wieder entfernt worden sind. Mit Hilfe dieser semitischen Stämme ging aber auch jene Eroberung Aegyptens von Seite eingedrungener Semiten (wol Araber) vor sich, welche als die der **Hyksos** bekannt ist.*) Man hat sich viel über das Verhältniß zwischen Hebräern und Hyksos gestritten, aber bisher ohne Ergebniß.*) Dieses Verhältniß liegt, wie die Herkunft der Hyksos selbst (oben S. 336) noch sehr im Dunkeln und wird wol niemals in befriedigender Weise aufgehellt werden. Zwar konnte Josef, wenn er eine historische Person war, nur unter einem Hyksos-König Minister werden, da die Aegypter bis auf Psammetich alles Fremde streng ferne hielten. Identisch aber sind die Hebräer und die Hyksos jedenfalls nicht, sonst hätten, wie

*) Vergl. **Ebers**, Aegypten I. S. 183 ff.

) **Uhlemann, Israeliten und Hyksos in Aegypten, Leipz. 1856. — **Ebers**, Aegypten I. S. 219 ff.

wir oben bemerkt, die Geschichtschreiber der ersteren nicht zu erwähnen vergessen, daß ihre Ahnen einst die Herren Aegyptens gewesen. Es ist demnach wahrscheinlich, daß diejenigen Leute, welche als Israeliten aus Aegypten fortzogen, dort aus eingewanderten Semiten verschiedener Stämme (vergl. 2. Mos. 12, 38) sich zusammengefunden haben, und zwar aus Anlaß der Bedrückung, welche sie nach Vertreibung der Hyksos, ihrer Verwandten, zu erdulden hatten; sie sind demnach wol zurückgelassene Reste der Hyksos und ihrer Stammesgenossen, deren Nachkommen man im nördlichen Theile des Landes noch lange Zeit duldete;*) aber irgend welche Umstände, vielleicht wirklich ihre starke Vermehrung, oder Verdacht eines Einverständnisses mit Landesfeinden, oder Abweichung von der Landesreligion, mögen dazu beigetragen haben, daß die eingeborenen Aegypter die Bewohner von Ramses oder Gosen (wie der Bezirk der Hebräer genannt wird) schlecht zu behandeln begannen, — und so wurden Letztere durch ihre gemeinsame Auswanderung oder Flucht aus Aegypten zu einem Volke. Daß sie sich gerade nach Kanaan wandten, scheint anzudeuten, daß die Nachkommen solcher Stämme, welche schon früher dort Sitze gehabt, sie aber als Nomaden verlassen hatten, unter ihnen das Uebergewicht besaßen.

Die Hebräer führten ihre Befreiung vom ägyptischen Drucke und ihren Auszug aus diesem Lande während der Regirung des Farao Menefta (um 1320 vor Chr.) und unter der Anführung des Mose aus, wobei es indessen als eine Unmöglichkeit erscheint, daß sie in der von der Bibel berichteten Stärke von 600,000 Waffenfähigen, also mindestens 3 Millionen Seelen ausgezogen, in welchem Falle die wüste und unwirtliche Sinai-Halbinsel, nach welcher sie sich zuerst wandten, eines der stärkst bevölkerten Länder der Erde gewesen wäre. Anders als von den hebräischen Schriften wird der Auszug berichtet vom Aegypter Manetho, der die Juden von den vertriebenen Hyksos abstammen läßt, den Auszug der Juden aber ägyptischen Aussätzigen nebst Nachkommen der Hyksos, die ihnen zu Hilfe geeilt wären, zuschreibt, er nennt Mose einen ägyptischen Priester aus Heliopolis, Namens Osarsif, und erzählt, daß unter seiner Anführung Jene den Farao Menefta geschlagen, Aegypten verheert und erobert, kurz, dasselbe gethan hätten, was er selbst von den Hyksos erzählt hat, wie er auch sowol diesen als jenen den nämlichen Sammelplatz, die Stadt Abaris (Avaris) im Nomos Sais gibt; dagegen läßt er die Leute des Osarsif nach dreizehn Jahren wieder vertrieben werden.*) Diese offenbare Vermengung der Hyksos und Hebräer wurde dem Manetho

*) Ebers, Aegypten I. S. 224 ff.

**) Duncker, Gesch. d. Alterth., 4. Aufl. I. S. 93. 120. 333.

von verschiedenen späten griechischen und römischen Schriftstellern in bunter Manigfaltigkeit nacherzählt und brachte die wunderlichsten Ansichten hervor. Manetho's Auffassung hatte indessen, von der gerügten Verquickung abgesehen, das Wahre, daß die hebräische Kultur nach einer Seite aus der ägyptischen hervorgegangen, und Mose erscheint als die dieses Hervorgehen vermittelnde Persönlichkeit. Im Uebrigen sind freilich alle seine Lebensumstände, von seiner Aussetzung als Kind durch die vielen Wunder seines Lebens bis zu seinem geheimnißvollen Tode ebenso mythisch, wie diejenigen der meisten Religionsstifter. Nehmen wir nun das Wahrscheinlichste aus der hebräischen und aus der ägyptischen Erzählung zusammen, so erscheint uns Mose, wenn auch nicht als ein eigentlich ägyptischer Priester, doch als ein Eingeweihter der ägyptischen Tempelmysterien. Der von ihm verkündete Monotheismus war, wie wir gesehen haben (oben S. 324), bereits eine geheime Lehre der Priester des Nillandes, welche unter dem „Ureinen" alle Göttlichkeit zusammenfaßte. Wir erblicken Mose's geistige Größe in dem Gedanken, diese reinere und höhere Gottesvorstellung zum Eigentum eines ganzen Volkes zu machen. Die nächsten Folgen dieses Unternehmens rechtfertigten jedoch vollständig die ägyptischen Priester, welche die Volksmenge nicht für fähig hielten, jenen Gedanken zu erfassen und zu dem ihrigen zu machen. Die Hebräer verstanden ihren Religionsstifter nicht und es dauerte noch manches Jahrhundert und erforderte manchen schweren Kampf, bis ihre späten Nachkommen ihn endlich in ihrer Gesammtheit begriffen. Die große Mehrheit des Volkes hing nicht nur an den Fleischtöpfen, sondern auch an den Göttern Aegyptens und machte sich in der Wüste, dem Mose zum Trotz, ein Bild des abwesenden Apis, — ein Dienst, der noch in später Zeit nachwirkte. Aber auch nach dessen Unterdrückung scheint der Gedanke des Mose noch lange nicht durchgedrungen zu sein. Aus der Erzählung vom Aufenthalt in der Wüste geht deutlich hervor, daß selbst die Anhänger des Mose sich keinen Begriff von einem geistigen Gotte des Himmels und der Erde zu bilden im Stande waren, sondern noch, wenn auch nicht an den ägyptischen doch an ihren alten semitischen Stammesgöttern hingen. Den Gott, von welchem Mose das reine und erhabene Gesetz der „Zehn Worte" ableitete, stellten sie sich, was vielleicht noch eine Nachwirkung vom Reformversuche Amenhetep IV. sein mochte (oben S. 338), als entsprechend dem semitischen El und daher als einen Sonnengott vor und machten das Feuer zu seinem Sinnbilde. Der Gott Israels mußte dem Mose im feurigen Busch erschienen sein, vor den Hebräern in einer Feuersäule herziehen, auf den Sinai mit Feuer herab fahren und sein Rauch aufgehen wie ein Rauch vom Ofen, daß der ganze Berg bebte (2. Mos. 19, 18). Der Sinai war eben die Kultstätte

des so vorgestellten Gottes. Es ist indessen auch möglich, daß Mose dem Volke absichtlich einen vorwiegend sinnlichen Eindruck von Gott beibrachte, damit es ihn besser bewahre. Uebrigens war Mose selbst nicht frei von Aberglauben, was seine Theilnahme an der Schlangenzauberei der Aegypter zeigt, wie er auch in der Wüste als Mittel gegen Schlangenbisse ein ehernes Schlangenbild aufstellte, das bis auf König Hiskia im Tempel zu Jerusalem verehrt wurde (4. Mose 21, 9; 2. Kön. 18, 4). Wie unvollkommen in der ältesten Zeit überhaupt noch die herrschende Gottesidee war, zeigt die blutdurstige Vorstellung, die sich die Hebräer von ihrem Gotte machten, indem sie ihm die Vernichtung ihrer Feinde mit Feuer und Schwert zuschrieben. Ja, diese Vorstellungen waren so unvollkommen, daß der Profet Amos (5, 25, 26) mit bitterer Ironie die Verehrung Jahve's in der Wüste geradezu läugnete. In die Zeit des Aufenthaltes in dieser Wüste ist daher jedenfalls mit Unrecht die ganze spätere Entwickelung des hebräischen Volkes in religiöser Beziehung verlegt worden. Außer den „zehn Geboten", welche ein altertümliches Gepräge tragen und zu den einfachsten und ältesten Moralvorschriften aller Kulturvölker passen, sind gewiß nur sehr wenige Theile des spätern israelitischen Gesetzes in der Wüste entstanden. Auch zu der Herstellung der prächtigen Stiftshütte war dieselbe keine passende Oertlichkeit und die Kunst der Hebräer nicht ausreichend (oben S. 383).

Nach längerm Aufenthalte auf der Sinai-Halbinsel (40 Jahre sind eine runde Zahl) drangen die Hebräer im „Lande ihrer Väter", in Kanaan ein und eroberten es unter Anführung des Josua, der da er Sonne und Mond gebietet, auch mit mythischen Zügen ausgestattet ist, wie Mose. Die Kanaaniten, die bisherigen Bewohner des Landes, besaßen schon eine ziemliche Kultur, wie aus den Denkmälern der sie besiegenden Faraonen Sethos I. und Ramses II. hervorgeht; ihr Land zerfiel in eine Menge selbständiger Fürstentümer, unter denen wir die der Chethiten, Jebusiten, Amoriten, Gergesiten, Cheviten, Feresiten u. a. kennen; sie huldigten den syrisch-babylonischen Gottheiten, dem Baal, dem Moloch und den Astarte. Dem Stamme nach waren sie entschieden Semiten, wurden aber von den Hebräern aus Haß zu Hamiten gemacht, und im weitern Sinne gehörten auch die Phöniker zu ihnen. Eine eigene Volksgenossenschaft waren dagegen die Filister an der Mittelmeerküste; sie bildeten einen Bund von fünf Städten mit eigenen Fürsten (Gaza, Askalon, Asdod, Gath und Ekron) und waren Verehrer des Gottes Dagon. Zur Zeit des Einfalles der Israeliten waren die Amoriten (wie früher, zur Zeit der Ramessiden die inzwischen von ihnen unterworfenen Chethiten) der mächtigste Stamm der Kanaaniten. Fürchterlich wurde von den Eroberern im Namen ihres nicht begriffenen Gottes unter den bisherigen

Bewohnern des „gelobten Landes" gehaust, wenn auch die Berichte übertrieben erscheinen und manche nach der Erzählung durchaus vernichtete Stämme nachher wieder auftauchen. Es blieben demnach Kanaaniten genug am Leben, mit denen sich auch die Hebräer wider den Befehl ihres Gottes vermischten; ja einige Stämme der Urbewohner blieben noch zwischen den neuen Landesherren beinahe unabhängig bestehen, und Letztere hatten nicht nur das Meer blos an einer hafenlosen Küste erreicht, während es südwärts den Filistern und nordwärts den Phönikern blieb, sondern es fehlte ihnen auch durchweg an festen und natürlichen Grenzen und an innerer Einheit. Jeder Stamm hauste für sich, und innerhalb der Stämme verhielten sich wieder die Geschlechter ziemlich unabhängig, und die Häupter der angesehenen Familien bildeten eine Art von Aristokratie. Nicht selten entzweiten sich die Stämme unter einander; so bekriegte Abimelech die Stadt Sichem und zerstörte sie; so gab es einen Bürgerkrieg zwischen den Gileaditen östlich vom Jordan unter Jeftha und dem Stamme Efraim, von welchem 42,000 Mann niedergemacht wurden; ferner wird von einem furchtbaren Kampf erzählt, in welchem bei Gibea der Stamm Benjamin größtentheils vernichtet wurde. Auch in religiöser Beziehung waren die Hebräer nicht einig, sondern zerfielen in Anhänger der verschiedenen semitischen Götzenkulte, so daß die Verehrung Jahve's blos geduldet war; ja diese bestand selbst in Götzendiensten.*) Denn es wird von dem Buche der Richter ganz wie etwas selbstverständliches erzählt, daß Micha (Richter 17, 4. 5) und Gideon (ebd. 8, 27) Götzenbilder von Adonai machten und es finden sich sogar Spuren heiliger Prostitution nach babylonischem Muster bei der Bundeslade (1. Sam. 2, 22). Meist aber huldigten die Hebräer den Götzen der Kanaaniten, dienten ohne alles Bedenken dem Baal, dem Moloch und der Astarte, und benannten sich mit Vorliebe nach diesen Götzen, z. B. Jeru-Baal, Meri-Baal, Isch-Baal oder Isch-Boschet. Selbst in der Bundes-Hauptstadt des Stammes Efraim, in Sichem, stand ein Baalstempel, in welchem sogar die Bundeskasse verwahrt wurde. Von einer Verehrung eines einzigen geistigen Gottes, wie ihn Mose gelehrt hatte, findet sich keine Spur, ebensowenig von Beobachtung mosaischer Gesetze. Bei diesem Mangel an Einheit wurden die Hebräer öfter von den umliegenden Völkern, Ammoniten, Moabiten, Hazoriten, Midianiten rc. geschlagen und völlig unterworfen. Sie befreiten sich aber stets wieder und dann übte der siegreiche Anführer eine Art von Oberleitung aus, doch ohne jemals alle Stämme zu vereinigen, und wurde als Richter bezeichnet. Einst bekleidete eine Frau, Debora, dieses Amt. Eine größere Macht erlangte nach dem Siege über die Midianiten Gideon

*) Graetz, Gesch. d. Juden I, S. 102.

in Efraim. Sein Sohn Abimelech ließ 70 seiner Verwandten ermorden und warf sich zum König auf, fand aber bald den Untergang in einer Empörung, die gegen ihn ausbrach. Im Ostjordanlande übte eine Zeit lang Jeftha, der Sieger über die Ammoniten, das Richteramt aus. Mit mehr Erfolg als jene kleinen Völker griffen später die Filister das Volk Israel an und in diesem Kampfe tritt unter letzterm ein dem griechischen Herakles, beziehungsweise dem phönikischen Melkart ähnlicher Heros, Simson, mit vorwiegend mythischen Zügen auf. Später war das Richteramt mit dem des Oberpriesters bei der Bundeslade verbunden; dies war der Fall mit Eli und nach ihm mit Samuel. Unter ihm unterwarfen die Filister das ganze Westjordanland und die Ammoniten drohten dem Reste mit dem nämlichen Schicksale. In dieser Not stand ein tapferer Mann, Saul auf und schlug die Ammoniten. Da erhoben ihn die Hebräer gegen Samuels Willen in Gilgal zum König (1055 vor Chr.); aber seine ganze Regirungszeit war durch den Kampf gegen die Filister u. a. Völker in Anspruch genommen. Seit Errichtung des Königtums war die erforderliche Einheit der Hebräer errungen. Die Dienste fremder Götter hörten auf und nur noch Jahve wurde verehrt, womit der Grund zum spätern reinern Monotheismus gelegt wurde. Die damit verbundene Stärkung der Staatsgewalt war aber der Priesterschaft nicht willkommen, und deren Vertreter Samuel, dem der „Bann" (cherem) gegen die Feinde nie grausam genug ausgeübt wurde, (1. Sam. 15, 14 ff.) lebte mit dem ihm gegenüber allzu selbständigen und beim Volke beliebten Saul in stetem Hader. Um einen seinem Stande günstigern König an der Spitze Israel's zu sehen, zog er den Feldhauptmann David, Sauls Schwiegersohn und Günstling, in sein Interesse und verschwor sich mit ihm gegen den König; dies wurde aber entdeckt und David mußte vor Sauls Zorn zu den Landesfeinden, den Filistern fliehen. Mit ihrer Hilfe und derjenigen zusammengeraffter Leute begann er den Aufstand gegen den König und einen Guerillakrieg. Das Ziel war Erhebung des Stammes Juda, dem David angehörte, über die anderen Stämme und Wiederherstellung der Priesterherrschaft. Davids erster Versuch scheiterte; er mußte nochmals zu den Filistern fliehen und kämpfte gegen sein Vaterland, mußte aber davon ablassen, da ihm die Filister nicht trauten. Im Kampfe gegen letztere fiel Saul als ein Held. Jenseit des Jordan wurde sein Sohn Isboset als König anerkannt und machte auch diesseit Fortschritte; aber in Juda wurde David gesalbt, freilich als Vasall der Filister; doch gelangte er nach langem Streit durch Abners Verrat und Isbosets Ermordung zur allgemeinen Herrschaft. Samuel war todt und hatte den Sieg seiner Sache nicht mehr gesehen. David nutzte denselben jetzt zu seinen eigenen Gunsten aus, freilich nicht

ohne seiner Regirung einen theokratischen Anstrich zu geben. Er gewann Jerusalem, machte es zu seiner Hauptstadt, schlug die Filister gänzlich, demütigte auch die anderen Nachbaren unter unmenschlichen Grausamkeiten,*) und stellte sein Volk an die Spitze der Völker Süd-Syriens, doch ohne letztere seinem Reiche einzuverleiben, gewann aber Damask. Auf Zion erstand ihm ein prachtvoller Palast und er bildete sich ein tüchtiges stehendes Heer sammt einer Leibwache aus Fremden (Kreti und Pleti, d. h. Kreter und Filister). Er organisirte die Verfassung der Stämme, schuf ein festgegliedertes Priestertum, ließ die Bundeslade nach Zion bringen und ihr eine prächtige neue Stiftshütte bauen und bildete den Gottesdienst, namentlich durch Begründung der Psalmendichtung und des Gesanges aus. In geistlicher und weltlicher Beziehung aber behielt er sich das letzte Wort vor und regirte völlig unumschränkt. Ein zahlreiches Harem vergrößerte sich fort und fort, sogar oft durch verwerfliche Mittel (Batseba). Große Gefahr drohte ihm der Aufstand seines Sohnes Absalom und weitere solche; sie wurden aber niedergeschlagen.

Als David starb, folgte der Batseba, Sohn Salomo. Unter ihm trat die größte Blüte des hebräischen Reiches ein. Das verlorene Damask ersetzte er durch Tadmor, vergrößerte das Heer, sicherte die Grenzen und ging mit den benachbarten Königen, sogar mit dem Farao Aegyptens, verwandtschaftliche und freundschaftliche Beziehungen ein. Sein größtes Werk ist aber der Bau des großen Tempels auf Moria für den Landesgott. Ein neuer Palast für ihn folgte. Phöniker errichteten diese Prachtwerke, und fuhren für den König nach Ofir (oben S. 271), woher ihm Gold zufloß. Der ausgedehnteste Luxus entfaltete sich an seinem Hofe. Auch Gelehrsamkeit und Dichtkunst blühten an demselben und Salomo's Weisheit wurde sprichwörtlich. Aber hart bedrückten Steuern uad Frondienste das Volk, und König Hiram von Tyros, der für seine Leistungen zu den Bauten Jerusalems aus dem geleerten Staatsschatze nicht völlig bezahlt wurde, erhielt zwanzig arme Gemeinden an der Grenze als Ersatz.

Salomo's Weisheit erlitt jedoch in seinem Alter einen argen Stoß. Seine Weiber, angeblich tausend an der Zahl, erlangten von dem schwachen Greise, daß er ihnen nicht nur gestattete, ihre Götzen weiter zu verehren, sondern auch denselben Tempel u. a. Heiligtümer errichten ließ (1. Kön. 11, 4—9, 33). Ja die Bibel erzählt sogar, daß er

*) Wir führen als Beispiel an, daß David bei Einnahme von Rabbat Ammon nach 2. Sam. 12, 26—31 die Einwohner herausführen, durch Sägen, eiserne Dreschschlitten und Schneidemühlen zermalmen und in glühenden Oefen verbrennen ließ (Ewald, Gesch. Isr. III. S. 217), wogegen Graetz (Gesch. d. Juden I. S. 255) übersetzt: er habe sie verurteilt, Steine zu glätten, mit eisernen Walzen zu dreschen, mit Aexten Holz zu fällen und Ziegelsteine zu fertigen!

selbst den „fremden" Göttern räucherte. Es ist aber nicht glaubwürdig, daß Salomo selbst von seinem Gotte abgefallen (das durfte er seinem Volke, seinem Tempel und seiner eigenen Vergangenheit nicht zu Leide thun), sondern eher, daß die strengen Juden ihm dies nur nachsagten, weil sie seine Duldsamkeit gegen seine Weiber verabscheuten. Nach Salomo's Tode folgte sein Sohn Rehabeam; aber bald fielen seiner Härte wegen die meisten Stämme von ihm ab und gründeten unter Jerobeam (Jarobam) das Reich Israel im Gegensatze zum Reiche Juda, das im Wesentlichen nur den Stamm dieses Namens und die Stadt Jerusalem behielt. Und was that nun Jerobeam, um die Unabhängigkeit von Jerusalem auch in religiöser Beziehung zu beurkunden? Er errichtete an der Süd- und an der Nordgrenze seines Reiches, in Bethel und in Dan, zwei goldene Stierbilder und sprach zum Volke: „Es ist euch zuviel hinauf gen Jerusalem zu gehen; siehe da sind deine Götter, Israel, die dich aus Aegypten geführt haben" (1. Kön. 12, 28. 29.) Und sofort that das Volk wie er wollte! Jerobeam hatte demnach blos zum Zwecke, dem Volke den Weg nach Jerusalem zu ersparen oder zu verwehren. — Wie kam er nun dazu, diesen Zweck durch Stierbilder erreichen zu wollen? Die Sache ist rätselhaft, indem wir kein unmittelbares Zeugniß dafür haben, daß zwischen der Wüstenzeit und Jerobeam der Stierdienst in Israel oder Juda geübt worden. Da aber damals Niemand in den Stierbildern etwas Auffallendes sah, sondern blos in der Emanzipation vom Jerusalemer Tempel, so ist klar, daß von dem Aufenthalte in Aegypten her nicht nur in der Wüste, sondern auch nachher in Kanaan der Stierdienst, beziehungsweise die Verehrung Jahve's unter einem Stierbilde tief im Volke Israel eingewurzelt, von den Anhängern edlerer und reinerer Gottesverehrung nicht auszurotten und etwas ganz Selbstverständliches geworden war.*)

Es war im Jahre 953 vor Chr., als das hebräische Reich getheilt wurde und schon 949 fiel der Farao Sisak von Aegypten, mit Israel verbündet, in Juda ein, nahm Jerusalem und plünderte den Tempel. Dafür brach Benhadad von Damask, im Bunde mit Juda in Israel ein, und so dauerte lange der Kampf zwischen den feindlichen Bruderstaaten fort. In Juda blieb bis zu seinem Untergange stets die Familie Davids an der Regirung, während sich in Israel mehrere Dynastien, meist durch Mord, ablösten; Juda's Hauptstadt blieb Jerusalem; in Israel war es erst Sichem, dann Thirza, dann Schomrom (Samaria). In beiden Staaten aber wechselten stetsfort Anhänger Jahve's mit Dienern fremder Götter in der Königswürde ab.

*) Ewald, Altertümer des Volkes Israel, 3. Aufl., S. 299 f. Fürst bibl. Lit. II. S. 262.

Die hervorragendsten Letzterer waren Ahab von Israel und seine Gattin Jesebel, eine Tyrierin; denn Beide gaben durch den Baalsdienst, den sie in ausgedehntem Maße einführten, den Anstoß zur Blüte und Macht des Profetentums, durch welches später der Monotheismus Mose's seine höhere und reinere Gestalt erhielt. Es mußte so arg getrieben werden, wie Ahab und Jesebel und ihre Nachkommen es thaten, um durch Unersättlichkeit im Hinopfern von Menschen das Volk und dessen besseres Bewußtsein zu empören, — und war es auch zunächst nur der Dienst des noch immer nicht verstandenen und unter unwürdigen Bildern verehrten Volksgottes Jahve, welcher gegenüber den fremden Götzen an Macht gewann, so mußte doch eine erhabenere Gottesidee, welcher damit Bahn gebrochen wurde, notwendig mit der Zeit zum Siege gelangen, wenn hochbegabte, feuereifrige Männer sich ihr ganz hingaben. Unter Ahab trat der erste der Profeten, Elias (Elija) auf, zwar ohne noch gegen die Stierbilder zu eifern; sein Kampf galt nur dem Baal und seiner fremden Götzenbrut. Er handelte noch gleich einem Heidenpriester, als er den eigentümlichen Opferzweikampf mit den Baalspfaffen am Karmel unternahm und die besiegten Gegner eigenhändig abschlachtete, und man glaubt den Profeten eines Feuergottes zu sehen, wenn er die Flammen vom Himmel herab beschwört und in einem feurigen Wagen hinauf fährt. Gleiches gilt von seinem Nachfolger im Profetentum, Elisa (Elischa). Er war es, der den blutigen Fanatiker Jehu, dieses Vorbild der englischen Puritaner aufrief und durch ihn Ahab's Geschlecht und die noch übrigen Baalspriester ausrotten ließ. In Juda verhinderte seinen Sieg nur die Königin-Mutter Athalja, Ahabs Tochter, und mordete aus Herrschsucht ihre eigenen Sprößlinge. Ein Jahve-Priester, Jojada, ließ sie niedermachen und ihren Enkel Joas auf den Tron setzen, der sich nur mit Mühe von der Unterwerfung durch Damask loskaufen konnte. Letzteres unterlag aber bald dem aufblühenden Assyrien. Nun schienen Israel und Juda wieder aufleben zu können, und beide erreichten in gegenseitigem Frieden und unter Herrschaft der Jahve-Verehrung eine Nachblüte in der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts vor Chr. Aber das in so viele kleine Staaten zerrissene Syrien hatte stets das Damokles-Schwert des mächtigen Assyrien über seinem Haupte. Und gerade jetzt wurde die Kluft tiefer zwischen dem wachsenden Jehovismus in Juda und Israel, den die Profeten fortwährend schürten, und dem Baal- und Molochdienst im nördlichen Syrien. Gerade jetzt bereitete sich in den Profeten die fortschreitende Reinigung der religiösen Anschauungen vom Bilderdienst und damit auch vom religiösen Partikularismus vor. Je mehr sich im Geiste der Profeten Jahve als nationaler Gott von den fremden Göttern unterschied und sich über sie erhob, desto mehr mußten für Erstern alle

Sinnbilder schwinden und überflüssig erscheinen, und indem dies geschah, verloren sich für ihn auch die nationalen und politischen Eigentümlichkeiten und mußte er am Ende als ein Gott aller Welt, nicht blos Israels, wenn auch diesem besonders gewogen, — als ein die Welt schaffender und beherrschender allmächtiger Geist dastehen, wie ihn die ägyptischen Priester und nach ihrer Lehre Mose gedacht, der kein Bild von sich duldete. Die Profeten wirkten eifrig und rastlos in diesem Sinne, verkündeten dem Volke, wenn es ihre Stimme nicht höre, die Strafgerichte des Herrn, und riefen es mit Donnerworten auf, Ihm allein zu dienen, der sein Volk stets beschützt und wunderbar geführt habe. Die Stierbilder wurden nun kräftig verpönt, So wirkten Joel, Amos (800), Hosea (775 vor Chr.) u. A. Unterdessen wurde aber das eigentliche Syrien theils von den Assyrern unterworfen, theils, nebst Phönikien, ihnen tributpflichtig, und dieses Schicksal erreichte auch das Reich Israel 739 vor Chr. Um so mehr erhob nun in Juda der Profet Jesaia seine Stimme, während dort König Ahas seinen Sohn dem Moloch opferte, um das Verhängniß abzuwenden. Endlich aber unterwarf er sich, von Israel und Syrien bedrängt, dem Assyrer Tiglat Pilesar II. und dieser schützte ihn, führte einen großen Theil der Syrer und Israeliten in die Gefangenschaft und unterwarf Damask völlig. Im Tempel zu Jerusalem aber ließ der knechtische Ahas Neuerungen nach assyrischem Muster einführen, zur großen Entrüstung des Jesaias. Als Israel sich aber der Oberherrschaft Assyriens zu entziehen suchte, 726 vor Chr., da bekriegte Salmanasar IV. Samaria und führte den König Hosea in die Gefangenschaft ab; sein Nachfolger Sargon ließ auch die übrigen Israeliten abführen und verpflanzte Babylonier nach Israel. So gingen die „zehn Stämme“ unter und keine Spur ist von ihnen mehr aufgefunden worden.

Juda blieb dabei ruhig, aber nicht lange. Am Ende des achten Jahrhunderts vor Chr. erhob sich König Hiskia, welcher seines Vaters Ahas Standpunkt nicht theilte, sondern vielmehr den dem Jahve gewidmeten Dienst der Höhen und Säulen und die Schlange aus der Wüste abschaffte (2. Kön. 18, 4. 22); er verbund sich mit Filistern und Phönikern, trotz des Jesaias Abmahnung, gegen die Assyrer, erlag aber dem König Sanherib, büßte viel Land und Leute ein, und nur die Hilfe Aegyptens verhinderte den völligen Untergang Juda's, das nun beinahe nichts mehr besaß als die Stadt Jerusalem. Hiskia's Sohn Manasse (Menascheh) ein Baalsdiener, versuchte ebenfalls eine Erhebung, wurde aber in Ketten nach Babylon geführt.

Die Gegner der Profeten waren noch stark und hielten noch fest an den fremden Götzen. Da kam den Jehovisten, als Manasse's Enkel Josia, ein achtjähriges Kind, 640 vor Chr. König wurde, ein merk-

würdiges Ereigniß zu Hilfe und gereichte zur Befestigung ihrer Lehre. Als der König mehrjährig geworden, verkündete der Hohepriester Hilkia, das Haupt der Jehovisten, 622 vor Chr., wie das zweite Buch der Könige im 22. Kap. erzählt, im Tempel das Gesetzbuch des Volkes Israel gefunden zu haben. Es wurde dem König gebracht und ihm vorgelesen und war ihm so neu wie überraschend und ergreifend. Eine Profetin Chulda erklärte dies Buch als Gottes Wort (wahrscheinlich das erste direkte Zeugniß für die Inspiration der Bibel). Man las es dem ganzen Volke vor, dem es ebenfalls neu war. Es soll das Deuteronomion, das sog. fünfte Buch des Mose gewesen sein; denn dasselbe ist rein monotheistisch, was die älteren Bücher der Schrift nur in beschränktem Maße sind, und betont bei allem Festhalten an der jüdischen Ritualistik doch die reine Geistigkeit Gottes, die Verbannung aller Abgötterei und eine höher stehende Tugendlehre. Das war die Geburtsstunde des neuern, des entschieden monotheistischen Judentums und damit auch die Vorbereitung und Ermöglichung des Christentums. Alle Abzeichen und Spuren des Götzendienstes wurden jetzt zerstört. Auch die sog. Höhen, d. h. Stätten des alten Bergkultes, den man in älterer Zeit und noch bis dahin Jahve geweiht, und Jahve's Stierbild zu Bethel wurden vernichtet und die widerspenstigen Priester der aufgehobenen Riten getödtet. Als alles dies geschehen, feierte man ein Passah der Juden wie es bis dahin nie der Fall gewesen (2. Kön. 23. 22). Josia fiel 609 vor Chr. im Kampfe gegen den in Syrien eindringenden Aegypter Necho, Psammetichs Sohn, welcher Josia's Sohn Jojakim zum König in Juda einsetzte. Unter ihm trat der letzte Profet im Judenlande, Jeremia auf und predigte scharf und rücksichtlos gegen die verdorbenen Sitten des Hofes und Volkes. Inzwischen war Assyrien gefallen und auch Necho, der Eroberer Syriens, wurde von den frisch aufstrebenden Neubabyloniern geschlagen. Nebukadnezar der Gewaltige verfolgte die fliehenden Aegypter nach Syrien und wurde lüstern nach dem festen Besitze dieses Landes. Es unterlag ihm auch bald. 600 vor Chr. unterwarf sich Jojakim, und als Juda sich neuerdings erhob, wurde Jerusalem, unter König Jechonja von Nebukadnezar eingeschlossen, eingenommen und der letzte König der Juden 597 vor Chr. mit seinem ganzen Heer und vielem Volk nach Babylon abgeführt. Noch einmal indessen versuchten die Juden, welche Jeremias umsonst zur Unterwerfung ermahnte, unter Zedekia eine Erhebung; 587 befreite sie unter Hosea Aegyptens Heer von der chaldäischen Belagerung und Jeremias wurde als Verräter eingekerkert. Aber die Babylonier erschienen von neuem und eroberten die Stadt endlich 586. Der Rest der Stadtbewohner und alle Wolhabenden mußten nach Babylon wandern, Tempel und Stadt wurden zerstört. Jeremias,

von den Siegern befreit, zog nach Aegypten und starb dort. Durch die letzten Ereignisse in hohem Maße ergriffen, hatten nun die Juden in der Gefangenschaft Anlaß, ihren gereinigten Glauben auszubilden und zu stärken, und ihre gehobene und veredelte Gottesidee, deren Profet Ezechiel die Verbannung theilte, bewahrte sie vor dem Schicksal der zum Theile noch als Götzendiener verbannten Israeliten und bereitete ihnen die Rückkehr in die Heimat vor. Während sich aber der Monotheismus unter ihnen befestigte und die Reste des Dienstes fremder Götter schwanden, griff auch eine nationale Selbstüberhebung immer mehr unter ihnen Platz; sie begannen sich von allem Fremden abzusondern und sich für besser als alle anderen Nationen, für das auserwählte Volk Gottes und alle anderen Völker für unrein zu halten. Endlich, 536 vor Chr., nach fünfzigjähriger Verbannung, erlaubte der Perserkönig Kyros, jetzt Herr von Babylon, den Juden die Rückkehr in ihr Vaterland. Es machten davon 42,360 Personen Gebrauch, zogen unter Serubabel, Jojakim's Urenkel, nach Palästina und begannen den Wiederaufbau des Tempels zu Jerusalem, der lange unterbrochen wurde, weil ihn die von der Mitwirkung ausgeschlossenen Samarier hintertrieben. Erst 516 wurde er vollendet. 458 führte der Schriftgelehrte Esra wieder 1600 Mann hin; 444 und 414 begab sich Nehemia, Mundschenk des Artaxerxes nach Judäa, um dessen Verhältnisse zu ordnen. Die Hohenpriester am neuen Tempel errangen immer mehr Macht, bis beim Sturze des persischen Reichs sie beinahe unabhängig waren. Die späteren Schicksale der Juden aber erfordern unsere Kenntniß der griechischen Kultur und noch spätere diejenige des Christentums.

B. Religion und Priestertum.

Es sind vom Anfange der hebräischen Geschichte, d. h. von der Zeit der Wüstenwanderung an, unter diesem Volke zwei religiöse Parteien zu bemerken, von denen die eine der Aufnahme fremder Götter und Götterbilder, ägyptischer, phönikischer, ammonitischer, moabitischer u. s. w. geneigt war, die andere aber auf der alleinigen Verehrung des Gottes Israel bestand. Nur während der Zeit des ungetrennten Königreiches (Saul, David, Salomo) herrschte die Jahve-Partei allein in Israel, — vorher und nachher, bis zur Abführung nach Babylon, lebte sie in beständigem Kampfe mit der fremdländischen, namentlich der phönikischen Religion. Aber auch während der alleinigen Herrschaft Jahve's hat fortdauernder phönikischer Einfluß in Israel stattgefunden, — sonst hätten nicht fremde, phönikische Bauleute den Tempel in Jerusalem bauen dürfen oder auch wollen. Dieser Einfluß hat übrigens seinen sehr alten und berechtigten Grund in der ursprüng-

lichen innigen Verwandtschaft der Religionen aller semitischen Völker. Es ist dies um so unbestreitbarer, als alle hebräischen Gottesnamen bei den Phönikern ebenfalls gefunden werden. Der älteste hebräische und allen Semiten gemeinsame Gottesname El oder Il, in verschiedenen Formen und Zusammensetzungen von den Hebräern auch für fremde Götter gebraucht, ist nahe verwandt mit dem babylonischen Hauptgotte Bel und dem phönikischen Baal. Ja Jehova wurde selbst häufig Baal genannt (Hosea 2, 16). El erscheint meist mit einem Zusatze, wie El schaddai, der mächtige El, Isra-El, der ringende, kräftige El, was zum Volksnamen und so auch zum Beinamen eines Stammvaters geworden. Melchisedeks Gott (1. Mos. 14, 18) heißt Eljon, d. h. der Höchste. Die fremden Götter wurden von den Hebräern Elilim genannt (3. Mos. 19, 4; 26, 1.) Bei den Karthagern hießen die Götter Elonim, die Göttinnen Elonot. El hieß aram. Elah, assyr. Ilu, arab. Ilah, phönik. und hebr. Eloh, Eloah, eigentlich Gottheit, in der Mehrzahl aber Elohim, wie man sowol den hebräischen Gott meistens, und zwar bald mit Einzahl, bald mit Mehrzahl des Zeitwortes, als auch fremde Götter, sowie Untergötter, dann auch Engel und sogar obrigkeitliche Personen nannte.*) Die Phöniker aber nannten Eloim die Söhne und Genossen ihres Gottes El (Ilos), des griechischen Kronos. Der Hebräergott wurde ferner auch Melech, König genannt. Es ist dies wieder derselbe Name mit dem Malchan, Milkom oder Molech der Ammoniten und dem Moloch der Kanaaniten und Phöniker. Seit Salomo hatte dieser Ammonitengott, sowie der moabitische Kamos oder Ari-El „Höhen" bei Jerusalem; der kanaanitische Moloch aber, der bei den götzendienerischen Juden völlig mit dem als Feuergott gedachten Jahve verschmolz, hatte im Thale Ben Hinnom bei der Hauptstadt ein Bild, welchem in scheußlicher Weise Kinder, sogar der Könige selbst, von den Eltern geopfert wurden. Weiter hieß der Hebräergott Adon, Herr, in der Mehrzahl Adonai, „die Herren". Auch ein phönikischer Gott hieß Adon, in hellenischer Form Adonis, eine von den Gestalten des Baal, also ein Sonnengott. Der späteste und jetzt bekannteste Name des Hebräergottes aber war יהוה, buchstäblich Jhvh. Den Vorvätern der Hebräer war dieser Name unbekannt (2. Mos. 6, 3) und derselbe durfte nicht ausgesprochen werden, sondern wo er vorkam, las man „Adonai", woher auch die gebräuchlich gewordene Vokalisation „Jehova" genommen ist, während die Sprachkundigen „Jahve" lesen. Das Wort soll (2. Mos. 3, 14) von הוה, sein herkommen, also der Seiende, der Ewige bedeuten. Es heißt nach jener Stelle: Ich werde

*) Näheres mit Nachweisen aus der Bibel s. R. von der Alm, theolog. Briefe, I. S. 521 ff. Fürst, Gesch. der bibl. Lit. I. S. 52 f.

sein, der ich sein werde. In ägyptischen Schriften heißt ein Gott: Anuk pu ánuk, „ich bin, der ich bin.“*) Diodor (I. 94) gibt dem Namen des jüdischen Gottes die Form Jao. Diesen selben Namen Jao gibt nach Makrobios ein Orakel des Apollon zu Klaros in Jonien dem höchsten Gotte und Makrobios (Saturn. I. 18) legt ihn als eine Zusammenfassung des Helios und Dionysos aus. Lydos sagt, die Chaldäer nennen den Dionysos Jao, d. h. nach der Sprache der Phöniker Gott des (geistigen) Lichtes, oder auch Sabaot d. h. den Siebenstraligen, weil er, wie Kedrenos sagt, über den 7 Planeten steht und der Weltschöpfer (Demiurgos) ist.**) Die Hebräer nennen ihren Gott mit Vorliebe auch Herr der Heerschaaren (Zebaot). In Plutarchs Gastmahl (IV. 6) wird als Einleitung einer Vergleichung zwischen den Dionysosfeiern und dem jüdischen Laubhüttenfeste gefragt, ob Dionysos den geheimen Namen der Hebräer beizuzählen sei. Darauf wird geantwortet: ja, aber die Beweise dafür werden nur den Eingeweihten der eleusinischen Mysterien bekannt; in diesen Mysterien aber hieß Dionysos Jakchos. Auch Tacitus (hist. V. 5) erwähnt, man stelle den Hebräergott mit Dionysos zusammen, bestreitet aber die Richtigkeit hiervon; denn des Bakchos Gebräuche seien heiter und froh, die des Judengottes aber „widersinnig“ und „finster.“ Es ist weiter bekannt, daß auch der ägyptische Osiris von den Griechen mit Dionysos zusammengestellt und ihm die nämlichen Züge wie diesem zugeschrieben wurden, und wie Osiris als Apis, so wurde ja auch Jahve in Palästina unter dem Bilde eines Stiers verehrt. Von Dionysos werden auch ähnliche Züge erzählt, wie von Mose, dem Profeten Jahve's (die Zertheilung des Wassers und das Schlagen desselben aus dem Felsen) und endlich spielt in der Geschichte des Dionysos wie des Osiris eine geheimnißvolle Lade, beziehungsweise der Sarg, welcher die zerstückten Glieder des Gottes enthält, wie denn auch die hebräische „Bundeslade“***) oft so behandelt wird, als wäre sie das Behältniß eines Gottwesens. Diese Zusammenstellungen könnten noch weiter geführt werden; aber ihr Zweck ist erfüllt, wenn daraus hervorgeht, daß der hebräische Gott nach Begriff und Namen vielfach mit ausgesprochen polytheistischen Vorstellungen vermengt worden, denen die Hebräer früher ergeben waren (s. Jos. 24, 2, 14), deren voller Inhalt aber später unterdrückt oder in Vergessenheit geraten ist. Hierher gehören denn auch die Götzenbilder der Hebräer, welche bis in die Königszeit, also wol auch bis zur Wegführung nach Babel, nicht etwa als fremde Einwirkung, sondern in

---

*) Ebers, durch Gosen z. Sinai. S. 528, Note 65.
**) Vgl. Movers, die Phönizier I. S. 539 ff.
***) Ewald, Altertümer des Volkes Israel, S. 296 ff.

national-hebräischem Sinne verehrt wurden.*) Diese Hausgötter, Terafim, von deren Verwendung selbst David nicht frei war (1. Sam. 19, 13), bestanden aus verschiedenen Theilen. Der Kern, aus Stein oder Holz, stellte ein menschenähnliches Bild dar; dies erhielt einen Ueberzug aus Gold oder Silber; auch der Götze selbst konnte aus Metall gegossen sein. Darüber kam ein Efod, ein Prachtschmuck wie ihn die Hohepriester trugen, eine Maske über das Gesicht und wahrscheinlich auch prächtige Kleider. Man benutzte diese Bilder, um Orakel bei ihnen einzuholen, über deren Hergang man indessen nicht recht im Klaren ist. Es fehlt übrigens auch nicht an spezielleren Angaben in Bezug auf Gottheiten, die noch neben Jehova verehrt wurden. Derselbe wird oft ein „Herr" oder „König aller Götter" genannt (5. Mos. 10, 17; Psalm 136, 2. 3). Bei dem Stierbilde, welches dem Jehova zu Bethel gewidmet war, stand auch ein Bild der phönikischen Aschera, die also hier hebräische Göttin war; dem als Sonnengott gedachten Jahve war demnach vom Volke eine Mondgöttin beigesellt (2. Kön. 23, 15, vergl. 5. Mos. 16, 21, wo solche Aufstellung verboten wird). Die Bibel zeigt auch Spuren von Priesterinnen im nationalen Kult (2. Mos. 38, 8 ff., 1. Sam. 2, 22), welche auf weibliche Gottheiten hinzuweisen scheinen. Ja sogar zur unbestritten monotheistischen Zeit wird in den sog. Sprüchen Salomo's Gott eine Art Gattin, die Chochmah (Weisheit) gegeben, und in noch späterer Zeit faselten die Kabbalisten und Talmudisten von der Theilung Jehova's in ein männliches und weibliches Prinzip. Der fortdauernden Schlangenverehrung von der Wüstenwanderung an bis auf Hiskia (2. Kön. 18, 4) haben wir bereits (S. 390) gedacht. Es scheinen also, wie auch aus den ebenfalls bereits erwähnten Molochsopfern hervorgeht, vielfache Verquickungen und Vermengungen zwischen den Kulten der beiden Parteien Israels, der monotheistisch-nationalen und der heidnisch-fremdländischen, stattgefunden zu haben. Was die allmälig gereinigte ünd gehobene, endlich ausschließlich monotheistische Gottesvorstellung der Hebräer seit der Profetenzeit Juda's betrifft, so ist dieselbe hinlänglich bekannt, da sie auch jene der Mohammedaner und der christlichen Theisten ist.

Der volkstümliche Gottesdienst der alten Hebräer fand in den ältesten Zeiten auf Bergen statt. Es hängt dies mit der Steinverehrung sämmtlicher semitischen Völker zusammen, wie ja von Jakob (1. Mos. 28, 18 f., 35, 14 f.) Beispiele erzählt werden **) Als älteste Kultstätte des El oder Adonai erscheint uns der Sinai. Nach der Einwanderung in Palästina traten dortige Berge an seine Stelle,

*) Ewald, Altertümer des Volkes Israel. S. 296 ff.
**) Ewald a. a. O. S. 158 f., 300 f.

wie der Ebal und Garizim, der Tabor, die Höhen Zion und Morijah in Jerusalem, im getrennten Reiche Israel der Karmel, von dessen Heiligkeit noch Suetonius (Vespas. 5) und Tacitus (hist. II. 78) zu erzählen wissen. Die vielgenannten „Höhen", auf welchen bei den Hebräern bis zur Abführung dem Jehova götzendienerisch geopfert wurde, sind ebenfalls Zeugnisse der Bergverehrung.

In der Wüste erhielt der Hebräergott außer der Bergwohnung noch die Stiftshütte, einen Zelttempel wie er für Nomaden paßte, nicht wie er später nach dem Vorbilde des von David errichteten Gotteshauses ausgemalt wurde. Die Stiftshütte war nach dem Muster der ägyptischen Tempel außer einem Vorhof in ein Heiliges und ein Allerheiligstes getheilt und der Eingang gegen Osten gerichtet. Darin fehlte es nicht an Sinnbildern, die deutlich an alten Sonnen- und Gestirnkult erinnerten, aber auf die Zahl der Stämme bezogen wurden. Im Heiligen befand sich der Schaubrottisch mit den zwölf Schaubroten (nach der Zahl der Monate), der Leuchter mit den sieben Lampen (ein Bild des alten Planetensystems) und der Räucheraltar, im Allerheiligsten hinter einem Vorhange die Bundeslade. Sie war aus vergoldetem Holze und der Deckel trug zwei goldene Cherubim mit Flügeln. Die Cherubim entsprachen wahrscheinlich den assyrisch-babylonischen, aus Mensch, Adler und Stier oder Löwe gemischten Götterbildern, welche eine symbolische Bedeutung hatten. Eine solche kam ohne Zweifel auch dem großen Becken im Tempelvorhofe zu, welches das eherne Meer hieß und von zwölf kupfernen Rindern getragen wurde, von denen je drei genau nach den vier Weltgegenden gerichtet waren und die daher gewiß wieder die zwölf Monate bedeuteten. Diese Zahl bezog sich bei allen Völkern des Altertums, weil sie den Jahreslauf bedeutete, auf den Sonnengott, und ein Bild desselben war bei den verschiedensten Völkern der Stier. So wurden selbst im Tempel des einzigen Gottes noch manigfachen heidnisch-mythologischen Erinnerungen bedeutungsvolle Zugeständnisse gemacht.

Unter den Richtern befand sich die Stiftshütte in Schilo, woneben es aber noch andere Kultstätten gab; seit Erbauung des Tempels verschwindet sie als überflüssig. Auch die Lade ist seitdem verschollen. Dieselbe enthielt nach der Bibel die Gesetztafeln des Mose, entsprach aber in ihrer Form und Behandlung ähnlichen Behältnissen anderer Völker, welche ein Gottesbild enthielten, und wurde zudem als Orakel und Zaubermittel betrachtet, während fremde Völker wie die Filister sie für den Gott der Hebräer hielten, bei welchen ja ihr Berühren mit dem Tode bestraft wurde.*) Auch heißt es von David, als er

*) Ewald, Altertümer des V. Isr. S. 163. Graetz, Gesch. der Juden I. S. 105, 160. Richter, 20, 27. 28. 1. Sam. 4, 6. 7.

vor der Lade her tanzte, ausdrücklich: er tanzte vor Jehova her (2. Sam. 6, 14. 16). Ebenso wurde auch der mit vier Hörnern an den Ecken versehene Brandopferaltar im Vorhofe der Stiftshütte so betrachtet, als befände sich Jehova an seiner Stelle (1. Kön. 8, 22. 23). Auf den hebräischen Tempel werden wir bei Anlaß der Kunst zu sprechen kommen.

Die Opfer der Hebräer, bei welchen wir hier von denen zu Ehren der „fremden Götter" absehen, wurden in älterer Zeit vollkommen wie die der sog. heidnischen Völker als Speisung des Gottes betrachtet. Die einfachste Art der Opfer waren die Tischopfer, bestehend in der Aufstellung von Brot und Wein im Tempel für Jahve. Täglich wurde ferner, sowol am Morgen als am Abend, dem Jahve ein einjähriges männliches Lamm geopfert und nebst Weizenmehl vollständig verbrannt und Wein dazu ausgegossen. Das, sowie die in gleicher Weise vollzogene Opferung eines Stiers hieß ein Brandopfer und hatte den Zweck, Jahve's Gunst zu gewinnen. Um seinen Zorn abzuwenden oder Verzeihung für Schuld zu erlangen, dienten Sühn- und Schuldopfer, wobei nur Eingeweide verbrannt, das Blut auf die Hörner des Altars gesprengt, das Fleisch aber von den Priestern gegessen wurde. Abarten dieser Opfer waren die Reinigungs- und Einweihe- und die Bundesopfer. Dank- und Schlachtopfer wurden von Privatleuten dargebracht, die Fettstücke verbrannt und das Fleisch mit den Priestern getheilt. Bei den Trankopfern wurde Wein oder Wasser auf und um den Altar gegossen, bei den Speiseopfern Früchte, Körner und weißes Mehl im Altarfeuer verbrannt, wie auch Brot und Kuchen, mit Oel begossen, mit Salz und Weihrauch bestreut, zum Theil verbrannt, zum Theil von den Priestern verzehrt, bei den Rauchopfern Weihrauch auf dem kleinen vergoldeten Altar im Innern des Tempels vor dem Allerheiligsten verbrannt. Als Opferthiere kamen zur Verwendung nur Hausthiere: Rinder, Ziegen und Schafe, für Arme auch Tauben, und zwar nur fehlerlose und gesunde Thiere. Erst segnete man das Opferthier durch Handauflegung, dann schlachtete man es; das Blut fing der Priester in der Opferschale auf und besprengte damit den Altar. Auf dem Rauchaltar im Innern des Tempels durfte das Feuer nie verlöschen.

In den alttestamentlichen Schriften werden Menschenopfer stets verpönt und streng verurteilt. Ganz vereinzelt und nur als beklagenswertes Mißgeschick steht die Opferung von Jefta's Tochter da. Doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß wir im Judaismus noch Spuren des Ersatzes früherer Menschenopfer, wie sie ja sonst alle Semiten brachten, vor uns haben. Dahin rechnen Schriftsteller von gerechtem und gemäßigtem Standpunkte die Lösung der Erstgeburt (3. Mos. 13, 2. 13; 22, 29. 30; 34, 20), wodurch diese von dem semitischen Kinder-

opfer befreit, sowie die Beschneidung, welche dem Gotte zur Entschädigung für den Verzicht auf Menschenopfer geboten worden wäre (2. Mos. 4, 24).*) Aufgeklärte jüdische Theologen erläutern dagegen die Lösung der Erstgeburt dahin, daß ursprünglich jeder Erstgeborene zum Dienste Jahve's, d. h. zum Priestertum bestimmt gewesen, aber durch dessen Uebertragung an den Stamm Levi davon befreit worden. Hinsichtlich der Beschneidung gibt es für die Annahme, als wäre sie aus sanitarischen Gründen eingeführt worden, auch nicht den mindesten Nachweis. Sie hatte vielmehr eine religiöse Bedeutung, wie ihre Einführung (1. Mos. 17, 12—14) deutlich sagt, und diente als Kennzeichen des Volkes Israel. Aber auch die Phöniker, Edomiten, Ammoniten und Moabiten übten sie, sowie auch arabische Stämme.

Statt der Menschenopfer kennt die mosaische Religion in älterer roher Zeit sonstige Tödtungen aus religiösen Gründen. Saul wollte seinen Sohn Jonathan opfern (1. Sam. 14, 43—45); aber das Volk gab es nicht zu. Samuel zerhieb in Gilgal den Amalekitenkönig Agag „vor dem Herrn" (1. Sam. 15, 33). Josua hing den König von Ai an einen Baum; als aber die Sonne untergegangen war, ließ er den Leichnam abnehmen und einen Steinhaufen darüber werfen (Jos. 8, 29). Vor Allem waren solche Tödtungen üblich an den Unglücklichen, welchen es begegnete, daß sie die Bundeslade anrührten. Denn was kann es anders heißen, daß Usa, welcher die Lade halten wollte, damit sie nicht stürze (2. Sam. 6, 7), durch Gottes Zorn starb, als eben, daß er Gottes Zorn geopfert wurde? Ja es wurden sogar Leute getödtet, welche die fatale Lade nur gesehen hatten, angeblich über 50,000 Menschen in Beth-Semes (1. Sam. 6, 19). Eine solche Greuelthat stellte auch David an, indem er (2. Sam. 21, 6 ff.) lange nach Sauls Tod sieben Nachkommen desselben den Gibeoniten überließ, um sie aus Rache „dem Jehova aufzuhängen", und die Exekution fand zur Feier des Passahfestes mittels der Kreuzigung statt.**) So befiehlt auch dem Mose Jehova: Nimm alle Obersten des Volkes und hänge sie dem Herrn an die Sonne (4. Mos. 25, 4). Noch furchtbarer aber war der Massenmord des Cherem. Diese entsetzliche Einrichtung, durch das sog. mosaische Gesetz geheiligt (3. Mos. 27, 28. 29) fand Anwendung, indem die Hebräer ein feindliches Volk, eine Stadt 2c. dem Jahve zum Cherem (Opfer, eig. Schwur, Gelübde, von Luther „Bann" genannt) gelobten, um ihn für den Sieg zu gewinnen. Je nach der Ausdehnung des Cherem wurden, nach errungenem Siege alle Einwohner des „gebannten" Bezirkes niedergemacht, oft sammt dem Vieh und allem Lebenden, oder blos die Männer getödtet, die

*) Duncker, Gesch. des Altert. II. S. 142. I. S. 305.
**) Ewald, Gesch. Israels III. S. 185 f.

Weiber aber und das Vieh behalten; die leblosen Gegenstände wurden verbrannt; wurden sie aber durch Wasser und Feuer gereinigt, so behielt man auch sie. Solche Massenmorde erzählen die geschichtlichen Bücher des Alten Testamentes von der Zeit des Mose und Josua an fortdauernd und beinahe ununterbrochen bis auf David (4. Mos. 21, 1—3; 31, 17. 18; 5. Mos. 2, 33—36. 1. Sam. 15, 14 ff.).

Unter den Festen der Hebräer, deren weniger wichtige Gebräuche und Ritualvorschriften wir übergehen, ist das regelmäßigste der Sabbat, der siebente oder Ruhetag jeder Woche. Hinlänglich bekannt sind die strengen, seine Heiligung betreffenden Vorschriften der Hebräer.

Das bedeutendste der beweglichen Feste ist das Passah-Fest, die Zeit, nach welcher sich dasselbe richtet, die Frühlings-Nachtgleiche, zeigt auch seinen Ursprung an; es ist ein Frühlingsfest, welchem mit der Zeit die jeweilen herrschenden religiösen Anschauungen eingeimpft worden sind. Dieses Fest wurde bei den morgenländischen Völkern mit Opferung der Erstlinge von Pflanzen, Thier und Menschen gefeiert. Dies war gewiß auch bei den ältesten Hebräern der Fall, doch unter Herrschaft des „Gesetzes" mit Ausschluß der Menschenopfer, an deren Stelle das Passahlamm dargebracht wurde. Noch jetzt müssen am jüdischen Passah, zur Erinnerung an ihre „Lösung" die Erstgeborenen fasten.*) Das Schlachten des Passah-Lammes und Besprengen der Lade mit seinem Blute war die Hauptsache bei dem siebentägigen Feste. Am fünfzigsten Tage nach dem Passah wurde das Pfingstfest oder Fest der sieben Wochen gefeiert, ursprünglich ein Erntefest; es dauerte nur einen Tag, sah aber große Brandopfer. Ein weiteres Fest, das der Versöhnung, folgte im Oktober und brachte Fasten mit sich; fünf Tage später begann das Laubhüttenfest (Sukkot) und dauerte sieben Tage; es hatte die größten Opfer unter allen Festen und ist das eigentliche Herbstfest, an welchem Laubhütten gebaut wurden, um darin die Herbstfrüchte zu genießen. Plutarch stellt dies Fest mit der Dionysosfeier zusammen.

Das Priestertum scheint seit der von Mose herrührenden Gesetzgebung im Ganzen auf eine Familie beschränkt gewesen zu sein, welche man den Stamm Levi nannte.**) Innerhalb derselben nahmen wieder Jene, welche als Nachkommen Ahron's, des Bruders Mose's galten, eine bevorzugte Stellung ein und waren die einzigen wirklichen Priester. Die übrigen Leviten, d. h. angeblich von anderen Nachkommen Levi's stammende Personen, bildeten eine untergeordnete Priesterkaste, waren eigentlich blos Tempeldiener, durften das Heiligtum

*) 2. Mos. 12, 3. 29. Alm, Theolog. Briefe I. S. 579 f. Duncker, Gesch. d. Altert. I. S. 305.

**) Stähelin, Versuch einer Gesch. der Verhältnisse des Stammes Levi. Zeitschr. d. deutsch. morgenl. Ges. IX. S. 704 ff.

nicht berühren und würden von den Priestern beinahe wie Sklaven behandelt. Die Leviten hatten kein Grundeigentum, sondern bezogen vom Volke, sofern dieses nicht in Götzendienst versunken oder sonst den gemeinsamen Einrichtungen entfremdet war, einen Zehnten, von welchem sie wieder den Ahroniten den Zehnten abtrugen, ferner erhielten sie in der Blütezeit des Reiches die Erstlinge von Frucht, Vieh, Brot u. s. w. (das Maß ist nicht bekannt), einen Antheil an der Kriegsbeute (eines von fünfhundert) und an Opfern, sowie außerordentliche Geschenke der Frommen. David theilte die Priester und Sänger in 24 Klassen. Manche von ihnen bekleideten auch weltliche, sogar kriegerische Aemter. Nehemia zählt unterhalb der Leviten noch drei Klassen von Tempeldienern: Thorwärter, Sänger und Nethinim („eigene Leute"). Im Reiche Israel gab es keine Leviten, sondern nur in Juda.

Die Kleidung der hebräischen Priester bestand in einer hosenartigen Hülle, einem hemdartigen, bis auf die Füße reichenden Byssos-Gewand, einem bunt gewirkten Hüftgürtel und einer „blumenkelchförmigen" Kopfbedeckung (wahrscheinlich nach Art der christlichen Bischofsmützen), die aber in älterer Zeit mehr turbanartig gewesen zu sein scheint. Das Allerheiligste durfte nur barfuß betreten werden. Der Hohepriester trug außer obigem noch ein dunkelblaues Oberkleid, mit Glöckchen behangen, darüber eine Art kurzen Mantel (dem kathol. Meßgewand ähnlich), das Efod, und auf der Brust des letztern das Choschen, den eigentlichen Amtsschmuck, eine Art viereckigen hohlen Schildes mit zwölf Feldern, deren jedes ein Edelstein von verschiedener Gattung ausfüllte und den Namen eines Stammes trug. Worin die darin befindlichen Urim und Thummim bestanden, ist nicht bestimmt ausgemacht; gewiß ist nur, daß sie als Orakel dienten.*) Die Kopfbedeckung des Hohepriesters trug vorn auf einer Goldplatte den Namen Gottes und soll der dreifachen Papstkrone ähnlich gewesen sein. Die Priester durften keinen körperlichen Fehler an sich haben und waren ähnlichen Vorschriften der Reinhaltung unterworfen wie die ägyptischen.

Eine andere der Religion dienende Klasse bei den Hebräern waren die **Profeten**. Dieselben entwickelten sich nach und nach wahrscheinlich aus den Wahrsagern und Geisterbeschwörern der ältesten Zeit, mit welchen Saul aufräumte, daher wol sein Besuch bei der sog. Hexe von Endor eine Erfindung seiner Feinde ist. Freilich kommen in späterer Zeit, da der Aberglaube stets unsterblich ist, neue Spuren desselben vor. David ließ sich von einem Jahvebilde (1. Sam. 23, 6. 9) wahrsagen und Salomo glaubte an Traumdeutungen (1. Kön. 3, 5 ff.) Ziemlich allgemein war das Befragen

*) **Graetz**, Gesch. der Juden I. S. 105. 124. 159.

der Terafim oder Hausgötter (Sachar. 10, 2). Auch die vorhin erwähnten Urim und Thummim dienten zum Wahrsagen (3. Mos. 8, 8). An diese Befragungen der Zukunft nun schließen sich die Profeten an, die unter verschiedenen Benennungen (Schamanen, Zauberer, Magier u. s. w.) bei sehr vielen Völkern vorkommen. Namentlich waren Profeten bei den Phönikern, diesen Stammverwandten der Hebräer, sehr im Schwange. Isebel, eine Königstochter dieses Volkes nahm 450 Profeten des Baal und 400 solche der Astarte mit an den Hof von Israel. Auch die übrigen stammverwandten Nachbarn der Hebräer, Ammoniten, Moabiten, Edomiten, Filister, hatten Profeten, Wahrsager, Traumdeuter und Zauberer, (Jerem. 27, 9), welche auch von den Hebräern befragt wurden (2. Kön. 1, 2). Das Sprechen der Profeten erfolgte in einem ekstatischen Zustande und erwies sich als ansteckend, so z. B. bei Saul (1. Sam. 10, 5; 19, 20—24), wovon bis in die neueste Zeit Beispiele vorgekommen sind. Die jüdischen u. a. Profeten wurden daher auch als „Rasende" bezeichnet und dazu paßte, daß sie in den älteren Zeiten nackt gingen oder wenigstens in dieser Eigenschaft profezeiten. Dieser Zustand wurde vornehmlich durch Saitenspiel, Pauken u. a. Musik herbeigeführt (1. Sam. 10, 5). Mit solcher Musik hielten die Profeten schon in der Richterzeit öffentliche Umzüge, was, mit den bakchischen Thiasen verglichen, Anlaß zur Zusammenstellung des Jehova und Dionysos gegeben haben mag. Neben den Profeten traten auch sehr oft Profetinnen auf, wie wir an Mirjam, Mose's Schwester, Debora, Chulda u. a. sehen. Seit Samuel gab es in Israel Profetenschulen an sämmtlichen bedeutenderen Kultorten, die in die hunderte von Schülern zählten. Die Richtung der Profeten von hebräischer Nationalität scheint in der Regel die der Verehrung Jahve's gewesen zu sein, in dessen Namen sie sprachen und mit dem sie in beständiger Verbindung zu stehen behaupteten. Anfangs war ihr Gott auch der des Volkes. Die Profetenschulen in Israel gingen mit Auflösung dieses Reiches durch die Assyrer ein und von ihren Schülern ist nicht das mindeste schriftlich erhalten. Die Profeten Juda's erklärten alle früheren und alle von ihnen abweichenden Profeten für falsche; die Schriften des Jeremia und Ezechiel sind voll von derartigen Stellen. Diese reformatorischen Profeten eiferten ferner gegen jedes Bündniß mit heidnischen Ländern zur Rettung des Staates und Jeremias wirkte sogar für Unterwerfung unter Babylon, so daß diese Profeten an dem politischen Untergang ihres Volkes wesentlich mitarbeiteten. Eine dritte, aber weniger bedeutende Klasse religiöser Personen erscheint in den Nasirs (Nasiräern), welche ein Gelübde der Entsagung ablegten, meist der Enthaltung von gewissen Annehmlichkeiten, z. B. Speisen, Getränken u. s. w. Sie durften auch das Haar nicht scheren.

C. Familie und Staat.

Die Grundlage der Sittlichkeit und Geselligkeit eines Volkes ist in der Stellung des weiblichen Geschlechtes zu suchen. Bei den Hebräern war, wie so vieles Andere, auch das eine Einwirkung der ägyptischen Kultur, daß sich die Frauen großer Achtung und Unabhängigkeit erfreuten. Ja sie standen noch höher als diejenigen am Nil; sie nahmen an der geistigen Bildung theil, waren Profetinnen, Dichterinnen, Vorsteherinnen (wie Debora) und übten als Königinnen (Batseba) großen Einfluß aus. Sie durften sich frei auch außerhalb des Hauses bewegen, ohne daß man hierin Mißachtung des Anstandes sah; so empfingen sie auch in Chören die Sieger und besangen sie und nahmen theil an Umzügen.

Die Ehe beruhte denn auch auf Gleichberechtigung von Mann und Frau, wie in Aegypten. Dies geht schon daraus hervor, daß die Worte Mann und Frau (Männin) dem nämlichen Wortstamme angehörten, so auch Sohn und Tochter, Bruder und Schwester. Der Vater war allerdings das Oberhaupt der Familie, aber nicht deren Tyrann, und in Ermangelung von Schulen in der alten und eines geordneten Kultes in der ältesten Zeit, auch der Lehrer und Erzieher der Kinder und der Priester des Hauses. Daher wurde auch das Verhältniß zwischen Gott und seinem Volke in der monotheistischen Zeit mit dem ehelichen Bunde verglichen (Jes. 54, 6—8), was wol zu der Ansicht Veranlassung gab, als ob das sog. Hohe Lied eine allegorische Bedeutung hätte. Die Einheit von Mann und Weib ist übrigens in der Schöpfungssage durch die Erschaffung der Frau aus einem Theile des Mannes symbolisch ausgedrückt und die Kinder waren daher verpflichtet, Vater und Mutter gleich zu ehren.

Der Verheiratung ging eine Werbung des Mannes, mit Geschenken verbunden, voran, worauf im Falle der Einwilligung von Seite der Eltern die Verlobung stattfand. In ältesten Zeiten genügte zur Schließung der Ehe der Segen der Eltern, worauf ein Fest oder Gastmal folgen konnte, aber nicht mußte. Dann wurde ein Ehevertrag geschlossen; von einer priesterlichen Einsegnung aber war keine Rede. Der Ehebruch wurde mit dem Tode bestraft und Verdacht desselben in älterer Zeit mit einer Art Gottesgericht erledigt, welches in dem „Eiferopfer" bestand, dessen Hergang das fünfte Kapitel des vierten Buches Mose beschreibt. Die Scheidung fand statt, indem der Mann der Frau einen Scheidebrief schrieb und sie aus dem Hause schickte; doch durfte dies nur unter gewissen Voraussetzungen geschehen und kam selten vor. Die Geschiedenen konnten sich wieder verehelichen. Wenn ein Mann ohne Söhne starb, so sollte, wie in Aegypten, sein

unverehelichter Bruder (Levir genannt) die Witwe heiraten, was aber unterlassen werden konnte; doch mußte sich dann der Weigernde einer beschimpfenden Ceremonie unterziehen (5. Mos. 25, 7—10). Verboten war die Ehe unter Verwandten bis in den dritten Grad, sowie diejenige mit den Kanaaniten (5. Mos. 7, 1 ff.), was aber wahrscheinlich nicht streng beobachtet wurde. In den älteren Zeiten war bei den Hebräern, d. h. bei den Reichen, Vielweiberei häufig, namentlich bei den Königen. Letztere und schon vor ihnen die Häuptlinge hatten neben den Frauen noch Kebsweiber, welche sogar von den Frauen in's Haus gebracht wurden, wenn diese keine Kinder hatten. Ja mit blosen Mägden zeugte oft der Mann Kinder, ohne daß dies Anstoß erregte. Doch empfahl und begünstigte das Gesetz die Ehe mit einer Frau und auch viele Vornehme begnügten sich mit einer solchen.

Bezüglich der Kinder fand nur bei den Knaben (8 Tage nach der Geburt) eine feierliche Handlung statt, nämlich die Beschneidung; auch diese war ägyptischen Ursprungs, (s. oben S. 307) und fand auch, wie dort, mit steinernen Messern statt. Eine weitere Feier folgte bei der Entwöhnung der Kinder. Vom Nil stammte auch die große Ehrerbietung, welche die Kinder den Eltern zu zollen hatten. Hinwieder war es Pflicht der Eltern, die Kinder gut zu erziehen. Die Familienpflichten umfaßten aber die ganze Verwandtschaft, und auch Verwandte weiterer Grade nannten sich Brüder. War Jemand aus Armut gezwungen, von seinem Grundbesitz zu verkaufen, so hatten die Verwandten nach dem Grade die Pflicht, ihn zu „lösen." Das Eigentum einer Familie wurde als unveräußerlich betrachtet. Geschah dennoch eine Veräußerung, so fiel das Gut nach fünfzig Jahren (der Jobelperiode) wieder an die Familie des ursprünglichen Besitzers zurück, konnte aber auch früher eingelöst werden. Der Verkauf betraf somit eigentlich blos die Ernte. Bei der Erbfolge hatte unter den allein berücksichtigten rechtmäßigen Kindern der älteste Sohn einen Vorzug. Töchter waren früher ausgeschlossen, später aber erbberechtigt, wenn keine Söhne da waren und sie mit Männern aus des Vaters Stamm verehelicht waren. Hinterblieben Söhne, so waren sowol die Witwe, als die Töchter vom Erbe ausgeschlossen; aber die Söhne hatten die Pflicht, für dieselben zu sorgen.

Die Dienstboten im Hause wurden aus gefangenen und gekauften Fremden genommen, wurden jedoch nicht eigentlich als Sklaven behandelt; sie genossen gesetzlichen Schutz und nahmen theil an der Sabbatsruhe. Schwere Mißhandlung von Seite des Herrn hatte die Freiheit des Knechtes zur Folge. Wer länger Knecht bleiben wollte, als er mußte, dem wurde an einem Thürpfosten ein Pfriemen durch den Ohrlappen gestoßen, und er mußte lebenslänglich Knecht bleiben.

Die Vereinigung mehrerer Familien zu Stadt- und Dorf-

gemeinden, welche letzteren den ersteren untergeordnet waren, hatten beinahe vollkommen unabhängige Stellung, namentlich vor Einführung des Königtums, und faßten in Volksversammlungen (woran natürlich die Fremden nicht theilnahmen) Beschlüsse. Sie hatten das Recht, Steuern zu erheben und die Pflicht, die Armen zu unterstützen. Letztere bestanden meist aus mangelhaft versorgten Leviten, Witwen, Waisen, Fremden u. s. w. Durch sehr humane Bestimmungen waren die Schuldner gegenüber den Gläubigern geschützt. Fremde konnten das israelitische Bürgerrecht erlangen (ausgeschlossen davon waren die Ammoniten und Moabiten). Nur wenn sie auch die hebräischen Feste mitmachen und (dies wol nur in älterer Zeit) Israelitinnen heiraten wollten, mußten sie sich auch der Beschneidung und dem Ritualgesetz unterwerfen. Doch durften sie jedenfalls weder Blut genießen, noch fremden Göttern opfern, wofür sie gesteinigt wurden (5. Mos. 17, 2—5), soweit fremder Götzendienst nicht allgemein eingedrungen war. Diese theilweise Nachsicht gegen die Fremdlinge erfolgte naturgemäß aus dem Umstande, daß die Hebräer seit ihrer Einwanderung in Kanaan unter und neben den Kanaaniten lebten, welche sie nicht ganz ausrotten konnten, obschon dazu der Wille nicht fehlte, aber doch zu Halbhörigen machten, soweit sie konnten. Eigentliche Ausländer, d. h. Eingewanderte konnten zwar keinen Grundbesitz erwerben, wurden aber gleich den Landeskindern behandelt, wie denn überhaupt, gleichwie in Aegypten, vor dem Gesetze kein Standesunterschied galt. Daher kamen denn später sogar in das angeblich mosaische Gesetz äußerst humane Vorschriften über das Verhalten gegen die Fremden, die man lieben sollte wie sich selbst (3. Mos. 19, 33. 34).

Größere Einheiten als Familien und Gemeinden waren die Stämme der Hebräer. Die Eintheilung dieses Volkes in zwölf Stämme ist jedenfalls einer heiligen Zahl zulieb gemacht. In Wirklichkeit sind die Nachrichten über die zwölf Stämme sehr unsicher und ungleichartig. Die meisten dieser Stämme kommen in der Geschichte beinahe gar nie vor, andere wieder bald vereinigt, bald getrennt (Josef in Efraim und Manasse, Manasse in einen östlichen und westlichen, Dan in einen nördlichen und südlichen Theil). Eine bedeutende Rolle spielte ausschließlich Juda (auch das „Haus Jakob“ genannt), Efraim (das „Haus Josef“) und Benjamin.*) Der erste stellt das spätere Reich Juda, der zweite das Reich Israel dar und der dritte das zwischen beiden streitige Gebiet.**) Durch die ganze hebräische Geschichte zieht sich diese Eintheilung. Zur Zeit der Richter war der Stamm Juda von den beiden anderen Stämmen getrennt; erst unter

---

*) Graetz, Gesch. d. Juden I. S. 11 f.
**) Alm, theolog. Briefe I. S. 293 ff.

Samuel schloß er sich ihnen an; in den ersten Jahren Davids bildete er wieder einen besondern Staat und nach Salomos Tode wieder bis zum Ende der hebräischen Selbständigkeit. Die übrigen Stämme haben als eigentliche Volks- und Landesabtheilungen niemals Bedeutung gehabt. Salomo theilte das Land in zwölf Bezirke mit Amtleuten an der Spitze, ohne auf die 12 Stämme Rücksicht zu nehmen; doch zerfiel nach seinem Tode das Land und damit auch wol dessen Eintheilung. Was aber die genannten drei Hauptstämme betrifft, so hatten sie ihren Ursprung wahrscheinlich in den drei berühmtesten Kultstätten, Benjamin in Bethel, Efraim in Sichem, Juda in Hebron.

Die drei genannten Stämme, neben welchen es noch kleinere solche gegeben haben mag, bildeten in der Zeit vor Errichtung des Königtums (oben S. 391) einen sehr losen Volksverband ohne gemeinsame Anstalten. Nur im Kriege trat oft ein Anführer an die Spitze einzelner oder mehrerer Stämme. Solche scheinen als „Richter" auch nach dem Siege politische oder gerichtliche Befugnisse ausgeübt zu haben, deren Umfang nicht genau bekannt ist, aber wahrscheinlich nicht bedeutend war, da sie nur richteten, wenn die streitenden Parteien sich an sie wendeten und sich ihrem Urtel freiwillig unterwarfen. In früherer Zeit (später aber nicht mehr) trat auch ein Rat der Aeltesten, welchem manchmal die Zahl 70 gegeben ist, in Thätigkeit; aber man weiß über die Natur derselben nichts näheres. Die Verfassung vor Errichtung des Königtums war also eigentlich Anarchie*), welche man euphemistisch Theokratie genannt hat, eine Staatsform, die natürlich nicht vorhanden war, da die Hebräer weder eine gemeinsame priesterliche Behörde, noch ein gemeinsames Heiligtum hatten und das einzig Gemeinsame, die sog. Bundeslade, doch keine Einheit bewirken konnte. Zudem waren stets bedeutende Theile des Volkes unter die Herrschaft der umliegenden Feinde gebeugt.

Den Uebergang von der Anarchie zur Monarchie bildet eine Art von Priesterherrschaft unter Eli und Samuel. Unbekannt ist die Veranlassung und nähere Einrichtung dieser Staatsform. Jedenfalls war ihr Ansehen sehr schwach und ihre Macht ganz unbedeutend, so daß damals das Hauptheiligtum in Schilo von den siegreichen Filistern zerstört werden konnte. Samuel wirkte blos durch sein Profetentum, und es gelang ihm, durch dieses eine Art von Einheit der Stämme, sowol in politischer, als religiöser Beziehung (doch lange nicht des gesammten hebräischen Gebietes) herzustellen, durch welche die Errichtung eines Königtums, freilich wider seinen Willen, vorbereitet und als Gebot der Not herbeigeführt wurde.

Ueber das Königtum der Hebräer sagt ein wahrscheinlich im

*) Fürst, bibl. Lit. II. S. 19. 23.

Anfange der Königszeit, also wol unter Saul verfaßter Theil des sog. mosaischen Gesetzes (5. Mos. 17, 14 ff.); der König soll von Gott bezeichnet und kein Fremder sein, er soll nicht viele Rosse halten und das Volk nicht wieder nach Aegypten führen; er soll nicht viele Weiber nehmen (was David und Salomo allerdings nicht beobachteten) und nicht viel Silber und Gold sammeln (d. h. wol selbes den Unterthanen nicht widerrechtlich entziehen); er soll sein Herz nicht erheben über seine Brüder und nicht weichen vom Gebot. Wol erst weit später, unter Josia, als das Gesetz „aufgefunden" war, kam dazu: er soll das „zweite Gesetz" (Deuteronomion) von den Priestern und Leviten in ein Buch schreiben lassen. Ein Gesetzbuch des Königreichs wurde nach Sauls Wahl durch Samuel abgefaßt und aufgeschrieben (1. Sam. 10, 25). Der Antritt der Königswürde erfolgte durch die Salbung, wurde aber erst rechtskräftig durch die Anerkennung des Königs von Seite der Volksältesten, d. h. der Aeltesten oder Vorsteher der einzelnen Stämme. Ueber das Einzelne der Verwaltung des Königreichs ist wenig bekannt.

Der erste König Saul lebte und trug sich noch sehr einfach. Königlicher Pomp wurde von David nach tyrischem Muster eingeführt; er trug ein mit Edelsteinen besetztes Purpurkleid, ein goldenes Skepter und eine kostbare Krone. Unter Salomo erstieg der Prunk die höchste Stufe, namentlich bei dem großen Heere seiner Weiber. Er ließ einen luxuriösen Tron von Gold und Elfenbein, mit sechs Stufen und mit Löwen (wol goldenen) zu beiden Seiten fertigen. Die Pracht Salomos wurde sprichwörtlich. Sein Hof zeichnete sich zudem durch Freigebigkeit und Gastlichkeit aus. Er verbrauchte täglich dreißig Maß Semmel- und sechszig anderes Mehl, zehn gemästete und zwanzig auf der Weide gefütterte Rinder, hundert Schafe, außerdem Hirsche, Rehe, Gazellen u. a. Thiere (1. Kön. 4, 22. 23). Freilich geriet der König darob in Schulden (oben S. 393). Zahlreiche Beamte und Höflinge bildeten seit David und Salomo die Umgebung des Königs, welche prächtige Kleider, Schmuck und Waffen trugen und vom König kostbare Geschenke erhielten. Aehnliches war der Fall bei den höheren Staatsbeamten.

Die Rechtspflege stand in unterster Instanz den Ortsrichtern zu, was die Aeltesten jeder Stadt waren. Eine höhere Instanz bestand bei dem Priestertum der Hauptstadt und hatte mehrere Mitglieder. Die Richter durften keine Geschenke annehmen. Die Verhandlungen vor Gericht waren öffentlich und mündlich und das Verfahren summarisch. Auch der Urtelsvollzug erfolgte sofort. Beweismittel vor Gericht waren blos Zeugniß und Eid. Mit dem Tode bestraft wurden Gotteslästerung, Bilder- und Götzendienst und Menschenopfer (wenn solche nicht eben herrschend waren), Zauberei und Wahrsagerei,

falsches Profezeien, Entheiligung des Sabbat, Mord, Menschenraub, Ehebruch, (nämlich blos der zum Nachtheil des Mannes verübte), Blutschande und Sodomie, Fluchen und Schlagen der Eltern, falsches Zeugniß und Meineid, wenn sie einem Schuldlosen das Leben kosteten ꝛc. Die Blutrache für Mord und Todschlag war erlaubt, ja sogar durch das Gesetz zur Pflicht gemacht. Für unabsichtliche Mörder gab es daher Asylstädte, in welchen sie der Blutrache entgehen konnten, 6 an der Zahl, 3 dies- und 3 jenseit des Jordan. Eigentümlich ist, daß ein Stier, der Jemanden getödtet, gesteinigt wurde, ja sogar dessen Besitzer, wenn er gewußt, daß das Thier stößig war. Arten der Todesstrafe waren Feuertod, Steinigung, Enthauptung, Kreuzigung (wenn nämlich das „Aufhängen vor der Sonne oder vor dem Herrn", 4. Mos. 25, 4; Jos. 8, 29; 2. Sam. 21, 6 ff. so zu verstehen ist). Andere Strafen waren: körperliche Züchtigung und Geltbußen (letztere für Diebstahl). Der Dieb mußte das Gestohlene vier- bis fünffach ersetzen; konnte er nicht, so wurde er des Bestohlenen Knecht. Gefängnisse scheinen nicht üblich gewesen zu sein. Zur Aufrechterhaltung der Ordnung gab es Polizeibeamte in den Städten.

Bei Abschluß von Rechtsverhältnissen waren allerlei symbolische Handlungen gebräuchlich. Beim Eid oder Schwur legte man die Hand unter die Hüften dessen, dem gegenüber man eine Verpflichtung einging. Zum Zeugniß eines Grenzvertrags errichtete man einen Steinhaufen auf der Grenze. Bürgschaften wurden durch Handschlag bekräftigt. Bei Verzichtleistung auf ein Recht zu Gunsten eines andern zog man einen Schuh aus und reichte ihn demselben hin. Ein Kauf wurde durch Abwägen des Preises und Ausfertigung der Urkunde in zwei Exemplaren abgeschlossen. Statistische Aufnahmen wurden aus Aberglauben für unheilvoll angesehen, namentlich die Volkszählungen (2. Sam. 24, 9 ff.; 1. Chron. 21, 1 ff). Sie sind daher auch, wo dennoch vorgenommen, wahrscheinlich unzuverlässig. Gelt war bei den Hebräern, welche früher, wie die Aegypter, nur Tauschhandel kannten, erst in späterer, nicht näher bekannter Zeit vorhanden, und auch da nur in walzenförmigen Silberstückchen. Salomo führte Münzen ein, welche gewogen wurden, aber noch nicht geprägt waren. Die gangbarste Münze war der Silberschekel, welcher einen Wert von etwa $2^1/_2$ Mark hatte. Handelsstraßen gingen seit Salomo mehrere durch Palästina, und damals entstand als bedeutender Marktort Tadmor in der Wüste. Auch legte Salomo Vorratsstädte zur Aufbewahrung von Getreide für theure Zeiten an.

Gegen fremde Völker waren die alten Hebräer keineswegs, wie oft geglaubt wird, abgeschlossen, namentlich seit ihrer Niederlassung in Kanaan; sie nahmen vielmehr nur zu vieles von ihnen an, wie namentlich ihre Götzendienste, aber auch viel Nützliches und Schönes,

z. B. die phönikische Kunst- und Gewerbethätigkeit. Eine strengere Abschließung, wie sie die Profeten namentlich predigten, fand erst nach Einführung des gereinigten Monotheismus statt. Kriege wurden unter den Richtern und unter Saul und David gegen die Kanaaniten, Filister, Amalekiten, Moabiten und Ammoniten beinahe beständig geführt, doch erst unter den Königen vom ganzen Volke gemeinsam, — zur Zeit des getheilten Reiches gegen Assyrer, Syrer, Aegypter u. s. w. und gegen einander selbst. — Als waffenfähig galt jeder Mann vom zwanzigsten Jahre an. Die sechshunderttausend Mann, welche der Exodos oder gar die durchschnittlich anderthalb Millionen, welche die Bücher Samuels und der Chronik (oben S. 385) den Hebräern zuschreiben, haben wir bereits gewürdigt. In Wahrheit stellte Saul (1. Sam. 13, 1), gegen die Filister nur dreitausend Mann auf, und warb zudem noch jeden großen und starken Mann an. David hatte eine engere Leibwache aus seinen alten Kampfgenossen (Gibborim) und eine weitere aus fremden Söldlingen (Kreti und Pleti) und vermehrte zugleich das Heer (nach 1. Chron. 28, 1 ff.) auf 288,000 Mann (zwölf Divisionen zu 24,000 Mann), von denen jede einen Monat im Dienste war, was entweder übertrieben oder worunter Alles inbegriffen ist, was wir jetzt Reserve und Landwehr nennen, — wozu dann unter Salomo noch Reiterei von 12,000 Mann, sowie 1400 Wagen mit 40,000 Pferden kamen. Die Wagen waren wol den ägyptischen ähnlich.

Die Waffen waren dieselben wie bei den übrigen alten Völkern: Schild, Helm, Panzer; Schwert, Speer, Bogen und Pfeile, auch Schleudern. Feldzeichen, wol nach Art der ägyptischen, bezeichneten die Schaaren der Stämme. Samgars „Ochsenstecken" (Richt. 3, 31), und Simsons „Eselskinnbacken" (Richt. 18, 15) waren vielleicht Bilder dieser Thiere auf Stangen, mit welchen ihre Truppen gegen die Filister auszogen. Waren ja Ochse und Esel Thiere von religiöser Bedeutung, und zwar war jener mit seinen zwei Bildern in Bethel und Dan dem Stamme Israel, dieser dem Stamme Juda heilig, deren Feldzeichen sie also auch gewesen sein können.*) Als Mittel

*) Alm, theol. Briefe I. S. 578. II. S. 599. Diese Bilder kamen jedenfalls aus Aegypten, wo der Stier dem Osiris und der Esel dem Typhon geweiht war. Eine ägyptische Sage ließ den Letztern nach seiner Ueberwindung auf einem Esel nach Palästina fliehen und dort den Hierosolymos und Judäos (Stamm Juda) zeugen. Nach Diodor (34, fragm. 2) fand Antiochos Epiphanes im Tempel zu Jerusalem das steinerne Bild eines Mannes mit langem Barte, auf einem Esel reitend, welches man für das des Mose hielt. Nach Tacitus (hist. 5, 2—5) hätten die Juden, nachdem in der Wüste wilde Esel ihnen Wasser gezeigt, dieses Thier im Innern des Tempels aufgestellt. Das rabbinische Buch Jalkut chadasch gibt dem Messias der Israeliten (Sohn Josefs) das Bild des Ochsen und dem der Juden (Sohn Davids) das des Esels, daher

der Zusammenberufung und Aufmunterung des Heeres dienten Hörner, Trompeten und Posaunen. Getheilt wurde das Heer in Abtheilungen von tausend, hundert, fünfzig und zehn Mann. Die Kriegführung war bis auf David regel- und ordnungslos, auf bloses Ueberraschen und Ueberfallen der Feinde bedacht; erst der genannte König führte eine eigentliche Kriegskunst ein, die er wol als Flüchtling bei den vorher seinem Volke überlegenen Filistern gelernt hatte. Die Kriegführung war grausam, namentlich unter David, so auch die Disciplin im Heere. Der Festungskrieg und Festungsbau unterschied sich nicht von denjenigen anderer Völker des Altertums.

Dritter Abschnitt.

Wissenschaft und Kunst der Hebräer.

A. Sprache, Schrift und Literatur.

Die hebräische Sprache gehört wie bereits erwähnt zu den nordsemitischen und zwar zu der westlichen Gruppe derselben und ist mit der phönikisch-karthagischen so nahe verwandt, daß beide nur als Dialekte einer Sprache erscheinen. Die althebräische Sprache, in welcher die hebräische Literatur abgefaßt ist, wurde mit dem Ende der hebräischen Selbständigkeit, zur Zeit der babylonischen Wegführung, bereits zur todten und an ihre Stelle trat als Volkssprache eine aus dem Hebräischen, dem sog. Chaldäischen und dem Syrischen gemischte Mundart, wie auch seit jener Zeit die chaldäische Schrift d. h. die unrichtig so benannte alfabetische Schrift der Westaramäer, auch Quadratschrift geheißen, an die Stelle der althebräischen trat und für die Literatur der letztern Anwendung fand. Die Schrift der Hebräer war in der älteren Zeit, etwa bis zum babylonischen Exil, dieselbe wie die der alten Phöniker u. a. umliegenden semitischen Völker; sie ist das älteste Alfabet, von dem wir wissen. Ihre älteste Gestalt findet sich in der 1855 entdeckten Inschrift auf dem Sarge des Königs Aschmanozar

---

auch diese beiden Thiere an Jesu Krippe dargestellt werden. Thatsache ist, daß der Esel bei den Hebräern das Vorrecht genoß, gleich dem Menschen vom Opfer gelöst zu werden (2. Mos. 13, 13; 34, 20). Warum ein Thier des Typhon so sehr geehrt und ein anderes (das Schwein) so sehr verachtet wurde, ist unklar.

(Eschmunazar) von Sidon, welche etwas über tausend Jahre v. Chr. entstanden sein mag und in der erst kürzlich aufgefundenen auf dem Denksteine des Königs der Moabiter Mescho (Mesa), welche in die Zeit um 900 v. Chr. verlegt wird. Ihr Ursprung ist dunkel. Manche leiten ihre Zeichen von den hieratischen Aegyptens, Manche aus der Keilschrift Assyriens und Babylons, Manche aus eigener Erfindung und willkürlicher Wahl der Zeichen her.*) Bewiesen ist hierüber nichts; doch hat die Ableitung der phönikischen Schrift aus der ägyptischen Kursivschrift, mit welcher die meisten Buchstaben die auffallendste Aehnlichkeit haben, den meisten Anhang unter den neuesten Forschern.**) Daß die alt-hebräisch-phönikischen Zeichen, wenn auch keine Bilder mehr in ihnen zu erkennen sind, nicht ebenso gut von Bildern herstammen können, wie die hieratischen und demotischen Zeichen Aegyptens, in welchen ebenso wenig mehr Bilder erkannt werden, obschon sie erwiesener Maßen aus Bildern stammen, kann wol schwerlich mit Erfolg behauptet werden, während auf der andern Seite zugegeben werden muß, daß die Namen welche die hebräischen (und nach ihnen die griechischen) Buchstaben aus unbekannten Gründen tragen, für ihre Herkunft keine Anhaltspunkte bieten.

Aus diesem Uralfabet (aus welchem die späteren bei den Juden gebräuchlichen Quadratbuchstaben verschnörkelt und entstellt sind und dessen Zeichen auch als Zahlzeichen dienten), stammen alle Alfabete des Westens, das griechische, lateinische und slawische (kyrillische) sowie die nordischen Runen, während die arabische, persische und armenische Schrift von der aramäischen, die indischen Schriften von der äthiopischen, mithin alle Alfabete von semitischen Schriften abgeleitet werden. Die alten Hebräer und übrigen Semiten schrieben blos mit Mitlauten; die Selbstlaute mußte man beim Lesen selbst dazu setzen. Dies ging, so lange die Sprache eine lebende war; als sie dies zu sein aufhörte, erfanden die hebräischen Gelehrten kleinere Zeichen für die Selbstlaute welche unter die Mitlaute gesetzt wurden.

Wann die Schreibkunst bei den Hebräern aufgekommen, ist ganz ungewiß. Geschrieben wurde, wie es scheint, in ältester Zeit Manches auf Stein, wenn die bezüglichen Nachrichten auf Thatsachen beruhen. In späterer Zeit werden Rollen erwähnt, auf welchen die schriftlichen Arbeiten standen; es ist aber ungewiß, ob selbe aus Pergament oder Pflanzenstoffen gefertigt waren. Geschrieben wurde darauf mit einem zugespitzten Rohr, das in Farbe getaucht wurde. Briefe u. a. Schriftstücke wurden mit Sigelringen gesiegelt.

---

*) Ebers, Aegypten I. S. 146 f. Duncker, Gesch. des Altert. 4. Aufl. I. S. 212 f. Wuttke, Gesch. der Schrift I. S. 715 ff., 722 ff.

**) De Wette-Schrader, Einleitung I. S. 188 ff.

Das hebräische Schrifttum*) unterscheidet sich von demjenigen aller anderen Völker dadurch, daß es sammt und sonders mit allen seinen Bestandtheilen in eine Sammlung gebracht worden ist, welche von den Anhängern zweier Religionen, den Juden und den Christen, als ein einheitliches Werk und als göttliche Offenbarung aufgefaßt wird. Dieses Schrifttum hat sehr bedeutende Wandlungen durchgemacht; denn es werden in seinen Bestandtheilen Bücher erwähnt, welche jetzt nicht mehr vorhanden sind, und anderseits verraten dieselben an vielen Stellen, wo Wiederholungen und spätere Einschaltungen nicht zu verkennen sind, ihre allmälige Zusammensetzung aus Werken verschiedener Verfasser und verschiedener Zeiten. Solche nicht mehr vorhandene Bücher, die aber jedenfalls zu großem Theile unter neuem Titel überarbeitet und in andere Bücher aufgenommen wurden, sind z. B. das Buch von den Streitern des Herrn (4 Mos. 21, 14), das Buch der Frommen oder Redlichen (Jos. 10, 13, 2 Sam. 1, 18), und viele andere.**) Da sich nun die meisten vorhandenen Bücher auf solche ältere Schriften beziehen, so kann das Alter der ersteren kein sehr hohes sein, sondern es muß der Entstehung der ältesten jetzt vorhandenen Bibelbücher eine bedeutende Zeit der geistigen Ausbildung des Volkes Israel vorangegangen sein. In der Wüste nun konnte eine solche nicht stattfinden und in den ersten Zeiten nach der Eroberung Kanaans wegen der beständigen Kriege eben so wenig. Zudem erwähnen die hebräischen Schriften keiner Schulen oder Lehrer des Lesens und Schreibens. Erst unter Samuel tauchen die ersten Profetenschulen auf, und in diesen, also um 1150 v. Chr., mögen die ersten Aufschriebe geistiger Arbeiten stattgefunden haben, nämlich in ihrer ältern, nicht mehr vorhandenen Fassung. Denn die vorhandenen Bücher des sog. Alten Bundes sind sämmtlich mit unwesentlichen Verschiedenheiten in der vollkommen ausgebildeten hebräischen Sprache abgefaßt. Eine Ausnahme bilden nur die jüngeren Abschnitte, indem seit der babylonischen Wegführung das Aramäische einwirkt und in einigen Büchern, wie Esra, Jeremia und Daniel die chaldäische Sprache diejenige mehrerer Abschnitte ist. Die gegenwärtigen Schriftstücke sind daher nicht Erzeugnisse einer ältern Zeit als der Blütezeit Israels und ihre Sammlung wurde wahrscheinlich erst von Esra, dem Führer der zweiten Kolonie zur Wiederherstellung des jüdischen Volkes, veranstaltet und von Nehemia vervollständigt. Nach jüdischen legendenhaften Ueberlieferungen (apokr. 4. Buch Esra, 14

---

*) De Wette, Lehrb. der histor.-krit. Einleitung in die Bibel ꝛc., neu bearb. v. Eberh. Schrader. 8. Aufl. Berlin 1869. Vgl. Jul. Fürst, Gesch. der bibl. Literatur, 2 Bde. Leipz. 1867 u. 1870.

**) Alm, theol. Briefe I. S. 113.

u. 2 Makkab. 2, 13) hätte sogar Esra die ganze Bibel des alten Bundes, welche bei der Zerstörung Jerusalems durch die Babylonier verloren gegangen, aus dem Gedächtniß wiederhergestellt oder Nehemia sie gesammelt und bearbeitet. Sei dem, wie ihm wolle, — was vor der Abführung nach Babylon in Palästina geschrieben wurde, haben wir jedenfalls nicht mehr in der ersten Bearbeitung, ja nicht einmal in einer der ersten solchen, sondern in einem sehr schwachen Auszuge, der natürlich von Widersprüchen und Irrtümern nicht frei ist und nur mit größter Vorsicht als geschichtliche Quelle benutzt werden kann.

Die Untersuchung der ursprünglichen Zusammensetzung des biblischen Sammelwerkes nach den verschiedenen Bearbeitungen seiner Bücher ist nicht Sache der Kulturgeschichte, sondern der biblischen Kritik. Wir können hier nur nach dem Alter und der Aechtheit der einzelnen Bücher fragen, und auch dies mit Ausschluß aller Einzelheiten, welche zu weit führen würden und anderswo einläßlich behandelt sind.*) Was die Aechtheit der biblischen Schriften betrifft, so hängt dieselbe von ihrem Alter ab. Die geschichtlichen Bücher sind nicht nach ihrem Verfasser, sondern nach ihrem Hauptinhalte benannt. Die fünf ersten Bücher, bei den Juden Thora, d. h. das Gesetzbuch, bei den Griechen Pentateuch, haben erst in sehr später Zeit den Namen „Bücher Mose's" erhalten, weil Moses die Hauptperson in ihnen ist; nach diesen Hauptpersonen heißen auch die übrigen geschichtlichen Bücher: Buch Josua, der Richter, Bücher Samuels, der Könige u. s. w. Einen ganz allgemeinen Titel hat das levitische Tendenzwerk der „Chronik" (griech. Paraleipomenon). Nach dem Namen der Verfasser sind nur die profetischen Bücher benannt, mit Ausnahme derjenigen des Daniel und des Jonas, welche mehr Erlebnisse dieser Profeten als Profezeiungen enthalten. Von den übrigen Büchern, den poetischen, werden wir weiter unten handeln.

Das Alter der biblischen Bücher kann nach ihrem Inhalte, wenn auch nicht ganz genau, doch insofern berechnet werden, als aus gewissen Stellen gefolgert werden kann, daß die betreffenden Bücher jedenfalls nicht früher entstanden sind, als die in solchen Stellen erwähnten Umstände Platz griffen. Ist z. B. in einem biblischen Buche die Rede von israelitischen Königen, so kann es nicht vor der Zeit der Könige, ist darin die Rede von der Wegführung nach Babylon, so kann es nicht vor dieser entstanden sein, ausgenommen wo die Profeten dieses Ereigniß aus der vorgehenden Wegführung Israels

*) Wir verweisen auf die Werke von De Wette-Schrader u. Fürst, welche den aufgeklärten christlichen und den freisinnigern jüdischen Standpunkt vertreten.

nach Assyrien folgerten. Eine fernere Handhabe bietet die häufige Redensart „bis auf diesen Tag." Wird nämlich gesagt, daß etwas „bis auf diesen Tag" dauerte, so ist klar, daß das betreffende Buch geschrieben wurde, so lange der betreffende Umstand noch in Kraft war. Wird ein Ort nach der Himmelsgegend benannt, so kann auch auf die Gegend geschlossen werden, in welcher geschrieben wurde. Wird endlich in demselben Buche dasselbe Ereigniß zweimal erzählt, wie z. B. die Schöpfung (1 Mos. 1, 1 ff. und 2, 4 ff.) und die Bekanntschaft Sauls mit David (1 Sam. 16, 18—22 und 17, 31 bis 58), so liegt klar vor, daß dieses Buch nach und nach aus Arbeiten verschiedener Verfasser zusammengesetzt ist. Die Sammlung der Bücher des Alten Testaments hat wahrscheinlich gegen Ende des ersten Jahrhunderts vor Chr. ihren Abschluß gefunden.*)

B. Wissenschaft.

Unsere Quelle bezüglich des Zustandes der Wissenschaften bei den Hebräern sind die erwähnten Bücher des Alten Bundes; denn eigentliche wissenschaftliche Werke, in welchen irgend ein Zweig des menschlichen Wissens erschöpfend oder auch nur übersichtlich dargestellt wäre, kennt die Literatur dieses Volkes nicht. Es handelt sich in derselben nur um die Verkündigung und Ausbreitung des Ruhmes der Hebräer und ihres Gottes. Alles andere sind Nebendinge und nur beiläufig erwähnt.

Der Hauptinhalt des hebräischen Schrifttums ist daher Theologie, ausgenommen nur einige poetische Stücke, in welche jedoch von späteren Auslegern ebenfalls theologischer Inhalt hinein gedichtet worden ist. Im Dienste der Theologie bewegt sich daher vor Allem die Philosophie, und zwar durchaus im Sinne des ausgebildeten Monotheismus, indem von den späteren Bearbeitern der biblischen Bücher in religiös-nationalem Eifer die Erinnerungen sowol an beschränkt nationale Auffassung Gottes, als an übrig gebliebene Spuren polytheistischer Einwirkungen auf die hebräische Religion möglichst vertilgt worden sind. Da es aber nicht gelang, dies überall streng durchzuführen, so kommen in den Büchern des Alten Bundes noch sehr verschiedene Auffassungen von Jahve-Adonai und Elohim neben einander vor. Der Gott der Paradiesessage ist durchaus sinnlich gedacht; er formt den Menschen aus Erdenstaub, bläst ihm Odem in die Nase, pflanzt einen Garten, setzt den Menschen darein, spricht mit ihm, verbietet ihm einen Baum, bringt ihm Thiere, versucht zuerst, ob sie

*) De Wette-Schrader, Einleitung I. S. 22 ff.

ihm die nötige Hilfe gewähren, und da dies nicht der Fall ist, nimmt er ihm eine Rippe heraus und schafft ihm aus dieser eine Gefährtin; er lustwandelt im Garten, da der Tag kühl geworden, sucht seine Ebenbilder nach Uebertretung des Verbotes, verhört sie, verdammt sie, macht ihnen Röcke aus Fellen, zieht sie ihnen an und vertreibt sie aus dem Paradiese, an dessen Pforte er einen Wächter mit „blosem hauendem Schwerte" aufstellt. Nach dieser ältern Auffassung erscheint Gott nicht als allwissend; denn er sieht nicht voraus, daß ihm die geschaffenen Menschen ungehorsam sein werden, ebenso wenig wie später zur Zeit der Sintflut, wo es ihn reut, sie geschaffen zu haben und er kein anderes Mittel weiß, als sie zu vertilgen. Ebenso hat er „Söhne", welche die Töchter der Menschen verführen und die Menschheit verderben. Und wie eigentümlich erscheint Jahve auf dem Sinai, wo er dem Mose die kleinlichsten Angaben über Ausschmückung der Stiftshütte macht, ihm ein Recept zum Weihrauch gibt, und sich um eine Masse weiterer Kleinigkeiten kümmert, die eines Weltgottes sehr wenig würdig sind!

Welch' ein Abstand aber zwischen diesen unbeholfenen Erscheinungen und dem erhabenen Jehova der Psalmen und des Buches Hiob, sowie des Profeten Jesaias, dessen Herrlichkeit die Himmel erzählen, dessen Schemel die Erde ist, der von Ewigkeit zu Ewigkeit sieht und vor dem nichts wunderbar ist!

So sehr die Ewigkeit Gottes, so sehr wird in den hebräischen Schriften die Endlichkeit des Menschen betont, und zwar so sehr, daß ein Fortleben der menschlichen Persönlichkeit nach dem Tode nicht nur nirgends eigentlich gelehrt, sondern nicht einmal deutlich erwähnt wird. Das Judentum hat bis in sehr späte Zeiten, die uns hier nicht mehr beschäftigen können, keine wirkliche Unsterblichkeitslehre. Man sprach höchstens etwa davon, zu den Vätern oder zu seinem Volke versammelt zu werden, was auch verstanden werden kann: in ihren Gräbern. Der „Scheol", welcher vielfach erwähnt wird und mit Tiefe, Gruft, Höhle übersetzt werden kann (bei Luther „Hölle") ist in der älteren Zeit ohne alles Leben, ohne Farbe und Inhalt und daher vernünftiger Weise kaum anders auszulegen, denn als das Grab, wenn auch eine unklare Hoffnung der Erlösung aus demselben hier und da hervorschimmert (Psalm 49, 16). In späterer Zeit aber tauchen hier und da, doch unabhängig von der nationalen Religionslehre, dem „Gesetze", dichterische Vorstellungen von einer Unterwelt und von Strafen der Verdammten auf, aber in sehr unklaren und düsteren Bildern. (Jesaias 14, 9—11; Hiob 34, 20—28 u. s. w.) — Stets aber wurde zwischen Seele und Körper des Menschen genau unterschieden, und auf der seelischen Seite wieder zwischen Geist (ruach), der eigentlichen Seele, dem „Anhauch Gottes" (neschamah) und dem

sinnlichen Lebensprincip (nefesch). Der Tod wurde dann auch als „Aushauchen der Seele" vorgestellt, doch ohne daß man sich darum bekümmerte, wo diese hinkam. Hier und da glaubte man auch die Todten beschwören zu können. Ebenso wurde großes Gewicht auf die Träume und deren Erklärung gelegt und das Sprechen mit Gott oft in diese Zustände versetzt.

Die Willensfreiheit wird in der theologischen Philosophie der alten Hebräer ins Ungeheure gesteigert. Der Mensch ist nicht nur für Alles verantwortlich, was er aus scheinbar eigenem Antriebe thut, sondern sogar für das, wozu Gott selbst ihn antreibt, um ihn zu versuchen. Ja noch mehr; Gott wird sogar mit dem Prinzip des Bösen verwechselt und zusammengeworfen. Ohne Motiv reizt nämlich Jahve aus Zorn über Israel den König David (2 Sam. 24, 1) zu der „Sünde" einer Volkszählung und in der Parallelstelle dazu (1 Chron. 22, 1) thut genau dasselbe der Satan. Im Buche Hiob aber (1, 6—12; 2, 1—6) erscheint der Satan geradezu unter den „Kindern Gottes", verkehrt mit Gott, bewegt ihn, den Allmächtigen, dazu, daß er den Hiob „ohne Ursache" ins Verderben stürzt und läßt sich den Dulder noch vollends in seine Hand geben! Dieser Satan nun hat in den älteren Zeiten vor der Wegführung nach Babylon einen unklaren Vorgänger in dem Dämon Azazel. Am „Versöhnungsfeste" mußte nämlich der Hohepriester vor dem Heiligtum über zwei Ziegenböcke das Los werfen, von denen der eine dem Jahve, der andere dem Azazel bestimmt war, und übertrug auf letztern durch eine Ceremonie alle Sünden Israels (3 Mos. 16, 7 ff.), worauf derselbe in die Wüste hinaus geführt und (V. 27) verbrannt wurde.*) Man glaubt in dieser Vorstellung ein Ueberbleibsel des ägyptischen Typhon gefunden zu haben. Von einer Bewirkung oder Anstiftung des Bösen oder Uebels durch Azazel ist keine Rede. Der eigentliche Satan erscheint zuerst wie erwähnt im Buche Hiob, und zwar nicht als Widersacher, sondern als Sohn, Diener und Werkzeug Gottes, aber als Hervorbringer des Uebels und Unheils. Solche Werkzeuge werden unter dem Namen der „Verderber", noch öfter erwähnt; sie schlagen die Erstgeburt der Aegypter (2 Mos. 12, 23), suchen Israel mit Pestilenz heim (2 Sam. 24, 16), verwirren als „böse Geister" Saul (1 Sam. 16, 14; 18, 10; 19, 9) u. s. w. Als Widersacher Gottes und der Menschen erscheint der Satan erst bei dem Profeten Sacharja (3, 1. 2) und hier dürfte denn der persische Ahriman seine Einwirkung auf die hebräischen Vorstellungen nicht verleugnen können, die dann in den apokryphischen Büchern klarer hervortritt. Solche Einwirkung machte sich später auch in der Mythe vom Sündenfalle geltend.

---

*) Roskoff, Gesch. des Teufels. I. S. 177 ff.

Hier gipfelt die hebräische Ethik mit ihrer erwähnten riesenhaften Willensfreiheit darin, daß die Wahl zwischen dem Guten und dem Bösen dem Menschen anheimgegeben ist, und zwar in so hohem Maße, daß Gott selbst nicht einmal voraus ahnt, welche Wahl der Mensch treffen wird. Die Paradiessage ist bekanntlich in der persischen und hebräischen Ueberlieferung höchst ähnlich. Das Eigentümliche der hebräischen Mythe besteht jedoch darin, daß nicht das böse Prinzip aus Feindschaft gegen das gute den Menschen zum Schlimmen verführt; ja das böse Prinzip ist in der Genesis gar nicht erwähnt, und die Willensfreiheit ist um so großartiger. Fragt sich nun aber, worin die der Willensfreiheiheit anheimgegebene Wahl besteht, und prüft man die Sache genauer, so muß man staunen, wie groß und erhaben die der Paradiessage zu Grunde liegende Idee des hebräischen Verfassers derselben und wie kleinlich ihr gegenüber die rabbinischen und christlichen Ausleger und Erklärer erscheinen. Es ist nicht die landläufige filisterhafte Wahl zwischen dem, was man in der Stadt und auf dem Dorfe „Tugend" und was man dort „Sünde" nennt, sondern der große Gedanke ist der, daß zwischen dem Wissen und dem Nichtwissen gewählt wird und daß der Mensch das Wissen wählt und damit auf das scheinbare gedankenlose Glück des Nichtwissens verzichtet. Man hat in der Schlange den verkleideten Teufel finden wollen, der allerdings in der persischen Sage der Verführer ist, welche Auffassung dann im „Buche der Weisheit" in den jüdischen Glauben überging. In der Genesis steht aber nichts hiervon; die Schlange handelt aus eigenem Antrieb als Schlange und verleitet das erste Weib, von den Früchten zu essen, welche den Menschen befähigen, zu sein wie Gott und zu wissen, was gut und böse ist (1 Mos. 3, 4. 5). Hätten die Menschen, wie von dem Baume der Erkenntniß, auch von dem des Lebens gegessen, so wären sie unsterblich geworden (ebendas. V. 23); daher die Meinung, daß durch den sog. „Sündenfall" der Tod in die Welt gekommen, wovon im biblischen Berichte kein Wort steht, eine rein willkürliche ist. Was war aber die Schlange, und warum wendete sie sich an das Weib? In dieser Hinsicht hat schon der griechisch gebildete Jude Philon das Richtige geahnt: die Schlange ist der Geschlechtstrieb, welcher durch die Reize des Weibes geweckt wird und den ersten Schritt zum Wissen über den Ursprung der Dinge bildet. Durch diesen nach der natürlichen Beschaffenheit der lebenden Wesen unvermeidlichen Schritt ist allerdings die Sünde in die Welt gekommen, weil es ohne Fortpflanzung keine solche gegeben hätte, und der Mensch hat durch jenen Schritt allerdings das Paradies der Unschuld, d. h. der Unwissenheit und Harmlosigkeit verloren. Dieser Schritt trägt ferner allerdings die Schuld, daß das Weib mit Schmerzen gebären und der Mann im Schweiße des Angesichtes arbeiten

muß, um die Geborenen zu erhalten, und dadurch wird er auch der Herr des Hauses. Das Bild der Schlange für den Trieb, dem das Leben entstammt, wurde aber gewählt, weil die Schlange eine alte Gottheit des Lebens war, und die Profezeiung, daß des Weibes Nachkommen der Schlange den Kopf zertreten werden, ist ein Tendenzhieb des jehovistischen Bearbeiters gegen den Schlangendienst, dem die Juden bekanntlich von der Wüstenwanderung an bis auf Hiskia huldigten.

Von der Theologie durch und durch beeinflußt war auch die Naturwissenschaft bei den Hebräern. Die Natur ist nach ihrer Ansicht von Gott aus eigenem Antrieb aus dem Chaos (Tohu wabohu), nicht aus Nichts geschaffen.*) Die Schöpfung dauert nach der ersten Erzählung (1 Mos. 1, 1) sechs Tage mittels einer bestimmten Reihenfolge; nach der zweiten (1 Mos. 2, 4 ff.) wird keine Zeitdauer und auch keine bestimmte Ordnung der Schöpfungsthaten angegeben. Unter den „Tagen" sind wirkliche Tage „aus Abend und Morgen" gemeint; darunter längere Perioden verstehen zu wollen, um der alten jüdischen Sage eine ganz unnötige Uebereinstimmung mit wissenschaftlichen Forschungen neuerer Zeit zu geben, ist ungerechtfertigt; der allmächtige Gott hätte ja die Welt in einem Augenblicke schaffen können! Daß die Schöpfung eine Woche dauert und Gott am siebenten Tage ruht, ist nichts anderes, als eine Aufforderung zur Sabbatfeier, die durch Gottes Beispiel unterstützt wird. — Die Erde wurde von den alten Hebräern als das Gegenstück des Himmels betrachtet und beide als „feste" Hälften der Welt angesehen. Anfangs war die Erde, die demnach wol als eine ungeheure Fläche vorgestellt wurde, ganz von Wasser überdeckt, welches sich später als Meer vom Lande schied. Alles übrige wird blos der Erde wegen geschaffen; die Gestirne: Sonne, Mond und Sterne sind blos da, um der Erde zu leuchten. Das allgemeine Lichtprinzip aber, unabhängig von den Gestirnen, ist aller Schöpfung vorangegangen. Richtig ahnten die Hebräer, daß die Pflanzenwelt älter sei als die Thierwelt; über letztere aber hatten sie sonderbare Ideen. Am fünften Tage der Schöpfung entstehen die Walfische, die sämmtlichen Wasserthiere und die Vögel, am sechsten aber die Würmer und die Landthiere. Sie unterschieden also die Thiere nicht nach ihrer Beschaffenheit, sondern lediglich nach ihrem Aufenthalte. Erstere wurde nicht näher untersucht; denn bei Anlaß der Ritualvorschriften (3 Mos. 11, 5. 6; 5 Mos. 14, 7) werden der Hase und das Kaninchen unter die Thiere gerechnet, welche wiederkäuen und die Klauen nicht spalten. Die Fledermaus wurde unter die Vögel

*) Der erste Vers der Genesis ist als Ueberschrift zu betrachten und der zweite bezeichnet den Urstoff der Schöpfung, die wüste und leere Erde.

gezählt (3 Mos. 11, 18; 5 Mos. 14, 16). Im Buche Jonas erscheint bekanntlich im Mittelmeer ein Fisch, welcher einen Menschen verschlingen und lebendig wieder von sich geben kann. Unter dem „Behemot" im Buche Hiob (40, 10) ist wahrscheinlich das Nilpferd und unter dem Leviatan (40, 20) vielleicht das Krokodil verstanden, während man hinsichtlich des Einhornes (39, 9 ff. nach der LXX.) nicht einig ist, welches Thier oder ob überhaupt ein wirkliches solches damit gemeint sei (Ewald nimmt das Reém für einen wilden Büffel). Die Flutsage zeigt, daß sich die Erinnerung an die letzte der großen Ueberschwemmungen der Urzeit erhalten hatte; aber es hatte sich der Irrtum eingeschlichen, daß sie durch Regen entstanden und allgemein gewesen, und eine moralisirende Theologie ließ sie überdies der Sünden wegen auftreten. Die Schöpfungs- und Flutsage hatten die Vorfahren der Hebräer aus Chaldäa mitgebracht, wie wir bei der Kulturgeschichte von Assyrien und Babylon zeigen werden.

Die geographischen und ethnographischen Kenntnisse der alten Hebräer erstreckten sich nur auf die Länder und Völker, welche mit ihnen im Verkehre standen. Daß sie in der Paradiessage den Eufrat und Tigris mit zwei unbekannten Strömen Pison und Gihon an einem Orte, Eden genannt, entstehen ließen, zeigt, daß ihnen die Quelle jener beiden bekannten Ströme dunkel war. Ueber die Entstehung der verschiedenen Völker hatten sie die Ansicht, daß diese sämmtlich von einzelnen Stammvätern, die wieder alle von dem Paare des Paradieses stammten, herzuleiten und benannt seien. Bekannt waren ihnen nur die an sie angrenzenden Völker der mittelländischen (früher kaukasischen) Rasse, welche sie richtig in die noch jetzt anerkannten Völkerstämme der Jafetiten (Indogermanen), Semiten und Hamiten theilten, doch nicht ohne dem ersten fabelhafte und unentzifferbare Völker unterzuordnen und die letzteren beiden untereinander zu mengen (oben S. 378)*). Die Verschiedenheit der Sprachen leiteten sie von einer Verwirrung ab, welche der Herr beim Thurmbau von Babel gesendet (1 Mos. 11, 1—9. Von Verwandtschaft der Sprachen scheinen sie somit keinen Begriff gehabt zu haben.

Am besten war den Hebräern natürlich Palästina bekannt, und zwar in der gründlichsten Weise, was sich kaum begreifen läßt ohne anzunehmen, daß sie Karten ihres Landes gefertigt haben. Von den vier Weltgegenden wurde der Ost vorne, der West hinten, der Süd rechts und der Nord links genannt.

Die Geschichte wurde durchweg mit der Sage vermischt wie bei allen alten Völkern. Die Hebräer schrieben nur ihre Geschichte und

---

*) Der Haß, welcher die Zutheilung der semitischen Kanaaniten an die Hamiten diktirte, spricht deutlich aus wiederholter Betonung (1 Mos. 9, 18. 22).

diejenige ihrer Stammväter, in deren langen Lebensdauern man unnötiger Weise entweder kürzere Jahre (manchmal gar Monate!) oder Zeitdauern ganzer Geschlechter oder Perioden der Kulturentwickelung gesucht hat. Da aber von allen diesen Patriarchen das Alter, in welchem sie Kinder zeugten, angegeben ist, so steht fest, daß unter ihnen, wenn auch ursprünglich wol ganze Völker und Stämme, so doch in der vorliegenden Bearbeitung durchaus Individuen verstanden sind, und ihr hohes Alter entsprang lediglich dem Bestreben, dem hebräischen Volke ehrwürdige und gottbegnadete Stammväter zu geben und zugleich nachzuweisen, daß die Menschen in früheren besseren Zeiten länger gelebt hätten. Die Zahlen der Jahre sind meist heilige Zahlen oder Vervielfältigungen solcher. Von der Schöpfung bis zur Flut ist bekanntlich ein doppeltes Patriarchenregister mit den nämlichen Namen und wenig veränderter Reihenfolge aufgezählt (1 Mos. 4, 17 ff. und 5, 3 ff.) und die Zehnzahl der Patriarchen in dieser Zeit wiederholt sich von der Flut bis auf Abraham, worauf die Dreizahl nachfolgt. Große Mühe wurde überhaupt auf Geschlechtsregister verwendet, welche in den älteren Zeiten wol mündlich vom Vater auf den Sohn fortgepflanzt wurden. Die Erzähler waren auch bestrebt, den Anfang verschiedener Kulturthätigkeiten zu personifiziren, so des Hirtenlebens (Abel), des Ackerbaues (Kain), der Religion (Enos), der Viehzucht (Jabal), der Musik (Jubal), der Metallurgie (Tubalkain), der Jagd (Nimrod) u. s. w., was die Rabbinen noch bedeutend erweiterten. Weil die Hebräer ein Hirtenvolk waren, mußte der erste Hirte, Abel, der gute, der erste Ackerbauer, Kain, der böse der zwei ersten Brüder sein. Selbst wo der eine Bruder den andern förmlich betrog und überlistete, wird er offen bevorzugt, weil von ihm die Hebräer abstammen, und der Andere, Unschuldige, verworfen (Jakob und Esau). So ist die Geschichtschreibung der Bibel stetsfort höchst parteiisch zn Gunsten der Israeliten und verschmäht es sogar nicht, feindlichen Völkern, wie den Kanaaniten (1 Mos. 9, 18. 22), Ammoniten und Moabiten (1 Mos. 19, 37. 38) einen schimpflichen Ursprung anzudichten. Im Uebrigen ist die Sprache der Geschichtschreibung schlicht und einfach und selbst unmögliche Dinge sind mit einer oft bewunderungswürdigen Naivetät als wirkliche Thatsachen dargestellt. Die hebräische Geschichtschreibung hat eben eine stets vorwaltende und stark hervortretende religiöse Tendenz, welche, weil die gefeierte Religion die eines auserwählten Volkes ist, zugleich zur national-politischen wird. Es liegt ihr nur an der Verherrlichung des hebräischen Nationalgottes und damit auch seines Volkes. Darüber vergißt und vernachläßigt sie den pragmatischen Zusammenhang zwischen den Thatsachen und es kommt ihr nicht auf Begründung derselben an, so daß ihre ältesten Theile reine Dichtung sind und erst seit dem Auszuge

aus Aegypten die wahre Geschichte nach und nach ihr Recht geltend macht, bis sie endlich in der spätern Königszeit überwiegt und mit der babylonischen Verbannung völlig siegt.

Die Chronologie der biblischen Bücher ist in Ermangelung einer bestimmten Zeitrechnung und genauer Uebereinstimmung zwischen den einzelnen Büchern höchst unsicher, liegt auch noch jetzt sehr im Argen. Eine Berechnung der Jahre nach der Schöpfung war den alten Hebräern fremd und ist erst bei den neueren Juden aufgekommen. Man rechnete meist nach wichtigen Ereignissen und nach den Regierungszeiten der Richter und der Könige. Die Jahre der Hebräer waren eigentlich Mondjahre mit zwölf beim Neumond beginnenden Monaten, wurden aber von Zeit zu Zeit durch Einschaltung von Schaltmonaten mit den Sonnenjahren in Einklang gebracht. Ueber das Nähere der Berechnung ist nichts bekannt. Die Monate wurden als erster, zweiter u. s. w. bezeichnet und erhielten erst später und wol von außen (Babylon) her Namen. Als Jahreszeiten wurden nur eine warme oder trockene und eine kalte oder nasse unterschieden, von denen jene mit der Saat-, diese mit der Erntezeit begann. Mit der erstern fing das neue Jahr an. Die Einrichtung der Woche von 7 Tagen ist bekannt. Dieselbe wurde als Grundlage der hebräischen Zeitrechnung auch auf größere Zeitabschnitte angewandt. So hatten die sieben ersten Monate des Jahres wegen der 7 Feste, die sie einschlossen, eine ganz besondere feierliche Bedeutung; so hieß das letzte von 7 Jahren ein Sabbat-Jahr, in welchem der Acker brach liegen mußte, und endlich folgte auf 7 Sabbat-Jahre das Jobeljahr (Halljahr), dessen wir bereits (S. 409) gedachten, und damit schloß ein halbes Jahrhundert. Der Tag wurde in Tageszeiten (Morgen, Mittag, Abend und jede wieder in zwei Hälften), die Nacht in Nachtwachen eingetheilt.*)

Die wissenschaftliche Literatur der Hebräer besteht wie angedeutet vorzugsweise in den sog. historischen Büchern des Alten Bundes.

1. Der Pentateuch oder die 5 Bücher Mose [1) die Abstammung der Hebräer, 2) der Auszug aus Aegypten und der Beginn der Gesetzgebung, 3) die religiöse Gesetzgebung, 4) der Zug durch die Wüste mit der Volkszählung und 5) die Wiederholung und Vervollständigung des Gesetzes und Mose's Tod]. Die Theile dieses Werkes zerfallen nach Sprache, Auffassung und Darstellungsweise in drei deutlich von einander unterscheidbare Bearbeitungen, eine annalistische, welche nach den vorhandenen volkstümlichen Ueberlieferungen

*) Ewald, Altertümer des Volkes Israel. 3. Aufl. Göttingen 1866. S. 441 ff.

einfach erzählt, eine theokratische, welche bestimmte national-religiöse Tendenzen verrät, und eine profetische, welche auf die Zukunft hinweist. In den beiden ersten Bearbeitungen, welche unabhängig von einander entstanden, heißt Gott Elohim, in der dritten, welche die beiden andern benutzt, Jahve. Im fünftem Buche kommt noch ein vierter Bearbeiter, der Deuteronomiker (Wiederholer und Zusammenfasser der Gesetzgebung) hinzu, welcher seine Arbeit in die früheren einschaltete und zugleich diese endgiltig redigirte.*) Der annalistische Bearbeiter schrieb wahrscheinlich unter David im Lande Juda, der theokratische bald nach der Trennung des Reiches in Israel, der profetische unter Jerobeam II. (825—800 vor Chr.) ebenda, der Deuteronomiker zur Zeit des Hilkia und Josia (oben S. 397) in Juda.

2. Das Buch Josua, eine sich eng an das 5. Buch Mose schließende Fortsetzung desselben (mit den 5 Büchern Mose auch Hexateuch genannt), erzählt die Eroberung Kanaans durch die Hebräer und läßt die nämlichen 4 Bearbeiter unterscheiden wie das Deuteronomion, ohne daß wir indessen annehmen möchten, daß dieselben auch die nämlichen Personen gewesen wären; vielmehr können wir uns darunter nur Persönlichkeiten von entsprechender schriftstellerischer Richtung denken, ohne uns über ihr zeitgenössisches Verhältniß ein Urteil zu gestatten.

3. Das Buch der Richter, die Geschichte der Hebräer nach Josuas Tod bis auf Simsons Ende enthaltend, und zwei Geschichten beifügend, deren Zeit nicht angegeben ist (Geschichte Micha's und Vernichtung des Stammes Benjamin, Kap. 17—21), hat einen theokratischen, einen profetischen und einen deuteronomischen Bearbeiter zu Verfassern.

4. Die 2 Bücher Samuels, bei den Juden nur ein Buch, enthalten die Geschichte von Samuel bis auf Davids Tod und haben dieselben Verfasser, wie das Buch der Richter.

5. Die 2 Bücher der Könige, bei den Juden ebenfalls nur eines, führen die Geschichte bis zum Sturze des Reiches Juda fort; sie bieten nur noch geringe Spuren von der Hand eines theokratischen und mehrerer profetischen Erzähler und sind größtentheils das Werk eines sog. Deuteronomikers, und zwar vorzugsweise auf Grund der verlorenen „Jahrbücher der Geschichte Israels und Juda's.“ Vollendet wurden die Bücher natürlich erst während des babylonischen Exils von einem das Werk abschließenden letzten Verfasser.

Einen ganz anderen Charakter und andere Entstehungsart als obige Bücher tragen die nach der babylonischen Verbannung entstandenen Bücher:

---

*) De Wette-Schrader, Einleitung I. S. 270 ff.

6. die 2 Bücher der Chronik (griech. Paraleipomena), bei den Juden wieder nur ein Buch, enthalten die Abkunft Davids von Adam an und die Geschichte der Könige Judas von David an bis zum Ende der Verbannung in Babylon. Zu dem Werke sind die älteren historischen Bücher benützt und die Zeit der Bearbeitung fällt in das Zeitalter der Seleukiden. Die „Chronik" hat die Tendenz, die Behauptung vom levitischen Stamme der hebräischen Priester zu pflegen und zu verfechten und erlaubt sich zu diesem Zwecke starke Abweichungen von den älteren Büchern. Auch ist sie von heftigem Hasse gegen das Reich Israel erfüllt.

7. Die Bücher Esra und Nehemia, von den Juden zusammen als ein Buch betrachtet, erzählen die beiden Uebersiedelungen der Juden aus Babylon nach Palästina und sind von verschiedenen Verfassern geschrieben, zuletzt aber von dem Verfasser der „Chronik" in die jetzige Gestalt gebracht. Damit enden die geschichtlichen Bücher der Hebräer zur Zeit ächt hebräischer Kultur.

C. Dichtkunst.

In früherer Zeit wurde das hauptsächliche Verdienst der alten Hebräer in dem Monotheismus gesucht, den sie seit uralten Zeit einzig und allein unter allen Völkern bekannt haben sollten. Seitdem aber diese Annahme als Irrtum nachgewiesen ist und der wahre Monotheismus einerseits schon in Aegypten zu Hause war, anderseits aber in seiner gegenwärtigen Form erst in später Zeit, kurz vor dem Ende der Selbständigkeit Juda's im Schose einer Minderheit entsprossen ist, muß die bedeutendste und aufrichtig gestanden einzige fruchtbringende Kulturthat der Israeliten in ihrer Dichtkunst gesucht werden.*) In dieser sind die Hebräer, soweit dies jetzt noch beurteilt werden kann, originell und ihre dichterischen Werke in jeder Beziehung ein Erzeugniß ihres Landes und der Volksart und Religion desselben. Was letztern Punkt betrifft, so sind natürlich nur noch solche Dichtungen vorhanden, welche dem Monotheismus huldigen oder ihm wenigstens nicht widersprechen (abgesehen von einigen stehen gebliebenen verräterischen Stellen).

Unter den verschiedenen Gattungen der Dichtkunst fehlt den Hebräern in Ermangelung einer nationalen Mythe das eigentliche Epos, während dagegen Schriftstücke vorhanden sind, welche gewissermaßen die prosaische Literatur mit der erzählenden Dichtung vermitteln und für jene Zeit etwa das sind, was unsere Romane und Novellen. Ja

*) Ewald, die Dichter des Alten Bundes. 4 Bde. Götting. 1854—67.

man könnte noch weiter gehen und beinahe die ganze Genesis für eine Art epischer Dichtung ansehen, so auch einen Theil des Exodos, etwa bis zum Beginne der Gesetzgebung des Sinai, endlich Theile der Bücher Josua und der Richter. Doch dies könnte leicht zu weit und auf unsichere Wege führen. Vollständig fehlt der hebräischen Dichtkunst ferner das Drama; denn das Theater jeder Nation erwächst naturgemäß aus dem religiösen Kult und dieser war, wie wir gesehen, bei den Hebräern durch den Streit zwischen den nationalen und fremden Glaubensformen allzusehr zerfahren und unter voller Herrschaft des Monotheismus zu kahl und trocken, um eine nationale Bühne zu erzeugen. Für den Mangel des Epos und Drama entschädigt sich indessen die hebräische Dichtung durch eine ihr allein zukommende eigene Dichtungsform, die profetische. Die bedeutendste und am stärksten vertretene Gattung ist aber die lyrische und in diesen Beziehungen wetteifert mit ihr die didaktische Poesie.

Die dichterische Sprache der Hebräer unterscheidet sich von der prosaischen durch kein Zeitmaß, sondern durch andere Eigentümlichkeiten. Es folgen gewöhnlich zwei Versglieder auf einander, von denen jedes sieben bis acht Silben zählt und welche sich ähnlich wie Hebung und Senkung verhalten. Die Gedanken beider Versglieder verhalten sich:

1) wiederhallend, indem sich derselbe Gedanke in beiden mit andern Worten wiederholt, wodurch er an Schwung und Wirkung in hohem Maße gewinnt, z. B.

Höre, mein Sohn, deines Vaters Weisung,
stoß deiner Mutter Lehre nicht zurück.

2) fortsetzend, indem ein längerer Gedanke an einer passenden Stelle einen Ruhepunkt erhält, z. B.

In ihre Garne mögen Frevler fallen,
bis ich zugleich entkomme.

3) antithetisch, wenn beide Versglieder einander dem Sinne nach entgegengesetzt sind, wobei es jedoch vorkommt, daß die Gegensätze in beide Versglieder vertheilt sind oder auch, daß blos ein Theil beider Glieder einen Gegensatz enthält, z. B.

Leben des Leibes ist ein weiches Herz,
doch Knochenfraß die Eifersucht.
. . . .
Wohl klagen sie, — doch ohne Retter
auf zu Jahve, doch er erhört sie nicht.
. . . .
Hebe, Jahve, dich in deiner Kraft.
Singen wir und jubeln deiner Macht.

Es gibt aber auch Gruppen von drei Versgliedern, indem entweder der nämliche Gedanke ein drittes Mal wiederholt oder der Ge-

gensatz (beziehungsweise die Fortsetzung) ausgedehnt oder ein Glied in zwei kleinere getheilt wird, z. B.

Dein Volk ist eitel Mut an deinem Heerestage;
in heiligem Schmuck, aus des Morgens Busen
hast du den Thau deiner Jugend.
. . . .
So verfolge, hole meine Seele der Feind,
und trete hin zur Erde mein Leben
und meine Hoheit heft' er an den Staub.
. . . .
Vom Blut der Erschlagenen, vom Fett der Helden
hat Jonathans Bogen sich nicht zurückgewandt
und kehrte Sauls Schwert nicht heim umsonst.

Ferner gibt es Gruppen von vier Gliedern, von denen aber je zwei dem Sinne nach nur eines ausmachen, z. B.

In dem Drangsal ruf' ich Jahve,
klage laut zu meinem Gott;
er aus seinem Palast hört mich rufen,
meine Klage dringt in seine Ohren.

Außerdem gibt es noch mehrere Arten der Verbindung von Versgliedern, welche durch dichterische Freiheiten noch wesentlich vermehrt werden können.

Die hebräische Dichtung kennt auch Strophen, welche aus mehreren Versgruppen bestehen, aber weder in der Anzahl derselben, noch im Bau übereinstimmen, sondern sich blos nach den hauptsächlichen Wendungen des Gedankens richten. Hier hat freilich die Willkür weiten Spielraum.

Eine besondere Erscheinung im hebräischen Versbau sind die alfabetischen Gedichte, in welchen jeder Vers mit einem Buchstaben nach der Reihenfolge des Alfabetes anfängt, — harmlose Spielereien.

Die hebräischen Dichtwerke wurden in der ältesten Zeit mündlich fortgepflanzt und bei wichtigen Anläßen (so z. B. das Lied „der Bogen", 2 Sam. 1, 18) der Jugend zum Auswendiglernen aufgegeben. Es gibt ohne Zweifel erhaltene Gedichte aus sehr alter Zeit. Die ältesten und einfachsten gehören der lyrischen Gattung an, welcher wir daher zuerst unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Voran ist zu nennen der schöne Segensspruch Isaaks über Jakob (1 Mos. 27, 28. 29). Ein längeres Gedicht ist das Siegeslied des Mose über den ertrunkenen Farao und sein Heer (1 Mos. 15), ausgezeichnet durch Schwung und Begeisterung. Demselben steht würdig zur Seite Debora's und Barak's wildgrausames Triumflied über den durch Hinterlist getödteten Sissera. Ganz andern Charakters ist Mose's Schwanengesang, eine bittere Strafrede an sein ungehorsames Volk

(5 Mos. 32, 1—43). Den Kreis dieser ältesten lyrischen Dichtungen schließt Davids Klage um Saul und Jonathan („der Bogen", 2 Sam. 1, 19—27).

Die größte Zahl der lyrischen Gedichte Israels befindet sich aber in der Sammlung der Tehillim, griech. Psalmen. Diese sind sämmtlich religiösen Inhalts und zu gottesdienstlichen Gebräuchen gesammelt. Ihr Zweck ist ohne Ausnahme, den Ruhm Jahve's zu verherrlichen, und über die Schönheit eines großen Theiles von ihnen hier Worte zu gebrauchen, hieße Wasser ins Meer tragen. Die gegenwärtige Sammlung zählt bekanntlich 150 Psalmen, welche erst in späterer Zeit eingetheilt und beziffert wurden und nach Ewald ursprünglich aus drei Sammlungen bestehen (1—41, 42—89, 90—150) und drei chronologischen Perioden angehören, einzeln aber wieder in mehrere Sammlungen zerfallen, deren Erwähnung uns zu weit führen würde. Es haben sich jedoch einzelne Psalmen in Sammlungen verirrt, zu denen sie früher nicht gehörten; ja es sind viele doppelt vorhanden, z. B. 14 und 53, 40, 14 ff. und 70. Andere Psalmen haben frühere benutzt. Wieder andere, die jetzt getrennt, gehörten sonst zusammen, wie 10 zu 9, 43 zu 42. Die meisten der zwei ersten Sammlungen und auch viele der dritten haben Ueberschriften, manche auch Unterschriften von Personen, welche als die Verfasser gelten sollen. Nach Ewald stammt die erste Sammlung großentheils aus Davids Zeit, die dritte aus der Zeit vor, in und nach der babylonischen Wegführung, die zweite aus der Zwischenperiode, die Ueber- und Unterschriften aber erst aus der Zeit nach der Rückkehr aus Babylon. Es ist nun klar, daß, wenn auch die ältesten Psalmen aus so früher Zeit stammen, sie später im streng monotheistischen Geiste der Profeten umgearbeitet sein müssen, was jedoch mit so wenig Sorgfalt geschah, daß selbst in den späteren Psalmen noch polytheistische Stellen aus Versehen stehen geblieben sind (z. B. Ps. 86, 8 und 97, 9). Dem König David selbst schreiben Hitzig und Ewald übereinstimmend blos die Psalmen 3, 4, 7, 8, 11, 18 und 19 zu, wogegen sich auch nichts einwenden läßt; selbe bieten zwar manch' Schönes und Erhabenes dar, verraten aber auch die Rachsucht (Ps. 3, 8; 7, 15—17; 18, 38—41. 48. 49) und das böse Gewissen (Ps. 7, 4—6) des königlichen Sünders.*) Die übrigen Psalmen, welche seinen Namen tragen, wurden ihm entweder zugeschrieben, weil sie aus seiner Zeit stammen oder weil man später die ganze Sammlung für

*) Ps. 18, 8—16 enthält noch ein deutliches Zeugniß von dem Charakter, den das Volk in älterer Zeit seinem Gotte gab, der hier ähnlich einem völlig heidnischen Feuer- und Gewittergott erscheint. Dieser Psalm steht auch 2 Sam. 22.

eine davidische hielt, welche Meinung auch auf die ersten Christen überging. Es ist indessen noch beizufügen, daß auch unter den nicht von David herrührenden Psalmen ein großer Theil durch Gefühle des Hasses und der Rache und durch Schilderung falscher Zeugen, ungerechter Richter u. s. w. entstellt ist.

Eine andere lyrische Sammlung, aber mehr elegischen Charakters, sind die aus der Zeit der Zerstörung Jerusalems stammenden ergreifenden 5 Klagelieder des Profeten Jeremias, welche „die Leiden des Vaterlandes und der treuen Vaterlandsfreunde" schildern. Ihre Aechtheit wird jedoch bezweifelt.*)

Das einzige nicht religiöse unter den erhaltenen Gedichten der alten Hebräer das lyrisch-idyllische Schir haschirim (Lied der Lieder), das sog. Hohe Lied (dem Salomo zugeschrieben) ist zugleich das merkwürdigste und eigenartigste Stück dieser Literatur. Wol kein Dichtwerk ist auf so verschiedene Weise ausgelegt worden wie dieses einzig und allein von der glühendsten und hingebendsten sinnlichen Liebe eingegebene. Von den gezwungenen religiösen und kirchlichen Auslegungen der Rabbiner und der orthodoxen Christen schweigen wir, da sie nur vorgefaßten Meinungen entspringen konnten. Aber auch Ewalds**) u. A. Erklärung des Gedichtes als ein Schau- oder Lustspiel (Singspiel) muß dem Unbefangenen als willkürlich erscheinen, da es keine Handlung enthält. Die Heldin Sulamit soll, so wird der etwas dunkle Inhalt ausgelegt, in Salomos Harem gebracht worden, da sie sich aber um ihren fernen Geliebten in Sehnsucht verzehrte, wieder entlassen und mit Diesem vereinigt worden sein, welcher Grundzug des Planes allerdings Wahrscheinlichkeit für sich hat. Eine ganz andere Auslegung versuchte Sanders***), der in dem geliebten Hirten den verkleideten Salomo sieht und durch diesen Sulamit zur Königin erheben läßt. Das sind Fantasien. Nüchterner und kritischer Weise läßt sich im Hohen Liede nichts finden als ein Kreis von Liebesgedichten, daher auch: Lied der Lieder, wahrscheinlich von einem Verfasser zur Zeit des getheilten Reiches und zwar im Reiche Israel gedichtet, aber erst nach der Rückkehr aus Babylon von Priestern gesammelt, für religiös gehalten und ohne Berücksichtigung, wol auch ohne Kenntniß der ursprünglichen Anordnung in ein fortlaufendes Stück zusammengeworfen, so daß die Abgrenzung der einzelnen Lieder kaum mehr erkannt werden kann. Es scheinen auch mehrere Lücken, sowie nicht dazu gehörige Theile (so besonders die 7 letzten Verse) darin angenommen werden zu müssen.

---

*) De Wette-Schrader, Einleitung. I. S. 531.
**) Die Salomonischen Schriften. Göttgn. 1867. S. 333 ff.
***) Das Hohe Lied Salomonis, Leipz. 1866.

Unter die Reste erzählender Dichtung, welche in Prosa geschrieben und daher unserer Novellistik zu vergleichen sind, rechnen wir:

1. Das Buch Ruth, enthaltend die Heirat des Boas mit der Ruth und so die Voreltern Davids verherrlichend, eine liebliche idyllische Erzählung, (entstand wahrscheinlich in der ersten Zeit nach dem babylonischen Exil; der Verfasser ist unbekannt);

2. Das Buch des Profeten Jona, ein Fragment voll wunderbarer Ereignisse, eigentlich einem Märchen zu vergleichen;

3. Das Buch des Profeten Daniel, das jüngste der Bibel (um 165 vor Chr.) entstanden, die märchen- und romanhaft ausgeschmückte Geschichte eines sonst nirgends erwähnten Hebräers, Namens Daniel, der unter Nebukadnezar, dessen angeblichem Nachfolger Belsazar, dem Meder Dareios und Kyros in Babylon gelebt haben sollte (der von Ezechiel 14, 14 und 28, 3 erwähnte Daniel müßte viel früher gelebt haben). Ein Theil des Buches gehört der profetischen Poesie an.

4. Das Buch Esther, die romanhafte Geschichte der Jüdin Esther, zweiter Haupt-Gattin des persischen Königs Ahasveros (mit welchem Xerxes gemeint sein soll), wahrscheinlich nach der Zeit Alexanders des Großen verfaßt. Dieses Buch wirft ein recht häßliches Licht auf den Stammes- und Glaubenshaß damaliger Juden, denen nach denselben in Persien erlaubt worden wäre, alle ihre Feinde, 75,510 an der Zahl, umzubringen, was den Anlaß zum Purim-Feste gegeben hätte. Da nun dieser jedenfalls erdichtet ist, so erscheint die Mordlust der Verfasser um so widerwärtiger, und bezeichnend ist dabei für den Standpunkt des Buches (dessen Verfasser wahrscheinlich nach Alexander d. Gr. in Persien lebte) der Umstand, daß der Name Gottes nicht ein einziges Mal genannt wird.

Das erhabenste Werk der hebräischen Literatur, das mit so manchen schwachen sowol als unerquicklichen Theilen der übrigen Bücher zu versöhnen geeignet ist, kennen wir in erzählend-dialogischer, ja oft an das Dramatische grenzender Einkleidung und mit didaktischem Inhalt und Zweck unter dem Namen des Buches Hiob*). Abstoßend ist zwar immer noch der Anfang, der einem allgütigen und allweisen Gott andichtet, einen unschuldigen Mann, nicht aus eigenem Antrieb, sondern auf Anstiften des Satans diesem und damit allem Unglück wehrlos zu überlassen, nur um ihn zu prüfen. Diese mangelhafte und widerspruchsvolle Begründung des Buches wird aber begreiflicher, wenn man den geprüften Hiob als eine Personifikation des heimgesuchten und verbannten hebräischen Volkes auffaßt, und sie wird zudem aufgewogen durch des Buches erhabene dichterische Sprache sowol, als durch die großartigen philo-

*) Ewald, das Buch Ijob (3. Theil der Dichter des Alten Bundes), Göttingen 1854. De Wette-Schrader, Einleitung, I. S. 543 ff.

sophischen Anschauungen, die sich darin aussprechen. Die längeren Reden sind in hebräischen Versen, die Erzählung in Prosa geschrieben. Der Verfasser ist unbekannt und ebenso Zeit und Ort der Entstehung des Buches. Sprache und Inhalt machen es am glaubwürdigsten, daß die Bearbeitung begann, als die Wegführung nach Babylon sicher bevorstand, und während der letztern vollendet wurde. Höchst merkwürdig ist der Standpunkt des Verfassers; derselbe ist streng monotheistisch, aber durchaus nicht jüdisch; vom Gesetze des Mose und seiner gesammten Ritualistik ist nirgends mit einem Worte die Rede; die Verfasser müssen einen allgemein menschlichen Monotheismus, also eine Art Theismus geahnt haben. Die Denkart Hiobs ist von hohem Interesse; er ist durchaus nicht der Schwächling, mit dem so leicht umzuspringen; er behauptet sein Recht und seine Unschuld gegenüber dem unverdienten Unheil und den ungerechtfertigten Reden seiner Freunde, die ihn für schuldig halten, und verzweifelt doch nicht an Gott, der ihm endlich in seiner Majestät „aus dem Wetter" selbst sich offenbart. Nach Ewald sind die matten, unklaren und weitschweifigen Reden des Elihu (Kap. 32—37) und die Beschreibung des Behemot und Leviatan (40 und 41) später eingeschaltet.

Zwei Bücher rein didaktischen Inhaltes in poetischer Form sind nach Salomo benannt, der als Israels didaktischer Dichter gelten mußte, wie David als hymnischer. Das erste, die Sprüche, auch Rätsel und Spruchreden enthaltend, ist zu verschiedenen Zeiten nach dem Tode jenes Königs von verschiedenen Verfassern abgefaßt und um die Zeit der babylonischen Wegführung gesammelt. Das andere, Kohélet (nach gewöhnlicher Uebersetzung: der Prediger) kann erst nach Alexander dem Großen entstanden sein, da es Bekanntschaft mit der griechischen Philosophie voraussetzt. Der Standpunkt der Sprüche ist nüchterne Lebensweisheit ohne Färbung einer Schule, derjenige des Kohélet aber, der mosaischen Lehre sehr wenig entsprechend, der entschiedenste Pessimismus, dessen Grundsatz lautet: Alles ist eitel. Es ist die Richtung der spätjüdischen Sekte der Sadduzäer.

Was die Schriften der Profeten betrifft, deren wir bereits im Allgemeinen gedachten (oben S. 406 und 429), so zeichnen sich durch ächte Poesie und erhabene Sprache vor Allem diejenigen des Jesaia aus, welche namentlich durch Schilderung des ausgelassenen und verschwenderischen Lebens in Jerusalem zu seiner Zeit merkwürdig sind. Die Kapitel 40 bis 66 und auch Theile der übrigen sind unächt. Die Bücher des Jeremias (Jirmija) und Ezechiel (Jescheskel) tragen den Stempel der trostlosen Zeit des sinkenden Reichs an sich. Theilweise nach Form und Inhalt großartig sind die (nach Abrechnung des schon erwähnten Jonas) elf sog. „kleinen Profeten". Dichterisch hervorragend ist besonders das dritte Kapitel des Habakuk.

D. Andere Künste.

Die eigentlichen Künste, wenn die Dichtkunst zur Literatur gerechnet wird, wurden bei den alten Hebräern weniger gepflegt. Die Tonkunst diente meist nur dem Kult, die Bildhauerei und Baukunst wurden in Palästina wahrscheinlich nur von Phönikern geübt; von der Malerei wissen wir gar nichts.

Was wir von der hebräischen Tonkunst wissen, bezieht sich auf Gesang und auf musikalische Instrumente. Bei Festen waren schon in der nomadischen Zeit Zithern und Pauken oder eher Tamburine (Adufe) üblich. Unter den Königen werden der Triangel, die Flöte und ganz besonders, namentlich bei David, die Laute oder Harfe erwähnt. Frauen- und Männergesang war stets damit verbunden und letzterer namentlich im Kult seit David in großem Maßstabe eingerichtet. Instrumente, deren man sich im Tempel Salomos bediente, waren Hörner oder Posaunen, Pfeifen und Flöten. Zur Angabe des Taktes wurden metallene Klappern oder Castagnetten verwendet. Bei Beerdigungen dienten Flöten zur Begleitung der Trauergesänge.

Auch der Tanz fand beim Gottesdienst Anwendung, wie wir aus Davids Beispiel wissen, dessen Tanz, nach der Aeußerung seiner Gattin Michal zu schließen, sehr eigentümlich gewesen sein muß (2. Sam. 6, 14. 20). In Salomos Tempel scheint der Tanz nicht vorgekommen zu sein. Bei weltlichen Anlässen feierten Frauen und Mädchen Siegestänze mit Gesang, während des Auszuges aus Aegypten (2. Mos. 15, 20) und in der Zeit der Richter (21, 21) Tanzfeste ohne Anwesenheit von Männern. Im Hohen Liede wird der „Tanz des Doppelreigens" erwähnt.

Die Baukunst war in Palästina zwar nur von Phönikern praktisch betrieben; aber es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die der Ausführung zu Grunde gelegten Gedanken und Beweggründe national-hebräisch waren, namentlich was die religiösen Bauten betrifft, indem sich auch vor Einführung des Monotheismus der hebräische Kult doch sehr scharf von den Diensten „fremder Götter" unterschied, deren Heiligtümer natürlich auch nach der Weise der Völker, denen sie angehörten, errichtet waren. Aecht hebräisch war namentlich der Tempel zu Jerusalem. Das Vorbild desselben war die Stiftshütte der Wüstenzeit und diese war offenbar ein Nomadenzelt, nur durch ihre Größe vor anderen Zelten ausgezeichnet. Noch David errichtete in Jerusalem für die Bundeslade ein Zelt oder eine Hütte (2. Sam. 6, 14). Von diesem Bau gilt ohne Zweifel die Beschreibung der Stiftshütte in den Büchern Mose's, da die Oertlichkeit der Wüste und die damalige geringe Kultur der Hebräer die Kunst schlechterdings

ausschließen, welche auf denselben verwendet war. Diese Stiftshütte war aus senkrecht gestellten vergoldeten Akazienbrettern gebildet, welche auf silbernen Füßen standen und durch goldene Ringe und Riegel an einander befestigt waren. Darüber waren vier Teppiche gespannt, der nächste am Heiligtum aus gezwirntem Byssos, mit Cherubsbildern durchwirkt, der zweite aus Ziegenhaaren, der dritte aus rotem Leder, der vierte aus Fellen. Vorhänge aus Byssos, gleich dem erstgenannten Teppich gewirkt, trennten den Vorhof vom Heiligen und dieses vom Allerheiligsten. Letztere beide waren von der beschriebenen Wand umgeben und es maß das Heilige 10 Ellen breit und 20 lang, das Allerheiligste 10 breit und lang. Die hebräische Elle war nicht länger als $1^1/_2$ preuß. Fuß (etwa 0,4 Meter).*)

Den Plan zum Tempel, der die Stiftshütte ersetzen sollte, faßte David; Salomo arbeitete ihn aus. Das Holz (Zedern und Tannen) wurde bekanntlich auf dem Libanon gehauen, wo, wie es scheint, man auch die Steine brach und auch bearbeitete. Diese Baustoffe schaffte man vom Libanon an das Meer und dann auf großen Flößen an die hebräische Küste. Alles besorgten die Phöniker. Der Bau dauerte sieben Jahre. Der Tempel wurde 60 Ellen lang, 20 breit und 30 (über dem Allerheiligsten nur 20) hoch, übertraf also eine Kirche mittlerer Größe unserer Zeit nicht oder wenig. Das Heilige umfaßte von der Länge 40, das Allerheiligste 20 Ellen. Eine Vorhalle vor dem östlichen Hauptthore war 20 Ellen breit, 10 tief und nach einer nicht ganz sichern Angabe 120 hoch, also eine Art Thurm. Um den Tempel mit Ausnahme der Halle gingen drei Gänge, welche auf Absätzen ruhten, der unterste 5, der mittlere 6 und der oberste 7 Ellen breit, so daß also wol die Tempelmauer der Höhe nach an Dicke abnahm. Wozu sie dienten und wie sie eingerichtet waren, ist nicht bekannt. Die Fenster waren von schrägliegenden Brettern gemacht, also wol den jetzigen Jalousieläden ähnlich. Das Dach war von Zedernholz, das Ganze außen vergoldet. Inwendig waren die Mauern mit Zedernholz und vergoldetem Schnitzwerk überzogen, und mit zahlreichen Verzierungen geschmückt, welche Löwen, Rinder, Cherubim und Blumen vorstellten und aus Erz gegossen waren. Im Heiligen standen zehn Schaubrottische und zehn Leuchter aus Gold und Silber, und jeder Tisch trug 10 goldene mit Wein gefüllte Schalen außer den Broten. Mitten im Heiligen stand der Rauchaltar aus Zedernholz, mit Gold überzogen. Statt des Vorhanges der Stiftshütte war zwischen dem Heiligen und Allerheiligsten eine Bretterwand aus Zedernholz mit einer Flügelthüre aus Oelbaumbohlen. Im Allerheiligsten schützten zwei aus Holz geschnitzte und vergoldete Cherubim

*) Saalschütz, Archäologie I. S. 312. II. S. 164 ff.

die Bundeslade. An der Vorhalle standen die zwei rätselhaften und vielgenannten ehernen Säulen mit Blumenknäufen, 23 Ellen hoch, deren Zweck eben so dunkel ist wie ihre Namen: Jakin und Boas.*) Im Vorhofe endlich standen der Brandopferaltar und das eherne Meer (oben S. 402). Weit weniger prächtig war der zweite Tempel, nach dem Exil, weit prächtiger und größer aber der dritte, durch Herodes erbaute. In beiden letztern gab es keine Bundeslade mehr.

Außer dem Tempel baute Salomo einen Palast für sich, dessen Herstellung 13 Jahre dauerte, einen solchen für seine Lieblingsgattin, die Tochter des Farao, und ein Land- oder Sommerhaus aus Zedern vom Libanon. Letzteres war 100 Ellen lang, 50 breit und 30 hoch und ruhte auf vier Reihen von Zedernsäulen an den Seiten und drei Reihen von je 15 Säulen im Innern. Es hatte drei Stockwerke, eine Vorhalle und eine Tronhalle. Das Haus der Faraotochter war aus kostbaren Steinen errichtet und mit Zedernholz bekleidet.

Arbeiten nach Art der ägyptischen Felsengräber, aber weit weniger großartig sind die Grabmäler der Könige von Israel und Juda bei Sichem und Jerusalem, aus Felsen herausgehauen, mit mächtigen Grottensälen und Nischen für die Leichen, und durch bewegliche Felsthüren, in Zapfen hangend, verschließbar.

Was die Hebräer in der Skulptur hervorgebracht, erhellt aus den erwähnten plastischen Ausschmückungen des Tempels. Besonders beliebt zur Verzierung war Blumen- und Palmblätterschmuck, dann die Gestalten von Löwen, Rindern und Cherubim. Wie letztere gestaltet waren, ist unklar. Vielleicht waren es geflügelte Rinder- oder Löwengestalten, vielleicht mit Menschengesichtern wie in Assyrien.**) Wir kennen nur einen Bau- und Bildkünstler in Israel, das war Hiram, Sohn eines Tyriers und einer Jüdin aus dem Stamme Nafthali, der Erbauer des Tempels und der Paläste Salomos und Verfertiger der Verzierungen dieser Gebäude. Die reinen Hebräer haben in der Kunst keinen Namen aufzuweisen; ihre Fantasie war im Reiche der Dichtkunst abgeschlossen.

---

*) Vor dem Tempel zu Hierapolis in Syrien standen zwei gewaltige Phallen aufgerichtet. Lukian, Syr. Göttin 16.

**) Schnaase a. a. O. I. S. 319 f.

Vierter Abschnitt.

Die Phöniker.

A. Die Religion.*)

Die Religion der Phöniker, welche mit derjenigen der übrigen Semiten eng verwandt ist, war einst die herrschende in ganz Syrien im weitesten Sinne und wurde in dessen südlichen Theilen, das Küstenland ausgenommen, erst seit dem Eindringen der Hebräer durch deren nationalen Gottesdienst zeitweise verdrängt, doch nicht ohne denselben auch ihrerseits zu wiederholten Malen aus dem Felde zu schlagen. Da die mit den Phönikern zu einem Stamme gehörenden Kanaaniten mit den Hebräern in denselben Gegenden untereinander gemengt wohnten, sind jene religiösen Wettkämpfe begreiflich genug, und sie sind es auch noch um deswillen, weil die Keime der hebräischen Religion im phönikischen Sonnen- und Feuerdienste wurzelten (oben S. 389).

Wie die Aegypter und Hebräer, hatten auch die Phöniker ihre heiligen Schriften. Von denselben ist uns nur wenig Zuverlässiges erhalten, in den von Philon Herennios aus Byblos Anfangs des zweiten Jahrhunderts nach Chr. aus den Schriften eines alten Phönikers Sanchuniathon**) gefertigten Uebersetzungen oder Bearbeitungen. Wir wissen zwar nichts Bestimmtes über die Zeit, das Leben und die ächten Schriften des Sanchuniathon; doch liegt auch kein hinreichender Grund vor, an seiner Existenz zu zweifeln, so wenig wie an derjenigen des gleich ihm in die Zeit vor dem troischen Kriege verlegten Mochos, der auch mythologische Schriften verfaßt haben soll. Von Sanchuniathon und Mochos sprechen übereinstimmend außer dem genannten Philon auch Poseidonios aus Apamea und Porphyrios, von Mochos auch Strabon; auch Eusebios von Kaisareia erzählt, er habe die von Sanchuniathon beschriebenen Religionsgebräuche noch in den phönikischen Städten gesehen. Dagegen ist die Darstellung der Theo- und Kosmogonie, die Philon von Byblos nach Sanchuniathon zu geben versichert, auffallend stark mit ägyptischen und griechischen Elementen und Begriffen vermengt und macht zu wenig semitischen

*) Movers, Untersuch. üb. d. Religion u. d. Gottheiten der Phönizier 2c. (A. u. d. T. Die Phönizier. 1. Bd.). Alm, theolog. Briefe I. S. 487 ff.

**) Ewald, üb. d. phönik. Ansichten v. d. Weltschöpf. u. den geschichtl. Werth Sanchuniathons, in d. Abhandl. d. Ges. d. Wiss. zu Gött, V., histor.-philol. Kl. S. 3 ff.

Eindruck, als daß sie für baare Münze genommen werden könnte. Auch gehört Philons Tendenz, die Götter als wirklich gelebt habende Menschen (Heroen) aufzufassen, erst der alexandrinischen Periode (Euemeros) an und nicht dem ältern naiven Zeitalter um 1000 vor Chr., wo zwar auch den Göttern ähnliche Helden auf die Welt gesetzt, die Götter selbst aber unangetastet gelassen wurden. Philon hat daher ohne Zweifel zu Sanchuniathons gewiß sehr anspruchlosen Mythen starke Zusätze nach dem Geschmacke der griechischen Philosophie seiner Zeit gemacht. Berücksichtigen wir denn also in den Berichten über phönikische Religion blos das unzweifelhaft Volkstümliche.

Die älteste und Hauptgottheit der Phöniker und Kanaaniten war, wie bei allen übrigen Semiten, El, das befruchtende Lebensprinzip, also ursprünglich gewiß der Himmels- oder was stets damit verbunden, der Sonnengott. Wie bei andern Völkern auch, so spaltete sich mit der Zeit dieser El, welcher auch, wie wir sahen, (oben S. 399) der älteste Gott der Hebräer war, in verschiedene Göttergestalten, worunter in der Folge Baal, was übrigens, wie der babylonische Bel, ein Name mit El ist, als spezifischer Sonnengott hervortrat. El scheint später, was natürlich erst bei ausgebildeten astronomischen Begriffen und Beobachtungen möglich war, vorzugsweise der Name des Planetengottes Saturn geworden zu sein. Es geschah dies offenbar erst, nachdem in Folge philosophischer Spekulation die Zahl sieben, als Kombination von vier (die vier Himmelsgegenden und die vier Elemente) und drei (die drei Raum-, die drei Zeit- und die drei Thatmomente)*), eine heilige Zahl geworden war und daher der siebente Planet, als der oberste, von der Erde aus gerechnet, und als Vorsteher des Ruhe- und Kulttages eine besondere Heiligkeit in Anspruch genommen hatte. Im Leben und Treiben der Phöniker und aller von ihnen beeinflußten Völker war dagegen der am allgemeinsten und feierlichsten verehrte Gott der Sonnengott Baal, welcher in einer Menge von Gestalten mit verschiedenen Beinameu vorkommt, wie Baal-Samin, Baal-Gad, Baal-Peor, Baal-Moloch, Baal-Semes, Baal-Zebub u. s. w., wornach auch zahlreiche Orte in Kanaan benannt wurden. Solche Ortsnamen erstrecken sich über ganz Syrien bis zur Sinai-Halbinsel, wo auch die arabischen Stämme der Midian und Amalek den Baal verehrten und ihm zu Ehren ihren heiligen Berg (einen der Sinai-Gipfel) Ser-Baal, d. h. Palmenwald des Baal nannten. Die Moabiten verehrten ihn auf dem Berge Peor, daher Baal-Peor, die wandernden Israeliten den Gott, der nach dem Glauben der Menge dem Baal entsprach, auf dem Sinai. Ueberall

*) Länge, Breite, Höhe (Tiefe), — Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, — Anfang, Mitte, Ende.

waren ihm Berge heilig und nach ihm benannt. Sehr häufig sind aber auch Personennamen, die mit Baals Namen zusammengesetzt sind, wie Jerubbaal (Gideon), bei den Karthagern Hanni=Baal (Gnade des Baal), Hazru=Baal (Hilfe des Baal) u. s. w.

Eine der verschiedenen Gestalten des Baal oder eigentlich eher des alten El war der mit dessen späterer Erscheinung als Saturn eng verwandte Moloch, d. h. Herr, König. Wie Baal als das wolthätige, so erscheint Moloch als das verderbliche, furchtbare Element der Natur. Sein Bild ist der Stier, der bei den Aegyptern dasjenige der wolthätigen Naturmacht, der Sonne war. In Masse wurden ihm Menschen, namentlich aber die erstgeborenen Kinder geopfert, was seine ursprüngliche Einheit mit dem die Erstgeburt verlangenden Jahve beweist (oben S. 405). Auch in der phönikischen Kolonie Karthago rauchten diese entsetzlichen Opfer. Man glaubt, die Opfer seien dem ehernen und glühend gemachten Moloch auf die Arme gelegt oder in das feurige Innere seines Stierbildes geworfen worden, welchen Kult Phalaris von Agrigent den benachbarten Karthagern nachahmte. Eine weitere Gestaltung des Baal war der Stadtschutzgott von Tyros, Melkart, d. h. Stadtkönig, von den Griechen Melikertos genannt und mit ihrem Herakles zusammengestellt. In seinem Tempel sah Herodot (2, 44) zwei Säulen mit Gold und Smaragdschmuck und prächtig leuchtend. Nach der Vergleichung mit Herakles zu schließen, muß Melkart die kämpfende, leidende und siegende Sonne bedeutet haben. Wahrscheinlich haben seine zwei nicht zur Stütze des Gebäudes dienenden Säulen mit prächtiger Verzierung, welche (nach Josefos) König Hiram errichten ließ, dieselbe Bedeutung mit den von seinem Unterthan und Namensvetter errichteten vor dem Tempel zu Jerusalem. Es waren wol Sonnenbilder, etwa der auf= und untergehenden Sonne, oder stellten die beiden Säulen vor, welche der Sonnengott im Westen der Erde als Marksteine der bewohnten Welt aufgerichtet haben sollte.

Die sterbende Sonne endlich war bei den Syriern unter dem Namen Adonis oder Tammuz (Ezech. 8, 14) verehrt, besonders in Byblos, wo nach ihm ein Fluß benannt war. Der vom Eber getödtete Jüngling ist die im Herbst ihre Kraft verlierende Sonne und, wie überall in den Mythen der Völker, als Sonnengott auch der Geliebte der Mondgöttin. Mehr Ausschmückung erhielt sein Mythos in Griechenland.

Ein Wasser= oder Meergott der Phöniker war der besonders an der filistäischen Küste in Gaza und Askalon verehrte fischleibige Dagon.

Unter den Göttinnen der Syrer steht obenan die weibliche Ergänzung des Baal, die Baaltis, chaldäisch Bilit, Mylitta, hebräisch

Aschera. Herodot lernte sie in Askalon (I. 105) als Aphrodite Urania kennen. In Byblos und Kypros und nach dem Eindringen des phönikischen Kultes auch bei den Hebräern gaben sich ihr zu Ehren die Jungfrauen preis wie die Babylonierinnen. In Kypros (bes. zu Paphos) gingen sie an den Meeresstrand den ankommenden Seeleuten entgegen; in Byblos standen sie auf dem Markte zur Verfügung.*) Besonders fruchtbare Pflanzen und Thiere waren ihr heilig, namentlich aber die Taube; als ihre Sinnbilder galten häufig Bäume (daher Luther Aschera stets mit „Hain" übersetzt). In Askalon lernte sie Diodor (II. 4) als fischleibig unter dem Namen Derketo (in Hierapolis Atargatis) kennen. Es waren ihr auch sonst in Syrien die Fische geweiht. Diese Göttin vertrat daher wol, dem Himmelsgotte gegenüber, die fruchtbare Erde mit Inbegriff des nützliche Dinge erzeugenden Meeres. In letzterer Beziehung hing Derketo wol näher mit dem erwähnten Dagon zusammen.

Ein Gegen- und Schattenbild zur wolthätigen Baaltis, wenn auch gewiß nur eine andere Gestaltung derselben war die furchterregende phönikische Mondgöttin (auch Göttin des Morgensterns) Astarte, die Istar der Chaldäer.**) Sie ward in Sidon, Tyros, bei den Filistern und den abgefallenen Hebräern verehrt. Jeremias nennt sie „Königin (Melechet) des Himmels." Als Ergänzung des düstern stierhäuptigen Moloch trug sie ein Kuhhaupt mit der Mondsichel. Während der Baaltis die Keuschheit preisgegeben wurde, bewahrten sie die Priesterinnen der Astarte; ja ihre Priester und Verehrer gingen sogar noch weiter und entmannten sich häufig; jedenfalls mußten Erstere ehelos bleiben. Oft geschah diese Verstümmelung unter der durch den Lärm des Astartefestes bewirkten Aufregung, nebst anderen Selbstpeinigungen, Geiselungen und Verwundungen mit Schwertern und Lanzen. Diese Eunuchen trugen dann weibliche Kleidung und bemalten sich, ließen sich aber auch für ihre Leiden von den Gläubigen mit Speise und Gelt entschädigen. Astarte stand in enger Verbindung mit Baal (wie natürlich die Sonne mit dem Mond) und heißt z. B. in phönikischen Inschriften schem baal (Name Baals), p'ne baal (Angesicht Baals). Es erinnert dies an die Vorstellungen von Sonne und Mond als Gesichter. Wie dem Moloch wurden auch der Astarte Menschen geopfert. Sie wird übrigens vielfach, namentlich im A. T., mit der Baaltis als Aschera verwechselt und vermengt, mit der sie auch ursprünglich eines ist. Demgemäß wurden auch, z. B. in Karthago, die Eigenschaften beider Gestalten auf eine Persönlichkeit vereinigt. Als menschgewordene Heroine hieß Astarte bei den Phönikern

*) Lukian, die syrische Göttin 6. Justin 18, 5.
**) Lukian a. a. O. 4.

Dido oder Elissa, die in Karthago als düstere Feuergöttin ein heiteres Spiegelbild in ihrer Schwester Anna hatte; bei den Griechen ist sie die vom Stiere geraubte Europa. Die Reisen der Dido und der Europa nach Westen bedeuten zweifellos den Lauf des Mondes und wurden bei den Hellenen mit Bezug auf Jo, Helena u. s. w. noch mehr ausgemalt. Es gab übrigens bei den Phönikern auch androgyne Bilder, so z. B. Astarte und Melkart vereinigt, mit Bart.

Wie die genannten Götter Himmel und Erde, Sonne und Mond vorstellen, so finden wir bei den Phönikern die Gestirne, vorab die Planeten, in den Kabeiren (Kabirim), Kinder des Baal, wie in Aegypten (oben S. 313), bärtige, mißgestaltete, zwerghafte, arbeitende Gottheiten,*) wie die deutschen Zwerge. Es waren ihrer sieben untergeordnete und ein höherer, Esmun, d. h. der Achte, eine Zusammenfassung jener, in Karthago als besonderer Gott verehrt, von den Griechen mit Asklepios zusammengestellt. Im Ganzen zählten die Syrer 22 Götter, welche sie mit den 22 Buchstaben ihres Alfabetes zusammenstellten. Damit standen spätere gekünstelte Theo- und Kosmogonien in Verbindung. Die syrischen Götter wurden theils im Freien auf Bergen, theils in Tempeln verehrt, welche oft sehr umfangreich waren. Von ihrer innern Einrichtung ist indessen nicht viel bekannt und erhaltene Abbildungen lassen wenig Kunstaufwand dabei erscheinen. In den Nuraghen, runden Thürmen auf Sardinien, werden Stätten des Baaldienstes vermutet. Zahlreiche Statuetten und Geräte auf der Insel Kypros legen von ägyptischen und assyrischen Einflüssen Zeugniß ab. Die Götterbilder waren roh und verzerrt, mit langgestreckten Köpfen, Hälsen und Leibern und verkrüppelten Gliedern, so lange nicht griechische Einwirkung stattfand.**)

Außer den erwähnten Menschenopfern wurden selbstverständlich noch zahlreichere Thieropfer gebracht, namentlich Stiere (Kühe nicht), Widder, Ziegenböcke, Tauben, Hühner, Gänse (auch diese Vögel nur männlichen Geschlechts), sowie Erstlinge der Feldfrucht und Opferkuchen. Die Eintheilung der Opfer war dieselbe wie bei den Hebräern (oben S. 403).

---

*) Gerhard, die Kunst der Phöniker, in den Abhandl. der Akad. in Berlin, vom J. 1846, Tafel 4. 5.

**) Gerhard, die Kunst der Phöniker, Abhandl. der Akad. d. Wissensch. zu Berlin aus d. J. 1846, phil. u. histor. Abh. S. 583 ff. — Die Sammlung Cesnola, beschrieben v. Joh. Doell. Mém. de l'acad. impér. des sciences de St. Petersb., 7 ser., tome 19 No. 4. 1873.

B. Geschichte und Verfassung.

Phönikien, in herrlicher Lage und glücklichem Klima zwischen dem Meere und dem Libanon, vorzüglich bewässert und äußerst fruchtbar,*) war in hohem Maße geeignet, seine Bewohner zu einem seefahrenden, gewerbsamen und handeltreibenden Volke heranzuziehen. Die Phöniker, welche auf demselben Wege wie die Hebräer (oben S. 377 und 386) vom erythräischen (jetzt persischen) Meere einwanderten, waren zuerst Nomaden wie die übrigen Syrer. Aber die vielen trefflichen Häfen des schmalen Küstenlandes mit vorliegenden Inseln, das Erz und Eisen und das Bauholz der Wälder in den nahen Bergen, die Purpurschnecken der Küste, von deren Erzeugniß das Land seinen griechischen Namen erhielt, müssen die Bewohner schon in den ersten Zeiten des dritten Jahrtausends vor Chr. auf ihren wahren Beruf aufmerksam gemacht haben; — im dreizehnten und zwölften Jahrhundert vor Chr. war bereits das Mittelmeer mit ihren Kolonien übersäet.

Die älteste Geschichte der phönikischen Städte ist dunkel. Ohne Zweifel waren sie indessen von den Eroberungen der ägyptischen Faraonen der 18. und 19. Dynastie betroffen und daher zeitweise unter ägyptischer Herrschaft, welcher sie auch ihre Kultur großentheils zu verdanken scheinen. Jedenfalls hat die phönikische Chronologie ihre Quelle in der ägyptischen; gleich dieser rechnete jene, nach Afrikanus, gegen 30,000 Jahre seit der Weltschöpfung. Seitdem indessen der erste Stral geschichtlichen Lichtes die phönikischen Städte trifft, finden wir sie jede für sich, wenigstens in der Regel, unabhängig unter eigenen Königen. Diese Städte scheinen aus eben so vielen besonderen Stämmen hervorgegangen zu sein. In den ältesten Zeiten war wahrscheinlich Sidon der mächtigste und hervorragendste der Seestaaten des Landes. Später trat Tyros (Sor), die nach Angabe ihrer Bewohner schon um 2750 vor Chr. gegründete, aber 1209 durch Sidon erneuerte Doppelstadt (Palätyros am Festlande und die Inselstadt) an Sidons Stelle. Diese beiden wichtigsten Städte Phönikiens befanden sich mit Sidons jüngerer Tochterstadt Arados oder Arvad in einem engern Bundesverhältniß; denn sie hatten einst einen Staat gebildet, mit der Hauptstadt Sidon, der sich aber nachher in drei solche spaltete. Zwischen Sidon und Arados aber lagen zwei andere phönikische Seestaaten, welche nach manchen Angaben, namentlich den Lokalsagen, älter gewesen sein sollen als Sidon und Tyros, nämlich Berytos und Byblos, die Städte der biblischen Gibliten.

---

*) Movers, das phönizische Altertum (A. u. d. T. Die Phönizier II. Bd. 1. Th.) I. S. 247 ff.

In sicherer geschichtlicher Zeit kennen wir als ersten unzweifelhaften Herrscher in Phönikien den König von Tyros, Hiram, Sohn Abibaals, Zeitgenossen und Freund Davids und Salomo's (1001 bis 967 vor Chr.). Er ließ die beiden Inseln, worauf die neue Stadt Tyros und der Melkart-Tempel lagen, durch eine Aufschüttung zu einer einzigen Insel verbinden, bedeutend vergrößern, prachtvoll ausbauen und stark befestigen. Hirams Dynastie fiel mit seinem Enkel Abdastartos, der 951 vor Chr. ermordet wurde, und hatte, nach kurzer Wiederherstellung durch dessen feindliche Brüder (939—918) dasselbe Schicksal. Seit letzterm Jahre regirte ein Astarte-Priester Esbaal, der Vater der aus Israels Geschichte berüchtigten Jesebel. Dessen Enkeltochter war nach der Sage Elissa oder Dido, Gattin ihres Oheims Sicharbaal, eines Melkart-Priesters, den ihr Bruder Pygmalion ermordete, was sie zur Flucht nach Westen bewog, wo sie an der Stelle des schon um 1200 vor Chr. von Sidon aus gegründeten Alt-Karthago (phönik. Karthad-hadtha, griech. Karchedon), 814 oder 813 vor Chr. Neu-Karthago baute. Dido war aber, wie wir bereits sahen, eine Gestaltung der Astarte und jene Gründung das Werk einer aus Tyros auswandernden Partei, und zwar einer aristokratischen, welcher gegenüber Pygmalion als ein vom Volk emporgehobener Tyrannos und als dessen Werkzeug erscheint.*)

Schon 876 vor Chr. indessen war Phönikien von den Assyrern bedroht worden, welche unter Assurnazirpal bis zum Orontes und Libanon vordrangen und von sämmtlichen 5 phönikischen Königen Tribut empfingen. 842 vor Chr. fiel Damask in Salmanasars II. Macht. Die phönikischen Städte zahlten auch den folgenden assyrischen Herrschern Zins, bis 720 König Eluli es wagte, auf seiner Insel dem Assyrer Sargon zu widerstehen, der das ganze Festland von Phönikien mit Einschluß von Alt-Tyros bereits eingenommen und der Inselstadt entfremdet hatte, diese aber nach fünfjähriger Belagerung aufgeben mußte. Dafür nahm er den Tyriern ihre Kolonie Kittion auf Kypros. Eluli aber zog endlich 700 vor Chr. den Kürzern vor Sanacherib, der an der Stelle des Flüchtigen einen gewissen Itobaal als Vasallen einsetzte. Damit endete die Hegemonie von Tyros in Phönikien. Die Aufgabe des Widerstandes übernahm jetzt Sidon, fiel aber vor Asarhaddon. 667 mußte schon wieder Assurbanipal einen Aufstand der Phöniker, an dem sich wieder Tyros betheiligte, unterdrücken; am längsten trotzte Arados, bis auch es fiel und sein König durch Selbstmord endete. Nach dem Falle Assyriens warfen sich die Phöniker dem Farao Necho von Aegypten in die Arme, der aber 606 Syrien

*) Justin 18, 4. 6. Serv. ad Aen. I. 343. Movers phön. Altertum I. S. 352 ff. II. S. 135 ff.

verlor, das nun dem Babylonier Nabukudurruzur in die Hände fiel, und nach einer Belagerung von dreizehn Jahren wurde Tyros 574 genommen, größtentheils zerstört und der König Etbaal gefangen nach Babylon geführt. Das Unglück von Tyros war zum Vortheile von Sidon, das sich nun emporhob, während die heruntergekommene Nebenbuhlerin in Anarchie verfiel. Phönikien kam 537 unter die Herrschaft der Perser und verlor von da an seine Bedeutung; Sidon wurde 351 vor Chr. durch die Perser wegen Empörung und Tyros 333 durch Alexander d. Gr. zerstört. Trotzdem gelang es ihnen, sich wiederholt emporzuschwingen, — bis der Handel Alexandria's den ihrigen vernichtete. —

Die Verfassung der phönikischen Städte und Kolonien beruhte auf Abtheilung der Staatsangehörigen nach Ständen oder Klassen, und bot das älteste Beispiel jener durch das Uebergewicht einer Stadt gekennzeichneten Staatszustände, wie sie nachher in Griechenland und Italien, sowie im Mittelalter und in der Neuzeit Mitteleuropa's für die menschliche Kultur hochwichtig geworden sind. Die Lage der phönikischen Städte, zwischen Gebirg und Meer eingeengt, und daher auf Selbstthätigkeit und Unabhängigkeit hingewiesen, rief die Einrichtungen hervor, aus denen sich später überall die Republiken entwickelt haben. Unähnlich dem Kastenwesen in größern Reichen, in Indien und Aegypten, welches, wie wir sahen, aus verschiedenen Ursachen hervorging, aus religiösen, politischen, sozialen und nationalen, entstand die Klassentheilung in kleinen Staaten, in denen eine Stadt den Haupttheil ausmachte und das unbedeutende Gebiet eine untergeordnete Stellung einnahm, aus dem Rangverhältniß von Stadt und Land. Die Bürger der Hauptstädte größerer Reiche hatten als solche keine Vorrechte vor den Bewohnern kleinerer Städte und des Landes; wo aber der Staat nur um der Stadt willen da war, weil diese reicher, bedeutender und oft sogar bevölkerter war als ihr Gebiet, das in allen Verhältnissen von ihr abhing, da mußten die Bewohner der Stadt höher stehen, als die des dazu gehörigen Gebietes, und wieder die seit alter Zeit eingebürgerten Familien höher als die später in das Bürgerrecht aufgenommenen. Daraus ergeben sich drei Klassen, welche wir mit geringen Abänderungen in Tyros und Karthago, wie in Athen und Rom und wie in Venedig, Bern und Nürnberg finden.

Nähere Angaben über die phönikische Verfassung können wir beinahe nur aus denjenigen über die Verfassung der Kolonie Karthago schöpfen, von welcher auf jene des Mutterlandes geschlossen werden kann.*) Die Aristokratie, d. h. wol die Gesammtheit der Patrizier oder Altbürger, war hier durch dreißig Vornehmste, Principes oder

*) Movers, das phöniz. Altertum, I. S. 488 ff.

Proceres (Senatoren) vertreten, von denen wieder zehn (Archonten) eine höhere Stellung einnahmen oder einen engern Ausschuß bildeten. Wahrscheinlich waren jene dreißig Angehörige von ebensoviel Geschlechtern oder Genossenschaften, die wieder in drei Stämme gruppirt waren, von denen einer höhern Rang hatte als die beiden anderen. Wahrscheinlich gab es indessen noch einen weitern Senat oder Großen Rat von dreihundert oder gar sechshundert Mitgliedern. Außer der Aristokratie machte der Demos, das Volk, den Hauptbestandtheil der Stadtbevölkerung aus, und lag wie in Griechenland und Rom und im Mittelalter in öfterm oder beständigem Kampfe mit ersterer. Es waren die neueren Bürger, Plebejer, welche nach der Gründung der Stadt eingezogen, und ihre Nachkommen, oder auch die älteren, überwundenen Bewohner des Landes, die nun den Siegern unterworfen waren, oder endlich eine Mischung dieser beiden Klassen. Es lag in der Natur der Dinge, daß die Aristokratie, in Folge ihrer Abgeschlossenheit und der gegen sie gerichteten Angriffe ab-, das Volk dagegen, besonders in Handelsstädten, durch Niederlassung Fremder zunehmen mußte. Letzteres geschah außerdem noch durch Freigebung der in sehr großer Zahl vorhandenen Sklaven, und zwar nicht nur freiwillig, sondern sehr oft durch gewaltsame Erhebung, verbunden mit dem Morde der Herren, so daß Alexander der Große 333 vor Chr. nach der Einnahme von Tyros alle Einwohner kreuzigen lassen konnte, weil sie von Sklaven abstammten. Zu den Sklaven gehörten nicht nur alle Dienenden, sondern auch die meisten Arbeiter und Handwerker, die Ackerbauer, die Matrosen und die Soldtruppen. Wahrscheinlich war der Demos nach den Gewerben und Berufsarten (was höhere Industrie und Handel betrifft, also z. B. Kaufleute, Purpurfärber, Glasmacher, Goldschmiede u. s. w.) in Zünfte oder Gilden eingetheilt. Noch tiefer als das Volk der Städte standen die Landbauer des Stadtgebietes außerhalb der Mauern, welche kein eigenes Besitztum hatten, sondern das der Aristokraten, der Priester und des Königs bebauten und, wenn sie Pächter waren, ihren Herren enorme Pachtzinse entrichten mußten, daher unter allen Umständen hartem Drucke preisgegeben waren und sich nicht stark von den Sklaven unterschieden.

An der Spitze der phönikischen Seestaaten befand sich der König, wie denn im Altertum in Syrien, bis zum Einbruche der Hebräer auch in Kanaan jede Stadt ihren König hatte, was sich aber mit der Zeit änderte, indem die größeren Städte die kleineren unterwarfen. Dennoch ist Syrien niemals eine Großmacht geworden, unterlag vielmehr derjenigen vom Tigris und Eufrat. Die Könige auch der vergrößerten syrischen Stadtgebiete hatten daher nicht viel Macht, weder nach Außen, noch demgemäß nach Innen und ihre Staaten befanden sich im Uebergange zur republikanischen Verfassungsform, die ihre

Wurzeln in Phönikien hat. Die phönikischen Könige leiteten ihren Stamm in Sidon, Tyros und Arados von Baal, in Byblos und Berytos von El ab; ihre Familien waren sehr zahlreich, in Sidon so zahlreich wie die Aristokratie. In den phönikischen Städten, namentlich in Tyros, scheint ferner die Königswürde der Wahl durch die Aristokratie unterlegen zu haben. Jedenfalls war von der letztern, in Tyros seit der Auswanderung der Edelinge nach Karthago aber vom Volke, der König abhängig und wol nur oberster Richter und Heerführer, also mehr ein aristokratisches, als ein monarchisches Amt. Die Souveränetät lag in den Senaten. Dagegen zeichneten sich die phönikischen Könige durch Glanz und Pracht aus. Sie trugen Purpurkleider, die ersten dieser Art, hatten ein zahlreiches Harem und einen glänzenden Hof. Ihre Einkünfte flossen aus ihren Krongütern und aus dem Handel.

In den phönikischen Kolonien, mit Ausnahme jener auf der Insel Kypros, herrschten nicht Könige, sondern bereits völlig republikanische Beamte, Sufeten („Richter"), in Karthago ihrer zwei; von denen einer höhern Rang hatte und die in der Regel aus verschiedenen Geschlechtern und auf ein Jahr gewählt waren; von den Griechen und Römern werden sie meist „Könige" genannt, doch ohne daß jemals königliche Befugnisse oder Handlungen von ihnen berichtet werden.

In Tyros und in Byblos, wo in der ältern Zeit dem Königtum eine Art von Theokratie vorangegangen zu sein scheint, hatten die obersten Priester stetsfort neben den Königen die höchste Stellung im Staate inne, so auch in Paphos auf Kypros, wo König und Priester in verschiedenen Stadttheilen (Alt- und Neustadt) residirten. Auch in Tyros saß der König in der alten Stadt am Festlande und der Priester in der Inselstadt, in welche sich aber der König bei Kriegen ebenfalls zurückzog. Bei Opfern und Hauptfesten trugen die obersten Priester den königlichen Purpur. Ihre Einkünfte flossen aus ihrem Grundbesitze und aus den Zehnten, so daß sie vollkommen unabhängig dastanden. Sie waren oft die Seitenverwandten des Königshauses und ihre Würde erblich; ja sie schwangen sich mitunter sogar auf den Tron.

Die verschiedenen Städte von Gesammt-Syrien bildeten Gruppen mit gemeinsamen Vororten. Solche waren Hasor im alten Kanaan, Damask in Ost-Syrien (Aram) u. s. w. So bildeten auch Sidon, Tyros und Arados einen Bund mit dem Sitze in der gemeinsamen Stiftung Tripolis (Dreistadt) in welcher jede der drei Städte einen abgesonderten Stadttheil besaß. Hier tagte das Synedrion (Bundesrat), bestehend aus den drei Königen und je hundert Senatoren aus jeder Stadt. Zu gemeinsamen Unternehmungen stellte jede der verbündeten Städte hundert Schiffe. Doch ist weder das Alter dieser Einrichtung, noch das Verhältniß von Byblos und Berytos zu dem Bunde bekannt.

Vielleicht zählten letztere beide in der spätern Zeit zu den vielen, den drei Hauptstaaten unterworfenen kleineren Städten. Solcher hatte auch Karthago eine Menge unter sich. Städte, welche den Herrschenden als gefährliche Nebenbuhlerinnen erschienen, wurden sogar zerstört, um nicht mehr aufzukommen, so am Festlande Marathus vor der Inselstadt Arados (in der Zeit der Seleukiden). Im Ganzen zeigt der Charakter der phönikischen Stadtbevölkerung ein herzloses, gewinnsüchtiges Treiben, das auf die Rechte Anderer keine Rücksicht nahm, dessen Strafe aber nicht ausgeblieben ist.

C. Seewesen und Handel.

Dasjenige, wodurch die Phöniker für die Kultur der Menschheit Großes geleistet haben und worin ihre eigentliche geschichtliche Bedeutung liegt, ist die Schifffahrt und was damit zusammenhängt: die Gründung von Niederlassungen und der Handel. Auf diesen Erwerbszweig wurden die Phöniker wol zunächst durch die Fischerei geführt.*) Der Name Sidons (hebr. = Fischfang) zeigt, daß dies die erste bedeutende Fischergemeinde und damit auch die Geburtsstätte des phönikischen Seewesens und Handels war. Aber auch die Nebenbuhlerin Tyros legte sich die Erfindung des Fischfangs bei. Der letztere erforderte Fahrzeuge, und indem sich diese vervollkommneten, erstand das Seewesen jener Küste. Durch den Fischhandel aber entwickelte sich der Handel überhaupt, sowol zu Lande als zu Wasser, und dehnte sich erst auf die übrigen Erzeugnisse des eigenen Landes und dann auch auf diejenigen anderer Länder aus. Der älteste und bedeutendste Handel und Verkehr der Phöniker war indessen der zur See. Nach den Sagen dieses Volkes war das erste rohe Fahrzeug ein Baum ohne Aeste; dann band man die Stämme zu Flössen zusammen und endlich erfanden die Kabeiren das Schiff und ihre Nachkommen rüsteten Flotten aus.**) Jedenfalls sind die größern Fahrzeuge eine Erfindung der Phöniker, und zwar sollen die Handelsschiffe von den Tyriern, die Kriegsschiffe von den Sidoniern erfunden sein. Von ihnen haben sämmtliche Völker am Mittelmeer das Seewesen erlernt. Besonders befördert wurde die phönikische Schifffahrt durch den Ueberfluß des Landes an Schiffbauholz, namentlich auf dem Libanon, dessen Zedern und Kypressen sich dazu vorzüglich eigneten, und zwar erstere zu Kiel und Mast, letztere zu den Wänden (Ezech. 27, 5). Die Bergwerke des Libanon und von Kypros lieferten das Kupfer zum

*) Movers, das phöniz. Altertum, 3. Th., 1. Hälfte. Handel und Schifffahrt. S. 15 ff.
**) Movers a. a. O. S. 149 ff.

Beschlagen der Schiffe. Die gewöhnlichen Kauffahrerschiffe hießen Gauloi (Tröge, Wannen). Der Gaulos war rundlich und tief und von verschiedener Größe. Eine Abart davon sind die Hippoi, mit einem Pferdekopf am Vordertheil. Größere Waarenbeförderer waren die Tarsisschiffe, die zu den weitesten Fahrten dienten und prächtig geschildert werden. Sie trugen buntgewirkte Segel aus Byssos oder ägyptischer Leinwand. Die größern Schiffe hatten zum Behufe der Landung Barken mit Rudern im Gefolge. In den älteren Zeiten waren auch die Handelsschiffe mit Waffen und Mannschaft ausgerüstet, um vorkommenden Falles als Kriegsschiffe dienen zu können. Als sie aber zu groß und schwerfällig hierzu wurden, entstanden besondere Kriegsfahrzeuge. Selbe waren länglich und wurden durch Ruder in Bewegung gesetzt. Die ältesten hatten fünfzig Ruderer, je 25 auf einer Seite und in einer Reihe. Später gab es zwei-, drei- und vierreihige. Auf einem Fünfzigruderer konnten 500 Mann befördert werden. Die Ruderer saßen an den Seiten der Schiffe, die unteren Reihen bedeckt, die obern aber bald bedeckt, bald offen. Die Ruderschiffe hatten auch bisweilen Segel. Zur Zeit der Perserkriege hatte Phönikien 300 Trieren und 750 kleinere Kriegsschiffe, jede Gattung mit 60,000 Mann Besatzung und einem jährlichen Solde von 16 Mill. Mark. Die Stärke der Handelsflotte ist nicht bekannt. Die Schönheit der Schiffe, die Tüchtigkeit der Seeleute, die Ordnung und Mannszucht auf den Fahrzeugen waren im Altertum hochberühmt. Als Leitstern für die Berechnung der Lage diente den Phönikern der Polarstern. Ihre Steuerleute waren so geschickt, daß sie gegen den Wind zu fahren verstanden, und so fuhren sie nicht nur an den Küsten hin, sondern mitten durch die unabsehbaren Wogen. Sie befuhren aber das Meer nur von Mitte Februar bis gegen Ende Oktober. Was die Schnelligkeit ihrer Fahrten betrifft, so rechnete Herodot 1300 Stadien ($32^1/_2$ geogr. Meilen) auf 24 Stunden. Die gewöhnliche Schnelligkeit war aber nur 1000 Stadien (25 Meilen) in derselben Zeit. Es kamen jedoch Fahrten vor, welche die von Herodot angegebene Schnelligkeit um das Doppelte übertrafen. Eine phönikische Triere segelte doppelt so schnell, als ein griechisches Schiff, obwohl letztere noch schneller fuhren als die Venetianer im Mittelalter. Ja die phönikischen Schiffe kamen an Schnelligkeit den jetzigen Dampfbooten nahezu gleich.

Die Schifffahrt der Phöniker war die Voraussetzung ihrer Niederlassungen in anderen Ländern. Veranlaßt wurden sie zu solchen theils durch den Handel, theils durch politische und sociale Bewegungen in ihrer Heimat oder auch Kriege, welche eine Partei zur Auswanderung zwangen, theils durch Uebervölkerung des schmalen Küstengebietes, Erdbeben, Mißwachs, epidemische Krankheiten u. s. w. Mit den Einheimischen vereinigten sich auch benachbarte Fremde zur

Auswanderung. Von den phönikischen Kolonien selbst wurden dann aus denselben Veranlassungen wieder andere Kolonien gegründet,*) und auch unterworfene Volksstämme, zur Verhütung ihrer Auflehnung, dahin gesandt, und umgekehrt störrische Leute der Kolonien nach dem Mutterlande gebracht. Die Karthager ließen unter Hanno 30,000 vom Mischvolke der Libyphöniker nach Westafrika und Spanien überführen, und Hannibal versetzte Iberer aus Spanien nach der Umgegend von Karthago. Natürlich mußten die Niederlassungsorte zuerst mit Waffengewalt erobert und dann auch mit solcher erhalten werden und die Einwohner wurden ebenso hart behandelt wie die Landbauer in Phönikien selbst. Dazu dienten Söldnerheere, welche in verschiedenen Ländern und in den Kolonien selbst angeworben wurden. Auch mußten jene Kolonien, welche nicht unabhängig geworden, der Mutterstadt Truppenabtheilungen liefern und wurden von allem Verkehr und Handel mit Fremden abgesperrt, um gehorsam zu bleiben. In alle phönikischen Kolonien wurde überdies die Kultur, Gesetzgebung und Religion dieses Landes verpflanzt.

Die ältesten Niederlassungen der Phöniker waren wol die im Delta des Nil, wo schon längst vor der Herrschaft der Hyksos semitische Ansiedler saßen, jedenfalls schon tief im dritten Jahrtausend vor Chr. Die erste entschieden phönikische und zwar sidonische Erwerbung zur Niederlassung war aber um 1400 vor Chr. die Insel Kypros, wo die Sidonier Kition gründeten (die Semiten nannten das Eiland überhaupt Chittim). Schon in grauer Zeit, wahrscheinlich schon seit etwa 1500 vor Chr., kamen die Phöniker nach Griechenland und den griechischen Inseln und brachten ihr Alfabet dahin, welche Thaten dem Kadmos aus Tyros als Vertreter seiner Landsleute zugeschrieben werden, dessen Züge aber die eines Sonnengottes sind, und dessen Stadt Theben sieben Thore nach der Zahl der Planeten hatte. In Korinth fand der Kult des Melkart und der Astarte Eingang. Auf Kreta war in der Sage von Europa und ihrem Sohne Minos und im Stierdienste die Erinnerung an die phönikische Niederlassung besonders lebhaft. An den griechischen Ufern wurden Purpurschnecken gesammelt, Metalle gegraben, Sklaven und Thiere gekauft oder erbeutet, Alles um Phönikiens Industrie (oben S. 383) zu nähren und seinen Handel mit anderen Ländern zu beleben. Auch in Thrake und am Schwarzen Meer (Bithynien und Paphlagonien) gab es phönikische Ansiedlungen in Verbindung mit karischen. Etwa um 1100 vor Chr. sollen die Phöniker von den griechischen Inseln durch die Dorier vertrieben worden sein. Weitere Fahrten gingen nach Malta, dessen Nebeneiland Gaulos (Gozzo) einen phönikischen Tempel

---

*) Movers, das phöniz. Altertum II. S. 5 ff.

hatte. Auf Sikelien wurde Minoa gegründet, im Westen der Insel Eryx, im Norden Panormos. Im erzreichen Sardinien entstanden ebenfalls Niederlassungen. In Nordafrika wurden von Sidon aus Alt-Karthago (oben S. 444) und Hippon angelegt, und aus dem Lande Löwen- und Panterfelle, Büffelhörner, Elfenbein, Federn und Eier von Straußen, Alaun, Korn und Früchte nach Hause geschafft. Die erste bedeutende Kolonie von Tyros war jenseit der Meerenge, die aus der Thalassa hinausführt, Gadeira (Gades, Cadix) mit einem Tempel des Melkart (1100 vor Chr.). Aus dem jetzigen Andalusien, bei ihnen Tarsis, griech. Tartessos, bezogen die Phöniker Gold, Silber, Blei und Eisen, Fische, Getreide, Wein, Oel, Wachs u. s. w. Weiterhin im Atlantischen Ocean gelangen den Phönikern von ihrem dortigen Ruhepunkte Gades aus Niederlassungen an der Westküste Afrika's. Vielfach übertriebene Schilderungen kannte das Altertum von ihren Entdeckungen großer Inseln im Westen, worunter wahrscheinlich die kanarischen Eilande und Madeira verstanden sind. Nordwärts ging es zu den Zinninseln (Kassiteriden) im Kanal und nach Albion. Bernstein wurde an der Nordsee- und vielleicht auch an der Ostseeküste geholt.

Im Westen des Mittelmeeres wurden ferner, besonders nach der Vertreibung aus Hellas, durch Tyros zahlreiche Kolonien auf Sardinien und Korsika, auf den Balearen, in Spanien, Afrika (Utika und Neu-Karthago) gegründet; doch seit dem achten Jahrhundert vor Chr. theils durch die Griechen, welche sich überall in Masse ansiedelten, weit in den Schatten gestellt, theils durch die gegen der Phöniker Gewaltherrschaft empörten Eingeborenen erobert. Im Osten brach sich der Handelsgeist der Phöniker ebenfalls Bahn, zuerst wahrscheinlich längs dem Eufrat mit Babylon dessen Maße und Gewichte jene Seefahrer im 16. Jahrhundert vor Chr. bereits in Gebrauche hatten. Sie wurden mit der Zeit die Vermittler alles Handels zwischen Aegypten, wo sie in Memfis eine alte Niederlassung hatten, Mesopotamien und Arabien, wohin sie ihre eigenen Erzeugnisse brachten und gegen solche jener Länder austauschten, die sie dann wieder dahin führten, wo man ihrer bedurfte (oben bei Aegypten S. 311). So betrieben die Phöniker nicht nur See-, sondern auch Karawanenhandel zu Lande, durch die Wüsten, und zwar mit Eseln und Maulthieren, seltener mit Kamelen, und unter Dienstleistung von Arabern. Sie wurden darin unter Salomo von den Israeliten durch Oeffnung der Wüstenwege und Gründung der Oasenstation Tadmor unterstützt, während dagegen die arabischen Scheiche die Karawanen durch Erhebung von Abgaben für den Gebrauch der Brunnen und Zisternen, der Wege und der Khane ausbeuteten, und gleich den assyrischen und babylonischen Beamten Zölle erhoben. Auch verbanden die Phöniker die Vortheile des nassen

und des trocknen Verkehrs und versorgten auch den Osten mit den Erzeugnissen ihrer westlichen Handelsplätze und diese dafür mit solchen der Länder am Wüstenrande. So kamen ägyptische und chaldäische Geräte nach Etrurien, wo sie noch gefunden werden. Uralte Karawanenstraßen der Phöniker gingen ferner über die Landenge von Suez, und durch Palästina zum älanitischen Meerbusen; denn auch das Rote Meer und den Indischen Ocean befuhren sie, gelangten, mit Salomo verbündet, bis zu den Indosmündungen und übten, namentlich in religiöser Beziehung, großen Einfluß auf die Sabäer in Südarabien (Jemen) aus. Sie versorgten auch den Westen mit Arabiens Kamelen, Ziegen, Thierfellen zu Safian und Pergament, Ziegenhaaren, Datteln u. s. w. und brachten dafür Kleidungsstücke und Zeugstoffe, Pferde (die Arabien im Altertum noch nicht hatte), Wein, Weizen, Oel, Safran, Metalle, Gelt und Geräte aus Gold und Silber nach Arabien. Ja die Phöniker umschifften unter Farao Necho von Aegypten in zwei Jahren Afrika von Osten nach Westen, doch ohne daß diese That Folgen hatte oder damals in ihrer Bedeutung gewürdigt wurde (Herodot IV. 42).

Unter den Gegenständen des phönikischen Handels stehen als die wichtigsten Gold und Silber voran. Durch deren Erwerbung in fernen Ländern verschafften sie sich die Mittel, ihren Handel zu heben, indem sie dafür andere kostbare Waaren kauften. Silbergelt kommt bei den Phönikern zuerst vor.*) Durch den Handel der Phöniker wurde es in großer Menge über Vorderasien und Aegypten verbreitet, wo es früher höchst selten, ja viel seltener als Gold gewesen war. Gewonnen wurde es von den Phönikern in Spanien (Tarsis), das Gold aber in Ofir (oben S. 271), Afrika, Kypros u. a. Inseln des Mittelmeers, Thrake, Makedonien, Thessalien, Griechenland, Dalmatien, Italien, Gallien und Iberien, doch aus Bergwerken nur in letzterm Lande, sonst durch Verkehr mit den Eingeborenen. Das Silber brachten sie in Geltstücken in den Verkehr, das Gold in Barren oder Scheiben. Eine weitere bedeutende Handelswaare, aber keine die Menschlichkeit ehrende, bildeten die Sklaven. Durch ihre Habsucht luden sich die Phöniker den Schandfleck des Menschenraubes und Menschenhandels auf die Seele. Sie stahlen Knaben und Mädchen da wo sie Handel trieben und verkauften sie. In späterer Zeit, als der Handelsverkehr geordneter wurde, setzten Seeräuber fort, was früher die Kaufleute verübt; aber der Handel mit Sklaven dauerte stets fort und wurde für nichts unrechtes angesehen. Sklaven wurden in Phönikien eingeführt aus Syrien und Palästina, und nach Griechenland und Italien als Sänger, Tänzer, Flöten- und Zitherspieler

*) Movers, das phön. Altertum III. Th. 1. Hälfte. S. 27 ff.

beider Geschlechter ausgeführt, wo sie daher oft Syrus und Syra hießen. Aber es ging auch den umgekehrten Weg und Griechen und Griechinnen wanderten als Sklaven nach dem Morgenlande, sogar durch ionische Kaufleute, und gelangten bis in die Harems der persischen Schahe. Aus Kleinasien, besonders Kappadokien, kamen Sklaven nach Assyrien und Persien, ebenso Afrikaner nach Europa u. s. w. Die meisten aber wurden aus der Landschaft Pontos und vom Kaukasos eingeführt. Hier waren denn auch die Preise sehr niedrig (4 Drachmen das Stück = 3 Mark), in Aegypten und Syrien weit höher (50 Drachmen = 37½ Mark); doch kamen hier, nach dem Zeugniß der Profeten Joel, Amos und Jesaia auch sehr niedrige, ja Spottpreise vor, z. B. wurden Knaben um einen Hetärenlohn, Mädchen um Wein, arme Schuldner um ein Paar Schuhe, kriegsgefangene Juden um gar nichts verkauft, ja oft fanden sie nicht einmal einen Käufer. Das waren die Preise, welche die Sklavenhändler bezahlten; diese aber verkauften wesentlich theurer. Nach der Bibel (3. Mos. 27, 3 ff., 4. Mos. 3, 47 und 18, 16) galten unter den Hebräern kleine Mädchen 3 Schekel (7½ Mark), kleine Knaben 5 Schekel (12½ M.), Mädchen von 5—20 Jahren 10 Schekel (25 M.), Knaben desselben Alters 20 Schekel (50 M.), Frauen bis zu 60 Jahren 30 Schekel (75 M.), Männer dieses Alters 50 Schekel (125 M.), Greisinnen 10 und Greise 15 Schekel. Jetzt kostet in Mittelafrika ein Knabe von 10 Jahren 15, ein Mädchen 21 Mark, in Nubien von demselben Alter 60 und 75 Mark. Wein wurde sowol in Phönikien selbst in großer Menge und Güte gezogen, als von den Phönikern in allen Mittelmeer- und ihnen bekannten Oceanländern gekauft und verhandelt. Getreide konnte nicht für den Bedarf gepflanzt werden, wurde aus den Nachbarländern eingeführt und zum Theil weiter verkauft; es war ein Monopol der Könige. Großer Handel wurde auch getrieben mit Oel, Obst, Früchten, Fischen, Vieh, Pferden, fremden Thieren (Affen, Pfauen), fertigen Kleidern, Schmucksachen, Gewürzen, besonders Weihrauch, Styrax, Zimmt aus Indien, Kassia, Narden und Myrren, Salben aller Art u. s. w.

Die Phöniker waren beinahe die einzigen Kaufleute des Altertums und ihr Name ziemlich gleichbedeutend mit den von Handeltreibenden. Den Großhandel hatten die Könige und die Vornehmen in der Hand und Erstere hatten das Monopol mehrerer Waarengattungen. Besorgen ließen die Großhändler ihre Geschäfte oft durch Anleihen auf kaufmännische Unternehmungen und durch Handelsdiener (Sklaven oder Freigelassene). Meist aber fuhren die Kaufleute in ihren eigenen Schiffen selbst aus; die einen machten jährlich regelmäßige Handelsreisen, andere blieben Jahre lang abwesend, von Hafen zu Hafen ziehend, wieder andere ließen sich in der Fremde

nieder, um Handel zu treiben, und aus solchen Niederlassungen, welche ihre eigenen Tempel und Heiligtümer hatten, wuchsen manche Kolonien der Phöniker empor. So hatten diese auch ihre Quartiere und Bazare in Athen, Rom, Jerusalem und anderwärts. Diese auswärtigen Handelsleute befaßten sich theils mit Gelt- und Wechselgeschäften oder Bodmerei und Wucher, theils mit Rederei, Groß- oder Kleinhandel. Die geringsten unter ihnen waren Krämer oder gar Hausirer, Fisch-, Kleider- oder Sklavenhändler, Wechsler u. s. w. Aber auch als Purpurfärber, Salbenbereiter, Köche und Bäcker lebten Phöniker in fremden Handelsstädten, sogar als Bordellwirte, und diese Leute, mit Ausnahme der Großhändler und Reder, waren übelbeleumdet und verachtet. Sie waren auch zudringlich und auf Benutzung des Gastrechtes erpicht, namentlich bei Griechen und Römern. Die phönikischen Staatsbehörden bestellten für Ansiedlungen ihrer Bürger in fremden Städten einen dortigen Eingeborenen als deren Sachwalter (Proxenos, Konsul), oder ein solcher wurde von der Behörde des Staates, in dem die Kolonie lag, aus deren Gliedern gewählt. Wo aber Phöniker aus verschiedenen Staaten lebten, sonderten sie sich von einander ab und bildeten verschiedene Körperschaften. Indessen gab es auch in Phönikien Niederlassungen fremder Kaufleute, namentlich Hebräer, Chaldäer, Perser u. a. Zwischen den Phönikern und anderen Nationen bestanden Handels- und Niederlassungsverträge.

Während die Hafenplätze Vereinigungspunkte der zur See reisenden Phöniker waren, trafen sich die zu Land Reisenden bei großen Festen und Jahresmessen an heiligen Orten, wo zugleich Pilger- und Handels-Karawanen zusammenströmten, unter Zelten oder in Bazaren feilgeboten wurde und Karawanserais die müden Wanderer aufnahmen, woraus oft Handelsstationen wurden. Ein solches Fest war in Mabug am Eufrat das der Wallfahrt zum Meere, wozu überallher das Volk zusammenströmte und mit dem Wunderbild der assyrischen Urania (Baaltis, Bilit) an das Meer zog, um Meerwasser zu holen und es im Tempel der Göttin darzubringen. Das Fest wurde besucht von Phönikern, Syrern, Assyrern, Babyloniern, Medern, Persern, Indern, Aethiopen, Kappadoken, Kilikiern, Skythen und Griechen. Die Hin- und Rückreise dauerte einen Monat und war daher für den Handel und Verkehr Vorderasiens von großer Wichtigkeit. Das Fest ist wahrscheinlich, des Meerwassers wegen, von Phönikien ausgegangen, an dessen Küsten es seine Heimat hatte.*) Auch am Tempel zu Jerusalem und in dessen Vorhof hatten die Phöniker ihre Buden, sowol vor als nach der babylonischen Exilzeit. So wurde die Religion von den spekulativen Kaufleuten benutzt.

*) Lukian, Syr. Göttin 10. 13. 33. Movers a. a. O. S. 135 ff.

Sechstes Buch.

Das Gebiet des Eufrat und Tigris.

Erster Abschnitt.

Land und Volk.

A. Das Zweistromland.

Das eigenartigste und von der Kultur anderer Länder und Völker unabhängigste Gebiet Vorderasiens ist das keinen Gesammt-Landesnamen tragende, welches seine Gewässer dem Zwillings-Stromgebiete des Eufrat und Tigris zusendet.*) Dieses Strompaar erhebt das von ihm befruchtete Land zu einem ebenso charakteristischen und bedeutenden Kulturreiche, wie dies der Hoang-ho und Yang-tße-kjang in Bezug auf China, der Ganges auf Hindustan, der Nil auf Aegypten thun. Es sind zwei ebensolche großartige Adern, die ihrer Umgebung Wolstand und Bildung zuführten, welche ohne sie eine Wüste wäre und zu dem großen Wüstengürtel gehören würde, der von der Sahel durch die Sahara, Arabien, Persien und Turan bis zur Mongolei reicht, durch dies Zweistromland aber in viel wirksamerer Weise unterbrochen wird, als durch das schmale Nil-Thal. Auch das Land, von welchem wir sprechen, ist daher ein Geschenk seiner Ströme. Obschon dies Land jetzt seine Bedeutung und Selbständigkeit verloren hat, während Aegypten sie wieder zu gewinnen anfängt, so sind dennoch alle Bedingungen dazu vorhanden, daß es in Zukunft wieder in die Reihe der Kulturländer treten könnte, d. h. nur in dem Falle, daß

---

*) Hauptwerk: George Rawlinson, the five great monarchies of the ancient eastern world or the history, geography and antiquities of Chaldaea, Assyria, Babylon, Media and Persia. 2. Ed. 3 Vol. London 1871.

das alle Kultur niedertretende und allem Fortschritte Hohn sprechende Türkentum den verdienten Sturz erlebt.

Das Land des Eufrat und Tigris hat seine Stärke in der Ebene, welche im Nordosten der syrisch-arabischen Wüste sich von Nordwesten nach Südosten zieht und dem Laufe der genannten beiden Ströme folgt. An dem Gebirgslande, welches weiter nordöstlich die nämliche Richtung einhält und als Tauros und Zagros mit ihren Verzweigungen den mittlern Theil der mächtigen Höhenkette einnimmt, die in mehreren Parallelzügen vom äußersten Westen Kleinasiens nach dem alten Persis zieht, um sich dort in den Südrand des Hochlandes von Iran zu verlieren, hat unser Kulturland wenig Antheil; denn das Quellgebiet unserer beiden Ströme muß schon zu Armenien gerechnet werden, das wieder dem zusammenhangenden Hochlande von Vorderasien angehört.

Der Hauptstrom, d. h. die größere der beiden Wasseradern unseres Kulturlandes, der Eufrat, assyr. Purat, hebr. Frat, pers. Ufratauva, griech. Eufrates, arab. Fürad, entspringt im armenischen Hochlande in zwei Quellarmen, dem westlichen Eufrat oder Karasu, nahe der Wasserscheide zum Schwarzen Meer und Kaspisee, und dem Mürad, südöstlich davon, zwischen den Wasserscheiden zum Kaspi- und zum Wansee, welche vereinigt in schauerlichen Schluchten den Tauros durchbrechen. Nach dem Durchbruche nähert sich der Eufrat dem Mittelmeer und kommt in seiner westlichsten Biegung der Grenze zwischen Kleinasien, Syrien und dem Tigris-Eufratlande nahe; etwas weiter südlich aber wendet er sich nach Südosten, um nun entschieden in dieser Richtung zu verbleiben. Seine bedeutendsten Nebenflüsse sind der Bilichos (Belik), der bei Rakka, und der nahe dem Bette des Tigris entspringende Chaboras (Chabur) mit mehreren Zuflüssen, der bei Karchemis mündet. Die Länge des Eufrat beträgt 373 geogr. Meilen; er kommt also der Donau (380 g. M.) ziemlich nahe, schiffbar ist er von Sumeisat (Samosata) an.

Der zweite Strom unseres Kulturlandes, der Tigris, (welcher wegen seines schnellen Laufes gleich dem schnellen Tiger vom pers. Worte für „Pfeil" (Tigra) den Namen haben soll, akkad. Bar-Tiggar, assyr. Idiglat oder Diglat, aram. Digla, hebr. Hiddekel, arab. Didschleh, auch Schatt, d. h. Fluß), entspringt am Südrande des armenischen Hochlandes, nur durch eine schmale Gebirgskette, den östlichsten Theil des Tauros, vom Wansee getrennt, fließt parallel dem östlichen Eufrat (Mürad), nimmt dann einen zweiten Quellfluß auf, der in entgegengesetzter Richtung aus der Nähe des Eufrat herkommt, und schlägt, mit ihm vereinigt, die südöstliche Richtung ein, die er dann beibehält, indem er fortwährend vom kurdisch-persischen Gebirge oder Westrand des eranischen Hochlandes her durch Bergflüsse gespeist wird, unter

denen die aus der Nähe des Urmiasees kommenden: Großer und kleiner Zab, sowie der südöstlichere Gyndes (Dijala), die bedeutendsten sind. Bei Sippara kommen sich der Eufrat und Tigris auf wenige Stunden nahe und wurden dort im Altertum durch mehrere Kanäle verbunden, die jetzt vertrocknet sind. Dann entfernen sie sich wieder von einander, doch nicht mehr so weit wie früher; der Tigris sendet einen Arm (Schatt-el-Haih) zum Eufrat; aber auch der andere (Schatt-el-Amarah), der im Altertum eine eigene Mündung in den weiter in's Land eindringenden persischen Meerbusen hatte, verbindet sich jetzt mit dem Eufrat zum Schatt-el-Arab, der nun weiter unten in jenen Golf fällt und in die manigfach verzweigten Arme seines nunmehrigen Delta den Choaspes (Kercha) und Euläos (Kuren) mit dem Pasitigris aufnimmt, die möglicher Weise einst auch eigene Mündungen hatten. Der Tigris ist 255 geogr. Meilen lang, übertrifft daher den Ganges (240) und den Don (240) beträchtlich. Schiffbar wird er bei Mosul (Niniveh).

So ist das Tigris-Eufratland zum überwiegenden Theile flach, und zwar im Nordwesten, vom Gebirge Masios, das die Quelle des Tigris vom Eufrat trennt, bis zu der Stelle herab, wo sich Tigris und Eufrat am nächsten kommen, eine hohe, öde, von Hügelketten unterbrochene, theilweise vulkanische Spuren tragende (Schwefel, Basalt und Lava), mit Salzseen versehene und baumlose Steppe, von dort an aber, gegen Südosten, eine weite, unübersehbare Ebene mit braunem und fettem Boden, bis zum Golf herab. Dieses Land bildete in ältesten Zeiten den östlichen Theil von Aram oder Syrien. Soweit es sich zwischen beiden Hauptströmen befindet, heißt es nach dieser Lage hebr. Arâm Naharain, d. h. Land der beiden Flüsse, arab. Al Dschesireh, d. h. die Insel, griech. Mesopotamien, und zerfiel durch die Annäherung beider Ströme in ihrem Mittellauf in das obere und untere. Der westlichste Theil des obern, in der Biegung des Eufrat, heißt Haran, der mittlere Gozan. Die Landschaft am obern Tigris, zwischen dessen beiden Wasserscheiden, hieß von Alters her Assyrien, im Lande selbst Assur, pers. Athura; der Name dehnte sich jedoch mit der Zeit auch über das obere und untere Mesopotamien aus. Die Landschaft südwestlich vom untern Eufrat hieß Chaldäa (Kaldi), nach der Hauptstadt aber dies und das untere Mesopotamien zusammen oder das untere Tigris- und Eufrat-Land überhaupt, das Sinear der Hebräer, mit wechselnden Grenzen — Babylonien. Doch hieß auch dies in seinem ganzen Umfange in späterer Zeit Chaldäa. Das Land östlich vom untern Tigris hieß Elam (assyr. Ilantal, griech. Elymiotis), oder nach der Hauptstadt Susiana.

Dieser ganze Länderinbegriff umfaßt ohne die von seiner eigenartigen Kultur nur wenig beeinflußten Gebirgsländer im Norden und

Nordosten 7770 Quadratmeilen, d. h. etwa die Größe von Norddeutschland oder die zehnfache der Schweiz (oder ein Zehntel des eigentlichen China).

Das Klima des Landes ist in der Ebene ein glühend heißes im Sommer, in der Nähe der Gebirge aber kühler; im Winter ist es mäßig mit nur gelindem Frost, aber scharfen Nordwinden. Die äußersten Wärmemesserstände in Chaldäa sind + 30 und + 120° F., in Assyrien aber — 10° und + 120° F. Während Assyrien an großer Trockenheit leidet, besteht in Chaldäa der Winter in einer Regenzeit, die fast vom November bis Mai dauert. Im Sommer ist Regen sehr selten, und der Himmel meist wolkenlos. Doch bringen die Dünste in dieser Zeit oft das Zauberbild der Kimmung hervor. Der Eufrat und Tigris überschwemmen das Land periodisch, doch in weit geringerm Maße als der Nil. Bei der Schneeschmelze in den Bergen, zu Anfang oder Mitte April beginnt das Anwachsen und dauert nur bis im Juni, wo die größte Hitze eintritt. Von diesen Ueberschwemmungen, von denen jene des Tigris oft gefährlich statt wolthätig werden, bleiben nicht selten Seeen zurück, die namentlich im Süden von Babylon, längs dem Eufrat bis gegen die Stromvereinigung hin, zahl- und umfangreich sind. Beide Ströme schwemmen viel Schlamm an und ihr Delta vergrößert sich daher fortwährend und wächst in 66 Jahren etwa um eine englische Meile (im Altertum schon in dreißig Jahren). Dieses angeschwemmte Land war natürlich in früherer Zeit noch sumpfiger als jetzt und höchst ungesund, ja verpestet, und mit ungeheuern Binsen von zwölf bis fünfzehn Fuß Höhe besetzt. Im Gegensatze hierzu waren die der arabischen Wüste näher liegenden Gegenden von Sandbergen bedeckt, die der Wind von der Wüste zusammengeweht hatte, litten an Wassermangel und waren von der Sonne ausgetrocknet.

In Bezug auf die Vegetation ist das Land größtentheils gleich den urbaren Theilen Arabiens beschaffen, nur ungleich fruchtbarer, ja im Altertum war seine Fruchtbarkeit sprichwörtlich, was übrigens auf den größten Theil von Assyrien keine Anwendung findet.

Das Land nährt im Ganzen wenig Bäume, nicht sehr häufig sind Feigen, Oliven und Wein; dagegen besitzt es Ueberfluß an Getreide und Dattelpalmen, soweit es bewässert ist. Auch erzeugt es Melonen, Kastanien, Aepfel, Zitronen und Orangen. Das Korn trug im Altertum fünfzig- bis hundertfältige, ja in besonders begünstigten Lagen zweihundertfältige Frucht. Hirse und Sesam wachsen zur Höhe von Bäumen. Das Schilfrohr wächst 14 bis 15 Fuß hoch und dient den Bewohnern beinahe zu so vielerlei Zwecken wie der Bambus in China und der Papyros am Nil. Assyrien liefert Eichen, Silberpappeln, Nußbäume und Sykomoren zu Bauholz. Aus den Palmen

wird eine Art Brot, Wein, Essig, Honig, Kuchen und alle Arten von Gewebe bereitet, ihre Kerne von den Schmieden statt der Kohlen benutzt, zermalmt auch als Viehfutter zur Mast verwendet. Assyrien und Babylonien waren einst so reich, daß sie den Persern jährlich vier und eine halbe Million Mark an Tribut bezahlten, und diese Zahlung wird als ein Drittel des Ertrages aus dem ganzen Reiche berechnet. — Das Land ist noch jetzt fruchtbar; aber es wird von — Türken regirt, und damit ist genug gesagt! Der Schritt dieser Barbaren schafft Paradiese in Wüsten um. Von Thieren ist die Seidenraupe zu erwähnen; eine schreckliche Landplage ist die Heuschrecke, welche in Myriaden mit dem Winde kommt und in kurzer Zeit die blühendsten Gegenden in Wüsten verwandelt, dann Skorpionen, Taranteln u. s. w. Die Flüsse und Sümpfe sind reich an Fischen. An größeren Thieren bringt das Laad besonders Hunde, Rindvieh, Ziegen, Schafe und Kamele hervor; auch eine prächtige Rasse von Pferden. Mesopotamien und die benachbarten Gebirgsländer beherbergen Löwen, Leoparden, Hyänen, Luchse, wilde Katzen, Hasen, Schakale, Füchse, Wölfe, Wildeber, Hirsche, Steinböcke, Gazellen, Büffel, wilde Esel, Stachelschweine u. s. w. Von Vögeln durchfliegen Geier, Adler, Eulen, Falken die Luft, nisten Nachtigallen in den Bäumen, durchschwärmen Störche, Pelikane, wilde Schwäne, Gänse und Enten u. s. w. die Ufergegenden. Ehemals durchliefen auch Strauße die Ebenen.

B. Assyrer und Chaldäer.

Die Bewohner des Tigris- und Eufratgebietes im Altertum gehörten verschiedenen Völkerstämmen an. Die ursprüngliche Bevölkerung Assyriens ist ethnologisch nicht bestimmt einzugliedern. Das alte Chaldäa hingegen war überwiegend von Hamiten bewohnt, die man auch, weil nach der Bibel der dortige erste König Nimrod als Sohn des Kusch erscheint, Kuschiten nennt. In geschichtlicher Zeit jedoch war das herrschende und wol die Hauptmasse bildende Volk in Assyrien ganz oder beinahe ganz und in späterer Zeit auch in Babylonien oder Chaldäa überwiegend von semitischer Abstammung und bildete die östliche Gruppe der semitischen Stämme. Manche Kenner der Keilinschriften, wie Lenormant, sind der Meinung, daß die Urbevölkerung beider Länder der turanischen oder ural-altaischen Abtheilung der mongolischen Rasse angehöre, also stammverwandt mit den Finnen und Türken und vor den Hamiten und Semiten im Lande gewesen wäre. Man nennt diese Völkerschaft die Akkadier nach einer Stadt Akkad in Chaldäa, welche sowol von der Bibel (1. Mos. 10, 10), als

von einheimischen Inschriften genannt wird und stets im Titel der babylonischen Könige (Könige von Sumir und Akkad) vorkommt, deren Trümmer aber nicht aufgefunden sind.*) Bewiesen ist eine Berechtigung zu dieser Bezeichnung noch nicht völlig, welche übrigens so viel heißen soll als „Bergbewohner" (da Akkad von den Assyrern mit „Berg" erklärt wird). Sind daher die „Akkad" eines mit den Völkern nicht-semitischer Zunge in Chaldäa, so müssen sie aus einem Berglande gekommen sein, welches allerdings im Hochlande Mittelasiens liegen mag. Dafür spricht auch, daß Chaldäa schon in ältester Zeit die Metallbearbeitung kannte, über deren Erfindung durch Turanier, die ihre Sitze an den erzreichen Gebirgen des Altai und Ural hatten, kaum ein Zweifel walten kann.**) Sei dem, wie ihm wolle, — jedenfalls ist die Bevölkerung von Chaldäa eine stark gemischte; ebenso sicher ist aber auch, daß seit der Zeit, da Chaldäa in nähere Berührung mit Assyrien trat, die Kultur der Tigris- und Eufrat-Länder im Ganzen ein vorwiegend und bezeichnend **semitisches** Gepräge erhielt. Auf den erhaben gearbeiteten Bildnereien der assyrischen Paläste tritt uns überall die ächt semitische Gesichtbildung entgegen. Die Leute sind stark gebaut, muskelfest, von regelmäßigen Zügen, mit gebogener Nase, hervortretendem Kinn, niederer Stirne und starkem Haar- und Bartwuchs.

Die Kleidung war bei den alten Chaldäern so einfach wie die der Aegypter; sie bestand beim Volke in einer kurzen leinenen Tunika bis zu den Knieen, wozu noch etwa bei kälterer Witterung ein wollener Mantel über die Schultern kam. Die Vornehmen trugen längere Gewänder, der römischen Toga nicht unähnlich und wie diese über die Schulter geworfen. Einhüllender war die Kleidung in Assyrien; denn das Klima ist schon ein nördlicheres und Berge liegen nahe. Die Leute kleideten sich in Baumwolle, doch wahrscheinlich nahm der Aufwand auch Seide aus China und Wolle in Anspruch. Die Gewänder der Vornehmen waren bunt gewirkt und gestickt, und mit Quasten und Fransen besetzt. Purpurblau war die beliebteste Farbe. Das eigentliche Grundkleid war ein langes Hemd mit kurzen Aermeln, bei den höhern Ständen ohne Gurt und bis auf die Füße, beim Volke mit Gurt und blos bis zu den Knieen. Die Frauen, die auf assyrischen Abbildungen sehr selten vorkommen, trugen lange Kleider mit Gürteln, die bei den höheren Ständen reich verziert waren. Die häufiger abgebildeten babylonischen Frauen waren in lange und sehr

*) Vergl. **Duncker**, Gesch. des Altert. I. S. 193. Ménant, Babylone et la Chaldée, Paris 1875, p. 45 ff. Schrader, Art. Babylonien u. Chaldäa im Handwörterb. des bibl. Altert., Bielefeld u. Leipz. 1875. Maspero, hist. anc. p. 131 ff.

) **Lenormant, Anfänge der Kultur I. S. 70 ff.

enge Gewänder gehüllt, die vorne offen und unten gefranst waren; der obere Theil des Kleides ging nur über eine Schulter; um das obere Ende und am vordern Saum war es ebenfalls gefranst. Eine Binde hielt das Haar fest, das hinten aufgebunden war. Bei den vornehmeren Personen hatte das lange Hemd am untern Rand eine kostbare Verzierung ringsum, die mit dem Rang an Breite und Pracht zunahm. Bei den Hofbeamten kam darüber eine umgeschlungene eingefranste Schärpe, die mit dem Aufwand an Breite wuchs. Der erste Minister trug eine breite Binde um die Brust. Die Könige und Priester allein hatten das Vorrecht, mantelartige Obergewänder von reicher, schmuckvoller Arbeit zu tragen, die in Form und Ausschmückung verschieden waren. Symbolische Figuren und Sterne waren die beliebteste Schmuckzeichnung.

Als Kopfbedeckung trugen die Vornehmen turbanartige Kopfbinden, das Volk aber ging in bloßem Kopfe oder mit einer einfachen Mütze. Eigentümliche hohe Mützen trugen Priester und Musikanten. Die Vornehmen hatten Sandalen an den Füßen, die bei Aufwand bemalt waren; das Volk ging barfuß. In späterer Zeit kamen, mit kürzeren Hemden, Schnürstiefel und Beinkleider auf.

Das Haar wurde mitten auf dem Kopfe gescheitelt und in Locken geordnet, der Bart ganz wachsen gelassen. Bei den höheren Ständen der Assyrer wurde er außerdem an den Wangen gekräuselt, unter dem Kinn aber kunstvoll geflochten und gelockt, so daß er aus einer Menge nebeneinander hängender und unter sich in Absätzen verbundener Streifen bestand. Das Volk trug den Bart ungekünstelt und kürzer; in Assyrien waren nur die Verschnittenen und manchmal die Priester bartlos.

Auf den Schmuck wurde bei den Assyrern, namentlich in der spätern Zeit, sehr viel verwendet. Es gehörten dazu Färbemittel, besonders für das Haar, Salben, Oele, Schminken, dann eigentliche Schmucksachen aus Gold und Silber, welches aus den Gebirgen von Hochasien durch den Handel nach dem Eufrat und Tigris gelangte und hier von geschickten Künstlern zu feinen und geschmackvollen Geschmeiden verarbeitet wurde, zu Armspangen, Ringen, Diademen, Ohrgehängen u. s. w., die in Assyrien sowol Männer als Frauen trugen, in Babylonien aber nur die Frauen. Letztere bedienten sich metallener Spiegel und eines Ueberflusses an Salben u. a. Schönheitsmitteln. Nach Herodot trugen die Babylonier stets einen Sigelring und einen Stock mit sich. Die Länder des Tigris und Eufrat hatten Mangel an Steinen und es wurden daher dort Ziegel zum Bauen verwendet. Dieses Material hat zur Folge, daß nur von größeren Städten und auch in diesen nur von größeren Gebäuden (Palästen) Ueberbleibsel vorhanden sind, von denen auf die ehemalige Beschaffenheit

der assyrischen und babylonischen Bauten geschlossen werden kann. Die Ziegel wurden aus Sand- und Schlammmassen geformt, zum Behufe größerer Haltbarkeit Binsen und Röhricht darein geknetet, an der Sonne getrocknet oder im Feuer gebrannt, mit den Namen der Herrscher versehen und mit Erdpech oder Mörtel verbunden, zwischen die einzeluen Lagen aber Mattengeflechte gelegt. In Assyrien, das die Gebirge näher hatte, aber dennoch, weil von Chaldäa her besiedelt, an den Ziegeln festhielt, wurden wenigstens Unterbaue aus Kalkstein (Muschelkalk) errichtet, aus welchem auch Bildhauerarbeiten gefertigt wurden. Zur inneren Ausschmückung der Paläste verwendete man Alabasterplatten, die man an die Quadersteine mit eisernen, kupfernen oder hölzernen Klammern befestigte. Als Bauholz benutzte man den Maulbeerbaum, dann auch Palmen, Zedern und Kypressen. Die assyrischen und babylonischen Häuser hatten gleich den ägyptischen flache Dächer, auf denen Pflanzen angebracht wurden, und Galerien um die Stockwerke mit Säulen und Pfeilern. Die Thüren waren meist doppelt und drehten sich um Pfeilerachsen. Die größeren Häuser hatten meist Gärten zur Seite, die von Mauern umschlossen waren. Das Landvolk lebte wahrscheinlich unter Zelten und saß auf niederen Blöcken.

Die Städte des Eufrat- und Tigris-Landes waren größtentheils an den Strömen errichtet, und zwar die bedeutendsten von ihnen in Assyrien am obern Tigris und in Babylonien am untern Eufrat. Dort lag Ninive und hier Bab-Ilu, d. h. Thor Gottes, griech. Babylon, die riesigen Hauptstädte der zwei Reiche unseres Kulturlandes, die Jahrhunderte hindurch im Kampfe um die Oberherrschaft lagen.

Ninive (Ninâ), die spätere Hauptstadt Assurs lag gegenüber dem heutigen Mossul am linken (östlichen) Ufer des Tigris, (die ältere, Assur oder Asur, weiter südlich am rechten Ufer), da wo derselbe das Bergland eben verläßt, um ganz der Ebene anzugehören. Die vorhandenen Trümmer bilden jetzt Hügel, welche die Ebene unterbrechen; die wichtigsten von ihnen sind: der nordwestliche Palast von Nimrud, die von Kujundschik, Khorsabad, Keremles u. a. Die Stadt bildete ein ungeheures aber unregelmäßiges längliches Viereck; der Verfasser der Geschichte des Profeten Jonas nennt sie „drei Tagereisen groß.“ Ob damit der Umfang oder die Zeit, sie in allen Theilen zu durchwandern gemeint, ist ungewiß. Griechische Schriftsteller schätzen jede der längeren Seiten auf 150, jede der kürzeren auf 90 Stadien, die Höhe der Ringmauer auf hundert Fuß und die Breite derselben so, daß darauf drei Wagen nebeneinander fahren konnten. Fünfzehnhundert Thürme, jeder zweihundert Fuß hoch, sollen die Stadt bewacht haben. Da sie jedoch in dieser Ausdehnung einen zehnmal größern Raum eingenommen hätte als London und die genannten

vier Trümmergruppen sich nach ihren Ueberbleibseln als Plätze besonderer wenn auch ein großes Ganzes bildender Städte ausweisen, so will Rawlinson (I. p. 250 ff.) blos die Gruppe von Kujundschik nebst dem benachbarten Hügel Nebbi Yunus (Grab des Jonas) als Reste von Ninive gelten lassen, welches, nach diesem Umfange zu schließen, eine Bevölkerung von etwa 175,000 Seelen gehabt hätte. Die Ruinen von Nimrud wären demnach jene des alten Kalah, die von Khorsabad jene von Dur-Sarrukin (von Keremles scheint der alte Name unentzifferbar zu sein). Als andere bedeutende Städte von Assyrien nennt die Genesis (10, 11. 12) Rehobot, Ir, Kalah und Resen. Bedeutende Trümmer bietet auch der Platz Bavian im Gebirge. Babylon (hebr. Babel), die Hauptstadt Babyloniens oder Chaldäas, wenigstens seit 2000 vor Chr. bedeutend und die größte Stadt, welche das Morgenland je besaß, lag auf beiden Seiten des Eufrat und bildete ein Viereck, von dem jede Seite nach Herodot 120, nach Ktesias nur 90 Stadien maß und dessen Mittelpunkt ungefähr die heutige kleine Stadt Hillah (größtentheils am rechten Ufer) bildet. Der Eufrat durchfloß die nordwestliche und die südöstliche Ecke der Stadt. Diese war von einem breiten wasserreichen Graben und hinter diesem von einer 50 königl. Ellen breiten und 200 Ellen hohen Mauer mit hundert ehernen Thoren umgeben. Die bedeutendsten Paläste und Tempel Babylons lagen auf dem linken Ufer. Dort befand sich am Strome und nahe der nördlichen Mauer die Königsstadt (Akropolis), deren nördlichsten Theil die Ruine des Tempels des Marduk, heute Babil genannt, bildet. Andere Trümmer der Königsstadt sind Al Kasr (die Burg), die ehemalige Residenz der chaldäischen Könige, und der Hügel des Amram ibn Ali, den man für die Reste der sog. „hangenden Gärten der Semiramis" hält. Ein zweiter Palast stand auf dem rechten Ufer und war Alexanders des Großen Aufenthalt. Südlich davon, 12 Kilometer von Hillah, steht die von den Arabern Birs-Nimrud (d. h. Nimrods Thurm) genannte Ruine, nahe dem südwestlichen Winkel der Stadt, in dem Quartier Barzip oder Borsippa, ein Sand- und Ziegelhaufen, 235 engl. Fuß hoch, mit terrassenförmigen Abstufungen, — wahrscheinlich Herodots Tempel des Belos, (genauer des Bel-Nebo). Ob nun dieses Gebäude zu der hebräischen Sage vom Thurme zu Babel Anlaß geboten oder vielmehr die oben erwähnte Ruine Babil, ist ungewiß. Nach Herodot waren die Straßen der Stadt gerade, also wol schachbrettförmig, und die Mauern bogen an den Stromufern um, und setzten sich längs diesen als Wälle fort. Die Straßen bestanden nicht aus eng anschließenden Häusern, sondern es lagen Gärten zwischen denselben; nach Curtius war ein bedeutender Raum innerhalb der Mauern um die eigentliche Stadt zur Anpflanzung mit Getreide bestimmt, um bei Belagerungen

nicht Mangel zu leiden. In der erwähnten Königsstadt hat man Spuren einer Uferstraße (Quai) gefunden. Beide Ufer waren durch eine 5 Stadien lange und 30 Fuß breite, auf Pfeilern von 12 Fuß Abstand ruhende steinerne Brücke mit Zugbrücken von Zedern- und Palmenholz, durch die man den Uebergang Nachts zu sperren pflegte, sowie durch einen Tunnel unter dem Strome verbunden.*) Als andere alte Städte in Babylonien nennen die Hebräer Erech (das heutige Warka, südlich von Babylon) Akkad und Kalneh; Berosos nennt Sippara (der späteren Juden Sefarvaim, d. h. Schriftstadt) und Larancha. Die älteste Stadt war wahrscheinlich Ur (die Feuerstadt),**) jetzt Trümmer von Mugheir. Die Bevölkerung des alten Babylon durfte, der Größe nach, gegen eine Million gehabt haben. Wie stark bevölkert das gesammte Tigris- und Eufrat-Land gewesen, ist nicht zu ermitteln; jedenfalls war es weit stärker bewohnt als jetzt, wo es höchstens zwei Millionen zählt.

Die Beschäftigung der Einwohner unseres Kulturlandes bestand theils in Ackerbau, (mit sehr einfachem Pflug, davor zwei Ochsen gespannt), nebst Garten-, Obst- und Weinbau, theils in Viehzucht, theils in Jagd und Fischerei. Die Jagd war so beliebt, daß der erste fabelhafte König Chaldäas, Nimrod, als „großer Jäger vor dem Herrn" bezeichnet wurde. Sie ging auf Löwen, Büffel, wilde Esel, Hirsche, Antilopen, Steinböcke u. s. w. und es wurden starke, kühne Hunde dazu verwendet. Fische, eine Lieblingsspeise des Volkes, fing man mit Angeln an Leinen ohne Rute. Obschon die Gebirge Assyriens fast alle Metalle hervorbringen, war doch der Bergbau nie mit Eifer betrieben. Der hauptsächliche Unterhalt der Städtebewohner bestand in Handel und Gewerben. Ueber die Art der letzteren und die Fertigkeit derer, die sie betrieben, geben die beste Auskunft die von den Assyrern und Babyloniern benutzten Geräte. Zu Gefäßen wurde vorzugsweise Kupfer oder Bronze verarbeitet; in Ninive sind deren eine Menge gefunden, die als Koch- und Speisegeräte dienten und eine Größe bis zu sechs Fuß Durchmesser hatten, eine Größe, welche der Menge der vom Hofe gespeisten Personen zu entsprechen scheint. Sie sind meist kreisrund, theils mit festen, theils mit beweglichen Henkeln versehen, auch mit nur einer oder ohne Handhabe, entweder glatt oder verziert und zwar gravirt oder mit getriebener Arbeit in allerlei Figuren von Menschen, Thieren, (besonders Löwen und Gazellen), Arabesken u. s. w. geschmückt. Zur Unterlage der

*) Schrader, Art. Babel u. Bab. Thurm im Handwörterb. des bibl. Altert. Rawlinson II. p. 510 ff. Ménant, Babylone, p. 177 ff. Curt. V, 1, 4. 5. Herod. I. 178–181. Diod. II. 8–10. Strab. XVI. 1.

**) Rawlinson I. p. 16.

Kochgeschirre dienten Dreifüße in Gestalt von Löwen- und Stierfüßen. Außerdem wurden gläserne und alabasterne Geschirre gefunden. Von den ohne Zweifel goldenen und silbernen Tafelgeschirren der Könige sind natürlich nur geringe Ueberbleibsel vorhanden. Neben denselben waren auch bronzene und irdene Schalen im Gebrauche. Becher und Schalen waren oft unten mit Thierköpfen verziert. Aus großen Vasen füllte man mit eigenen Schöpfgefäßen die Getränke in die Becher. Ueberhaupt waren die assyrisch-babylonischen Gefäße von einer Kunstfertigkeit, welche die ägyptischen weit übertraf. Namentlich waren die Chaldäer in der Töpferei sehr geschickt und brachten an Gefäßen und Lanzen kunstreiche Verzierungen, besonders in Menschen- und Thiergestalten an. Aus älteren Zeiten finden sich noch steinerne Messer u. a. waffenartige Gegenstände.

Die Assyrer und Chaldäer saßen bei Tische, die Füße hangen lassend, auf hohen, fast bis an den Rand der Tafel reichenden Stühlen. Flüssige Lebensmittel wurden mit Löffeln oder aus Schalen und Bechern genossen, feste mit den Fingern ergriffen. Bei Gastmälern saßen die Gäste je 4 an einem kleinen Tische. Beim Essen wurde aufgespielt und Blumen hereingebracht. Im Trinken scheint man nicht sehr mäßig gewesen zu sein. Die Hauptnahrung der Aermeren bestand in Früchten, besonders Datteln und Ziegenmilch, an Gewässern in Fischen; die Reicheren aßen Weizenbrot, Wildpret, Fische und tranken Wein.

Auch die Möbel waren kunstreich gefertigt. Tische und Stühle waren mit Menschen- und Thierfiguren, Blumen, Früchten und allerlei Schnörkeln, oft von Metall, verziert. Schnitzwerke von Elfenbein und Perlmutter fehlen nicht. Besonders kostbar erscheinen Trone und Lehnstühle. Im Uebrigen hatten die Möbel große Aehnlichkeit mit den entsprechenden ägyptischen. Die Betten wurden mit bunt gefärbten und gewirkten syrisch-babylonischen Teppichen gedeckt.

Als Tonwerkzeuge waren Trompeten, Hörner, Doppelpfeifen, Flöten, Zithern, Lauten, Sambuken, Handtrommeln, Harfen, Leiern, Zimbeln, Glocken u. s. w.; als Spielgeräte Würfel aus Bronze mit goldenen Augen im Gebrauche. Musikbanden zeigen die Denkmale oft; es wurden auch Gefangene als Spielleute verwendet. Die Banden zählen 3 bis über 20 Personen mit verschiedenen Instrumenten, dabei auch Weiber und Kinder, welche singen und in die Hände klatschen. Man sieht auch Taktschläger abgebildet.

Auch in den Tigris- und Eufratgegenden kamen als Tauschmittel erst metallene Barren und Ringe und wol nicht vor der persischen Herrschaft gemünztes Gelt vor. Man wog die Waaren auf schön gearbeiteten Waagen mit Schalen. Gewichte, welche man fand, hatten die Gestalt von Löwen mit Ringen am Rücken, aus Kupfer,

einen Zoll bis einen Fuß lang. Die Maße und Gewichte wurden nach den Zahlen 12 und 60 eingetheilt.

Zur Fortbewegung auf dem Lande dienten Pferde, Kamele und Wagen mit niedrigen Rädern, deren sich die Frauen bedienten. Die hauptsächlichen Verkehrswege im Lande waren jedoch die Flüsse. Die darauf gebrauchten Fahrzeuge waren rund, schild- und muldenähnlich, bestanden aus einem starken, dicht mit Fellen überzogenen Rutengeflecht und wurden von zwei Männern mit Rudern fortbewegt. Daneben waren die noch jetzt in jener Gegend angewendeten Flösse mit untergebundenen luftgefüllten Schläuchen (deren sich auch die Schwimmer bedienten, um nicht zu sinken) im Gebrauche. Außer den Flüssen dienten der Schifffahrt auch die zahlreichen Kanäle, welche die alten Könige Chaldäa's und Assyriens zwischen dem Eufrat und Tigris graben ließen und die Wasserbecken, vielmehr Seeen, in welche das Stromwasser, besonders bei Babylon, abfließen konnte, um keine Ueberschwemmungen anzurichten. Jene Kanäle, die „Wasserbäche" der Juden, schufen dem Lande seine großartige Fruchtbarkeit.

Der Handelsverkehr war besonders lebhaft mit Phönikien, dem Eufrat nach, daher auch der Zusammenhang zwischen der Kultur und besonders Religion beider Länder höchst deutlich vorliegt.*) Es wurden namentlich aus Mesopotamien Zeugstoffe nach dem Mittelmeere gebracht, und ein großer Theil der indischen und chinesischen Erzeugnisse kam über den Tigris und Eufrat nach Syrien. Hingegen gingen Phönikiens Erzeugnisse nach Assyrien und Babylonien und die ägyptischen Waaren über Phönikien ebendahin. Ninive und Babylon waren außerordentlich belebte Handelsplätze und gaben vielleicht durch die Menge der dort gehörten Sprachen zur Sage vom Thurmbau Veranlassung. In diesen und vielen anderen Städten des Landes unserer beiden Ströme waren phönikische Kolonien angesessen. Drei Handelsstraßen führten von Aegypten und dem Mittelmeere her nach dem Eufrat, den sie an seinem obern, mittlern und untern Laufe erreichten. Die erstere ging durch Palästina und Syrien nach dem alten Uebergangsorte Thissach (Thapsakos) am Eufrat und dem Welthandelsplatze Haran (Ezech. 27, 23). Die zweite führte aus Phönikien über Tadmor nach Babylon, mit einer Reisezeit von 14 Tagen, die dritte in 20 Tagen aus der phönikischen Seestation Kasion in Aegypten zum Eufrat-Mündungslande. Phönikische Handels- und Kultstätten im obern Mesopotamien waren Edessa, Nisib, Kalneh und Eden, im untern Kilmad und Assur (eigentlich Sura, jetzt Essurijeh). Die Handelsschifffahrt auf dem Eufrat wurde vorzüglich durch Phöniker betrieben. Waaren, welche aus Assyrien und Babylon auf diesen

*) Movers, das phön. Altert. III. 1. S. 236 ff.

Handelsstraßen ausgeführt wurden, waren Elfenbein, Narde, Betel, Edelsteine, Korallen, Byssos, Stickereien, Teppiche, chinesische Seide, Bombyx; nach den Tigris- und Eufrat-Ländern wurden aus Phönikien Purpurstoffe, Zedernholz, Silber, Zinn, Oel und Wein gebracht. Durch diesen Verkehr kamen auch assyrische Kolonien nach Westen, so z. B. Gileads Hauptstadt Gadara u. a. Plätze im Ostjordanlande. Durch die syrischen Lande standen Assyrien und Chaldäa denn auch mit Arabien und namentlich mit dem regen Handelsvolke der Sabäer in Verbindung, wo nach einer Sage Semiramis Kolonien gestiftet haben sollte und wo auch assyrisch-babylonische Sitten gefunden wurden. Auch auf dem persischen Meerbusen bestanden Verbindungen zwischen Babylon und Südarabien. Aus demselben erhielt ersteres Perlen und durch denselben aus Indien Elfenbein, und es hatte dort eine Kolonie, Gerra, ein bedeutendes Emporium. Stromaufwärts dagegen bestanden Handelswege nach und von Armenien.

Von dem Familienleben der Assyrer und Babylonier-Chaldäer erzählen die vorhandenen Zeugnisse nichts; vom weiblichen Geschlechte ist bei den Letzteren anzunehmen, daß es sich ziemlich frei bewegte; dafür sprechen Abbildungen von Frauen im Tempel, im Garten ꝛc., die Existenz von Priesterinnen und die Erzählungen Herodots von den noch zu erwähnenden Mylitta-Opfern und von dem Gebrauche, die heiratsfähigen Jungfrauen in den Städten des Landes zu versteigern (I. 196. 199). Dagegen wurden in Assyrien nur Königinnen der Ehre würdig erachtet, bildlich dargestellt zu werden. Es erhellt daraus, daß ein strenges Haremleben herrschte und die Frauen als Sklavinnen behandelt wurden, wie sie auch in dem Gedichte „Istar's Höllenfahrt" genannt werden. Schon dies kennzeichnet den Charakter der Bevölkerung als rauh und hart, und daß er auch grausam war, beweisen die steten Kriege, welche die Könige vom Tigris und Eufrat führten und der unaufhörliche Kampf und Haß zwischen Assyrien und Chaldäa, der stets nur mit Unterjochung der Unterliegenden und rücksichtloser Zerstörung ihrer Hauptstädte endete, wovon die traurigen Spuren noch heute im Sande der Wüste emporstarren. Doch fehlen nicht Beispiele von Milde und Großmut. Auch benahmen sich die Assyrer gegen Feinde, wie gegen wilde Thiere, mutig und tapfer. Sie waren ferner sehr bigott und fanatisch, außerordentlich sinnlich und zum Praktischen hingeneigt. Im Privatleben werden sie als falsch und betrügerisch geschildert, wie auch als hochfahrend. Jenes sagen zwar nur ihre Feinde, die Juden; dieses hingegen beweisen die Inschriften, die voll von Selbstüberschätzung sind. Nach den Aussagen der Griechen und Römer waren sie schwelgerisch im höchsten Grade. Ihre hinterlassenen Denkmale zeigen ebenso sehr ihre verhältnißmäßigen Fortschritte in der Kunst, wie ihre bedeutenden

Kenntnisse, besonders in der Mathematik und den verwandten Wissenschaften. Die Chaldäer ihrerseits waren unternehmend, geschickt im Handel, gleichzeitig zum Geiz und zur Verschwendung hinneigend, vergnügungssüchtig und schwelgerisch, im Kriege tapfer und umsichtig, ersteres bis zur Tollkühnheit, dabei aber grausam und blutdürstig, ferner gleich den Assyrern hochfahrend, abergläubig und bigott. Dagegen werden sie als ehrlich und ruhig geschildert. Großartig war ihre Vaterlandsliebe. Stets empörten sie sich gegen das assyrische und später gegen das persische Joch und empfingen den gewaltigen Makedoner festlich als ihren Befreier. Ihr künstlerischer Standpunkt war ziemlich jener der Assyrer, die aber von ihnen in Wissenschaft und Literatur, namentlich in der Gestirnkunde weit übertroffen wurden. Die Todten wurden, da von Verbrennung keine bestimmten Spuren zeugen, wahrscheinlich in der Regel begraben und ihnen Trank und Speise für den Weg in das Jenseits mit in das Grab gegeben. Es gab drei Arten der Bestattung. Nach der ersten legte man die Todten in gemauerten Grabgewölben auf Schilfmatten, der Kopf auf einem Ziegelstein, von verschiedenem Hausgeräte umgeben. Nach der zweiten Art barg man die Leichen mit ihren Geräten in aus Thon gefertigte Gehäuse und begrub so einen oder auch zwei Leichname zusammen in die Erde. Endlich kam es auch vor, daß man statt jenes sargartigen Gehäuses zwei mit den Oeffnungen gegen einander gekehrte Thonkrüge nahm, die Leiche mit ihrem Vorrate darein barg und sie dann mit Asfalt zusammenfügte.

Zweiter Abschnitt.

Die Religion.

A. Die Mythenwelt.

Die Religion der Chaldäer und Assyrer unterscheidet sich von anderen Naturreligionen vorzüglich dadurch, daß sie in entschiedenerer Weise als andere den Charakter einer Gestirnverehrung trägt.*) Der Begriff „Gott“ wird darum auch in der dortigen Keilschrift durch einen achtstraligen Stern ausgedrückt: Weil der Gestirne eine große Menge ist, so waren auch die Götter Babylons (denn

*) Schrader, Art. Assyrien im Handwörterb. des bibl. Altert. S. 107 ff.

dies ist der eigentliche Mittelpunkt der Kultur für Chaldäa und für das jüngere assyrische Reich) sehr zahlreich. Natürlich aber konnten die wichtigsten Götter keine anderen sein, als die ehemaligen sieben Planeten und unter diesen wieder Sonne und Mond. Die Sonne und ihr Gott hießen beide Samas, der Mond und sein Gott beide Sin (in Assyrien steht letzterer auf einem Halbmond und hat einen solchen über sich). Bei den eigentlichen Planeten hatten Weltkörper und Gottheit verschiedene Namen. Den Merkur (Sachvis) regirte Nabu, die Venus (Dilbat) eine Göttin, die als Morgenstern Istar, als Abendstern aber Bilit hieß (die phönikische Baaltis und Astarte). Istar ist auf einem Löwen stehend abgebildet und hält einen Ring oder einen Stab mit dem Mondzeichen. Der Saturn (Sakus oder Kewan) war dem Adar heilig, der zugleich Feuergott war und dessen Beiname Malik (König, zusammen hebr. Adrammelech) dem Moloch der Kanaaniten den Namen gab. Sein Bild war das in Babylonien und Assyrien so häufig angetroffene symbolische Ungeheuer mit Stierleib, Adlerflügeln und Menschenkopf. Der Jupiter (Mustaril) hatte zum Gotte den Merodach oder Marduk, der auch den Ehrennamen Bel trug und mit dem Gotte dieses Namens vermengt wurde. Mars endlich (Nibianu) hieß als Gott Nergal und stand dem Krieg und der Jagd vor. Sein Bild soll der geflügelte Löwe mit Menschenkopf sein. Ueber diesen Planetengöttern stand der Gott des Himmels, Anu (bei der assyrischen Kolonie in Samarien Anammelech, d. h. Anu ist König). Ihm war die heilige Zahl der Babylonier, 60, als Zeichen gegeben; denn jeder Gott hatte eine Zahl, Anu aber die höchste. Als Gattin steht ihm zur Seite Anatu, die Göttin der Erde, persisch Anahit, in Syrien mit Astarte vermengt, abgebildet auf einem Löwen stehend, mit Pfeil und Bogen. Eine Dreiheit mit Anu bilden: Bel (Bil), auch Emu, Ilu, der „Herr der Erde,“ der Vermittler zwischen den Göttern und Menschen, mit vier Stierhörnern abgebildet, der in Phönikien als Baal zum Sonnengotte wurde,*) — und Ea, Hea, der Meer- und Wassergott, der fischleibige Gott Oannes des Berosos, welcher, zwischen der Schöpfung und der Flut siebenmal unter verschiedenen Namen erscheinend, den Menschen Sprache und Wissenschaft, Ackerbau, Religion und Künste lehrte; denn auch Hea ist mit einer Fischhaut über Kopf und Rücken abgebildet. Eine zweite Dreiheit bilden die Sonne, der Mond und der Gott des Donners und Dunstkreises, Bin oder Rimmon, abgebildet mit dem Dreizack des Blitzes. Die hier genannten Götter nun wurden, mit Beifügungen oder Weglassungen, aber nach verschiedenen Quellen in sehr verschieden-

---

*) George Smith, the Chaldaean account of Genesis, 2. ed., Lond. 1876, p. 58. Schlottmann, Art. Baal im Handwörterb. des bibl. Altert.

artiger Aufzählung, wobei gleichnamige mitunter auch in abweichender Bedeutung angeführt sind, auf die heilige Zahl zwölf, als die der Monate und Thierkreiszeichen gebracht und in Chaldäa als die „zwölf großen Götter" (bei Diodor II. 30 die zwölf „Fürsten der Götter") verehrt. Auch wurden sie unter sich in manigfachen genealogischen Verbindungen verknüpft und beinahe jedem Gotte eine Gemalin gegeben, über welche Verhältnisse jedoch keine ganz sichere und allgemein anerkannte Angaben vorhanden sind. Ebenso wenig fest stehen die manigfachen Beinamen der Götter, welche oft Vielen gemeinsam und für die Einzelnen nicht charakteristisch sind. Eine Menge weiterer Götter, von denen aber meist wenig oder nichts als der Name bekannt ist, übergehen wir.

Als gemeinsame That der Götter wird in babylonischen Legenden, die abschriftlich in der Bibliothek Assurbanipals zu Ninive gefunden wurden, die Weltschöpfung angegeben. Die umfangreichste dieser Legenden, von welcher bis jetzt nur wenige Bruchstücke vorliegen, scheint zwölf Tafeln umfaßt zu haben und das Vorhandene zu dem Schlusse zu berechtigen, daß je eine der sieben ersten Tafeln sich auf eine von ebenso vielen Abtheilungen oder Perioden der Schöpfung beziehe. Soweit bis jetzt geurteilt werden kann, entsprechen diese Abtheilungen den Schöpfungstagen der hebräischen Genesis, an welche letztere zudem mehrere Ausdrucksweisen erinnern. Dieser chaldäische Schöpfungsbericht, dessen übrige Theile auch den Sündenfall und einen Kampf zwischen den Göttern und den Mächten des Bösen zu enthalten scheinen, ist jedenfalls älter als die Mitte des zweiten Jahrtausends vor Chr. und ausführlicher als der hebräische, der ein Auszug davon sein könnte.*) Eine andere babylonische Schöpfungslegende ähnelt mehr der von Berosos erzählten, nach welcher Bel der Schöpfer wäre.**)

Soweit ist das assyrische Göttersystem eines mit dem babylonischen. Mit der Zeit bildeten sich jedoch Verschiedenheiten zwischen beiden Landestheilen aus. Als höchsten Gott verehrte Assyrien keinen der genannten babylonischen Götter, sondern seinen eigenen unter dem Landesnamen Assur (Asur, der „große Gott"). Die Könige riefen ihn um Erhaltung des Trones und Sieg der Waffen an. Er trug einen gehörnten Helm, Pfeil und Bogen und ein Ring umgab ihn; die Füße unterhalb der Knie waren unsichtbar; auf beiden Seiten hatte er Adler-Flügel, während der untere Theil in Schwanzfedern

*) Smith, Chald. Genesis, p. 61 ff. Auf einem chaldäischen Sigel im brit. Museum sieht man einen Mann und eine Frau auf beiden Seiten eines Baumes, an welchem Früchte hängen, und hinter der Frau eine Schlange; ebendas. S. 87.

**) Smith a. a. O. p. 106 f. Vergl. ebendas. S. 40 f.

eines Vogels auslief. Auf Schlachtenbildern erscheint er schwer bewaffnet. Neben sich hat er häufig Sonne, Mond und sieben Sterne. Außerdem riefen begreiflich die Assyrer und Babylonier je nach ihrem Geschmacke bald diese, bald jene Götter mehr an, wozu noch zahllose Geisterschaaren kamen. Sieben solche Geister wurden sowol in des Meeres Tiefe, als in des Himmels Aether versetzt; sie waren weder männlich noch weiblich, kannten weder Gesetz noch Sitte und erhörten weder Gebete noch Wünsche.

Der Aufenthalt der letzteren, sowie der abgeschiedenen Seelen war die Unterwelt, das Reich der Verwesung, ganz von Staub bedeckt, wo eine besondere Herrscherin, die chaldäische Hel, Bilit Irzit, die Fürstin der Erde regirte. Wer dahin kam, kehrte nie wieder zurück, wenn es nicht die Götter besonders gestatteten, die Schatten „flogen dort umher gleich Vögeln," lebten von Staub und Lehm und sahen kein Licht. Dieser furchtbare Aufenthalt wird näher geschildert in einem assyrischen Gedichte. Die Heldin desselben und wie es scheint eines bedeutenden Kreises assyrischer Mythenwerke ist die Göttin Istar,*) die Herrin des Morgensternes, wie als Astarte und als Tochter des Mondgottes Sin, zugleich Mondgöttin. Sie erscheint als Witwe des „Sohnes des Lebens". Denken wir an den syrischen Adonis, dessen Geliebte Astarte war, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß wir hier mit dem hingeschiedenen jungen Sonnengotte (Adonis-Osiris-Phaeton-Balder) zu thun haben, um den die verlassene Mondgöttin trauert. In dieser Trauer verlangt sie, nach der Unterwelt hinabzusteigen; denn der Mond muß ja untergehen. Sie kommt an das Thor der Unterwelt und verlangt dessen Oeffnung; sonst werde sie es zerbrechen und die Todten sich erheben lassen, um die Lebenden zu verschlingen. Der Wächter des Thores meldet sie zuerst bei der Höllenfürstin an; es wird ihr geöffnet, in der Absicht sie zu verderben. Die Hölle hat aber sieben Thore. Am ersten wird der Göttin die Krone abgenommen, am zweiten die Ohrgehänge, am dritten das Halsgeschmeide, am vierten der Mantel, am fünften der Gürtel, am sechsten die Arm- und Fußspangen und am siebenten ihre letzte Hülle. (In sieben Tagen verliert der abnehmende Mond seine Gestalt). Sie trifft nun feindlich mit der Höllenfürstin zusammen, weil diese Personifikation des Todes ihr den Gatten entrissen. Beide sind aber zwei Seiten eines Wesens, Istar der Morgenstern oder der aufgehende Mond, Bilit der Abendstern oder untergegangene Mond, jene die Göttin des Lebens und der Liebe, diese die des Todes und des Hasses. Die Höllenfürstin gebietet nun ihrem

---

*) Schrader, die Höllenfahrt der Istar. Ein altbabylon. Epos. Nebst Proben assyr. Lyrik. Gießen 1874.

Diener Namtar (die Seuche), der Istar Krankheiten an sieben Körpertheilen zu schaffen (Kopf, Herz, Hüfte, beide Augen und beide Füße), wol die sieben Tage des verborgenen Neumondes. Während aber Istar in der Hölle ist, die Liebesgöttin, fehlt Thieren und Menschen der Fortpflanzungstrieb; da regt Samas, der Sonnengott, bei den Göttern ihre Entlassung aus der Hölle an, welche auch Sin, der Mondgott und Ea, der Wassergott bewilligen. Es wird von letzterm ein Bote abgesandt, sie aus der Hölle abzuholen, worüber deren Herrscherin vor Wut vergehen will. Aber Istar muß entlassen werden, nachdem ihr die Wasser des Lebens eingegeben sind, um sie zu heilen, und sie erhält von Namtar, der sie wieder zurückführt, an jeder der 7 Pforten (als zunehmender Mond) das dort abgegebene Kleidungsstück wieder.

Der zweite Gatte Istars ist Izdubar (wie der ideographische Name nach seinen Elementen einstweilen gelesen wird), der assyrisch-chaldäische Hauptheros, nach Ansicht der Assyriologen ein Feuergott und daher natürlich auch ein Sonnengott, die Sonne auf dem Höhepunkte ihrer Kraft. Von ihm handelt eine ganze Reihe von epischen Dichtungen in ursprünglich zwölf Tafeln. Wie von Herakles und Sigfrid, erzählt die Mythe auch von ihm einen Drachenkampf (jeder Mythendrache ist die Nacht), wobei zwei schöne Frauen verwendet werden, das Ungeheuer herbeizulocken, das sie verschlingen will, aber erlegt wird (der Drache, der Sonne und Mond verschlingt, erscheint auch in anderen Sagen). Anderswo erscheint Izdubar als großer Jäger auf Löwen und Büffel, und wieder als siegreicher Kriegsheld in Kämpfen, mit Landesfeinden. Merkwürdig ist, daß Izdubar nach den Keilschriften über vier Städte herrscht, wie Nimrod in der Genesis; hier heißen sie: Babilu, Erech, Surippak und Nipur. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß der sog. Izdubar derselbe nationale Heros Chaldäa's ist, dessen Ruhm unter dem Namen Nimrod die Hebräer nach Westen trugen und daß letzterer Name sich einst aus dem jetzt noch nicht entzifferten Zeichen ergeben wird. Aber auch dieser glorreiche Sonnenheld, der Gatte der gefeiertsten Göttin, ist nicht sicher vor den Unbilden des Lebens. Er ist krank und fürchtet den Tod; daher wünscht er sich Unsterblichkeit und will die Anleitung zu solcher von einem Menschen erfahren, dem die Götter sie verliehen hatten. Warum er sie nicht durch den Einfluß seiner Gattin von den Göttern selbst sich zu verschaffen sucht? Es wäre ein vergebliches Beginnen; denn die Sonne muß untergehen. Jener mit der Unsterblichkeit begabte Mann aber ist niemand anders als der chaldäische Noah, Chasisatra, und von des Izdubar Besuche bei diesem handelt das neu aufgefundene chaldäische Gedicht von der Sintflut, die elfte Tafel der Izdubar-Legenden umfassend. Die Reise zu Chasisatra geht zu

Schiff auf dem Eufrat vor sich. Izdubar, von Ur-Bel begleitet, findet den Gesuchten an des Stromes Mündung und fragt ihn nach dem Grunde seiner Unsterblichkeit. Chasisatra antwortet, daß er selbe seiner Frömmigkeit verdanke und erzählt (freilich nicht ohne bedeutende Lücken in der betreffenden Handschrift) den Hergang bei der großen Flut, wie der Gott Ea ihm das zur Bestrafung der Menschen wegen ihrer Sünden herannahende Verhängniß angezeigt, wie er auf dessen Befehl ein großes Schiff gebaut, in dasselbe alle seine Habe, aber auch alle männlichen und weiblichen Diener und die jungen Männer des Heeres, sowie die Hausthiere und die wilden Thiere mitgenommen habe. Ein Sturm habe sich darauf auf Befehl des Sonnengottes Samas durch den Sturmgott Bin erhoben, begleitet mit Blitz und Donner, Götter und Geister seien in den Kampf gerückt, alles Lebende zu vernichten, die Ueberschwemmung habe bis zum Himmel gereicht und die Erde in eine Wüste verwandelt, so daß die Götter selbst genötigt gewesen, sich in den obersten Himmel Anu's zu flüchten. So sei es sechs Tage gegangen, am siebenten aber habe sich der Orkan gelegt, das Meer habe begonnen abzunehmen; Chasisatra habe das Fenster geöffnet und am Gebirge von Nizir sei das Schiff stehen geblieben. Nach wieder sieben Tagen habe Chasisatra eine Taube herausgelassen, die aber noch keinen Ruheplatz gefunden, dann eine Schwalbe, die auch keinen fand, dann einen Raben, der von den Leichen auf den Gewässern gefressen. Nun konnte Chasisatra die Thiere herauslassen, errichtete einen Altar, opferte, wozu die Götter sich versammelten gleich Zügen von Fischen, Bel aber seinem Zorn Luft machte, weil Menschen mit dem Leben davon gekommen. Da jedoch die anderen Götter ihn zurechtwiesen, führte er den Chasisatra und dessen Frau heraus und schloß einen Bund mit ihnen und dem Volke; die beiden Ehegatten aber wurden von den Göttern entführt, um ewig zu leben. Der Rat, den nun Izdubar erhielt, um das nämliche zu erfahren, ist bei Verstümmelung der Schrift unklar. Aus diesem Berichte nun ist offenbar die Erzählung des Berosos, eines Zeitgenossen des Manetho und Priesters des Bel zu Babylon von der Flut unter Xisuthros, dem zehnten Könige der Chaldäer, ein Auszug; aber auch der Bericht der Bibel (1. Mos. 6, 13 bis 9, 11) von der Flut unter dem zehnten Patriarchen ist eine spätere und vollkommenere Bearbeitung desselben Gedankens. Der chaldäische Bericht ist jedenfalls älter als die Zeit Mose's und ein Ereigniß wie die Flut ist gewiß eher in einem oft überschwemmten und der Schifffahrt kundigen Stromlande, als in einem trockenen Berglande wie Kanaan entstanden, dessen Bericht die Unkenntniß der Schifffahrt deutlich verrät; denn der Gedanke einer Flut ist sicher durch Ueberschwemmungen hervorgerufen, welche die Menschen des Landes, wo

sie eintraten, für solche hielten, welche die ganze Erde betrafen. Die Hebräer, welche ja von Chaldäa aus nach Westen wanderten, haben also die Erinnerung an die Flut sowol, als die Vorstellung von der Schöpfung in mündlicher Ueberlieferung mitgenommen und ihre Nachkommen sie später, dem monotheistisch gestalteten Glauben gemäß, bearbeitet. Allerdings ist es nicht die jetzt vorliegende babylonische Bearbeitung, welche in der hebräischen Flutsage eine Nachahmung fand, sondern beide entsprangen wahrscheinlich einer ältern einfachern Sage, in welcher die vielen chaldäischen Götter noch nicht ihre Rolle spielten; ja die chaldäische und die hebräische Bearbeitung sind wieder jede aus zwei oder mehr solchen zusammengesetzt. So erscheint z. B. im ersten Theil des babylonischen Berichtes der Sonnengott Samas, im letzten aber Bel als Urheber der Flut.*) Wie diese semitische Flutsage mit ihren Abänderungen sich zu der indischen des Mahâbhârata (oben S. 226) verhält, ist freilich zu entscheiden nicht möglich.**)

B. Der Tempeldienst.

Die Tempel Assyriens und Chaldäa's waren meist einzelnen Göttern geweiht und zwar hatte in der Regel, wie in Aegypten, ursprünglich jede Stadt ihre bestimmten Götter, welche sie verehrte. In Assyrien genoß nur Assur in allen Orten ohne Unterschied Verehrung, ohne einen besondern Tempel zu seiner alleinigen Verfügung zu haben. Bel wurde z. B. in Assur und Kalah verehrt, Nin oder Adar in Kalah und Ninive, in Chaldäa Bel zu Nippur, Merodach zu Babylon, Nabu zu Borsippa, der Sonnengott zu Sippara, der Mond zu Ur, Nergal in Kutha u. s. w. Eine weibliche Göttin wurde in der Regel in demselben Gebäude verehrt wie der Gott, dem sie angetraut war; nur Istar als Planetengöttin war unabhängig und hatte ihre eigenen Heiligtümer. Durch die Kriege zwischen den älteren chaldäischen Staaten und später zwischen beiden mesopotamischen Reichen, welche die Unterwerfung der einzelnen Städte zur Folge hatten, wurden jedoch die Götter der Sieger auch den Besiegten aufgedrängt und auf eine höhere Rangstufe erhoben, als die der Letzteren, und so entwickelte sich mit der jeweiligen Reichseinheit auch ein allgemein anerkanntes Göttersystem. Dasjenige der Planetengötter Chaldäa's scheint schon 2000 vor Chr. in diesem Lande herrschend gewesen zu sein. Da die

*) Fr. Lenormant, die Anfänge der Kultur, II. S. 16 ff.

**) Berosos theilt gleich der Bibel auch eine Sage vom Thurmbau zu Babel und von der dabei stattfindenden Sprachenverwirrung mit; die Nachricht, daß auch hierüber ein Keilschriftbericht gefunden worden, ist bei Smith (Chald. Gen. S. 120 f.) nicht überzeugend nachgewiesen.

Götter indessen menschenähnlich oder in sinnbildlicher Weise aus Menschen- und Thiergestalt gemischt abgebildet wurden, so ist selbstverständlich, daß die Assyrer und Chaldäer nicht die Planeten und die Naturerscheinungen als solche, sondern jeweilen einen nach ihrem Glauben die betreffende Erscheinung belebenden und beherrschenden Dämon als Gott verehrten, wie sie ja auch die ganze Natur als von Geistern belebt sich vorstellten.

Von den Götterbildern ist bereits einiges anläßlich der Götter selbst erwähnt worden. Die Götter wurden nicht nur sämmtlich in höchst sinnlicher Weise im Bilde verehrt, sondern auch ihre einzelnen Bilder, wie beim heutigen katholischen Volke die verschiedenen Bilder eines oder einer Heiligen, gewissermaßen als besondere Wesen betrachtet, z. B. die Istar von Ninive, die Istar von Babylon u. s. w. Die Assyrer nahmen besiegten Völkern ihre Götterbilder weg und glaubten dann, ihnen ihre Götter genommen und sie selbst dadurch geschwächt und ihrer Beschützer beraubt zu haben. — Die assyrischen Götzen waren aus Stein, gebrannter Erde oder Metall; sie sind plump, steif, ohne Ausdruck, von verschiedener Größe — einen Fuß lang bis über Lebensgröße. Auch die guten und bösen Geister wurden im Bilde verehrt und zwar erstere menschlich, aber mit Flügeln, einer (in Khorsabad) mit einem Falkenkopf, letztere aber scheußlich anzusehen, mit Vogelfüßen, Löwengesichtern und Drachenkamm und sich gegenseitig mit Messern bearbeitend. In Babylon gab es Götzen aus Gold und Silber, Erz und Eisen, Stein und Holz, welche man auf den Schultern herumtrug, auch stehende und sitzende von kolossaler Größe (nach Diodor II. 9 war das des Bel 40 Fuß hoch und 1000 Talente, d. h. etwa 66 Pfd. schwer). Sie wurden geziert und mit Schmuck überladen, es wurden ihnen goldene Kronen aufgesetzt und Purpurkleider angezogen; aber die Priester nahmen heimlich das Gold und Silber weg und behielten es für sich. Vor den Götzen wurden Lampen in großer Zahl angezündet, so daß ihre Gesichter schwarz wurden vom Rauche.*) Im Tempel des Bel zu Babylon war das Heiligtum mit einem prächtigen Bette und einem goldenen Tische für den Gott versehen und die Oberpriesterin mußte darin zuweilen die Nacht zubringen, (Herod. I. 181).

Außer den Götterbildern gab es Symbole der Götter. Dazu gehörte z. B. der Ring mit Flügeln, worin Assur (oben S. 470) abgebildet war, welcher die Sonne mit ihrem beflügeltem Laufe bedeuten mag. Dieses Sinnbild trug der König gestickt auf seinem Staatskleide, eingegraben auf seinem Sigelring, ließ es über seinem eigenen Bilde in Felsen einhauen, oder sich selbst davor kniend darstellen ꝛc.

*) Apokr. Buch Baruch V. (Brief des Jeremias).

Mit demselben ist sehr häufig der sogenannte heilige Baum abgebildet, und zwar meist unter ihm. Derselbe gleicht jedoch keinem wirklichen Baum, sondern ist ein oberflächlich einem Baum ähnliches Schmuckgebilde. Er steht auf einem Zierat, das an ein Paar Widderhörner erinnert und besteht im Uebrigen, der gestaltenden Fantasie freien Lauf lassend, aus einem Stamm, der zwar stets ähnlich einer Fächerpalme in einem siebenarmigen Fächer (ähnlich dem siebenarmigen Leuchter des hebräischen Tempels zu Ehren der Planeten) endet, aber daneben bald eine Menge Zweige mit pinienartigen Früchten, auf jeder Seite gleichviel, ausstreckt, bald von kunstvoll mit den Zweigen in einander verflochtenen Blättern in symmetrischer Anordnung umgeben ist. Oefter vorkommende Symbole, meist von Göttern getragen, sind auch Pinienzapfen, dann der sog. heilige Korb oder Eimer, worauf der Lebensbaum und der geflügelte Kreis mit geflügelten Menschenfiguren auf beiden Seiten abgebildet sind, mit einem Henkel zum Tragen. Uebrigens hatte jeder Gott sein Symbol, unter welchem er verehrt wurde. Der Sonnengott hatte als solches einen Kreis, seine Gattin einen Stern, Bin der Luftgott einen Donnerkeil, u. s. w. Diese Zeichen wurden auf Zilindern in jeden leeren Raum gezeichnet.

Opfer wurden in Assyrien und Chaldäa zahlreiche gebracht. In letzterm Lande waren die hauptsächlichsten Stätten dafür Babylon, Borsippa und Kutha. Vor und nach jeder bedeutenden Handlung opferten die Könige. Am häufigsten dienten dazu Stiere und Ziegen. Das Opfer wurde an einem Altar dargebracht, und war mit Libationen verbunden. Die Altäre waren von Stein, niedrig, drei- oder viereckig oder auf Füßen ruhend und mit Verzierungen oder Inschriften versehen. Darauf brannte ein Feuer. Die Opfer wurden nicht ganz verbrannt, sondern nur Theile davon. Außer den Opfern wurden auch wertvolle Gegenstände, edle Metalle und Steine, Bilder u. dgl. den Göttern dargebracht. Menschenopfer scheinen andere nicht gebracht worden zu sein, als die hinlänglich entsetzlichen, welche auch die Phöniker und die Hebräer in ihrer schlimmern Zeit brachten, die der Kinder und zwar besonders in Sippara zu Ehren des Anu und des Adar und in der Meinung, daß damit das Leben der Eltern gerettet werde.*) Man weiß nicht ob diese Sitte empörender ist, oder der in Babylon in einem Opfer der Keuschheit bestehende, auch in Syrien eingeführte Kult der Bilit (Baaltis, griech. Mylitta). Dieser „Königin der Götter" als Göttin der Fruchtbarkeit war ein schattiger Hain mit heiligen Tauben und dabei ein heiliger Teich mit Fischen geweiht. Hier mußten an den Festen der Bilit alle mannbaren Jungfrauen, welche dies Opfer noch nicht gebracht, sich versammeln (die Reichen

*) Lenormant, Anfänge der Kultur II. S. 144. 1. Kön. 17, 31.

kamen in bedeckten Wagen) und in langen, durch gespannte Seile getrennten Reihen eine jede warten, bis einer der vielen Wallfahrer ihr im Namen der Göttin ein Goldstück in den Schoos geworfen. Mit diesem mußte sie ohne Widerrede abtreten und sich ihm preisgeben, was ihrem Rufe eher förderlich als hinderlich war und keinem Freier Anstoß erregte; denn seitdem war sie nicht mehr zu erkaufen. Die keinen Absatz fanden, mußten im Tempel bleiben, bis das Opfer gebracht war.*) Zum Kult der Assyrer und Chaldäer gehörten auch Hymnen u. a. Gesänge, auf die wir bei Anlaß der Dichtkunst zurückkommen werden.

Die Menge der assyrischen und babylonischen Götter und häufige Erwähnungen in den Inschriften lassen auf eine Menge von Festen schließen, von denen wir nicht viel anderes wissen, als daß dabei die „gläubige" (und hungrige) Menge auf Kosten des Königs abgefüttert wurde.**) Bei solchen Gelegenheiten scheint Musik namentlich im Gebrauch gewesen zu sein, besonders mit Harfen und Lyren, ebenso auch Tänze. Es waren auch Fasten und Bußzeiten gebräuchlich, wofür wir freilich nur den durchaus hebräisch gefärbten Bericht im Buche Jonas als Zeugniß anführen können.

Strenge Vorschriften bestanden in Chaldäa bezüglich der Reinheit. Als unrein wurden die Ehegatten nach dem Umgange betrachtet, bis sie sich mit Weihrauch und einem Bade gereinigt hatten. Ebenso machte die Berührung mit einem Leichnam unrein (Herod. I. 198).

Die Priester der Assyrer waren eine sehr angesehene Klasse und hatten zum Oberhaupt niemand geringern als den König, der zugleich Oberpriester war. Sie waren gleich ihm vor dem Volke und sogar den Vornehmen durch reiche Obergewänder und Kopfbedeckungen ausgezeichnet. Erstere waren schneckenförmig um den Körper gewickelt und dann über der einen Schulter befestigt, wol auch mit einem Gürtel festgehalten. Doch bestanden sie auch bisweilen in einem Mantel, wozu dann ein kurzes Untergewand bis zu den Knien gehörte. Auch kamen oft noch reich verzierte Schärpen dazu. Auf dem Haupte trugen die Priester sonderbar geformte hohe Mützen, ähnlich den später zu erwähnenden Mitren der Könige. Manchmal erscheinen die Priester bartlos; möglich ist, daß gewisse Klassen derselben sich scheren mußten; denn daß Eunuchen zum Priesteramte zugelassen worden, ist unwahrscheinlich. Die babylonischen Priester erscheinen stets bartlos; sie trugen lange und enge Gewänder mit fünf oder sechs Volants bis zu den Füßen und eigentümliche verschieden geformte Kopfbedeckungen. Sie waren weit angesehener als die assyrischen und

*) Herodot I. 199. Baruch 6, 42. 43.
**) Rawlinson II. p. 39.

von größerm Einfluß auf Staat und Volk, zugleich auch sowol gelehrter als schlauer und leiteten mit ihren abergläubigen Kniffen, an die sie selbst nicht glaubten, die gesammte Nation. Wahrscheinlich hatten sie, ohne eine Kaste zu bilden, ähnliche Mysterien wie die ägyptischen Priester (s. oben S. 323). Durch die Gaben der Gläubigen bereicherten sie sich in hohem Maße. In Babylonien gab es auch Priesterinnen.

Die Priester waren auch Aufbewahrer der heiligen Bücher, welche den Assyrern und Babyloniern so wenig fehlten wie den Aegyptern und Phönikern. Berosos erzählt, daß nach der Sintflut in Sippara, der Schriftstadt (Sefarvaim) die heiligen Bücher aus der Erde gegraben worden seien.*) Das siebenmalige Erscheinen eines Fischmenschen oder Fischgottes vor der Flut (oben S. 469) scheint darauf hinzudeuten, daß mit den Offenbarungen dieser Wesen sieben Bücher gefüllt und vor der Flut in die Erde verwahrt worden, um sie zu retten.

Die vielberufene chaldäische Magie soll nach ihrem neuesten Erforscher Lenormant der in die Verborgenheit zurückgezogene alte Kult der Turanier neben dem zur Herrschaft gelangten der Kuschiten und Semiten gewesen sein. Sie bestand wie jede abgesetzte Religion und wie noch jetzt bei uns die Reste des germanischen Heidentums, in Aberglauben, durch welchen man Glück zu schaffen und Unglück zu verhüten suchte. Die Magier waren daher Geisterbeschwörer, Astrologen, Quacksalber u. s. w. Man fand Ueberbleibsel aus einem Werke voll ihres Hokuspokus, welche sich im britischen Museum befinden. Dasselbe handelte 1) von den bösen Geistern und den gegen sie zu ergreifenden Maßregeln, 2) von Beschwörung der Krankheiten und enthielt 3) geheimnißvolle Hymnen an die Götter. Im Louvre befindet sich ein chaldäischer Talisman, bestehend in einem bronzenen Dämon mit Hundeleib, Adlerfüßen, Löwenklauen, Skorpionsschweif, Todtenkopf, Ziegenhörnern und 4 Flügeln und nach seiner Inschrift den Südwestwind darstellend. Die Kranken wurden, wie im Mittelalter, für besessen angesehen und beschworen. Andere Aerzte als diese Charlatane gab es in Chaldäa nicht.

*) Duncker, Gesch. des Altert. I. S. 183. 186.

Dritter Abschnitt.

Die Reiche der Chaldäer und Assyrer.

A. Geschichtliche Entwickelung.

Die Staaten am Eufrat und Tigris wurden von Osten her gegründet. Dafür spricht, außer den Gründen, die wir bereits (oben S. 8 ff.) für die Verbreitung der gesammten Menschheit vom Indos aus geltend gemacht, sehr gewichtig die Erscheinung der sieben Fischmenschen, welche Berosos aus dem Meere am Ufer Babyloniens aufsteigen und den Bewohnern von Chaldäa Sprache und Kultur bringen läßt. Diese ohne Zweifel alte Sage deutete offenbar darauf hin, daß die Gründer der chaldäischen Kultur vom persischen Meerbusen, beziehungsweise von der Indos-Mündung durch diesen oder längs demselben gekommen sind. Dieselbe Richtung, welche auch die der Hebräer und Phöniker ist (oben S. 377. 378), wurde auch in der Folge eingehalten und Assyrien von Chaldäa aus angesiedelt, wie die Genesis (10, 10—12) ausdrücklich erzählt, die auch den ältesten Sohn Sems Elam nennt, d. h. die semitische Rasse aus dem Lande Elam östlich vom untern Tigris herleitete. Man wird daher wol die ersten Anfänge der Kultur des Eufrat- und Tigrislandes nach diesem Elam verlegen dürfen, von wo sie nach Chaldäa und von da weiter stromaufwärts sich verbreitete. Da nun die Hamiten seit den ältesten Zeiten schon im Nillande sitzen, dorthin aber (s. oben S. 333) ganz entschieden aus Asien gekommen sind, so sind sie den Semiten, die erst in weit jüngeren Zeiten am Mittelmeer erscheinen, auf der Wanderung gewiß vorangegangen, ließen am persischen Golf einen Theil ihrer Masse zurück und zogen mit dem Reste nach der Landenge, welche Asien mit Afrika verbindet. Die in Chaldäa in ihren Sprachspuren aufgefundenen sog. Turanier müssen schon vor Hamiten und Semiten im Lande gewesen sein, weil Letztere sie nach und nach überwucherten und verschwinden machten, was stets von Seite eindringender und siegender Völker gegenüber den Ueberwundenen ältern Daseins zu geschehen pflegt. Alle diese Wanderungen und Ansiedelungen erforderten Zeit, viele Zeit, und es ist, wenn auch kolossal übertrieben, doch ein Körnchen Wahrheit daran, wenn Berosos den ersten zehn chaldäischen Königen bis zur Flut, — Aloros bis Xisuthros — Regirungszeiten gibt, im Vergleiche mit welchen die hebräischen Patriarchen Eintagsfliegen sind. Er läßt sie nämlich zusammen 120 Saren, d. h. Perioden von 3600 Jahren, also 432,000 Jahre herrschen, und gibt sogar noch den 84 Königen, welche zunächst nach der Flut regirt haben

sollen, 34,080 Jahre! Wir dürfen aus diesen Riesenzahlen, welche in Aegypten nicht einmal annähernd anzuwenden versucht worden sind, doch wenigstens schließen, daß am untern Eufrat und Tigris wahrscheinlich früher ein geordnetes Staatswesen bestand, als am Nil. Dagegen ist nicht daran zu zweifeln, daß die höhere, d. h. die Bedürfnisse von Naturvölkern überschreitende Kultur am Nil die ältere ist, indem sie Denkmäler der Kunst und Wissenschaft hinterlassen hat, welche die ältesten chaldäischen an Alter weit übertreffen.

Die Quellen der babylonisch-assyrischen Geschichte sind für unsere Zeit in allererster Linie die Inschriften in Keilschrift, auf Wänden und Thonplatten, Ziegeln und Thonprismen (sog. Zilindern) in Ninive, Babylon und deren Provinzialstädten; nur in sehr untergeordneter Weise können die, wenigstens für die ältere Zeit fantastischen und unzuverlässigen Königslisten des Berosos oder gar der griechischen und römischen Schriftsteller Wert haben, jedenfalls gar keinen für die ältesten Zeiten.

Der älteste Sitz der Bildung des Eufrat- und Tigris-Landes, Susiana oder Elam, läßt sich nach den Denkmalen bis um 2500 vor Chr. zurück verfolgen. Die Namen, welche dieselben enthüllen, muten uns fremdartig an und scheinen jener Urbevölkerung anzugehören, welche man für turanisch hält. Wir finden dort auch Götter, welche mit den uns bekannten chaldäischen und assyrischen nichts gemein haben, so z. B. Nakhunte, dessen Bildsäule im heiligen Haine von Susa stand. Seinen Namen trug der erste König von Elam, von dem wir wissen, Kudur-Nachundi, welcher im Jahre 2280 vor Chr. in Chaldäa einfiel, dieses eroberte und verwüstete und dessen Götter entführte. Von einem spätern König erzählt die Bibel, welche ihn Kedor-Laomer und Oberherrn des Königs von Chaldäa (Sinear) nennt, einen Feldzug nach dem Thale Siddim (am Todten Meer, angeblich vor der Entstehung des letztern, 1. Mos. 14, 1—12) und einen Zusammenstoß mit Abraham. Nach dem ersten Theile des Namens anderer elamitischer Könige und einer dortigen Gottheit kann man ihn Kudur-Lagamer nennen. Ein dritter elamitischer König trägt den Namen Kudur-Mabuk. Die Oberherrschaft Elams schwand jedoch und wir sehen Chaldäa als unabhängiges Land emporkommen und zum Reiche sich entwickeln. Hier lebten die beiden Völkerschaften der Sumir und Akkad, deren Abkunft und Verhältniß noch unklar sind. Es ist nicht erhoben, wie weit in der Zeit ihre Bildung und staatliche Existenz zurück reicht. Anfangs hatte jede Stadt ihren eigenen König; der bedeutendste scheint in jenen ältesten Zeiten der von Ur gewesen zu sein. Den ersten solchen lesen die Entzifferer der Inschriften jenes Ortes, des jetzigen Mugheir und mehrerer anderer: Uruk oder Urkham (doch auch anders!), welcher

sich bereits gleich den späteren Königen von Babylon, König der Sumir und Akkad nennt, mehrere andere Städte Chaldäas unterworfen und großartige Tempel gebaut hat, deren vier Seiten genau nach den vier Weltgegenden gerichtet sind.*) Er war Semit und lebte noch vor der Eroberung Chaldäas durch die Elamiten und auch noch vor dieser ging die Macht Ur's unter und an andere jetzt verschollene Städte über. Nach der Losreißung von Elam treffen wir um 2000 vor Chr. in Sippara oder Agane**) den König Sargon, (Sarkin) welcher (auf in Kujundschik gefundenen Tafeln) von sich erzählt, daß er als natürliches Kind geboren, auf dem Eufrat ausgesetzt und von einem Arbeiter erzogen worden (wie Mose, Kyros und Romulus). Er unterwarf den größten Theil Chaldäas und sogar Elam u. a. Völker und begründete die semitische Macht fest; auch sammelte er in Uruk eine Bücherei. Sippara fiel jedoch mit ganz Chaldäa um 1800 vor Chr. in die Gewalt des Königs der Kassi aus Elam, Hammurabi, welcher seinen Sitz in Babylon aufschlug***), das von da an Hauptstadt des Landes war und sich um Bewässerung des letztern durch Kanäle große Verdienste erwarb. Ihm folgte eine Reihe unbedeutender Herrscher, durch mehrere blutige Aufstände und Dynastienwechsel unterbrochen, bis unter den babylonischen Königen Binsumnasir und Karaindas (um 1500 vor Chr.) die ersten Beziehungen zwischen Chaldäa und Assyrien an das Tageslicht treten. Sie beginnen mit Grenzverträgen, um später in einem Kampf auf Tod und Leben zwischen diesen beiden Reichen des obern und untern Mesopotamien, welche sich beide zu starker Einheit und großer Macht entwickelt hatten, überzugehen. Beide hatten (seit dem Verschwinden der turanischen Herrschaft in Chaldäa) die nämliche Sprache, die nämliche Religion, die nämliche Bildung und Theile des nämlichen Landes, das in der Folge nicht mehr zwei Großmächte ertrug, sondern einer von beiden zufallen mußte. Dieser Kampf dauerte nicht weniger als ein halbes Jahrtausend.

Assur, das Rom Vorderasiens (wie das altgebildete Chaldäa dessen Hellas genannt werden könnte), hat nicht die romanhaften Anfänge, welche ihm der Fabelschreiber Ktesias (griechischer Leibarzt am Perserhofe, 405—359 vor Chr.) u. a. Schriftsteller gaben, die aus dem Namen der Hauptstadt Ninive einen Reichsstifter Ninos und dessen Sohn Ninyas schufen und die Göttin Istar nach einer spätern assyrischen Königin (Gattin des Binnirari), Sammuramat (Semiramis) nannten und zur Gattin und Nachfolgerin des Ninos machten, doch

*) Ménant, Babylone, p. 73 ff.
**) Ebendas. p. 96 ff.
***) Ebendas. p. 107 ff. (1500 muß hier ein Druckfehler für 1800 sein). Vgl. Duncker, Gesch. d. Altert. I. S. 198.

gewiß nicht, ohne ältere Sagen und Gedichte zu benutzen, wahrscheinlich medische und persische.*) Assyrien wird zuerst genannt als Besitztum eines Königs von Nipur in Chaldäa, Ismidagon, dessen Sohn und Nachfolger Samsibin Tempel in Assur und Ninive baute (etwa um 1700 vor Chr.) Als erster selbständiger König von Assur wird Assurnirar um 1500 vor Chr. Zeitgenosse Binsumnasirs von Babylon genannt. Assuruballit, um 1400 vor Chr., mischt sich bereits in die Verhältnisse Chaldäas und stürzt dort einen Usurpator. Bedeutender wurde Assyrien unter Salmanasar I. um 1300 vor Chr., welcher die Residenz von Assur nach Kalah (jetzt Nimrud) verlegte. Sein Sohn Tiglatadar (Tuklat-Adar) begann um 1290 den Krieg gegen Babylon und eroberte dieses, was er auf seinem Sigel eingraben ließ, das ihm jedoch mit der Eroberung verloren ging. Belkuduruzur von Assur fiel um 1200 im Kriege mit Babylon, und der Völkerzweikampf dauerte ununterbrochen fort. Selbst der mächtige, Bauten und Jagden fördernde Tiglat-Pilesar I. (Tuklat-habal-asar, 1130—1100), der Armenien und mehrere Völker im Zagros-Gebirge und in Mesopotamien unterwarf, am Wansee seine Inschriften einmeiseln ließ und sein Reich bis zum Mittelmeer ausdehnte, vermochte das bereits genommene Babylon nicht zu behaupten. Es scheint, daß nach ihm ein über hundertjähriger Waffenstillstand eintrat, während dessen die Macht Assyriens gesunken war. Erst Assur-nazir-habal (seit 883 vor Chr.) hob das Land wieder zu achtunggebietender Höhe; er erneuerte das in Verfall geratene Kalah, stellte die Grenzen Tiglat-Pilesars wieder her und erweiterte sie in Syrien und durch die Eroberung von Kilikien. Sein Sohn Salmanasar II. (Salmanu-asir, 859—823) machte ganz Syrien, Phönikien und das Reich Israel zinspflichtig, eroberte Medien (Amadai) und Persien (Parsua) und endlich auch Babylon, welches 850 seine Selbständigkeit verlor. Gegen ihn empörte sich schließlich — eine Art Absalom — sein Sohn Assurdaninpal, wurde aber unterworfen. Gegen seinen Sohn und Nachfolger Samas-Bin (823—810) stand Babylon auf, das trotz seiner Unterwerfung eigene, wenn auch zinsbare Könige behielt. Sein Sohn Bin-Nirari (810—781) erweiterte das assyrische Reich bis nach Baktra und war der Gatte der Sammuramat, der historischen Semiramis. Tiglat-Pilesar II. (745—728) wird für den Ful der Bibel gehalten; er gründete als Usurpator ein neues Herrscherhaus, nannte sich König von Babylon und drang bis Arachosien (Afghanistan) und nach Arabien. Salmanasar IV. (727—723) eroberte Phönikien und Samaria; sein Nachfolger

*) Vergl. Plutarch üb. Isis u. Os. 24. Duncker, Gesch. d. Altert. II. S. 13 ff. Die Semiramis des Herodot ist wahrscheinlich diese spätere Sammuramat.

Sargon (Sarru-kinu, Sarru-ukin, 722—706) mit welchem eine neue Dynastie begann, führte die Israeliten nach Assyrien und Babylonier nach Kanaan, unterwarf arabische Völker und nahm Zins von Juda, Aegypten und Kypros. Den Merodach-Baladan (Marduk-habal-iddina), der sich 721 zum König von Babylon aufgeworfen, machte er zum Unterkönig, vertrieb ihn, als er sich nicht fügen wollte, und setzte sich 709 selbst in Babel auf den Tron. Er baute eine neue Königsstadt, Dur-Sarrukin (Feste Sargon, jetzt Korsabad), wurde aber inmitten seines Glanzes ermordet. Sein Sohn Sanherib (Sin-ahi-irib, 705—682) hatte mit dem gleichnamigen Sohne des Merodach-Baladan zu kämpfen, besiegte ihn aber 703 und führte über 200,000 Babylonier, Männer und Weiber, und fast eine Million Stück Vieh nach Assyrien. In Babylon wurde nur noch ein Statthalter eingesetzt und das geraubte Sigel nach Ninive zurückgebracht.*) Sein großer Feldzug in Syrien und Palästina brachte Juda dem Untergange nahe, unterwarf die Filister, scheiterte aber 701 bei Altaku am Widerstande der Aegypter. Babylon empörte sich fortwährend gegen ihn. Er vergrößerte Ninive bedeutend; aber mitten in seinen Prachtbauten ermordeten ihn zwei seiner Söhne (2. Kön. 19, 38). Ein dritter, Asarhaddon (Assur-ah-iddin, 681—669) folgte ihm und regirte nicht nur das große assyrische Reich mit fester Hand, ohne daß sich ein Widerstand emporwagte (außer in Sidon, das er zerstörte), sondern vollbrachte, was vor ihm kein König gekonnt hatte, — (672) die Unterwerfung eines ältern und früher mächtigern Kulturreiches, des ehrwürdigen Nillandes (oben S. 340). Er dankte im Höhepunkte des Glanzes seiner Nation ab und es folgte sein Sohn Assurbanipal (Assur-bani-habal), der Sardanapalos der Griechen, mit dem er aber nichts als den Namen gemein hat (668—626). Zwar wurden ihm Lydien im Westen und Elam im Osten zinspflichtig, ja letzteres ganz unterworfen; er hat auch Großes für die Wissenschaft geleistet, indem er babylonische und assyrische Handschriften in Menge für seine Bücherei abschreiben ließ. Aber unter ihm begann auch der Rückschlag. Sein Bruder Samulsumukin, Babylons Statthalter, fiel ab und warf sich zum König auf und Aegypten machte sich unter Psammetich (652) wieder unabhängig. Wol wurde der untreue Bruder besiegt und lebendig verbrannt. Aber die Unterjochung des untern Zweistromlandes war nicht nur nicht von Dauer, sondern das bisherige Verhältniß der beiden Tigris-Eufrat-Reiche sollte sich geradezu umkehren. Dazu trug vor Allem die Erhebung eines arischen Volkes bei, der Meder. Dieses Verhängniß, herbeigeführt durch der Assur-Herrscher blutige Willkür und verschwenderische Pracht, und erleichtert

*) Ménant a. a. O. S. 124.

durch die Verwüstung Assyriens von Seite der Skythen (634—627), trat ein unter Assurbanipals Sohn Assur-idil-ili (Sarak), dem letzten König zu Ninive, und es trat mit Riesenschritten ein. Der Fall Assyriens war jäh und fürchterlich! Der Statthalter Babylons, Nabopolasar (Nabu-habal-uzur) verband sich mit Kyaxares, dem König von Medien, und 606 vor Chr. nahmen Beide vereint Ninive ein, das sie dem Erdboden gleich machten, und theilten das assyrische Reich so, daß Medien das nördliche Assyrien und Babylon das alte chaldäische Reich sammt dem größten Theile von Mesopotamien erhielt. Assyrien und sein vernichtetes Volk gehörten der Vergangenheit an, und als zweihundert Jahre später ein griechischer Geschichtschreiber als Heerführer bei den Ruinen von Ninive, Kalah und Dur-Sarrukin vorbeizog, wußte er nicht einmal mehr den Namen des Volkes, das hier, und der Städte, in denen es einst so mächtig gewaltet.*)

Nabopolasar, nun König des neubabylonischen oder neuchaldäischen Reiches, hatte bald nach dem Antritte seiner Herrschaft mit dem Farao Necho von Aegypten zu kämpfen, den er 605 bei Karchemis am Eufrat schlug und wieder bald nachher, 604, folgte Nebukadnezar (Nabukudurruzur), welcher die Schlacht als Feldherr geleitet, seinem Vater auf dem Trone Babylons. Er vergrößerte sein Reich durch arabische Landschaften, unterwarf die Ammoniten, Moabiten und Edomiten, in Syrien Damask und Hamat, 600 vor Chr. Juda, belagerte das aufständische Jerusalem (oben S. 397), von dem ihn Farao Hofra 587 zu verscheuchen suchte, und nahm es 586 ein; es folgte die Wegführung der Juden nach Babylonien. 573 unterwarf sich auch Tyros. Viel that Nebukadnezar für die Bewässerung und den Anbau Mesopotamiens, grub Kanäle zwischen beiden Strömen und die Ableitungsseen von Sippara, und beförderte so auch die Schifffahrt; er befestigte und vergrößerte Babylon und gab dieser Stadt mehrere Tempel, einen neuen Königspalast, eine großartige Brücke, die der Semiramis zugeschriebenen „hangenden Gärten" und sonst manigfachen neuen Glanz, so daß sie unter ihm zur Weltstadt wurde. Auch in anderen Städten errichtete er prachtvolle Tempel und den großen Bel-Tempel von Borsippa ließ er neu herstellen. Er starb 561 vor Chr. und mit ihm die Größe Babylons. Es folgten unbedeutende Fürsten, Evil-Merodach, Neriglissar, (Nergal-sar-uzur), Labosoarchod (Bel-labar-iskun), Nabu-Naid und Bil-sar-uzur (Bala-tsu-uzur), der Belsazar Daniels, der letzte König in Mesopotamien, unter welchem 537 vor Chr. dieses Land seine Selbständigkeit für immer verlor und eine persische Provinz wurde.

*) Xenoph. Anab. III. 4. Herod. I. 106. Diod. II. 24—28. Duncker, Gesch. d. Alt. II. S. 343 ff.

B. Staatswesen.

Die Reiche des Eufrat- und Tigris-Gebietes waren, gleich allen solchen Asien's und Afrika's im Altertum, unumschränkte Willkürstaaten. Was der König wollte, war Gesetz; was er that, war gut. Die Politik der Assyrer und Chaldäer ging vor Allem auf Reichsvergrößerung und auf Beseitigung aller Nebenbuhlerschaft aus, und dieses Streben war in hohem Grade begünstigt durch die Lage des Landes in Mitten der vorderasiatischen Völker, welche sämmtlich ärmer an Zahl und Hilfsmitteln waren als die Bewohner des üppigen Zweistromlandes. Und die auf Unterwerfung dieser Völker zielenden Unternehmungen waren, wie wir sahen, mit solchem Erfolg gekrönt, daß sie mit der Zeit weiter gediehen, als am Anfang gehofft werden konnte, daß sie sogar größere Reiche mit Verderben bedrohten. Aus kleinen Anfängen, aus Staaten, die zuerst etwa Holland und Belgien an Große nicht übertrafen, wurden Assyrien und Babylon zu Weltreichen. Wenn wir die so eben übersichtlich gegebene Geschichte dieser Reiche noch einmal kurz zusammenfassen, so sehen wir folgenden Schicksalswechsel:

Vor Chr.

ca. 2500—1500: Chaldäa aus Kleinstaaten bestehend, Assyrien Kolonie davon.

" 1500— 850: Chaldäa und Assyrien unabhängige Staaten, seit 1290 im Kriege miteinander.

" 850— 709: Chaldäa Vasallenreich von Assyrien.

" 709— 606: Chaldäa assyrische Provinz.

" 606— 537: Chaldäa neues Reich; Assyrien zwischen Medien und Chaldäa getheilt.

Besiegten die Assyrer oder Chaldäer ein Volk, so ließen sie ihm seinen König, als ihren Vasallen, so lange es sich nicht gegen ihre Herrschaft erhob (so geschah es in Elam, Babylon, Medien, Juda, Israel, den kleinen syrischen und phönikischen Staaten u. a.); im Falle der Empörung aber wurde nach ihrer Niederwerfung statt des einheimischen Königs ein Statthalter eingesetzt, das Volk in eine andere Provinz des Reiches abgeführt und aus anderen solche Ansiedler in das geächtete Gebiet gebracht.

Assyriens Herrschaft umfaßte in seiner weitesten Ausdehnung unter Asarhaddon: Assyrien und Chaldäa, Nordost- und Nordwest-Arabien, Aegypten, Palästina, Phönikien, Syrien, Kypros, Kilikien und den größten Theil Kleinasiens, Armenien, die Südwestküste des Kaspisees und Medien. Unter Assurbanipal ging davon Aegypten ab und kam dafür Elam dazu. — Das neubabylonische oder neuchaldäische Reich umfaßte Elam, Chaldäa, Mesopotamien, Syrien, Phönikien, Palästina und Theile Arabiens.

Die Assyrer und Chaldäer waren jedoch wenig geschickt, so große Reiche zusammen und im Zaume zu halten; sie walteten nicht organisatorisch, verstanden es nicht, die Unterworfenen mit sich zu vereinigen und zu versöhnen. Sie regirten nur mit Tributforderung und wenn diese nicht erfüllt wurde, mit Grausamkeit und Roheit. Davon war die Ueberführung der widerspenstigen Völker in entlegene Länder, die Verbannung aus dem Vaterlande, noch der mildeste Theil. Unmenschliche Strafen trafen die nach ihrer Ueberzeugung für ihre Rechte und ihr Vaterland kämpfenden Fürsten und Großen und die blühenden, mit so viel Kunst geschmückten und so viel Schätze der Wissenschaft bergenden Städte. Jene wurden geblendet, geschunden, gepfählt, verbrannt, diese bis auf den Grund vernichtet und zerstört. Man könnte die Mesopotamier in dieser Hinsicht mit den Türken vergleichen, wenn es nicht unverantwortlich wäre, Völker, die doch noch wenigstens eine sehr beachtenswerte Bildung besaßen, neben jene thierische Horde zu stellen, mit welcher die europäischen Mächte — aus Eifersucht gegen einander — so unendliche Langmut und Geduld haben. Freilich hat die Unsitte der Zerstörung auch bei anderen bedeutenden Kulturvölkern geherrscht; es erfuhren dies Karthago und Korinth in der Zeit der Weltherrschaft Roms, das mittelalterliche Mailand unter der deutschen Oberherrschaft. Indessen scheinen die Chaldäer in dieser Hinsicht roher verfahren zu haben als die Assyrer; wenigstens haben Letztere Babylon niemals ganz vernichtet, Erstere aber Ninive sobald sie es vermochten; doch ist es möglich, daß diese That mehr den Medern zur Last fällt; und wenn nicht, so hatten sich die Chaldäer für vierteltausendjährige Unterdrückung zu rächen, die Assyrer nicht.

An der Spitze der Regirung stand also der König (assyr. sar, sarru). Der assyrische oder babylonische König konnte, wie Rawlinson*) mit Recht sagt, mit mehr Befugniß das Wort aussprechen „l'état c'est moi," als Ludwig XIV. Er war Alles in Allem im Staate, ohne ihn war nichts. Er war der oberste Richter, Priester und Feldherr. Wie im Leben überhaupt, so zeichnete er sich namentlich in der Kleidung vor allen seinen Unterthanen aus. Im Frieden erschien er in einem langen wallenden Gewande, das bis zu den Knöcheln reichte, kostbar gemustert und gefranst war und von einem breiten Gürtel gehalten wurde. Darüber trug er einen offenen Mantel, der ähnlich einem Meßgewande aus zwei abgerundeten Flügeln bestand, welche Brust und Rücken bedeckten, die Seiten aber frei ließen und so das Untergewand zu erblicken gestatteten. Für den linken Arm war daran ein kurzer Aermel angebracht, der rechte aber bewegte sich frei. Die Kopfbedeckung bestand in einer hohen Mitra oder Tiara, die sich von

*) The 5 great mon. I. p. 484.

unten nach oben in abgerundeter Linie verengerte und auf dem Boden noch eine abgestumpfte Spitze trug, so daß das Ganze einem umgekehrten Trichter nicht unähnlich war. Um die Tiara liefen wagerechte und parallele Bänder mit Verzierungen. Der Stoff war Tuch oder Filz, die Farben, soweit noch zu erkennen, rot, gelb und weiß. Ein einfacherer Kopfputz, den der König zuweilen trug, war eine Art Diadem mit einer Rosette vorne und herabhängenden Bändern hinten. An den Füßen trug der König in älterer Zeit Sandalen, in späterer reich verzierte, aber plump geformte Schuhe. Um die rechte Schulter hatte er ein Schwertgehänge, um den Hals entweder eine Art Kette oder ein Halsband, an welchem Sinnbilder der Götter hingen (Sterne, Kreuze, Scheiben, Ringe, Gabeln u. s. w.), an den Armen Spangen und Armbänder, ferner Ohrenringe u. s. w.

Im Krieg und auf der Jagd war der König einfacher gekleidet. Die eine freie Bewegung hindernden Schmucksachen blieben weg, ebenso der Mantel; im Gürtel steckten Dolche.

Als Oberpriester war der König mit einem Obergewande angethan, welches das Untergewand beinahe ganz bedeckte, mit einem Gürtel befestigt und mit einem Fransenbesatz spiralförmig umwunden war.

Der König hatte zwar ein zahlreiches Harem, aber doch eine über demselben stehende Königin, welche in jeder Hinsicht bevorzugt war, mit dem König zusammen speiste, während er auf einem Ruhebette lag, auf einem tiefer stehenden, doch immer noch hohen Stuhl zu seinen Füßen Platz nahm und, was bei anderen Personen nicht der Fall, einen Schemel unter ihren Füßen hatte. Die Königin war mit einem kronenartigen Diadem geschmückt und in ein langes, reich verziertes Kleid nebst einem kürzern Obergewand mit gewundenen Fransenbesätzen gehüllt und trug lange Aermel.

Der König hatte zahlreiche Beamte, die aber blos da waren, für ihn zu arbeiten, Thaten zu vollführen, die ihm allein zugeschrieben wurden. In seinen Inschriften erzählte er alles, was im Reiche Bedeutendes geschah, als von ihm vollbracht, und außer ihm wurde niemand genannt. Seine nächste Umgebung und des Harems Obsorge bildeten die in Assyrien sehr zahlreichen Eunuchen, welche auf den Denkmälern in widerlicher Fettigkeit, mit niederer Stirne, aufgeblasenen bartlosen Gesichtern und langen weibisch geordneten Locken erscheinen und bei denen die langen Kleider der Landessitte noch mehr zur weibischen Erscheinung beitragen. Zu ihnen gehörte der Sonnenschirm-, der Fächerträger (blos der König durfte sich dieser beiden Schutzmittel gegen die Hitze bedienen), und in früheren Zeiten noch andere den König bedienende Personen, deren Aemter jedoch nach und nach immer mehr an richtige Männer übergingen, so der Schild-, der Köcher- u. a. Waffenträger; der Wagenlenker und der Stalldiener scheinen niemals

Eunuchen gewesen zu sein. Dagegen waren der Haushofmeister,*) der Haremsvorstand, die Schreiber, Musikanten und Köche, Leibdiener u. s. w. Glieder dieser Menschenklasse. Niemals gehörten zu ihnen die höchsten Beamten, namentlich die Veziere, welche eine sehr geachtete Stellung einnahmen und auch durch ihre Kleidung vor dem Volke ausgezeichnet waren, dann die Offiziere u. s. w. Im Gefolge des Königs findet man oft gegen hundert Personen, von welchen nicht die Hälfte Eunuchen sind. Nur wer zum Gefolge gehörte, und auch hier wol nur die Höchstgestellten, durfte mit dem König sprechen; für andere Personen war er unzugänglich, so oft er sich auch öffentlich zeigte. Die Ehre seines Wortes genossen vor Allem der Großvezier und der Haushofmeister, wobei er auf dem Trone saß und sie standen. Wohin der König ging, schleppte man den Tron mit. Die assyrischen Konige waren, wie die Denkmale zeigen, keine Ktesias'schen Sardanapale; zu Krieg und Jagd begaben sie sich auf ihren Wagen, stiegen aber zum Kampfe ab; sie mengten sich in's Schlachtgewühl und gingen auf der Jagd dem Löwen mit Dolch, Schwert oder Speer hart auf den Leib, indem sie den Wüstenkönig mit der Linken keck anfaßten. Oder sollten solche Abbildungen königlicher Tapferkeit, welche sehr häufig gefunden werden, etwa Schmeicheleien sein? Die Heimkehr von einer königlichen Jagd war einem Kriegstriumfe ähnlich, und der König goß ein Trankopfer über die erlegten Thiere. Seine Beamten und Diener waren dabei stets in seiner Begleitung.

Den assyrischen höheren Beamten widerfuhr eine Ehre, wie sie sonst nur die athenischen Archonten und die römischen Konsuln genossen, die Unsterblichkeit ihrer Namen, mit welchen die Jahre bezeichnet wurden. Wir besitzen eine Reihenfolge solcher Namen vollständig von 893 bis 665 vor Chr.**) Es wurde dabei eine strenge Regel beobachtet. Das erste Jahr einer gewissen Periode war die Reihe an dem Oberfeldherrn (Tartan, Turtan), dann an dem Palasthauptmann, Haremsoberst, Geheimen Rat, Landeshauptmann und zuletzt an den Statthaltern der vier wichtigsten Städte, wozu noch Babylon kam, nachdem es assyrisch geworden.

Im neubabylonischen Reiche trug der König ein langes Kleid, einem modernen Schlafrocke nicht unähnlich, doch mit reich verzierten Borten, bunten Mustern und Fransen, darüber ein enges Oberkleid, mit Aermeln, bis zu den Knien reichend, welches in schweren Quasten endete, und um dieses einen Gürtel, von welchem eine einzelne große Quaste herabhing. Auf dem Kopfe trug er eine hohe zilinderförmige Tiara, oben etwas weiter und rings herum mit Federn besetzt. Der

*) Rawlinson I. p. 498.
**) Schrader, die Keilinschriften u. das A. T., S. 308 ff.

untere Theil war mit Rosetten und symbolisch-mythologischen Figuren gemustert. Ueber den Federn ragte eine Erhöhung hervor, ähnlich der assyrischen, aber an der Spitze rund, nicht eckig. Die Tiara war wol von Tuch oder Filz. Ferner trug er Knöchelspangen.

C. Kriegswesen.

Auf keinen Gegenstand der Staatsverwaltung, den Bau von Tempeln (in Chaldäa) und von Palästen (in Assur) ausgenommen, verwendeten die assyrischen und babylonischen Könige so viel Eifer, Zeit, Gelteswert und — Menschenleben wie auf den Krieg. In geringem Maße nur war das bei den alten Chaldäern der Fall; es erreichte seinen Höhepunkt bei den Assyrern, und diesen ahmten wieder ihre Ueberwinder, die Neubabylonier, den „straffsten Militarismus" nach, gegenüber welchem der heutige solche als ein harmloses Kinderspiel erscheint. Assyrien scheint ein stehendes Heer von außerordentlicher Tüchtigkeit und Kriegsbereitschaft gehabt zu haben, das trefflich organisirt und in Schaaren eingetheilt war. Es bestand aus Streitwagen, Reiterei und Fußvolk. Was ihr Zahlenverhältniß betrifft, so gibt Ktesias dem Heere des Ninos 10,600 Wagen, 210,000 Reiter und 1,700,000 Fußgänger. Die Streitwagen waren die vornehmste Abtheilung des Heeres; der König gehörte selbst zu ihr und zog nie anders als zu Wagen in den Krieg. Er focht auf demselben in der Schlacht und verließ ihn nur bei Belagerungen, um zu Fuß auf die belagerte Stadt zu schießen. Auch alle Vornehmen reihten sich in die Abtheilung der Streitwagen ein. Diese Wagen waren von Holz und reich geschmückt, hatten zwei Räder mit sechs oder acht Speichen und dicken Felgen von drei oder vier Lagen und wurden gleich denen anderer Völker des Altertums von hinten bestiegen; ebenso stand man darin. Die Deichseln endeten oft in Ochsen- oder Pferdeköpfen oder anderen Verzierungen und waren von einem Joche gekreuzt, das eben solche trug. Angespannt wurden zwei oder drei Pferde, die schönsten und edelsten, welche im Lande aufzutreiben waren; ein drittes war indessen wahrscheinlich blos zum Ersatze da. Diese Thiere waren reich geschmückt und oft mit einem schützenden Mantel bekleidet; ihre Schweife wurden geflochten. Die Bemannung der Streitwagen bestand aus zwei bis vier Mann. Die zwei nie fehlenden sind der Herr des Wagens, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, und der Wagenlenker, wozu bisweilen noch ein oder zwei Schildträger kommen, um den Herrn mit ihren Schilden zu beschützen. Auf der Seite des Wagens wurden die Köcher, hinten oft ein Schild angehängt. Die vordere Wand war in den älteren Zeiten rund, in den späteren eckig und

breiter; die Räder wurden mit der Zeit größer, bis zu fünf Fuß Durchmesser.*) Die Pferde wurden mit mehrfacher Leine geleitet und mit kurzstieligen Peitschen angetrieben, deren Enden oft zwei- oder dreifach ausliefen. Die Wagenkämpfer trugen kurze Gewänder bis zu den Knien und kurze Aermel, als Waffen außer Bogen und Pfeil ein kurzes Schwert und einen Helm oder auch keine Kopfbedeckung.

Nach dem Streitwagen kam im Range die Reiterei. In den älteren Zeiten fehlte sie noch oder war unbedeutend; erst seit Sargon erscheint sie in beträchtlicher Anzahl. Seit dieser Zeit bedienen sich die Reiter auch der Sättel; Steigbügel aber oder Sporen kennen sie nicht. Als Waffen trugen sie erst Bogen und Pfeil, nachher zum Theil auch einen Speer, und dazu immer ein kurzes Schwert. Als Kleidung der Reiter finden wir erst ein kurzes Hemd bis auf die Knie, nachher eine enge, theilweise einen Schuppenpanzer bildende, theilweise lederne Umhüllung über den ganzen Körper, an den Füßen Halbstiefel. Auch die Pferde tragen zuweilen eine Bekleidung von Filz oder Leder. Die Kopfbedeckung der Reiter ist ein spitzzulaufender Helm.

Das Fußvolk war in nicht ganz zu den Knien reichende Tuniken gekleidet, die mit einem Gürtel befestigt waren, und trug Helme gleich den Reitern, von Metall und in späterer Zeit mit einem einfachen oder doppelten Kamm auf der Spitze versehen. Arme, Beine und Nacken waren meist nackt, sogar die Füße haben erst in späterer Zeit Sandalen zum Schutze, in noch späterer aber die wichtigeren Krieger Halbstiefel und Beinpanzer. Die Waffen waren entweder ein kurzes Schwert (oder Dolch) oder ein Speer. Speer- und Schwertträger bedienten sich dabei noch der Schilde. Eine dritte Gattung waren die Bogenschützen, mit vier Fuß langen Bogen und drei Fuß langen Pfeilen, Köchern auf dem Rücken und einem Schwerte. Seit Sargon unterschied man das Fußvolk in Bogenschützen und Speerleute und die ersteren wieder in leichte und schwere, von denen jene außer einem Schurz keine Bekleidung trugen, auch auf dem Kopfe blos eine Binde um die Haare; die schweren Schützen erscheinen bisweilen in der langen Kleidung der Friedenszeiten, aber mit einem Schuppenpanzer darüber. Oft sieht man neben einem Bogenschützen einen Speer- oder Schwertträger, der Beide mit dem Schilde schützt. Die Schilde waren rund oder länglich viereckig, von Metall und mit Figuren verziert, oder aus Weiden geflochten, von etwa halber, bei den Schützen in langer Kleidung aber von ganzer Mannshöhe und wurden auf den Boden gestellt; in späterer Zeit waren die eckigen Schilde oben nach außen abgerundet. Die Schützen knieten meist beim Schießen, und ihre Beschirmer ebenfalls. Seit Sanherib kamen auch Schleuderer

*) Näheres s. Rawlinson, 5 monarchies I. p. 406 ff.

als neue Waffengattung in Gebrauch, ebenso eine Art von Pionieren mit Aexten, um dem Heere den Weg zu bahnen. — Die Waffen der Könige und Würdenträger waren aus den kostbarsten Metallen gefertigt und mit Edelsteinen besetzt. Mit kunstvollen Verzierungen waren besonders Schilde und Köcher geschmückt, besonders mit Thiergestalten und Arabesken. Verschiedene Formen hatten die Pfeil- und Speerspitzen, deren man noch welche aus der Steinzeit fand; die meisten sind aus Bronze oder Eisen und oft mit Widerhacken versehen. Speerschäfte und Schwertgriffe waren oft mit Geschmack verziert, bisweilen mit Thierköpfen, ebenso die Dolch- und Schwertscheiden. Selten findet sich eine Art von Standarte zur Unterscheidung der Kriegskörper, bestehend in einer Scheibe auf einer Stange und auf ersterer der Gott Assur mit dem Bogen (aber hier mit Füßen) und zwei Stiere, oder auch Assur auf einem laufenden Stier stehend, am obern Ende der Stange überdies zwei Stierköpfe. Als Kriegsmusik finden wir blos Trompeten erwähnt. — Auf dem Marsche wohnten die Krieger in Zelten, welche Lager bildeten.

Von **Taktik** ist bei den Assyrern noch wenig oder nichts zu bemerken. Die Kriegführung war auf möglichst schnelles Niederwerfen des Feindes eingerichtet, und daher höchst rücksichtlos und grausam. Man gab keinen Pardon, die Besiegten wurden niedergemacht oder in Flüsse getrieben und weder Verwundete noch Waffenlose verschont.

Festungen wurden von den Assyrern entweder auf Leitern erstiegen oder mit Hilfe und unter dem Schutze von Belagerungsmaschinen beschädigt und erstürmt oder endlich unterminirt, was einzelne Soldaten, von ihren Schilden geschützt, durch Abbröckeln der Mauer mit dem Schwerte unternahmen. Thore wurden eingebrochen oder verbrannt. War eine Festung genommen, so wurde sie erbarmungslos zerstört und rings umher auch den das Volk nährenden Dattelpalmen ein Ende gemacht. Was kostbar war, wurde geplündert, und Schreiber nahmen, wie in Aegypten, genaue Verzeichnisse der Beute auf. Die bei Einnahmen der Städte Gefangenen wurden an in den Lippen oder der Nase befestigten Ringen mit Stricken vor den König geführt und dann, wenn er dies befahl: hingerichtet: gepfählt oder mit Keulen erschlagen, seltener enthauptet oder geschunden, bisweilen nur verstümmelt: der Ohren, Augen, Nase, Zunge u. s. w. beraubt. Oft wurden die Köpfe der Hingerichteten vor dem im **Triumfe** heimkehrenden König hergetragen. Die nach mesopotamischer Manier in die Fremde abgeführten Gefangenen wurden soweit möglich zu rauhen Arbeiten verwendet: Steine zu ziehen und zu schleppen, Hügel aufzuwerfen, Ziegel zu formen u. s. w. Die ebenfalls abgeführten Weiber und Kinder wurden milder behandelt. Auch Vieh wurde in Massen fortgetrieben, sogar Jagdthiere aufgefangen und nach Assyrien gebracht.

Führten die Assyrer Krieg in Oertlichkeiten, wo sie auf Gewässer stießen, so konnten sie Flüsse schwimmend (auf luftgefüllten Schläuchen, den Schild auf dem Rücken) oder auf Böten oder mittels Brücken übersetzen. Kamen sie aber an das Meer, so wußten sie nichts anzufangen. Hier entgingen ihnen ihre Feinde, wenn sie sich einschifften. Erst nachdem sie Phönikien unterworfen, waren sie mit Seeleuten und Schiffen versehen und konnten es auf dem feuchten Elemente mit ihren Erbfeinden, den Chaldäern aufnehmen.

Zum Andenken der Eroberung eines Landes hinterließen die siegreichen assyrischen Könige in demselben Inschriften auf Felsen oder Denksteinen, nebst Abbildungen ihrer Person und Thaten.

Das babylonische Kriegswesen scheint dem assyrischen in allen wesentlichen Dingen entsprochen zu haben, und die Kriegführung war eben so unmenschlich wie bei den Nachbaren und Erbfeinden. Bei Belagerungen waren die Chaldäer ebenso ungeschickt, wie hartnäckig. Jerusalem bestürmten sie drei, Tyros vierzehn Jahre lang. Die kriegerischen Thaten hingen von den Wahrsagereien und Sterndeutereien der Priester ab, ohne deren gute Anzeichen nichts vorgenommen wurde.*)

Vierter Abschnitt.

Wissenschaft und Kunst.

A. Die Keilschrift und ihr Schrifttum.**)

Unter den drei Schriftsystemen der Erde, welche weder zu der reinen Bilderschrift, wie sie z. B. die Mexikaner anwendeten, noch zu den rein alfabetischen Schriften gehören, bleibt uns nach der chinesischen Schrift (oben S. 187) und den ägyptischen Hieroglyphen (oben S. 349 ff.) noch die merkwürdige Schrift übrig, welcher sich die Völker im Tigris- und Eufrat-Gebiete und im Hochlande von Iran bedienten und welche nach der Gestalt ihrer Zeichen die Keilschrift genannt wird. Ueber den Ursprung der Keilschrift weiß man nichts. Nach babylonischer

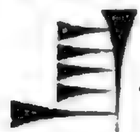
---

*) Diod. II. 29—31. Daniel 2, 1. 2.

**) Rawlinson, 5 monarchies, I. p. 61 ff., 262 ff. Schrader, die assyr.-babyl. Keilinschriften, aus d. Zeitschr. d. D. Morgenl. Ges. Bd. 26 bes. abgedr., Leipz. 1872; Ders., die Keilinschriften u. das A. T., Gießen 1872; Ders., Art. Assyrien im Handwörterb. des bibl. Altert., S. 100 ff. u. Art. Babylonien, S. 136. Wuttke, Gesch. der Schrift I. S. 604 ff.

Sage (oben S. 469) kam sie in das Land durch den Fischgott Hea (Oannes), d. h. wol durch Seefahrer, also über Meer (und zwar über dem persischen Golf) ankommende Vertreter einer der in Mesopotamien vorhandenen Rassen, — welcher? ist schwerlich zu ergründen. Die gegenwärtig hervorragendsten Keilschriftforscher schreiben die Erfindung den für turanisch gehaltenen Ureinwohnern (oder sogenannten Akkadiern) zu. Ebenso halten dieselben dafür, daß die Keilschrift aus einer Bilderschrift sich entwickelt habe.

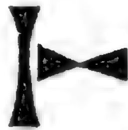
Thatsache ist einmal, daß die Keilschrift in älterer Zeit in Chaldäa gefunden wird, als in Assyrien und hier in älterer als in Erân (die ältesten Beispiele stammen aus etwa 2000 vor Chr.), und sodann, daß die ältesten Schriften dieser Art keine Keile, sondern einfache Striche enthalten, welche Dreiecke, Vierecke, Sterne, hecken-, häuschen- und baumartige Figuren bilden, deren Striche dann in späteren Inschriften in übereinstimmender Weise sich in Keile verwandelt finden. An Beispielen für die Entstehung dieser Schriftart aus einer Bilderschrift fehlt es nicht. Wie wir sahen, ist die assyrisch-babylonische Religion vor allem Sternverehrung. Der Begriff „Gott" wurde daher durch einen Stern wiedergegeben, und zwar in der ältern oder Strichschrift, in der Keilschrift älterer Form, in der Keilschrift jüngerer Form aber vereinfacht: . Für „Hand" schrieb man in der Streichschrift, also fünf Finger, in der Keilschrift



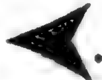
, wovon später einer der kürzeren Keile weggelassen wurde. „Fisch wurde mit bezeichnet, woraus die Keilschrift machte. Derlei Beispiele gibt es noch mehrere; daß aber die gesammte Keilschrift aus Bilderzeichen entstanden, ist damit noch nicht bewiesen. Sicher ist jedoch, daß die Keilschrift gewählt wurde, weil sie sich zum Eingraben in Stein oder Thon mit dem Meisel oder Griffel ganz besonders eignete.

Die zur Keilschrift verwendeten Zeichen sind höchst einfacher Art. Sie zerfallen

1) in Keile, und zwar nach ihrer Stellung in:
   a. senkrechte,
   b. wagerechte und
   c. schräge, oder nach ihrer Beschaffenheit in

a. einfache, und
b. zusammengesetzte 

(auch sind die Keile oft durch Weglassung der Spitze abgekürzt:);

2) in Winkel .

Die senkrechten Keile haben immer das dicke Ende oben, die wagerechten und schrägen links. Ein oder mehrere Keile, Dreiecke oder Winkel oder mehrere dieser Arten zusammen bildeten immer einen bestimmten Wert oder ein Zeichen.

Die Keilschrift, welche immer von der Linken zur Rechten läuft, ist ihrem Grundcharakter gemäß eine Silbenschrift,*) d. h. die einzelnen Zeichen drücken stets Selbstlaute und Mitlaute zugleich aus. So haben z. B, die Silben ba, bi, bu, ab, ib, ub besondere Zeichenwerte oder Zeichengruppen. Außer diesen einfachen Silben war aber dasselbe der Fall mit den sog. zusammengesetzten, wo ein Selbstlaut zwischen zwei Mitlauten stand, z. B. mar, mir, mur, sak, sik, suk ꝛc. Solche zusammengesetzte Silben wurden jedoch auch durch je zwei einfache ausgedrückt, z. B. bir durch bi-ir, ram durch ra-am u. s. w. So bestand das Wort Ahamanisi (Achämenide) aus folgenden Wertzeichen: A-ha-ma-an-ni-is-si oder auch A-ha-ma-nis-si. Von Selbstlauten kommen in der Keilschrift nur die drei sog. Urlaute a, i und u vor, welche auch eigene Zeichen haben, die indessen auch für ihre Aspiration (ha, hi, hu) gelten; die Mitlaute sind im Ganzen jene der semitischen Sprachen, namentlich des Hebräischen. Einfache Silbenzeichen zählt man 92, zusammengesetzte 261.*)

Die assyrisch-babylonische Keilschrift ist aber nicht nur eine Silben-, sondern auch eine Begriffs- (ideographische) Schrift. Die Zeichen für Begriffe weichen aber von den Zeichen für die Laute, aus welchen die Namen dieser Begriffe bestehen, ab, was nur durch die Annahme zu erklären ist, daß ein nicht semitisches Volk die Keilschrift erfunden habe. So setzten z. B. die sog. Akkadier für die Silbe ad, Vater, das Zeichen , welches denn auch für das entsprechende semitische Wort abu Verwendung fand. Die Namen von Begriffen, für welche die Keilschrift Begriffszeichen besitzt, sind indessen auch oft in Silbenzeichen geschrieben. Durch Ideogramme nun werden in der Keilschrift Wörter aller Gattungen ausgedrückt. Eine besondere Abart

*) Schrader, ass.-bab. Keilinschr. S. 61 ff.
**) Schrader, A. B. K. Tafel zu S. 1. S. 64 ff.

derselben sind die determinativen Zeichen, welche nicht gelesen werden, sondern den Charakter eines nachfolgenden Namens bezeichnen. So steht z. B. vor Männernamen das Zeichen 𒁹, vor Ländernamen 𒆳, vor Götternamen 𒀭, später 𒀭, etwa wie wenn wir schreiben würden: Mann Heinrich, Land Schweiz, Gott Zeus u. s. w. Aehnlich verfahren wir, wenn wir z. B. sagen: Rheinstrom, Splügenberg u. s. w. Andere Ideogramme wurden als synthetische erkannt, indem sie aus der Zusammensetzung solcher bestehen, welche für sich Begriffe darstellen, die zusammengefaßt der Bedeutung des Ganzen entsprechen. So besteht z. B. das Ideogramm für „Himmel" aus denjenigen für „Gott" und für „Gewölbe" u. s. w. Erkannt werden manche Begriffszeichen daran, daß sie nie als Silbenzeichen gebraucht werden; ist aber das Gegentheil hiervon der Fall, so verraten sie sich je nach ihrer Stellung durch ihren Widerspruch mit den bekannten Laut- und Silbenbildungsgesetzen der Sprache, oder dadurch, daß sie den Sinn der Rede unterbrechen oder stören, wenn sie nach dem Silbenlaute gelesen werden. Trotzdem gibt es vielfach zweifelhafte Fälle, die jedoch durch fortgesetzte gründliche Untersuchung aufgeklärt werden können. Ein Hilfsmittel zu solcher Zweifelhebung hatten die Assyrer in den sog. phonetischen Ergänzungen, indem sie an Ideogramme ein oder mehrere Silbenzeichen anhängten, welche den Ausgang des dargestellten Wortes bildeten. Die Zahl der Begriffszeichen ist nicht bekannt.

Endlich hat die assyrisch-babylonische Keilschrift auch den Charakter der Polyphonie (Vieldeutigkeit), indem es Zeichen gibt, die verschiedene Silben oder verschiedene Begriffe oder beides darstellen. Man zählt solcher über hundert.*)

Eine besondere Stellung nehmen die Eigennamen ein. Selbe werden überwiegend ideographisch geschrieben. Die assyrischen Eigennamen bestanden oft aus drei Worten, aus einem Gottesnamen, einer von demselben ausgesagten Handlung und einem Gegenstand, auf den sich letztere bezieht, z. B. Assur-nazir-habal, Assur schirmt den Sohn. Dieser Name wurde mit den Ideogrammen für den Gott Assur, für „schirmen" mit der Beugungsendung in Silbenschrift und für „Sohn" geschrieben. Man findet solche Namen jedoch auch mit Silbenzeichen geschrieben. Oft auch kommen zweigliedrige Namen vor, bei denen entweder das Zeitwort oder der dasselbe ergänzende Gegenstand wegfällt und blos dazu gedacht werden muß, z. B. Bin-nirar, Bin (ist)

*) Schrader, A. B. K. S. 102 ff.

Beistand oder Nabu-nazir, Nabu schirmt, und hinwieder eingliedrige wie Tuklat-adar, Vertrauen auf Adar, Samsi-bin, Diener Bin's u. s. w. Andere Namen lassen den ausgefallenen Gottesnamen noch hinzudenken, z. B. Nazir-habal, beschützt den Sohn, oder sind ohne Gottesnamen, wie Sar-nahid, Erlaucht der König, Ninu-ai, der Ninivite, Babil-ai, der Babylonier u. s. w.

Die Gesammtheit der Keilschriftzeichen schätzte Botta 1850 auf 642. Seither ist ihre Zahl jedenfalls bedeutend gestiegen. Im Eufrat- und Tigris-Gebiete kommen als Sprachen der Keilschrift vor: die für turanisch gehaltene der älteren Bewohner (sog. Akkadier) und die assyrisch-babylonische. Die letztere, die Sprache der wirklichen Chaldäer und daher nicht mit der später sogenannten chaldäischen (in Wahrheit aramäisch-syrischen) zu verwechseln, deren Buchstaben die jetzigen hebräischen sind, ist eine rein semitische Mundart, und dem Hebräischen nahe verwandt. Als dritte Sprache kam erst nach der persischen Eroberung die der neuen Herrscher, die arisch-persische hinzu, indem sie sich ebenfalls der Keilschrift bediente. Die assyrisch-babylonische Sprache, für die Kunde des Landes die wichtigste, weil in den Inschriften am häufigsten angewendete, unterscheidet sich vom Hebräischen u. a. durch den Mangel des Geschlechtswortes; im Uebrigen ist ihre Grammatik ganz der hebräischen ähnlich.

Es scheint passend, hier die Art und Weise zu erwähnen, wie die Keilschrift entziffert wurde, welche That einem Triumfe des Menschengeistes gleich kommt, indem sie nicht, wie die Entzifferung der Hieroglyphen, durch das Vorhandensein einer Uebersetzung in eine bekannte Sprache (oben S. 354) unterstützt wurde, sondern sich völlig aus undurchdringlich scheinendem Dunkel herausarbeiten mußte.

Seit die Keilschrift außer Uebung gekommen (etwas nach Christi Geburt, unter den Arsakiden) hatte bis gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts Niemand eine Ahnung, wie sie zu lesen wäre. Niebuhr war der Erste, der sich damit beschäftigte, und zwar mit den persischen Inschriften in Persepolis; er fand 42 verschiedene Zeichen heraus. Tychsen entdeckte den diagonalen Keil als Worttrennungszeichen; Münter die Richtung der Schrift von links nach rechts.*) Der erste Entzifferer aber wurde am Anfange des 19. Jahrhunderts G. F. Grotefend in Göttingen,**) soweit es den persischen Text der Keilschriften von Persepolis betrifft. Er begann damit, daß er darauf verfiel, eine oft vorkommende Zeichengruppe müsse das Wort „König" bedeuten und andere Zeichengruppen, welche sich stets neben diesem befinden,

*) Schrader, A. B. K. S. 4.

**) Heeren, Ideen üb. d. Politik, d. Verkehr u. d. Handel d. Völker d. alten Welt. I. 1. Abth., 1. Beilage.

Königsnamen enthalten. Er untersuchte diese Gruppen näher, verglich sie ihrem Umfange nach mit den bekannten Namen persischer Könige und fand so eine Anzahl von Buchstabenwerten heraus, mittels deren er, das Zendavesta als literarisches Erzeugniß derselben (Zend-)Sprache benützend, volle persische Inschriften las und übersetzte. Freilich blieb Grotefend in dem Irrtum befangen, daß auch die übrigen Keilschriftarten alfabetische seien. Lassen, Burnouf und Rawlinson vollendeten die Entzifferung der persischen Inschriften in Keilschrift. Man nennt die persische, weil sie als Reichssprache den ersten Platz einnahm und zuerst ergründet wurde, die erste Gattung der Keilschriften. Nun sind aber viele Inschriften in drei deutlich von einander abstechendeu Keilschriftarten neben einander abgefaßt, welche man seitdem als ebensoviele Sprachen erkannt hat. Man fand nun, nach der Aufgrabung der assyrischen Altertümer in Ninive und Umgebung, besonders seit 1843 durch Layard und Botta, daß die dortigen einsprachigen Keilinschriften dieselben seien wie diejenigen, welche in Persepolis die dritte Stelle einnahmen. Hincks fand 1849, daß diese Schriftgattung eine Silben- und Begriffsbezeichnung zugleich enthalte, H. Rawlinson 1850, daß sie auch mehrdeutige Zeichen zähle. Durch strenge Vergleichung der bekannten persischen Keilschriften mit den gegenüber stehenden assyrischen konnte man zur Entzifferung der letzteren schreiten. Das Vorhandensein gleichlautender Inschriften in assyrisch-babylonischer Sprache, von denen die eine Ideogramme, die andere statt derselben Silbenzeichen enthielt und umgekehrt, führte auch zu allmälig fortschreitender Erklärung der Begriffszeichen. Da nun aber manche der letzieren nirgends aufgelöst zu finden waren, so kamen hier gewisse assyrische Täfelchen aus Thon zu Hilfe, die man in den Ruinen von Kujundschik fand und welche, gleichsam zum Unterrichte in der Ideographie oder zur Gedächtnißstärkung für die Schreiber, in gegenüberstehenden Schriftsäulen die Begriffszeichen und ihre Bedeutung enthalten, als ob sie aus Schulbüchern entnommen wären. Eine andere Gattung solcher „Syllabare“ stellt einander Sätze in der für turanisch gehaltenen („akkadischen“) und in der assyrischen Sprache gegenüber. Die Anordnung erinnert ganz an unsere modernen „praktischen Unterrichtsmethoden“, fremde Sprachen zu lernen.*) Auf diese Weise drang man in das Wesen der assyrisch-babylonischen Keilschrift

---

*) Beispiel:

is-ku-ul, er wog;
is-ku-lu, sie wogen;
is-sa-gal, er wägt;
i-sa-ka-lu, sie wägen;

Vergl. Schrader A. B. K. u. s. w. S. 14 ff., u. Ders., Art. Assyrien im Handw. d. bibl. Alt. S. 102.

und in die Gesetze ihrer Schreibung und Lesung immer tiefer ein und lernte die Sprache derselben als eine semitische kennen und mit Hilfe des Hebräischen, Arabischen u. s. w. ihre Grammatik feststellen, wozu außer den erwähnten Forschern die Engländer Georg Smith und Edward Norris, die Franzosen François Lenormant und Joachim Ménant und die Deutschen Eberhard Schrader und Friedrich Delitzsch das meiste beigetragen haben. Und so ist auch begonnen worden, die zweite Keilschriftgattung, die sog. turanische zu ergründen, worin indessen noch vieles zu thun übrig bleibt. Auf diesen Schriftarten und Sprachen beruhte nun das assyrisch-chaldäische Schrifttum. Der Stoff, auf dem dasselbe aufbewahrt ist, besteht weder aus chinesischem Reispapier, noch aus indischen Palmblättern, weder aus ägyptischem Papyros, noch aus syrischem Pergament; er hat nichts weiches, zerreißbares, schnell vergängliches; er ist zwar ein harter, aber auch zerbrechlicher Stoff, bietet also für die Fortdauer und Deutlichkeit der Schrift, aber nicht für ihre Vollständigkeit Gewähr. Die Assyrer und Chaldäer hatten nämlich steinerne Akten- und Büchersammlungen; in ihren Archiv- und Bibliothekssälen waren Massen von beschriebenen Steinen und Thon-Ziegeln aufbewahrt und aufgespeichert. Die Bibliothek, welche Assur-nazir-habal in Kalah gründete, Sanherib nach Ninive verlegte und Sargon, sowie Assurbanipal zur höchsten Blüte brachten, zählte nach einer Berechnung wenigstens zehntausend Tafeln. Natürlich sind dieselben in Folge der über sie hingegangenen Zerstörungen nur in Bruchstücken vorhanden. Die älteste Bücherei in Assyrien, von der man weiß, war die zu Assur, deren älteste Tafeln aus der Zeit um 1500 vor Chr. stammen sollen.

In Nord-Assyrien, wo es Berge und Felsen gab, konnte man die wichtigsten Ereignisse in diese einmeißeln; in Mesopotamien und Chaldäa, wo nur sumpfiger, wenn auch fruchtbarer Lehmboden zu finden war, bakte man den Stoff zur geistigen Nahrung aus demselben Erdreich, welchem die leibliche Speise entsproßte. Ziegel dienten daher nicht blos zum Bauen, sondern sie bildeten Schreibtafeln, deren mehrere zusammen ein Buch oder Werk ausmachten. Dieselben wurden numerirt und jedes Stück mit den Anfangsworten der ersten Tafel bezeichnet. In älterer Zeit wurden sie in roher und plumper Weise geformt und an der Sonne gedörrt, in späterer aber in gefällige Formen gebracht und am Feuer gebrannt. Die Formen, welche sie erhielten, waren entweder die von Tafeln von 1½ bis 9 Zoll Höhe, 1—6 Zoll Breite und bis zu 4½ Zoll Dicke, (die roheren waren umfangreicher als die feineren) oder in länglichen Körpern, rund oder mehrkantig, die man gewöhnlich Zilinder nennt, die aber in Wahrheit die Gestalt von Prismen oder Doppelkegeln (in der Mitte dicker, an den Enden dünner) hatten, 1 bis 3 Fuß lang und bald hohl, bald

gediegen waren. Die Tafeln sind auf den beiden umfangreichsten, die Zilinder auf allen zwischen den Kanten liegenden Flächen beschrieben. Aufgetragen wurden die Schriftzeichen, so lange der Thon noch weich war, mit Griffeln, und dann der Stoff gebrannt. Sie wurden auch in Holz erhaben ausgeschnitzt und dies dann als Form benutzt, um die Schrift in den Thon einzudrücken. Auf diesen Formen wurde in gewöhnlicher Weise geschrieben, beziehungsweise geschnitzt, so daß der Abdruck von der rechten zur linken Seite geht. In Chaldäa gab man in späterer Zeit den Schriftkörpern noch einen glasigen Ueberzug. Es gibt auch Planzeichnungen auf Backstein. Schriftsteine wurden nicht selten als Bausteine verwendet, und zwar an Wänden, Böden und Pfeilern. Seltener schrieb man auf Gipstafeln. Auf Felsen wurde die Schrift mit dem Meisel eingehauen, und so auch auf den Marmor- und Alabasterplatten, die man in Wände und Böden der Paläste einfügte. Die Assyrer und Chaldäer waren gleich den Aegyptern höchst schreibselig; sie beschrieben auch Bildwerke, sogar über die Figuren hin, ebenso Theile von Thier- und Menschenstatuen, Rücken, Hände, Füße u. s. w., dann Schalen und Vasen, Gemmen und Edelsteine aller Art (auf diese wurde die Schrift eingeschliffen). Man schrieb auch auf Metall jeder Art, auf Gewebe, seltener auf Thierfelle (das benachbarte Persien hatte lederne Literatur). Als Stempel und Sigel verwendete man Zilinder mit erhabenen Schriftzügen und Bildern, als Mittel den feuchten Thon zu bedrucken Sigelzilinder, die sich um eine metallene Axe drehten, und zwar diese mit verkehrter Schrift, so daß sie richtig abgedruckt wurde. Sigel wurden oft auf besondere Thonstücke geprägt und diese auf das Schriftstück befestigt, oft aber auch auf dieses selbst. *Sigelringe* waren allgemein gebräuchlich, um das Sigel stets bei der Hand zu haben.

Da Assyrien jüngere Kultur hatte, als sein Mutterland Chaldäa, so war dort das Schrifttum von größerm Umfange; man ließ selten einen Backstein unbeschrieben und benutzte beide Seiten, während in Babylon viele leere gefunden wurden, neben nur einseitig beschriebenen. Dagegen blieben die Assyrer in der Kunst des Stempeldruckes auf Thon zurück und konnten nur ein Zeichen um das andere ausprägen, während die Chaldäer Formen von ganzen Zeilen und Inschrifttäfelchen fertigten.

Neben der Keilschrift findet sich unter den Ueberbleibseln assyrisch-babylonischer Kultur in seltenen Fällen, und gewiß erst aus sehr später Zeit stammend, der Gebrauch der *phönikischen Alfabetschrift*, z. B. in Privatverträgen, in Bemerkungen zu Keilschrift-Tafeln, auf Vasen und an Töpferwaaren, auf Gewichten u. s. w.

B. Wissenschaft und Dichtung.

Wenn wir von einer Wissenschaft im Gebiete des Eufrat und Tigris sprechen können, so ist dies bis jetzt nur in sehr geringem Maße der Fall, indem wir erst im Anfange der Entzifferung jener Myriaden von Keilschriftstücken stehen, welche in Ninive, Babylon 2c. aufgefunden wurden.

So weit wir dies bis jetzt beurteilen können, war der Hauptsitz der Wissenschaft und Dichtung, die es in jenem Gebiete gab, vorzugsweise in Chaldäa. Assyrien scheint auf die Kriegführung und auf Pracht und Glanz seiner Herrscher mehr Gewicht gelegt zu haben, als auf Erforschung von Wahrheiten und Wissenswürdigkeiten, daher die Könige seit Assur-nazir-habal, vor Allem aber Assurbanipal, diesem Mangel durch Bereicherung ihrer Büchersammlungen abzuhelfen suchten, wozu sie ausschließlich babylonische Quellen benutzten.

Die Wissenschaften, von deren fruchtbringender Betreibung in Chaldäa man sowol sichere Nachrichten des Altertums, als in Keilschrifttafeln vorhandene Zeugnisse hat und worin dieses Volk schon im Altertum eines hohen Rufes sich erfreute, sind vor allem Mathematik und Astronomie. Pfleger derselben waren die Priester, in deren Händen überhaupt das Schrifttum lag.

Zu der Grundlage aller Größenberechnung, der Zahlenkunde, bediente man sich der einfachsten Bestandtheile der Keilschrift. Die Zusammenstellung der Zeichen ist im Wesentlichen dieselbe wie bei den Römern. Ein Keil [Keilzeichen] bedeutete 1, zwei solche 2 u. s. w.; für 10 nahm man einen Winkel [Winkelzeichen], für 20 zwei u. s. w., für 100 einen Keil mit Querkeil [Zeichen]; für die Vervielfältigung von hundert wurde die vervielfältigende Zahl vor jenes Zeichen gesetzt, tausend drückte man durch 10 vor 100 aus u. s. w. Häuften sich die gleichwertigen Zeichen allzusehr, so setzte man sie in verkleinerter Gestalt über- und untereinander. Auf einer in Senkareh gefundenen Tafel aus altchaldäischer Zeit finden sich die Quadrate der Zahlen bis auf sechszig, auf anderen Quadrat- und Kubikwurzeln, Maße und Gewichte u. a. Größenverhältnisse vollkommen richtig berechnet.*)

Ueber die Zeitrechnung der Chaldäer haben wir nur Nachrichten durch die Griechen. Das Jahr wurde in zwölf Monate zu dreißig Tagen nebst fünf Zusatztagen getheilt, wie in Aegypten; ob man aber die überschüssigen Stunden, welche dort wol bekannt waren,

---

*) Rawlinson 5 mon. I. p. 103.

in Schaltjahren unterbrachte oder wie man sonst das Jahr mit dem Laufe der Jahreszeiten in Einklang brachte, ist ungewiß; es ist aber eher anzunehmen, daß es Schaltjahre gab, indem von keiner Ausgleichungsperiode berichtet wird, wie sie früher Aegypten (oben S. 359) hatte. Dagegen wurden anderweitige größere Perioden angenommen. Sechszig Jahre hießen eine Sosse, sechshundert eine Nere und 3600 eine Sare. Diese Eintheilung fand auch in der Rechenkunst bei unbenannten Zahlen Anwendung. Die Monate hatten die Namen, welche die Juden später (wol während des Exils) annahmen und etwas hebraisirten. Wie im ganzen Horizonte der Chaldäer (und Assyrer) die Zahl sieben eine heilige Rolle spielte, so hatten sie auch Wochen von sieben Tagen nach dem Mondumlaufe. Eine andere heilige Zahl aber war, wie schon aus der erwähnten Perioden-Eintheilung hervorgeht, sechszig (die fünf Finger der Hand oder die halbe Zehn mal die Zahl der Monate). Jede der zwölf Stunden, in die der Tag nach der Zahl der Monate zerfiel, wurde in 60 Theile (also Doppelminuten) und jeder dieser Theile wieder in 60 (Doppelsekunden) eingetheilt.

Mit der Zeitrechnung steht die Sternkunde im engsten Zusammenhang, in welcher die Chaldäer berühmter geworden sind als irgend ein anderes Volk des Altertums, und wie es scheint mit Recht. Ihre weiten Ebenen begünstigten den Betrieb dieser Wissenschaft ungemein,*) indem sie ihnen, wozu noch die südliche Lage und die klare durchsichtige Luft des Landes befördernd traten, einen möglichst großen Kreis des gestirnten Himmels zu erblicken gestatteten. Die Sterne, die so in ihrer ganzen Pracht erschienen, waren daher die Götter des Volkes und die Gegenstände der Wißbegier der Kundigen, d. h. der Priester, die auch hier wie in Aegypten mehr wußten, als sie mittheilten. Schon früh unterschieden sie die Planeten von den Fixsternen und stellten diese in Sternbilder zusammen, von denen ein konischer schwarzer Stein des britischen Museums aus dem zwölften Jahrhundert vor Chr. in Bildern den Widder, Stier, Skorpion, Drachen, Hund, Adler u. s. w. zeigt. Der Thierkreis war ihnen bekannt, sie nannten seine zwölf Bilder die Sonnenhäuser. Sie beobachteten und berechneten Finsternisse, kannten den wahren Grund derjenigen der Sonne und den wiederkehrenden Kreis derjenigen des Mondes. Sie fertigten ein Verzeichniß der Fixsterne und erfanden den Gnomon und den Polos, mit denen sie die Länge des Sonnentages ermittelten. Sie beobachteten ferner die Kometen und hielten sie für ständige Körper, die gleich den Planeten Kreise beschrieben, aber für größer als diese. Sie waren nicht weit hinter der Kenntniß

*) Rawlinson 5 mon. II. p. 571 ff.

der wahren Entfernung des Mondes, der Sonne und der Planeten von der Erde zurück. Es ist behauptet worden, daß die Chaldäer den Umlauf der Erde um die Sonne geahnt hätten, was aber nicht wahrscheinlich ist, da sie fort und fort an der Zahl von sieben Planeten festhielten. Eine andere Behauptung, daß sie die Monde des Jupiter und des Saturn gekannt hätten, müßte zu ihrer Wahrheit den Gebrauch von Fernröhren bei den Chaldäern voraussetzen, was, freilich in untergeordnetem Grade, nicht unmöglich ist.

Wie in Aegypten, so wurde aber auch in Chaldäa die Astronomie zur Astrologie mißbraucht, welche zu zahllosen Tabellen von Konstellationen, glücklichen und unglücklichen Tagen, Wetterprofezeiungen ꝛc. Anlaß bot, aber sonst denselben Charakter hatte wie im Nillande (oben S. 361). Jedoch gab es unter den babylonischen Priestern eine starke Partei, welche die Astrologie verabscheute und deren Jünger nicht als ebenbürtig anerkannte (Strab. 16, 1). Ein Werk über Astrologie auf mehr als 70 Keilschrifttafeln, mindestens 2000 Jahre vor Chr. entstanden, ist in Bruchstücken vorhanden. Von den übrigen Wissenschaften im Eufrat- und Tigrislande ist noch nicht viel zu sagen. In der Geographie kannten Assyrer und Chaldäer die Länder und Völker, welche sie zu erobern wünschten und haben Verzeichnisse von Städten und Ländern hinterlassen; ihre Geschichte bestand in der allem Anscheine nach wahrheitgetreuen Aufzählung der Thaten ihrer Könige, welche diese durch ihre Schreiber dem Thon einprägen ließen. Philosophie war wie bei allen morgenländischen Völkern in der Religionslehre enthalten; die Naturwissenschaft war in Verzeichnissen von Thieren, Pflanzen, Steinen u. s. w. nach natürlichen Gruppirungen vertreten, auch soweit sie zu praktischen Zwecken, z. B. zu mechanischen Vorrichtungen, die in Assyrien bedeutend vervollkommnet waren, Bestimmung der Maße und Gewichte u. s. w. diente. Was die Rechtswissenschaft betrifft, so ist uns bereits manches von Gesetzen bekannt; auch sind die Funde außerordentlich reich an Verträgen und Urkunden über alle möglichen Rechtsverhältnisse. Sprachwissenschaftlicher Versuche dachten wir bereits (oben S. 497).

Von der assyrisch-babylonischen Dichtkunst war bis vor wenig Jahren noch nichts bekannt. Bereits haben wir von dem mythologischen Inhalte der Izdubar-Epopöen und der Höllenfahrt Istars Kenntniß genommen (oben S. 471 f.). Diese Gedichte, welche wahrscheinlich mehr als zweitausend Jahre vor Chr. entstanden sind, beweisen, daß die Erfordernisse des Heldengedichtes in jenem Lande bekannt waren. Ob diese epische Anlage diesem oder jenem der in Chaldäa vorhandenen Völkerstämme zu verdanken, wird kaum zu ermitteln sein.

In dem am besten erhaltenen epischen Gedichte, der Höllenfahrt

Istars, finden wir den semitischen Parallelismus der Versglieder (oben S. 429 f.) wieder,*) der sich durch das Ganze stetsfort hinzieht. Die Worte, welche das Ziel Istars schildern (Avers 3—7)

„nach dem Hause der Verwesung, der Wohnung Irkalla's,
„nach dem Hause, dessen Eingang ist ohne Ausgang,
„nach dem Pfade, dessen Weg ist ohne Rückkehr,
„nach dem Hause, dessen Eingang des Lichtes beraubt ist",

erinnern unwillkürlich an die Inschrift von Dante's Hölle. In der Drohung Istars, wenn sie nicht eingelassen werde (Avers 17—20),

„so zertrümmere ich die Pforte, zerbreche den Riegel,
„zertrümmere die Schwelle, zerschlage die Thore,
„will aufregen die Todten, zu verzehren die Lebenden,
„mehr denn der Lebenden soll werden der Todten,"

spricht sich im vierfachen Parallelismus eine Lebendigkeit aus, welche überrascht und ergreift, ebenso in dem siebenmaligen Refrain bei den Entkleidungen an den sieben Thoren: „denn die Fürstin der Erde hält es also mit ihren Besuchern", wo der Schauer fühlbar packt. Diese Schilderung erinnert übrigens auffallend an die Stelle der Edda von Hermodr's Ritt zu Hel, um Balder zu befreien. Noch gibt es mehrere andere Götter- und Heroengeschichten, die aber nicht vollständig genug vorhanden sind, ebenso Thierfabeln u. a. Erzählungen.**)

Nicht minder reichhaltig als die epische ist auch die lyrische Ausbeute der neuesten Funde, namentlich auf den durch Assurbanipals Veranlassung in Erech abgeschriebenen, mit turanischem (akkadischem) und assyrischem Texte versehenen Thontäfelchen der Bibliothek von Ninive. Lenormant***) hält das „Akkadische" für die Ursprache und unterscheidet zwei Sammlungen, eine solche, welche Zauberformeln und Beschwörungen gegen die bösen Geister und Krankheiten und Hymnen für die Gebräuche der Magie, und eine solche, welche religiöse Gesänge an die Hauptgötter enthält. Aus der ersten Sammlung hat Schrader zwei Zaubersprüche und den Gesang von den sieben bösen Geistern, aus der zweiten acht Psalmen oder Hymnen übersetzt, denen noch ein assyrischer Königspsalm vorne beigegeben ist.†)

Einer der schönsten dieser Hymnen ist folgende:

Gott, du mein Schöpfer,
meine Arme ergreife,
meines Mundes Hauch leite,
meine Hände, sie leite,
o Herr des Lichts!

---

*) Schrader, Höllenf. d. Istar. S. 60.
**) Smith, chald. Gen. S. 127 ff.
***) Die Anfänge der Kultur II. S. 107 ff.
†) Schrader, Höllenf. d. Istar. S. 69 ff.

Wol mit den hebräischen Psalmen wetteifern kann folgendes Bußlied:

Herr, meiner Vergehungen sind viel,
groß sind meine Sünden.
Der Herr in seines Herzens Grimm
häufte Schmach auf mich,
Der Gott in seines Herzens Strenge
überwältigte mich.

Istar ließ sich auf mich nieder,
machte bittern Kummer mir,
zu Boden warf ich mich —
niemand erfaßte meine Hand;
laut schrie ich —
niemand hörte mich.

Die Zaubersprüche erinnern bisweilen an die Sprüche Salomos, z. B. „zur Nachtzeit einen Spruch auf guter Tafel auf das Lager zu Häupten des Mannes, des siechenden, mögest du legen!" Höchst eigentümlich ist der Gesang von den sieben bösen Geistern, den wir mittheilen:

Sieben sind sie, sieben sind sie,
in des Meeres Tiefe sieben sind sie,
in des Himmels Aether sieben sind sie,
in dem Meer tief innen ihre Geburt.

Nicht männlich sind sie, nicht weiblich sind sie,
ein Weib nahmen sie nicht, einen Sohn haben sie nicht,
Ordnung und Sitte kennen sie nicht,
Gebete, Wünsche erhören sie nicht:
Sieben sind sie, sieben sind sie.

Man sieht, es besteht ein ausgebildeter Strophenbau in diesen altchaldäischen Gedichten, wie ihnen eine großartige poetische Anschauung, die sie an die Seite der indischen Veda und Epopöen und der biblischen Poesie setzt, nicht abzusprechen ist.

C. Bildende Kunst.

Was wir von der ägyptischen Kunst (oben S. 363) sagten, kann beinahe in demselben Umfange auch von der assyrisch-babylonischen gelten. Auch diese ahnte das Ideal der Schönheit noch nicht und suchte ihre Zwecke in steifer und plumper Weise zu erreichen; aber es kann ihr, namentlich in dem Zweige der Baukunst, die Hervorbringung großartiger Werke nicht abgesprochen werden.

Die ohne Zweifel ältesten Gebäude unseres Kulturlandes erblicken wir in den chaldäischen Tempeln, namentlich in denen von Erech (jetzt Warka), genannt Bowariyeh, von Ur (jetzt Mugheir) und Abu-Scharein. Sie sind jedoch so sehr zerstört, daß über ihre Beschaffenheit nicht viel zu ergründen ist. Es waren jedenfalls umfangreiche Gebäude, von zwei hohen Stockwerken, viereckig, mit Strebe-

pfeilern auf allen Seiten zur Unterstützung der an sich schwachen Ziegelmauern. Das obere Stockwerk scheint in späterer Zeit errichtet zu sein und einen geringeren Raum eingenommen zu haben, als das untere, so daß um ersteres herum eine Terrasse ging. In Mugheir soll noch ein drittes kleinstes Stockwerk bestanden haben, welches das Heiligtum des Tempels enthalten hätte. Wie die ägyptischen Tempel der Länge nach, so gingen wie es scheint die chaldäischen der Höhe nach in verjüngtem Maßstabe aus einander hervor. Sie scheinen indessen plump und schmucklos gewesen zu sein, wenigstens außen; daß die Ausstattung im Innern besser war, zeigen aufgefundene Kupfernägel und blau emaillirte Ziegel. Man findet in Mugheir auch merkwürdige Grabgewölbe, aus Ziegeln so gebaut, daß von einer gewissen Höhe an immer der höhere weiter hervortrat, bis sie sich oben vereinigten, nicht unähnlich gothischen Spitzbogen.

Besser als mit der altchaldäischen sind wir mit der assyrischen Baukunst vertraut. Ihre hauptsächlichsten Werke sind nicht Tempel, sondern Königspaläste; denn in Assur stand der Staat über der Kirche und blühte der Cäsareopapismus. Die genannten Paläste standen stets auf einer künstlichen Erhöhung aus gedörrten Ziegeln oder auf zwei übereinander aufgebauten Terrassen viereckiger Form. Mehrere Höfe befanden sich außer- und innerhalb eines Palastes, von gegen hundert bis über zweihundert Fuß im Gevierte. Im Innern waren große Hallen von länglicher Gestalt, drei bis fünf mal so lang als breit (bis gegen zweihundert Fuß lang). Die größte dieser Hallen, die des Königs Sanherib zu Kujundschik, ist so umfangreich, daß sie nicht hätte bedacht werden können, wenn man nicht in ihrer Mitte der Länge nach eine Stützmauer aufgeführt hätte, die jedoch beide Erdseiten nicht erreichte. Kleinere Räume, Säle und Zimmer, meist rechteckige, gab es eine große Menge in den Palästen. Im zuletzt erwähnten Palaste enthält allein das Erdgeschoß 68 Zimmer. Regelmäßig vertheilt sind die Räume nicht, sondern wahrscheinlich nach Bedürfniß oder Fantasie. Es fehlt an Verbindungsmitteln (Korridoren und Gängen) und die Zimmer öffnen sich unmittelbar gegeneinander in langen Reihen.

Auf der untern Terrasse des Palastes Sargons in Khorsabad standen Seitengebäude, Thorwege, Säulenhallen, welche den Eingang zum Königshause bildeten. Gleichsam zur Wache standen an beiden Seiten des Hauptthores jene menschenköpfigen und geflügelten Stiere, Bilder Adars, ja in einem größern längs des Eingangs (19 Fuß hoch) und zwei kleineren Exemplaren an der Fronte, rechtwinklig mit jenen (15 Fuß hoch), zwischen den zwei kleineren ein riesiger Mann, der einen Löwen erwürgt. Zwischen den zwei größeren Adars war der Thorweg zwanzig Fuß breit. Von der 300 Fuß breiten unteren

Terrasse führte eine Treppe oder mehrere solche zehn Fuß höher auf die obere in den äußern Hof. Dem erwähnten Portale glich im innern Hofe das Thor des Harem-Gebäudes, ebenfalls mit Adar-Bildern. An der Mauer dieses Gebäudes sah man Reliefbilder des Königs und seiner Beamten, Höflinge und Garden. In den Hallen dieser u. a. assyrischer Paläste waren ebensolche Reliefarbeiten angebracht, welche den König in jeder Beziehung verherrlichten und aus denen man großentheils unsere heutige Kenntniß des assyrischen Lebens und Treibens, was wenigstens den Hof, die Jagd und den Krieg betrifft, geschöpft hat. Der Stoff zu diesen Darstellungen waren Alabasterplatten von 8 bis 10 Fuß Höhe und 4 bis 6 Fuß Breite, mit welchen die Wände bekleidet waren. Auch die Fußböden waren mit solchen Platten, abwechselnd mit gebrannten Ziegeln, bedeckt.

Ob die Paläste ein oberes Stockwerk oder mehr solche hatten, ist ungewiß. Man hat keine Spur von Treppen zu solchen entdeckt. Ebenso ungewiß ist die Art und Weise der Bedachung und Lichtgebung.

Die Tempel Assyriens waren nach dortigen Abbildungen auf Anhöhen errichtet, an Gewässern oder am Rande von Wäldchen malerisch gelegen, von „hangenden", d. h. aufgemauerten Gärten begrenzt, aber nicht umfangreich, und trugen auf Säulen von einfachem Schaft mit blumenverziertem Knauf flache Dächer mit Randschmuck, auf den Seiten auch wol kolossale Götter- oder Königsbilder. Auch die Nebengebäude der Paläste scheinen mitunter Tempel gewesen zu sein, wol zum besonderen Gebrauche des Hofes, also wahrscheinlich zu Ehren des Landesgottes Assur. Eine andere Art von Tempeln als die eben erwähnten waren die in der Bauart mit den babylonischen näher verwandten. Sie bestanden in einer Reihenfolge über einander aufgebauter und nach oben sich verjüngender Terrassen, auf deren oberster ein Thurm emporragte (solche sind in Assyrien zu Khorsabad, Nimrud und Kileh-Schergat gefunden worden). Die Zahl der Terrassen war drei bis sieben. Im untersten Stockwerke des Terrassentempels von Khorsabad fand sich eine gewölbte Gallerie, welche quer durch das Gebäude ging, über deren Zweck aber Dunkel schwebt. Die Thorwege dieser Tempel waren mit symbolischen Figuren geschmückt, unter welchen sich in Nimrud besonders jene des Gottes Nergal, als Löwen, über und über mit Keilen beschrieben, gefunden hat. Weit bedeutender aber als in Assur waren diese Terrassentempel in Neu-Babylonien. Die Tempel waren in diesem Landestheile überhaupt die wichtigsten Gebäude und gingen den Palästen vor, was auf eine höhere und angesehenere Stellung der Priester als am obern Tigris schließen läßt. Hier befand sich ein Tempel, den zwei fremde Kulturvölker feierten, die Hebräer (wenigstens wahrscheinlich, s. oben S. 463) als Ausgangspunkt der Sprachenverwirrung, die Griechen als eines der

sieben Weltwunder, der große Nabu-Tempel zu Borsippa bei Babylon (von den Griechen Tempel des Belos genannt). Er bestand aus sieben Stockwerken nach der Zahl der Planeten, das erste bis dritte 26, das vierte bis siebente 15 Fuß hoch. Das unterte hatte 272 engl. Fuß im Gevierte, das zweite 230, das dritte 188, das vierte 146, das fünfte 104, das sechste 62 und das siebente 20. Ein jedes stand aber nicht in der Mitte des untern, sondern näher der Nord-west- als den übrigen Seiten. Auf der Spitze, also 138 Fuß über der Erde, stand das Heiligtum des Gottes. Die sieben Stockwerke hatten verschiedene Farben, wie sie die Einbildungskraft den Planeten zuschrieb; das erste, dem Saturn geweiht, war schwarz (mit Asfalt bewirkt), das zweite, dem Jupiter, orange (mit gebrannten Ziegeln), das dritte, dem Mars, blutrot (mit halbgebrannten Ziegeln), das vierte, der Sonne, golden (mit dünnen Goldplatten), das fünfte, der Venus, blaßgelb (mit solchen Ziegeln), das sechste, dem Merkur, azurblau (durch Verglasung der Ziegel), das siebente, dem Monde, silbern (mit Platten dieses Metalls). Nach Diodor (II. 9) diente der Tempel auch als Sternwarte. Die innere Einrichtung ist nicht bekannt, die Zerstörung ist zu groß, — sie hat aus dem prachtvollen Gebäude eine Art Hügel oder Erdklumpen gemacht.*)

Die babylonischen Paläste, vollständig aus gebrannten Ziegeln erbaut, nicht wie die assyrischen theilweise aus gedörrten, standen ebenfalls auf einer Plattform; aber es ist über ihre nähere Einrichtung wenig bekannt, da sie der Zerstörung in zu hohem Grade anheimgefallen sind. Es fehlten ihnen Fenster, das Licht fiel also wol von oben herein. Die Wände waren mit Gemälden geschmückt, von ähnlichem Inhalte wie die Reliefs in Assyrien (Diod. II. 8), abwechselnd mit Keilinschriften, weiß auf blauem Grunde. Bei dem Hauptpalaste zu Babylon befanden sich die berühmten hangenden Gärten, wahrscheinlich ein künstlicher Park auf gewölbten Bogengängen.

Der Schmuck der assyrischen Bauwerke bestand in manigfachen Verzierungen an den Rändern der Gemächer, theilweise nicht ohne Geschmack, welche Arabesken, Windungen, geflügelte Stiere, den siebenarmigen Fächer des Lebensbaumes (oben S. 476), Pinienzapfen u. a. in verschiedenen Farben enthalten, ferner in Säulen, deren Knäufe sich den ionischen und korinthischen näherten oder eine eigentümliche Form mit Bockshörnern oder auch einen ganzen Steinbock zeigten. Die Thore waren mit Rosetten verziert.

Die assyrische Bildhauerkunst schuf Statuen, Reliefs, Metallgußwerke, Elfenbeinschnitzereien, Thonbilder, Emailarbeiten auf Ziegeln, Stein- und Gemmenschnitte. Die Statuen in Stein und Thon waren

*) Rawlinson, 5 mon. II. p. 44 ff. Smith, chald. Gen. S. 125.

rauh, steif und leblos, etwa wie die ersten rohen Versuche der griechischen Plastik; sie stellen Götter, Könige, gemischte Menschen- und Thierfiguren u. s. w. dar. Die Kolossalstatuen der Adars und Nergals (oben S. 469) wurden bis auf die Einzelheiten in ganz ähnlicher Weise fortgeschafft wie die ägyptischen Kolosse*) (oben S. 369), so daß hier eine Nachahmung vermutet werden könnte. Kleine Thierbilder sind meist solche von Hunden und Enten.

Bedeutender als die Statuen sind die Bas-Reliefs. Sie verraten künstlerisches Streben in gewissem Maße. Sie stellen dar: 1) kriegerische Thaten (beziehungsweise Unthaten) wie Schlachten, Belagerungen, Verwüstungen feindlicher Länder, Behandlung der Gefangenen, Stromübergänge, Triumfzüge u. s. w., 2) religiöse Scenen aus Mythologie und Götterdienst, 3) Züge von Tributbringenden vor den König, 4) Jagd und Fischerei und 5) häusliche gesellige Verrichtungen, nebst Landschaften, Tempeln, Gärten u. dgl. Die ältesten bekannten Reliefs sind aus dem spätern Theile des zehnten Jahrhunderts vor Chr. Zuerst sehr primitiv, zeigen sie mit der Zeit einigen Fortschritt, namentlich die Thiere, die im Ausdruck oft zu einer höchst anerkennenswerten Vollkommenheit gelangt sind. Der Anmut menschlicher Figuren sind immer die schweren langen Gewänder hinderlich. Die Könige sind oft, wie in Aegypten, in größerm Maßstabe abgebildet, als andere Sterbliche. Doch sind die Gesichter oft recht gelungen. Sehr unbehilflich sind die Bäume u. a. Pflanzen gezeichnet, wenn auch in der spätern Zeit mit dem offenbaren Bestreben, sie genau wiederzugeben, was hinsichtlich einzelner Blätter, Blumen 2c. oft gar nicht übel ausgefallen ist. Auf Perspektive ist keine Rücksicht genommen. Geradezu abstoßend sind die Ungetüme, darunter Arten von Greifen, Sfingen u. dergl. Die Bildhauerarbeiten trugen bei der Entdeckung theilweise noch Spuren der Bemalung, welche wahrscheinlich überall angewendet wurde, wo man besondern Wert darauf legte, wie bei Waffen, Schmucksachen, Vögeln, Blumen, Haar und Bart u. s. w., nicht aber bei den Gesichtern der Menschen, Kleidern, Hintergründen u. s. w. Die Farben, welche Anwendung fanden, sind rot, blau, schwarz und weiß. Die Bäume wurden blau bemalt.

In Metallguß wurden an plastischen Arbeiten ausgeführt Statuetten, Basreliefs und gravirte Sachen. Die Gegenstände waren Thier- und Menschenfiguren, Götterbilder, Greife, Skarabäen, Verzierungen an Hausgeräten, Schmucksachen u. s. w. Die verwendeten Metalle waren Bronze, Silber und Gold, wol je nach dem Range der Besteller. Man fand auch in Gold eingelegte Skarabäen auf Bronzewürfeln. In dieser Art der Kunstleistung ist ägyptischer

**) Rawlinson 5 mon. I. p. 402.

Einfluß nicht zu verkennen, aber erst in späterer Zeit, als seit Sargon die beiden Reiche in Berührung kamen. Dasselbe ist zu sagen von den Elfenbeinarbeiten, welche hinter den Metallsachen zurückstehen, aber sogar meist nicht nur an ägyptische Leistungen erinnern, sondern theils geradezu aus dem Nillande eingeführt sein müssen, wahrscheinlich als Kriegsbeute, theils wol auch ägyptischen Arbeiten nachgeahmt sind. So wurden ächte Hieroglyphen, Königsringe und thierköpfige Götter am Tigris gefunden, und sie zeigen am besten den großen Fortschritt der assyrischen Kunst gegenüber der ägyptischen. In emaillirten Ziegeln wurden Wandverzierungen, Thier- und Menschengestalten farbig, (gelb, blau und weiß) dargestellt. Sehr fein sind die Gemmen- und Steinschnitte auf Serpentin, Jaspis, Chalkedon, Achat, Syenit, Quarz, Lapis-Lazuli u. a. meist in Zilinderform; sie stellen Kriegs- und Jagd-, religiöse und mythologische Scenen (z. B. den Lebensbaum und Assurs Symbol) u. s. w. dar, welche zu manchen epischen Dichtungen als Abbildungen gedient zu haben scheinen, deren Figuren aber, theils menschlich, theils thierisch, theils gemischt, für unser ästhetisches Gefühl nicht ansprechend sind. Zu bedeutender Vollkommenheit war auch die künstlerische Stickerei und Wirkerei bei den Assyrern gediehen, welche vorzugsweise Darstellungen aus dem königlichen Thun und Treiben behandelte und mit Vorliebe die Wiedergabe symbolischer Gegenstände damit verband.

Im neu-babylonischen Reiche bietet die Bildhauerkunst wenig Ausbeute; das wenige aber genügt, zu entscheiden, daß diese Kunst hinter der entsprechenden assyrischen weit zurückblieb. Auch hier sind die Thierfiguren besser als die der Menschen, unter denen eine Mutter mit Kind erwähnenswert ist. Einzelne Thierbilder sind sogar recht gelungen. Wir finden auch auf Zilindern Reliefs fantastischer und humoristischer Gattung, welche Ungeheuer in komischer Situation, Hunde und Hasen in menschlichen Stellungen (Opfergaben in einen Tempel tragend) u. s. w. darstellen. Auch in Babylon war die Steinschneiderei zu großer Vollendung gediehen, namentlich im Detail lebloser Gegenstände. Bronzefiguren fielen etwas plump aus. Nach griechischen und jüdischen Nachrichten scheint in Babylonien die Malerei beliebter und vorgeschrittener gewesen zu sein als die Bildnerei. Leider sind ihre Werke beinahe ganz der Zerstörung verfallen. Soweit noch davon Spuren vorhanden und daraus Schlüsse zu ziehen sind, bedienten sich die Babylonier der weißen, blauen, gelben, braunen, roten und schwarzen Farbe, welche wie auch in Assyrien aus Mineralstoffen bereitet wurden.

Im Ganzen finden wir, daß die Kunst im Lande des Eufrat und Tigris deutliche Fortschritte nach dem Standpunkte hin machte, den die Griechen errungen haben.

Siebentes Buch.

Das Hochland von Vorderasien.

Erster Abschnitt.

Erân.

A. Das Land.

Das während des sogenannten Altertums in die Bewegung der menschlichen Kultur zuletzt eingetretene der außereuropäischen Länder, das Hochland von Erân (Iran), ist seiner natürlichen Lage und Gestalt nach der eigentliche Grund- und Stammkörper Vorderasiens, seiner Bevölkerung nach ein Zwillings-Kulturland von Indien, seiner Bildung nach aber ein Tochter-Kulturland von Assyrien-Chaldäa, während es dagegen durch eigene Kraft sowol eine der merkwürdigsten Religionen der Menschheit geschaffen, als in stattlicher Beziehung der Sitz eines mächtigen Reiches geworden ist, das alle Kulturländer Westasiens und Afrika's seiner Botmäßigkeit unterwarf.*) Dieses Hochland fällt auf allen Seiten, zwei Verbindungsbrücken ausgenommen, gegen Tiefländer oder Meere ab. Im Nordosten verbindet es sich durch den Rücken des Hindukusch mit dem Hochlande von Ost- oder Hinterasien; im Osten fällt es gegen die Tiefebene des Sind oder das westliche Hindostan ab, im Süden gegen den indischen Ocean und den persischen Golf, im Westen gegen die Tiefebene des Tigris und Eufrat, im Nordwesten verbindet es sich mit seiner westlichen Forsetzung dem Hochlande von Kleinasien, zu welchem Armenien den Uebergang bildet; im Norden endlich fällt es gegen den Kaspi-

---

*) Hauptwerk: Fr. Spiegel, Erânische Alterthumskunde, 1. u. 2. Bd. Leipzig 1871 und 1873.

See und die Tiefebene von Turkestan oder die des Oxos und Jaxartes ab. Der Raum zwischen diesen Grenzen ist an den Rändern mit Gebirgszügen, im Innern aber mit unabsehbaren Hochebenen, größtentheils mit Wüsten ausgefüllt, welche ein Mittelglied zwischen der arabisch-syrischen und derjenigen des östlichen Mittelasiens bilden. Dieses Landesganze, dem heutigen Persien (vor dessen Verkleinerung durch Rußland), Afghanistan und Belutschistan, sowie dem südlichen Turkestan entsprechend, zählt siebenzig- bis achtzigtausend Quadratmeilen, was etwa der Hälfte Europa's oder dem eigentlichen China (s. oben S. 123) gleichkommen mag. Was jedoch von diesem ungeheuern Raume für die menschliche Kultur wirkliche Bedeutung gewonnen hat, besteht ausschließlich aus zwei südwestlichen Provinzen desselben, Medien und Persien, welche sich unmittelbar östlich an Assyrien und Chaldäa, beziehungsweise Elam anschließen, vielleicht den siebenten oder achten Theil des gesammten Erân ausmachen und an Größe zusammen etwa Frankreich entsprechen mögen.

Gehen wir nun auf die einzelnen Theile unseres Hochlandes ein, so finden wir zunächst an der Grenze zwischen Indien und Erân ein Chaos von mit ewigem Schnee bedeckten Gebirgen, welches, noch wenig erforscht, nach allen Weltgegenden Gewässer entsendet. Eine natürliche Straße nach Indien würde der in den Indos sich ergießende Kabul bilden, wenn er schiffbar und nicht von steilen Höhen eingeengt wäre, so daß die Verbindung zwischen beiden Ländern nur durch drei wilde Engpässe möglich ist, den Khaiber, Abkhana und Karrapa, von denen der erste der bekannteste und gangbarste ist. Es gehen aber vom Kabulthale auch Pässe nordwärts über den Hindukusch nach Turan und zwar ihrer sechs. Südlich vom Kabulthale bilden erst die Salzberge und dann drei längere Gebirgsketten die Grenze gegen Indien. Die höchste dieser Ketten, das Suleiman-Gebirge, erreicht im Takht-i-Suleiman eine Höhe von 3—4000 Meter, wird aber von mehreren kleinen Flüssen durchbrochen. Ein Ausläufer der Suleiman-Kette, das Kurlekhi-Gebirge, stößt im Südwesten am Bolan-Passe mit dem Brahui-Gebirge zusammen, und letzteres setzt sich in dem Hala-Gebirge fort, das nahe westlich der Indos-Mündung in das Meer ausläuft. Beide Gebirge gestatten durch mehrere Päße die Verbindung zwischen Indien und Erân.

Westlich an die eben erwähnten Grenz-Bergketten schließen sich die Hochebenen von Kabul, Ghasna und Kandahar, die letzte am Flusse Hilmend oder Hirmend, der in dem den Mittelpunkt von Gesammt-Erân bildenden schlammigen Süßwassersee Hamun endet. Jenseits dieser Hochebenen und westlich vom Hindukusch erhebt sich die Berginsel des Paropanisos (jetzt Hochland der Aimaks und Hazares). Westlicher folgen die Gebirgszüge von Areia und Parthien

(jetzt Chorassan). Südlich davon und westlich vom Hamun=See ist alles Wüste. Nördlich von Hindukusch, Paropanisos und deren westlicher Fortsetzung liegt, nicht mehr als Theil des Hochlandes, wol aber des Kulturgebietes von Erân, die Tiefebene des Oxos (Amu=Darja), das fruchtbare alte Baktrien, westlicher aber die Wüsten der Chorasmier (jetzt Turkmanen), unterbrochen von Oasen, wo Flüsse, wie der Margos (j. Murghab) und der Haré=rud, im Sande verlaufen, der Atrek aber im Kaspi=See mündet. Südlich vom letztern zieht sich West=Erâns bedeutendstes Gebirge, der Elburz hin, der im Demawend mit schneebedeckten pyramidalen Gipfeln,*) eine Höhe erreicht, über welche die Angaben zwischen 5000 und 7000 Meter schwanken. Auch über den Elburz verbinden mehrere Pässe das innere Erân mit dem Ufer des größten Landsees der Erde.

Den Südrand von Erân bilden mehrere Bergketten in Gedrosien, Karamanien und Persis (jetzt Belutschistan, Kerman mit Moghistan und Farsistan mit Laristan), mit nur unbedeutenden Gewässern, theils Wüsten=, theils Küstenflüssen und mehreren öden und beschwerlichen Pässen. Die Küste ist sandig, ohne Vegation und arm an Häfen. Wild, eng und imposant zwischen spitzen Piks sich hinwindend, ist der Saumweg vom jetzt bedeutendsten Hafen Abuschehr nach Schiras im innern Persien.**)

Im Westen der erwähnten Wüste des innern Erân, im alten Medien (nördlich) und Persien (südlich) liegen die eigentlichen Kultursitze dieses Landes in alter sowol als in neuer Zeit, auf deren Städte wir zurückkommen werden. Der Zende=rud und wenige andere Flüsse kommen von dorther und versiegen im Wüstensande. Dieser Kulturdistrikt hat westlich die Westgebirge Erâns, welche zugleich die Ostgebirge des Tigris= und Eufratlandes sind. Sie haben keinen gemeinsamen Namen mehr: nur im Altertum wurden sie als Zagros zusammengefaßt. Die Flüsse sind meist dem Tigris zinsbar und daher eher Elam und Assyrien (oben S. 457) angehörig als Erân. Nördlich an dieses Randgebirge schließt sich das Hochgebirgsland des Urumia= und des Wan=Sees, beide salzig und ohne Abfluß, jener 4500, dieser 4700 Fuß über Meer, und nur ersterer mit einem ansehnlichen Zufluß, dem Adschi=tschai. Der Urumia=See hat die zehnfache, der Wan=See die achtfache Größe des Bodensees. Mehrere Pässe verbinden die Wassergebiete beider. Im Norden dieses Doppel=Seegebietes erstreckt sich das Stromgebiet des Araxes und des Kyros, mit dem des Wan=Sees und dem der Quellen des Tigris und Eufrat das für die Kultur des eigentlichen Altertums noch wenig be=

*) Rawlinson, 5 mon. III. p. 135.
**) Ibid. p. 90.

deutende Alpenland **Armenien** bildend, das im Ararat eine Höhe von 5280 Meter erreicht.

Erân bietet in seinem **Klima** eine große Verschiedenheit gegenüber seinen Nachbarländern dar. Die hohe Lage des Landes, 1000 bis 1300 Meter über Meer, welches ohnehin in der gemäßigten Zone liegt, steigert dessen kühlen Charakter noch in bedeutendem Maße. Namentlich tritt der Unterschied gegenüber dem milden und fruchtbaren Indien in greller Weise zu Tage. Das Klima Erâns bewegt sich in scharfen Gegensätzen. In der nördlichen Hälfte des Landes sind im Ganzen die Sommer sehr heiß, die Winter sehr kalt, der Frühling und Herbst sehr kurz, und es besteht daher in dieser Hinsicht große Aehnlichkeit mit Mitteleuropa. In den meisten Theilen beginnt die Kälte schon im September, dauert bis im März und es ist in dieser Zeit reichlicher Schnee vorhanden, besonders in den Gebirgslandschaften. In diesen fallen im Sommer und Herbst starke Regen und sind von heftigen Gewittern und Ueberschwemmungen der Flüsse begleitet. Im Winter wehen überaus starke Stürme; im Sommer sind die Ueberschwemmungen ausgesetzten Gegenden von schädlichen Dünsten heimgesucht. — In der südlichen Hälfte von Erân dagegen, von der Indos- bis zur Eufrat-Mündung, herrscht ein Klima, welches dem von Arabien sehr ähnlich ist. Es wechselt furchtbare Hitze mit Glutwinden am Tage, mit scharfer feuchter Kälte in der Nacht. Dazu ist das Wasser dort schlecht und daher die Gegend höchst ungesund. Im Winter wehen heftige Stürme aus Nordwesten und fällt Schnee auf den Randgebirgen. Am angenehmsten ist das Klima im Westen des innern Landes, um Ispahan und Hamadan, wo die Hitze nicht über 21 Grad steigt und im höchsten Sommer stets kühle Winde wehen. Uebrigens zählen die Eranier selbst sieben verschiedene Klimata in ihrem Lande.

Das Land würde trotz seiner mancherlei klimatischen Unannehmlichkeiten ein an Produkten reiches und äußerst fruchtbares sein, wenn es besser ausgebeutet und bebaut würde. Die Randgebirge, namentlich am Kaspi-See, sind reich an Bauholz, Kohlen, Eisen und Kupfer. Ferner erzeugt Erân an Mineralien Türkis (diesen allein ächt), Lapislazuli, Gold, Silber, Blei, Eisen, Erdöl, Naftha. Das Pflanzenreich liefert manigfache Erzeugnisse. Der Granatenbaum ist besonders häufig und zwar in den verschiedensten Landestheilen; an manchen Orten besitzt fast jedes Dorf seine Granatenbäume; man ißt die Frucht und gewinnt Wein und Essig aus ihrem Safte. Trefflich gedeiht auch die Pistazie, ferner Mandeln, Datteln, Wein (bis zu 1500 Meter Meereshöhe), dessen Beeren zum Theil getrocknet werden, Zitronen, Quitten, Pfirsische, Aprikosen, in den Bergländern auch unser Obst: Aepfel, Birnen und Pflaumen; seltener ist die ächte Feige, die hier

ihr östlichstes Gebiet hat, die Maulbeere und die Olive mit geringen Früchten. Des Holzes wegen geschätzt sind Platanen, Zipressen, andern Nutzens wegen die Baumwollstaude, die Melone, von Getreide Weizen und Gerste, sowie Reis, reichliches Gemüse und die von den Dichtern gefeierte Rose.

Von Thieren nennen wir die Seidenraupe, die verheerende Heuschrecke, den scheußlichen Skorpion, verschiedene Schlangen, vielerlei Fische in Flüssen und Meer, Störche, Pelikane und Flamingos am Wasser, Adler auf den Bergen, in den Wildnissen Füchse, Schakale, Wölfe, Panther, ehemals auch Löwen, dann Bären, Hyänen, Antilopen, Steinböcke, Hirsche, wilde Eber und Esel. Als Hausthiere wichtig sind: die Taube, das Pferd, das Kamel, besonders das zweihöckerige, der Esel, und zwar der größere weiße, wie der kleinere grau und schwarze, beide weit edler als der europäische, das Schaf als hauptsäches Schlachtthier und nutzbar wegen der Wolle, die Ziege wegen Milch und Wolle, das Rind, das indessen schlecht gedeiht, der Hund zur Jagd u. s. w.

B. Die Bewohner.

Den递Haupttheil der Bevölkerung Erâns bilden die Eranier, welche mit den Hindus (oben S. 209 f.) zusammen die arische oder asiatische Abtheilung der indogermanischen Völkerfamilie ausmachen. Beide Völker der Arier waren entschieden einst ein einziges Volk, das zusamuen im Pendschab (oben S. 211) lebte, von wo aus die Eranier in früherer Zeit den Kabul aufwärts nach Westen, die Hindus aber in späterer dem Ganges zu nach Osten wanderten. Die Eranier sind indessen nicht in ihrer ganzen Zahl nach der Ferne gezogen; denn noch immer bildet der Indos ihre östliche Grenze, während die westliche bis tief nach Kleinasien und die nördliche bis in die Schluchten des Kaukasos und über den Oxos hinüber auf die Höhen des Bolor und bis in die Steppen Ost-Turkestans sich erstreckt. Unter den Stämmen des eranischen Volkes, über deren Vertheilung im Altertum keine sicheren Nachrichten vorhanden sind, daher wir zu der jetzigen unsere Zuflucht nehmen, sind die wichtigsten: die Afghanen, vom Indos bis zum Hamun-See und vom Südende des Suleiman-Gebirges bis zum Hindukusch, sich selbst Paschtun oder Pakhun, ihre Sprache Paschto oder Pakhto nennend, aber noch stark mit Hindus vermischt und auch selbst der Sprache nach eigentlich ein Mittelstamm zwischen Hindus und Eraniern; — die Belutschen, südlich von den Vorigen bis an das Meer mit eranischer Sprache, aber wahrscheinlich mit mongolischen Elementen vermischt und mit den Brahuis vermengt, welche zu den

dravidischen Völkern Vorderindiens (oben Seite 209 f.) gehören; — die Tadschiks, der Hauptstamm des Landes, die Nachkommen der alten Perser, westlich von den beiden Vorigen, auch unter ihnen zerstreut, dann nordwärts in Süd-Turkestan als Hauptteil der Bevölkerung und dünner gesäet in ganz West- und Ost-Turkestan, ja bis Sibirien und China; — die Hazares und Aimaks in Chorassan, erstere wahrscheinlich von mongolischer Abstammung; aber mit eranischer Sprache, letztere mit Mongolen vermischte Perser; — die Luren in Luristan; die Kurden in Kurdistan, beides räuberische Eranier; — die Armenier, im Gebirgslande zwischen Erân und Kleinasien zu Hause, aber über die orientalische Welt und weiter zerstreut, mit eigener, den eranischen Mundarten nur lose verwandter Sprache; — die Tats und Guran, im Nordwesten Erâns, am Kaspisee, mit eranischer Sprache; — und die Osseten im Kaukasos, mit einer zwischen dem Persischen und Armenischen stehenden Sprache. Fremde unter den Eraniern lebenden Völker sind, außer den erwähnten Brahuis in Belutschistan, die Turkmanen am Nordrande des Landes und auch im westlichen Innern zerstreut, und die am Urumia-See wohnenden Nestorianer von semitischer Herkunft, sowie andere Semiten in den Grenzgegenden gegen Mesopotamien; jene sprechen syrisch, diese arabisch.

Für die Zeit, welche uns hier beschäftigt, das Altertum, haben wir es nur mit den rein eranischen Völkern zu thun, von welchen die heutigen Tadschiks abstammen, und zwar vorzüglich mit den beiden wichtigsten eranischen Völkern, mit den Medern und Persern. Haben auch unter und vielleicht vor diesen ohne Zweifel, wie die sog. akkadischen Keilinschriften Chladäa's (oben S. 459) zeigen, einst turanische Stämme gelebt, welche, um von der Heimat dieser Rasse in Mittelasien nach Chaldäa zu kommen, ganz Erân durchziehen mußten, so reicht dieses Verhältniß einmal in uralte Zeiten zurück, aus denen wir keine zuverlässigen Berichte haben, und sodann liegen keine bestimmten Anzeichen vor, daß diese Turanier auf die eranische Kultur irgendwie bestimmend eingewirkt hätten.

Die Tadschiks, die Nachkommen der alten Perser, von denen also auf diese und die mit ihnen jedenfalls nahe verwandten Meder geschlossen werden kann, sind hoch gewachsen, haben schwarze Haare und Augen, einen langen Kopf, im Osten ein breiteres Gesicht als im Westen, regelmäßige Züge, selten gebogene und öfter gerade Nasen, großen Mund, große Ohren und Füße, starken Haar- und Bartwuchs, festen Knochenbau und untersetzte Gestalt. Der Schädel ist von bedeutendem Umfang, beinahe $1^1/_2$ Mal so lang als breit, weniger hoch als der semitische, aber höher als der turanische, das Stirnbein sehr stark entwickelt, die halbkreisförmigen Linien der Schläfen auseinander

stehend, der Kopf oben platt, ebenso der Hinterkopf. Mit dieser Schilderung stimmen auch die Abbildungen des Altertums überein.*) Im Osten sind die jetzigen Perser mehr verwildert, von rauherer und dunklerer Haut, häßlichen Zügen und plumperm Körperbau, im Westen mehr verfeinert, weiß und von zarteren Gliedern. In ältesten Zeiten bestand die Kleidung der Eranier aus Thierfellen. Diese Gewohnheit wurde sogar nach Annahme höherer Kultur insofern beibehalten, als das Leder der hauptsächlichste Bekleidungsstoff blieb. Bezeichnend für die eranische Tracht war die im Altertum nur den nördlicheren Völkern, aber auch allen diesen eigentümliche Hose, welche für ein rauheres Klima als Notwendigkeit erscheint. Dazu kam der durch einen Gürtel festgehaltene Ueberrock, der gewöhnlich bis zu den Knieen reichte. In noch späterer Zeit traten an die Stelle des Leders bei den höheren Ständen vielfach Wollstoffe. Die Meder trugen längere Kleider als die Perser, nämlich bis auf die Knöchel, mit weiten Aermeln, was auch die vornehmen Perser mit der Zeit nachahmten. Als Kopfbedeckung wurden hohe Tuch- oder Filzmützen getragen, an den Füßen lederne Schuhe, in späterer Zeit auch Unterkleider, wie Hemden, Unterhosen und Strümpfe, sogar schon Handschuhe (Strab. 15, 3). Die Meder trugen auch Kapuzen über Hals und Kopf, die über Rücken und Brust herabfielen. Der Bart wurde wachsen gelassen und gleich dem Haar gekräuselt, aber erst in später Zeit und wahrscheinlich nur von Königen nach assyrischer Weise geflochten, sowie, gleich den Augenbrauen, schwarz gefärbt. Schmucksachen trug man von jeder Gattung, meistens im Krieg erbeutete, besonders gern viel Fingerringe, auch Armspangen und Halsketten.

Die Wohnungen der Eranier niedern Standes erinnerten wie noch heute an den ursprünglichen Beruf dieses Volkes, das Hirtenleben. Sie wurden aus Holz errichtet, und von dieser Bauart zeugten noch die Säulen, Pfeiler und Balkenlagen der vornehmen Häuser. Letztere wurden in Medien aus Hausteinen, doch meist mit hölzernen Säulen, errichtet; in Persien fanden theils Hausteine, theils Ziegel nach assyrischer Art Anwendung. Spuren alter Wohnstätten sind nur in den Trümmern der medischen und persischen Städte vorhanden, welcher nicht viele waren.

Medien (das heutige Irak-Adschemi) hatte zwei Hauptstädte gleichen Namens, Hagmatan, griech. Ekbatana oder Agbatana.**) Die südlichere und bedeutendere, unter jenem Namen beinahe allein bekannt, das heutige Hamadan, am Ostabhange der Zagros-Berge,

*) Siegel Eran. Alterthumsk. I. S. 339 f., 386. Rawlison 5 mon. II. p. 308, 313 ff.
**) Rawlinson 5 mon. II. p. 262 ff.

war zur Zeit ihrer Blüte, etwa im siebenten Jahrhundert vor Chr. vielleicht größer als Ninive. Wissenschaftlich ist sie nicht erforscht. Von Gebäuden werden die Königsburg und die „Akra" (Zitadelle) genannt; die Stadt soll ohne Mauern gewesen sein. Das „zweite Ekbatana", im Norden des Landes, sonst Gaza, Gazaka, Kanzaka, lag auf einem Hügel, enthielt ein Königshaus und ein Schatzhaus und war stark befestigt, angeblich mit sieben Mauern von verschiedenen Farben (Herod. I. 98), wahrscheinlich zu Ehren der Planeten (wie der babylonische Belos-Tempel, oben S. 507). Wahrscheinlich bezeichnet den Platz der Trümmerhügel Takht-i-Suleiman in Aderbeidschan, südöstlich vom Urumia-See. Der bedeutendste Ort nach diesen in Medien war Raga nahe den Kaspischen Thoren im Osten des Landes; Bagistan ist bedeutend durch die Keilschriften des Felsens beim jetzigen Behistum.

In Persien war die älteste Residenz Pasargadai, deren Lage nicht mit Zuversicht bestimmt werden kann; man schwankt noch zwischen Murghab nordöstlich und Fasa südöstlich von Schiraz.*) Bekannter ist die zweite persische Residenz Persepolis zwischen Schiraz und Murghab in einem engen Thal am Murghab-Flusse. Hier war der Sitz der Glanzzeit des persischen Reiches,**) und hier sind auch lohnende Nachforschungen vorgenommen worden. Die Stadt stand zu beiden Seiten des Flusses auf einer gemauerten Erhöhung, wie man sie dort zu errichten pflegte, um der Feuchtigkeit des Bodens zu entgehen, doch von ungleicher Höhe. Es waren verschiedene Terrassen, auf deren höchster die königlichen Gebäude standen. Nach der Vergrößerung des persischen Reiches kamen noch Ekbatana, Susa und Babylon als weitere großherrliche Wohnsitze in Aufnahme.

Die Nahrung der alten Meder und Perser bestand in den ältesten Zeiten aus Weizenbrot, Gerstenkuchen und gebratenem oder gesottenem Fleisch, wozu Kressesamen statt des Senfs diente. Arme lebten vielfach blos von Früchten. Dazu trank man blos Wasser. Auch aß man blos einmal täglich. Mit der Zeit nahm jedoch Weichlichkeit und Verschwendung zu. Die Malzeiten wurden zwar nicht vermehrt, aber in fabelhafter Weise verlängert. Wein wurde immer gebräuchlicher und endlich so gemein, daß jede Malzeit mit allgemeiner Berauschung endete. Ja am Mithrasfeste mußte sich der König sogar betrinken. Geschäfte wurden stets beim Trunke verhandelt. Die Perser aßen u. A. Ziegen-, Pferde-, Esels- und Kamelfleisch, Geflügel und Wildpret, an den Küsten auch Fische und Austern.

Die Perser waren ein aristokratisches Volk, streng nach Familien

*) Spiegel Eran. Alt. II. S. 617 ff. Rawlinson III. p. 313 ff.
**) Ebendas. p. 271 ff.

und Ständen geordnet und daher herrschte unerbittliche Etikette unter ihnen. Es war genau vorgeschrieben, wie man zu grüßen hatte. Untergeordnete warfen sich vor Vorgesetzten auf die Erde. Gleichberechtigte küßten sich auf den Mund, nicht ganz Gleichstehende auf die Wangen.

Die Frauen lebten streng abgeschlossen in den Haremen. Auf den Denkmalen sind sie nicht abgebildet; sie sahen nur ihre Männer und Eunuchen und begaben sich nur in Sänften aus dem Hause. Freier waren die Beihälterinnen, welche bei Gastmälern durch Gesang, Tanz und Spiel die Gäste des Herrn belustigten. Vielweiberei war bei Wohlhabenden allgemein und die Zahl der Nebenfrauen unbeschränkt. Kindererzeugung war dabei der Hauptzweck und man rühmte sich vieler Kinder; auch belohnten die Könige die Väter zahlreicher Familien, nämlich was die Söhne betraf. In späterer Zeit lösten sich die Bande der Scham und man scheute vor Blutschande nicht zurück (Strab. 15, 3).

Von Erziehung war nur bei den Söhnen die Rede. In den fünf ersten Altersjahren blieb der Knabe im Harem; dann begann die Erziehung. Die Jungen mußten früh aufstehen, körperliche Uebungen vornehmen (laufen, Steine werfen, mit Bogen und Wurfspeeren schießen). Mit sieben Jahren lernten sie reiten und darauf jagen, im Reiten auf- und absitzen, schießen und speerwerfen, Hitze und Kälte und lange Märsche ertragen, schwimmen ohne ihre Waffen zu benetzen, im Freien schlafen, fasten u. s. w., ferner das Land bebauen, Wurzeln graben, Waffen und Jagdnetze fertigen und dergl. Dazu wurden sie streng angehalten, die Wahrheit zu sprechen und mit der Religion, den Sagen und Liedern des Landes bekannt gemacht. Lesen und schreiben lernten sie nicht, traten mit fünfzehn Jahren in das Heer und galten mit zwanzig Jahren als erzogen.

Die Berufsarten der Vornehmen waren Jagd, Krieg, Hof- und Staatsdienste, sowie Landbesitz. Unter dem Volke waren Ackerbau und Viehzucht die Hauptbeschäftigung. Namentlich beliebt war der Gartenbau und die Könige legten prachtvolle Gärten an, mit Alleen, Brunnen u. s. w., oft von bedeutender Größe. Bergbau wurde fast gar nicht betrieben, der Handel war geradezu verachtet und verpönt, Kaufläden durften nur in abgelegenen Theilen der Städte gehalten werden. Von Gewerben war nicht viel vorhanden und man versorgte sich mit den Geräten, die man im Kriege aus den unterworfenen Ländern erbeutete, bis zu den höchsten Graden der Verfeinerung und Verschwendung. Doch sieht man auf Abbildungen Trinkgeschirre von eigentümlicher Form.

Was den Charakter betrifft, so waren die Meder und Perser vor der Zeit ihrer Verweichlichung tapfer und kriegerisch, aber auch

die Stämme unter sich streitsüchtig. Sie schlossen sich nicht ab gegen andere Völker, sondern verkehrten mit ihnen, freilich vorzüglich zum Zwecke der Eroberung, und nahmen auch bereitwillig Momente ihrer Kultur an, namentlich was Bequemlichkeit und Wolleben betrifft. Im Kriege waren sie rücksichtlos und grausam im höchsten Grade und verschonten nicht einmal Weiber und Kinder. An den Persern insbesondere wurde im Altertum die Wahrheitsliebe gerühmt; auch waren sie als thätig, ausdauernd, lebhaft und witzig bekannt. Anlagen hatten sie zur Dichtkunst, sonst aber leisteten sie in Kunst und Wissenschaft blutwenig. —

Zweiter Abschnitt.

Die Religion Zarathustra's.

A. Die eranische Mythe.

Eine schablonenhafte Verallgemeinerungsucht hat sich auf die Ansicht versessen und sie zum Dogma gemacht, daß die arische beziehungsweise indogermanische Völkerfamilie in der Schöpfung von Religionen wenig oder nichts geleistet habe und die Palme dieser Erfindung den Semiten überlassen müsse. Diese gedankenlose Behauptung wäre schon allein durch die indischen Religionen, die wir kennen gelernt, widerlegt, namentlich durch den Buddhismus, eines der wichtigsten und ureigentümlichsten Religionssysteme der Welt. Eine weitere Widerlegung bietet die ebenso im höchsten Grade merkwürdige Religion des Zarathustra, auf die wir nun zu sprechen kommen, und eine dritte wird keine geringere Erscheinung als das Christentum selbst bieten, welches niemals das geworden wäre, was es geworden, wenn sich nicht die Lehre des jüdischen Rabbi Jesus mit griechischer Philosophie und mit Abzweigungen der griechischen Mysterien umkleidet hätte. Hingegen muß anerkannt werden, daß, wie später das Christentum, so im Altertum der Parsismus semitische Elemente aufgenommen hat, wenn nicht angenommen werden soll, daß das den Eraniern und Semiten Gemeinsame aus einer gemeinsamen Wurzel emporgewachsen ist.

Die Religion Zarathustra's hängt mit der Sagengeschichte der Eranier so eng zusammen, daß die Behandlung beider, auch soweit letztere nicht religiöser Natur ist, nicht wol getrennt werden kann. Die Anfänge der eranischen Sage sind jedenfalls ursprünglich arisch,

d. h. ihre Entstehung gehört der Urzeit an, in welcher Hindus und Eranier noch zusammen im Pendschab, und zwar möglichst in dessen westlichsten Theilen, das Urvolk der Arier bildeten. Auch nach der Trennung legten sich beide Völker noch immer diesen Namen bei (oben S. 200) und die Eranier stellten sogar das Arische dem Anarischen wie das Gute dem Schlechten gegenüber; auch bei den entlegenen Armeniern heißt ari: stark, tapfer.*) So lange die Arier, nach Ausscheidung der übrigen Indodermanen (s. oben S. 56), zusammenwohnten, wurden Kamel und Esel Hausthiere, entstanden (für sie) die ersten kriegerischen Veranstaltungen und kamen die Waffen in Gebrauch, schritten die Zahlenbezeichnungen zu „tausend" (ind. sahasra, eran. hazagra) und weiter fort und bildeten sich höhere religiöse Ideen aus. Es entstanden das Priestertum und die Opfer und Gebete, sogar der Soma- (eran. Haoma-) Trank als Heilmittel gegen Krankheit und Tod und als Attribut eines gleichnamigen Gottes, welcher Reichthum an Vieh, sowie Stärke und erfeuliche Nachkommenschaft verleiht. Die späteren Hauptgottheiten beider Völker kamen jedoch in der gemeinsamen Vorzeit noch nicht empor, so daß anzunehmen ist, die gemeinsamen Hauptgötter seien nach der Trennung durch andere verdrängt worden. Himmelsgötter der Inder wurden in Eran zu bösartigen Dämonen, andere Dämonen sind beiden Völkern gemein geblieben.

Gemeinsam war beiden Stämmen auch die Einführung der jungen Männer in die bürgerliche Gesellschaft mittels Umhängens einer heiligen Schnur (s. oben S. 258). Ferner wurde die gemeinsame Heldensage der Indogermanen bei den vereinigten Ariern noch weiter ausgebildet. Es entstand bei ihnen die Sage vom ersten Menschen (ind. Yama), der im eran. Yima zu einem der ersten Kulturbringer geworden, und der allen Indogermanen gemeinsame Drachentödter (der die Nacht überwindende Tag- oder Sonnengott) hat denselben Namen (ind. Trita, eran. Thraetaona) und erschlägt ein dreiköpfiges Schlangenwesen (die drei Gestalten des Mondes bezeichnend), und so gibt es noch eine Menge verwandter Züge, die aber von den verschiedenartigen solcher aus der Zeit der Trennung beider Völker weit überwogen werden.

Was nun die Eranier nach der in nicht zu erforschender Zeit vorgefallenen Trennung von den Indern zu einem Volke mit eigentümlicher Kultur gemacht, ist offenbar ihr Land und dessen Klima und Erzeugnisse. Die Kontraste des eranischen Naturlebens, der Abstand der Hitze und Kälte, der Kampf, den der Mensch mit der rauhen Natur führen

*) Spiegel Er. Alt. I. S. 429 ff.

mußte, zwangen die Bewohner zur Arbeit, weckten in ihnen Thatkraft und nüchternen, praktischen Sinn und Geist und erzogen sie zu stolzen, unersättlichen Weltbeherrschern. So wurden sie das gerade Gegentheil ihrer nächsten Stammverwandten an der Ganga, denen die Natur alles bot, daher in ihnen Unthätigkeit, Schlaffheit und Sehnsucht nach Ruhe (Nirvana) pflegte und sie fremden Eroberern zur Beute werden ließ. In Erân, dem wilden und stürmischen Lande, hatten die harmlosen, ruhigen, milden Himmelmächte Indiens keinen Raum mehr; es traten kämpfende gute und böse Mächte an ihre Stelle, und durch die Extreme der Natur wurde ein Dualismus in der Heldensage und in der Religion hervorgerufen, der dem Charakter des Landes und Volkes bis zum Untergange seiner Selbständigkeit eine bestimmte Richtung verlieh.

Die älteste Stammes- und Heldensage der Eranier ersetzt den Mangel an einer Geschichte der Zeiten vor Gründung des persischen Reiches und bildet zugleich die Einleitung zur Entstehung der zoroastrischen Religion. Als erstes eranisches Herrscherhaus wird das der Peschdadier (Paradhata) genannt, d. h. wörtlich derjenigen, welche zuerst das Gesetz hatten oder zuerst ein geordnetes Staatswesen gründeten. Haoschyagha (Huscheng) wird als ihr erstes Haupt genannt, in vierter Linie Nachkomme des vormenschlichen Heros Gayomard, der auf einem Berge (Elburz?) die ersten Menschen, Maschia und Maschiana (von diesen später) zuerst sich kleiden gelehrt und zwar in Pantherfelle. Huscheng grub zuerst Eisen aus der Erde und lehrte Werkzeuge daraus machen; auch wird ihm die Erfindung des Feuers und dessen Verbreitung und die Einführung des Gebrauchs der Hausthiere zugeschrieben. Sein Nachkomme Tahmurat lehrte die Wollweberei, die Zähmung und Abrichtung wilder Thiere, das Halten von Hähnen, um den Tag zu verkünden, sein Minister Schedasp aber die Morgen- und Abendgebete, wodurch Tahmurat in den Stand gesetzt wurde, die bösen Dämonen dienstbar zu machen, welche ihn die Schreibekunst lehren mußten. Sein Bruder Dschem, Dschemschid oder Yima, der Erste, dem sich Ahura Mazda offenbarte,*) führte den Genuß des Fleisches, das Eisenschmieden, die drei Stände der Priester, Krieger und Ackerbauer (welche demnach den drei oberen indischen Kasten entsprechen), den Bau mit Backsteinen, die Schifffahrt und die Gewinnung der Edelsteine ein und gründete das Königtum. Auf die glückliche Zeit Yima's folgt die schreckliche Regirung des babylonischen Schlangenkönigs Dahak, eines Werkzeuges von Ahriman. Dieser fällt durch Fredun oder Thraetaona, den Enkel des Yima und neunten Nachkommen des ersten Menschen Maschia, den persischen

*) Siegel Avesta I. S. 70.

Sigfrid, auf dessen Befehl Dahak im Demawend angekettet wird (wie Prometheus und Loki). Die wirksamste Beihilfe zum Sturze des Tyrannen hatte der Eisenschmied Kave aus Ispahan geleistet, dessen Schurzfell, von Fredun mit Edelsteinen verziert, von da an die Reichsfahne Erâns wurde. Freduns Söhne theilen die Welt; Selm erhält Vorderasien, Tur Turân und Eraj Erân. Eraj fällt im Bruderkriege durch Tur, und seine Tochter wird durch Pescheng Mutter des (nach anderer Sage im zehnten Gliede von Fredun stammenden) Minotschehr, der den Tur erschlägt. Mit Diesem beginnt die Geschichte Erâns als besondern Reiches und zugleich eine Reihe abenteuerlicher, fantastischer, roman- und märchenhafter, aber auch zugleich ächt epischer Ereignisse, unter denen die Thaten Rustems, aus dem Geschlechte der Könige von Sedschestan, einer jüngern Linie der Nachkommen Yima's, die wichtigsten sind. Inzwischen kommt in Erân, unter heftiger Bedrängniß durch das feindliche Turân, ein neues Herrscherhaus, das der Kaianier mit Kaikobad empor. Unter dessen Nachfolger Kaikaus fallen die herrlichsten Heldenthaten Rustems im langwierigen Kampfe gegen Turân, welche durch ihre Verwandtschaft mit den Vollführungen der Atriden und der Wölsungen deutlich ihre Abkunft aus dem gemeinsamen Sagenstamme der Indogermanen verraten. Den Sieg über Turân erringt endlich Kaikaus' Enkel Kaikhosrav, dessen Schicksale eine Vermengung seiner mythischen Person mit der geschichtlichen des Kyros zeigen. Sein Nachfolger Lohrasp, aus einer Seitenlinie, verlegt den Königssitz aus Persis nach Balkh. Zugleich wird seitdem der Gegensatz zwischen Erân und Turân ein religiöser. Die Angehörigen des erstern Landes sind Rechtgläubige, die des letztern Götzendiener, was früher nicht betont wurde; sogar Rustem erscheint von da an als Ungläubiger, und es ist klar, daß diese veränderte Anschauung durch an der Dichtung theilnehmende Priester herbeigeführt worden ist, welche damit ihrem Haß gegen die durch Propaganda ihnen lästig fallenden Buddhisten Luft machten. Wichtiger als Lohrasp wird sein Sohn Guschtasp, welcher vom Vater vernachlässigt wird und darum in die Fremde flieht, wo er u. a. gleich Sigfrid als Schmiedegesell den Ambos zerschmettert, zu Gunsten Anderer kämpft und Wolf und Drachen erlegt, endlich aber, da sein Vater sich in einen Tempel zurückzieht, zur Herrschaft gelangt.

Unter der Regirung des Guschtasp (altpers. und altbaktr. Vistaçpa, griech. Hystaspes) fällt um das Auftreten des rätselhaften Mannes, welchem Erân seine alte Nationalreligion und die arische Rasse ihr zweites großes religionsphilosophisches System verdankt. Dieser Glaubensstifter, griech. Zoroastros, lat. Zoroaster, alteran. Zarathustra, pers. Zertust, neupers. Zardust, arm. Zardascht, wird in die verschie-

densten Zeiten und Gegenden versetzt. — Auch sein Name ist sehr verschieden ausgelegt worden.*)

Mit letzterm wollen wir uns, da hierüber ein Ergebniß weder in Aussicht steht, noch nach unserer Ansicht Wert hätte, nicht aufhalten. Hinsichtlich der Zeit aber, in welcher der merkwürdige Mann lebte, dürfte nicht alle Hoffnung aufzugeben sein, sie wenigstens annähernd zu schätzen. Zu diesem Zwecke ist zuerst zu erinnern, daß nach eranischem Glauben die Welt überhaupt zwölftausend Jahre besteht, indem auf je tausend Jahre die Herrschaft eines Thierkreis-Zeichens angenommen wird. In die Mitte dieser Zeitdauer fällt die Entstehung der ersten Menschen und in die Mitte der Dauer des Menschengeschlechtes, also dreitausend Jahre nach dessen Ursprung und dreitausend vor dem Weltende, das Leben Zarathustra's. Nun hat die Sage von der Schöpfung und Urzeit so viele auffallende Aehnlichkeit bei den Eraniern und Semiten (Chaldäern, s. oben S. 472, und Hebräern), daß mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen ist, diese beiden Völker hätten den Ursprung des Menschengeschlechtes, wenn auch dieser bei den Hebräern sechs Tage, statt sechstausend Jahre auf die Schöpfung der Erde folgt, in dieselbe Zeit versetzt. Ferner ist bekannt, daß die Zusammenrechnung der Jahre der Patriarchen für Adams Entstehung etwas über viertausend Jahre vor Christus ergibt; setzten also die Eranier die Menschenschöpfung in dieselbe Zeit, so hätte Zarathustra etwas über tausend Jahre vor Christus gelebt. Diese Annahme wird aber in merkwürdiger Weise bestätigt durch die Zahl der Zeugungen, welche die hebräische sowol als die eranische Sage von dem ersten Menschen bis auf den zu der angenommenen Zeit lebenden König David und bis auf Zarathustra rechnen. Diese Zeitdauer zerfällt bei jedem der beiden Völker in drei Hauptzeiträume.

Der erste derselben ist derjenige der Menschen ohne nationale Schranke und reicht von der Menschenschöpfung bis zur Erneuerung der Menschheit. Er hat nach beiden Sagen genau zehn Patriarchen (wie auch die Babylonier nach Berosos vom Anfang ihrer Geschichte bis zur Flut zehn Könige zählen). Dieselben sind:

Hebräisch:	Eranisch.
1. Adam.	1. Maschia.**)
2. Seth.	2. Siahmak.
3. Enos.	3. Frawak.
4. Kenan.	4. Huscheng.***)
5. Mahalaleel.	5. Hunkad (Hurkad).

*) Spiegel Eran. Alt. I. S. 672 f.
**) Spiegel Eran. Alt. I. S. 515. Windischm. Zor. Stud. S. 118, 227.
***) Spiegel a. a. O. I. S. 517.

6. Jared.	6. Ayunkad (Aburkad).
7. Henoch.	7. Vivaghana.
8. Methusalah.	8. Tahmurat u. Dschem (Brüder).
9. Lamech.	9. Athwyan, Dschems Sohn oder Enkel.*)
10. Noah.	10. Thraetaona (Fredun).

Diese Parallele bietet noch mehrere merkwürdige Punkte. Henoch starb nach der hebräischen Sage nicht (1. Mos. 5, 24) und sein Sohn Methusalah wurde der älteste aller Menschen. Der ihnen gegenüberstehende Dschem aber, welcher über 600 Jahre Glück auf der Erde verbreitet, erhielt von Ahura Mazda die Weisung: da ein langer Winter und Ueberschwemmungen kommen werden, einen viereckigen Platz anzufertigen und dorthin Vieh und Menschen, von jedem ein Paar, zu bringen, sowie Baumsamen und Speisen; in diesem Garten, der demnach merkwürdige Aehnlichkeit mit dem rettenden Schiffe der Flutsagen besitzt, — der Welt entrückt, führte er, wie man glaubte, fortwährend, ohne zu sterben, das glückseligste Leben in immerwährendem Lichte (ganz wie Chasisatra im chaldäischen Flutberichte, oben (S. 473). Eine spätere Sage läßt Dschem übermütig werden und dafür zur Strafe sein Reich an Dahak verlieren.**) Der letzte jener Patriarchen ist ferner in beiden Sagen der Erneuerer der Menschheit und in beiden der Vater von drei Söhnen, von denen die dem betreffenden Volke bekannten Hauptstämme der Menschen (doch nur bei den Hebräern genealogisch) hergeleitet werden. Noah zeugt den Ham, Sem und Jafet, Fredun den Selm, Tur und Eraj. In beiden Sagen ist der, von dem das betreffende Volk stammt beziehungsweise beherrscht wird, der Lieblingssohn, und es beginnt mit ihm, zehn Generationen auf jeder Seite zählend, der **zweite** Zeitraum, derjenige der **Semiten** und **Arier**, und dauert von der Vertheilung der Völkerstämme bis zur Begründung des Volkes, dem die Sage angehört:

Hebräisch:	Eranisch:
1. Sem.	1. Eraj (Airic)*)
2. Arfachsad.	2. Guzak (Zusak), nach and. Angaben Ganja, Tochter d. Eraj.

*) Spiegel a. a. O. I. S. 523, 538. Erst späte Quellen schieben zwischen Dschem und Athwyan den Humayun ein und andere solche zwischen Dschem und Fredun sogar acht abenteuerliche Generationen — mit lauter Stiernamen! —

**) Spiegel a. a. O. I. S. 528. Vergl. Windischm. a. a. O. S. 150 ff., 162.

***) Windischmann, Zor. Stud. S. 118, 119, 158, 159. An beiden Stellen sind, da ausdrücklich von nur zehn Geschlechtern die Rede ist, Fraguzak und Guzak offenbar aus Versehen als Frazusak und Zusak wiederholt. Spiegel a. a. O. S. 548 f.

3. Salah.	3. Fraguzak (Frazusak).
4. Heber.	4. Bitak.
5. Peleg.	5. Thritak.
6. Regu.	6. Butarak.
7. Serug.	7. Kamamçozak.
8. Nahor.	8. Manuskarnak.
9. Tharah.	9. Manuskarnar (Tochter).
10. Abraham.	10. Minotschehr (Manuscihr).

In beiden Listen sind die acht mittleren Namen ohne Bedeutung, der Letzte aber der eigentliche Volksstammvater oder Machtgründer. —

Die dritte Periode endlich, die der Hebräer und Eranier, reicht von der Ausbildung des eigentlichen Volksbewußtseins in beiden Sagen bis zu dem historischen Schöpfer des Nationalruhmes und der Blütezeit:

Hebräisch:	Eranisch:
1. Isaak.	1. Durasrun.*)
2. Jakob (Israel).	2. Rajani.
3. Juda.	3. Ayazemn.
4. Farez (Perez).	4. Vidast.
5. Hezron (Esran).	5. Spetaman.
6. Ram (Aram).	6. Hardare.
7. Amminadab.	7. Harsn.
8. Nahasson.	8. Paitarasp.
9. Salma (Salmon).	9. Tschasnus.
10. Boas.	10. Haetschadasp.
11. Obed.	11. Spitarasp.
12. Isai (Jesse).	12. Puruschasp.
13. David.	13. Zartuscht (Zarathustra).

König David begründete die Literatur der Hebräer, Zarathustra die Religion der Eranier; jeder von ihnen ist der dreiunddreißigste Abkömmling des ersten Menschen nach seiner Nationalsage. Zarathustra wäre also ein Zeitgenosse Davids gewesen. Dafür spricht auch der älteste abendländische Schriftsteller, welcher Zarathustra's erwähnt, Xanthos aus Sardes, wahrscheinlich ein älterer Zeitgenosse Herodot's; er setzte ihn 600 Jahre (woraus Manche 6000 machten) vor der Schlacht bei Salamis, also 1080 vor Chr. (wahrscheinlich ist damit das Jahr seines Auftretens gemeint, und da wäre er allerdings ein etwas älterer Zeitgenosse Davids). Später wurde es aber unter den Griechen allgemein, ihn 5000 Jahre vor den Troerkrieg, d. h. über 6000 Jahre v. Chr. zu setzen (Eudoxos, Aristoteles, Hermodoros,

*) Spiegel a. a. O. S. 687. Windischm. a. a. O. S. 119.

Plutarchos und Hermippos), was jedenfalls in Folge eines Irrtums, wahrscheinlich aus Mißverstand der Angabe des Xanthos, Einer dem Andern nachschrieb. In das andere Extrem verfiel Porphyrios, welcher ihn den Lehrer des Pythagoras (also im sechsten Jahrhundert vor Chr.) nannte, und in dieselbe Zeit fiel Zarathustra nach Agathios, welcher den Guschtasp mit des Dareios Vater Hystaspes zusammenwarf. Da nun nach Hippolytos der Lehrer des Pythagoras der Assyrer Zaratas war, dessen Name also unrichtig in Zoroaster verändert wurde, da Guschtasp nur willkürlich mit dem allerdings gleichnamigen Hystaspes vermengt wird, der überdies kein König war, und all dies ohnehin wegfällt, wenn schon Kyros ein Jünger Zarathustra's war, was aus seinem Verhalten hervorgeht, während dagegen die Annahme von 6000 Jahren und mehr vor Chr. im Ernste nicht möglich ist, so erscheint die Epoche von 1080 vor Chr. für die Zeit des Auftretens Zarathustra's noch als die wahrscheinlichste, wenn gleich wir gestehen müssen, daß sie nichts weniger als sicher ist und die wahre Zahl wol niemals ergründet werden wird.*)

Ebenso unsicher wie die Zeit, ist auch die Gegend, in welcher Zarathustra lebte. Nach manchen Schriftstellern, wie Kephalion, hieß der baktrische König, welchen Ktesias nach Diodor (II. 6) Oxyartes und einen Zeitgenossen des Ninos (der nie gelebt hat) nennt, bei Ktesias ursprünglich Zoroaster und so äußern sich auch Eusebios, Theon und Arnobios, von denen der Erste den Zoroaster „Magus“ nennt und der Dritte den Krieg zwischen Beiden als einen solchen zwischen „Chaldäern und Magiern“ auffaßt. Ein baktrischer König ist aber kein eranischer Religionsstifter, keine eranische Quelle nennt Zarathustra einen König und Eusebios und Arnobios vermengten daher zwei angeblich gleichnamige Personen willkürlich miteinander. Doch auch Agathias und Ammianus Marcellinus nennen Zoroaster einen Baktrer, aber einmal sind dies sehr späte Schriffsteller und dann widersprechen sie obiger Angabe selbst, indem sie, der Eine zweifelnd, der Andere aber selbstgewiß, den Guschtasp für des Dareios Vater Hystaspes halten, welcher weder König war, noch das Geringste mit Baktrien zu schaffen hatte. Georgios der Synkellos hat, angeblich nach Berosos, unter der medischen Dynastie in Babylonien, deren Dasein mit den Keilinschriften unvereinbar ist, einen König Zoroaster; es liegt jedoch kein Grund vor, zwischen diesen Namen und dem Zarathustra einen Zusammenhang zu suchen. Clemens der Alexandriner nennt den Religionsstifter bald einen Perser, bald einen Meder, Suidas einen Persomeder, Moses von Khorni, der Armenier, einen Fürsten der

---

*) Windischmann Zoroastr. Studien S. 147 ff., 260 ff. Spiegel Eran. Alterth. I. S. 500 ff., 673 ff. Ders., Avesta II. S. VII ff.

Meder und Statthalter der Semiramis und bestreitet seine Eigenschaft als Baktrer. Andere versetzten ihn sogar nach Kleinasien. Während die Abendländer so unsicher herumtasten, nennen die eranischen Quellen den Zarathustra einstimmig einen Airyaner, d. h. aus dem nordwestlichen Erân oder eigentlich östlichen Armenien, geben aber theilweise zu, daß er u. a. auch in Baktrien gewirkt habe. Das Avesta bringt ihn mit Raga in Medien in Verbindung und Bundehesch gibt seinen Geburtsort am Flusse Daraja in Airyana vaeja an. Die Araber Jakut und Abulfeda machen ihn zum Eingeborenen von Urumia, Andere sogar zu einem Juden. Nach obigem kann es nicht zweifelhaft sein, daß er aus dem alten Medien (Irak Adschemi) stammte und wahrscheinlich, um seine Lehre zu verbreiten, unter anderen Provinzen auch Baktrien bereiste. Auch die Verwandtschaften zwischen seiner und der semitischen Mythologie sprechen für das an semitische Länder grenzende Medien.*)

Die Nachrichten über das Leben Zarathustra's sind sehr lückenhaft und jung zugleich, auch mit Wundern vermengt, wie bei allen Religionsstiftern. Nach dem Avesta wurde Zarathustra's Erscheinen schon lange vor seiner Geburt erwartet und verkündet. Er ist von königlicher Abkunft. Ormazd ersehnte ihn, Ahriman lief bei seiner Geburt vor Schrecken davon nnd seitdem verbargen sich alle Dämonen. Sein Vater Puruhasp (Pouruschaçpa) war ein eifriger Verehrer des Haoma und soll von Ormazd zu der Erzeugung dieses Sohnes besonders vorbereitet worden sein. Die Mutter hatte merkwürdige Gesichte vor der Geburt, über welche das werdende Kind sie mit lauter Stimme tröstete. Als er geboren wurde, lachte er. Der dem Zauberglauben ergebene König des Landes, den Sturz seines Systems fürchtend, wollte den jungen Zarathustra ermorden (man denke an Herodes!), erlahmte aber im Augenblicke, da er die Waffe erhob. Böse Geister stahlen das Kind und brachten es in die Wüste, um es zu verbrennen; das Feuer that ihm aber nichts. So mißlangen noch mehrere Attentate der Geister und Zauberer; der Knabe aber wuchs heran und lernte bei dem Weisen Barzinkarus. Mit dreißig Jahren begann er seine Lehre zu verbreiten. Nach dem Bundehesch geschah dies zuerst in Airyana vaeja. Sein erster Anhänger war sein Oheim Maidhyomao. Dann wanderte er mit seinen Schülern, männlichen und weiblichen, aus und kam an ein Meer (das kaspische?), das sich auf seinen Befehl theilte (Mose!). Nach dem eigentlichen Erân gekommen, hatte er auf einem Berge Offenbarungen von Ormazd, wurde mit Martern geprüft und empfing vom Gotte das Avesta. Nach

*) Vergl. Windischmann, zoroastr. Stud. S. 47 ff, Spiegel, Er. Alt. I. S. 676 ff.

dessen Auftrag verkündete er dann seine Lehre am Hofe Guschtasp's in Baktra (Balkh), wo dreißig „weise Männer" zur Rechten und ebenso viele zur Linken ihn zu widerlegen suchten, aber besiegt wurden. Sie versuchten sich zu rächen und verleumdeten ihn; aber durch Wunder ging er siegreich aus allen Schlingen hervor. Guschtasp, seine Familie und sein Hof bekehrten sich zu seiner Lehre (wie Açoka in Indien, oben S. 232, zu Buddha). Er verheiratete sich dort und zwar dreimal nacheinander, und von seinen Söhnen sollen die drei Stände der Priester, Krieger und Ackerbauer abstammen. Ueber seinen Tod gibt es verschiedene Berichte. Nach mohammedanischen Quellen wäre er 77 Jahre alt, durch einen ungläubigen Krieger im Tempel getödtet, nach Abendländern von himmlischen Feuer verzehrt worden, nach dem Bundehesch aber aus Balkh nach Hause zurückgekehrt, ohne daß seine Todesart erwähnt wird.

Aus Haß gegen die neue Lehre, fährt die Sagengeschichte fort, bekriegte König Arjasp von Turan den Guschtasp, wurde aber geschlagen. Isfendiar, Guschtasp's Sohn, reiste in der Welt umher und verbreitete als Apostel Zarathustra's Lehre (wie Açoka's Sohn, oben S. 233, diejenige Buddha's), wurde aber bei dem Vater verleumdet und von ihm eingesperrt, was Turan zu einem neuen Kriege benutzte, den erst der befreite Isfendiar glücklich zu entscheiden vermochte. Dieser verlangte nun den ihm wiederholt versprochenen Tron; aber der Vater, dazu nicht geneigt, verlangte erst die Einlieferung des alten Rustem, um diesen für seine Gleichgiltigkeit gegen Vaterland und Glauben zu bestrafen. Im Kampfe mit ihm fiel Isfendiar; Rustem aber starb als Unbekehrter durch Meuchelmord; sein Sohn Feramorz rächte ihn, und diesen tödtete Isfendiar's Sohn Behmen, welcher der Stammvater der Sassaniden wurde. Damit endet Erân's Heldensage, welche ihren Abschluß unter dem letztgenannten Herrscherhause fand und die Bestimmung erhielt, den Ruhm desselben zu verkündigen.

B. Die Zoroastrische Lehre.

Die Religion der Eranier ist sich in weit bedeutenderm Maße gleich geblieben als die der stammverwandten Inder. In ihrem Charakter aber ist sie, was gewiß viel zu ihrer Beständigkeit beitrug, durchaus verschieden von allen Religionen der Erde und stellt unter diesen das einzige ausgesprochen dualistische System dar. — Wir haben bereits angedeutet, daß der Dualismus in der eranischen Religion eine notwendige Folge des Kontrastes in Natur und Klima des eranischen Landes ist. Wo die Extreme in dieser Beziehung so

schrankenlos walten, muß der Gegensatz zwischen dem, was dem Menschen angenehm und dem, was ihm unangenehm oder widerwärtig ist, ganz besonders auffallen. Aus dem Angenehmen entwickelt sich aber mit vorschreitender Kultur notwendig der Begriff des Guten, aus dem Unangenehmen der des Schlechten oder Bösen und wo jene Gegensätze scharf sind, müssen auch diese als mächtig und daher schließlich als unabhängige und ursprüngliche Wesen erscheinen.

Die eranische Religion ist uns nur in dieser ihrer ethischen Gestalt bekannt; die ihr vorangangene Stufe der Naturreligion ist in ihrem vollen Inhalte nicht aufbewahrt; jedenfalls war sie der Veda-Religion Indiens sehr nahe verwandt, wie manche genau entsprechende Namen und Züge beweisen, die sich in dem zoroastrischen System erhalten haben, und die Naturreligionen beider Völker können sich nicht weit von der früher gemeinsamen arischen Glaubensform entfernt haben. Die philosophische Religionsstufe dagegen, geraume Zeit nach der Scheidung entstanden, hat sich ostwärts vom Indos dem indischen, westwärts dem eranischen Landescharakter gemäß, beide also sehr verschieden entwickelt.

Als Erstes kennt die Glaubenslehre Zarathustra's die unendliche Zeit, Zrvan akarana, und den unendlichen Raum, Thwâsha, beides persönliche Gottheiten, keiner Beschränkung von irgendwelcher Art unterworfen, außerhalb des großen Weltkampfes und unabhängig von demselben. Die Zeit ist für den Menschen das unerbittliche Schicksal. Ein Theil von ihr wird als „Zeit mit langer Herrschaft" (Zrvan dareghokadhâta) verehrt und darunter die Zeit der eranischen Weltdauer von zwölftausend Jahren verstanden; aber auch die kleineren Zeittheile erscheinen als Genien, wie Jahre, Jahresfeste, Monatsfeste, Tage und Tageszeiten. Die unendliche Raumgottheit wird auch als Himmelsgottheit betrachtet und als Unterabtheilung davon Miçvana, der „immerwährende Nutzen", ein „Schatzhaus, in welchem die überzähligen guten Thaten der frommen Menschen aufbewahrt und bei der Abrechnung der guten und schlimmen Thaten den einzureichenden guten Thaten der Frommen beigefügt werden." Eine andere Zweiheit neben Zeit und Raum bilden das unendliche Licht, (Anaghra raocâo) und die unendliche Finsterniß (anaghra temâo). Diese beiden Gottheiten sind bereits nicht mehr unbeschränkt, indem beide einander ausschließen; aber sie dürften die eigentliche Grundlage der beiden feindlichen Seiten sein, in welche sich das Ganze der eranischen Geisterwelt spaltet. Diese Geisterwelt wird zwar als solche der Körperwelt entgegengesetzt, unterscheidet sich aber wieder in die lichte und die dunkle Seite. Die erstere bewohnt die eranische Hauptgottheit, der größte, beste, stärkste und weiseste Gott Ahuro Mazdao, in den Keilinschriften Auramazda, ein geistiges Wesen mit feinem ätherischem

Körper. Er hat Frauen und Kinder, doch wahrscheinlich nur in figürlichem Sinne. Bildlich wird er nur in der Zeit nach der Eroberung Babylons dargestellt, und zwar ganz wie der assyrische Gott Assur, mit dem Flügelkreise (oben S. 475). Er ist der Herr und Schöpfer der ganzen Lichtwelt, führt die Oberaufsicht über die Menschen und ihre Thaten nnd steht in der Auffassung von seinem Wesen dem hebräischen Jahve ziemlich nahe.*) Er ist zugleich der Erste der sieben guten Geister, Amesha-çpentas, d. h. unsterblichen Heiligen. Die übrigen sechs, deren erster Vohumand heißt, sind die Götter der Rechtschaffenheit oder des Menschen, des Gesetzes oder des Feuers, der Gerechtigkeit oder des Metalls, der Weisheit oder der Erde (weiblich), der Fülle oder des Wassers und der Unsterblichkeit oder der Gewächse,**) der künstlichen Zusammenstellung zufolge eine späte Schöpfung, zu welcher vielleicht die sieben Planetengötter der Chaldäer beigetragen haben. Die übrigen lichten Geisterwesen heißen zusammen Yazatas und sind unzählige. Unter ihnen sind zu nennen die Feuergottheiten und zwar die des geistigen (die Majestät göttlicher Wesen und bevorzugter Menschen), wie die des irdischen Feuers. Das letztere wird persönlich gedacht, angeredet und verehrt, und dieser Zug wird gewöhnlich als der eigentlich bezeichnende der altpersischen Religion angenommen; er ist aber ein den Religionen verschiedenster Völker gemeinsamer. Wie das Feuer, weil es als Blitz vom Himmel kommt, wird auch das Wasser, das den Wolken entspringt, göttlich verehrt, und die Eranier kennen auch eine Mehrheit von Wassergottheiten, darunter eine männliche und eine weibliche, die Anâhita, welche die Zeugung und Geburt überwacht und daher mit der Aphrodite (aber auch mit Artemis) zusammengestellt worden ist; sie hatte jungfräuliche Priesterinnen, fand aber auch in Armenien und Kappadokien Eingang, wo im Gegentheil wie in Babylon der Bilit, ihr zu Ehren Preisgebungen stattfanden, daher sie auch mit der Mylitta Eines und eine ursprünglich semitische Göttin sein dürfte, die bei Entstehung der eranischen Religion mit herübergenommen wurde. Sie wird auch im Avesta als schönes Mädchen und fast genau mit denselben Schmuckgegenständen geschildert, welche der Istar bei ihrer Höllenfahrt abgenommen werden (oben S. 471). Weitere Wassergottheiten waren das Regenwasser, Quellwasser, Sperma, Blut, Milch und alle übrigen Flüssigkeiten. Als fernere Gottheiten der Eranier erscheinen: die Sonne (das Auge des Ahura Mazda, wie sie im Norden dasjenige Odins heißt), die durch ihren Aufgang Alles reinigt (es sind in Erân noch Spuren früherer Annahme eines Sonnenwagens mit Pferden, wie

*) Spiegel, Eran. Alterth. II. S. 26.
**) Siegel, Eran. Alt. II. S. 29. Plutarch, Js. und Os. 46, 47.

in Indien und Hellas und im Norden vorhanden), der Mond, Tistrya der Sterngott (mit besonderer Beziehung auf den Regen) und die übrigen Gestirne, unter denen drei mit Tistrya die vier Weltgegenden vertreten und zwölf (die Akhtars) den Zeichen des Thierkreises vorstehen, aber sieben (die Awakhtars), welche die Planeten bedeuten, zu Feinden haben. Als Gottheit der Heerden gilt Drvâçpa oder Gosch, die „Stierseele". Eine der wichtigsten Gottheiten ist Mithra, der „Vermittler", in der gemeinsam arischen Zeit schon eine Lichtgottheit (oben S. 218) und ursprünglich der Sonnengott, später Gott der Verträge und Gerechtigkeit, der tausend Ohren und zehntausend Augen hat, Beschützer der Länder, König der Welt, mit vier leuchtenden Rossen fahrend, Vorbild der Könige, oberster Priester Ahura Mazda's, Alles liebend, ohne Falschheit. In entstellter Weise hat sich sein Kult in später Zeit nach dem Abendlande und über Rom bis nach den Wäldern Germaniens verbreitet (das Mithreum bei Heidelberg). Çraoscha ist auch ein Sonnengott, welchen vier hellglänzende Pferde führen, mit Gold an den Hufen, schneller als der Wind, der Sturm, die Wolken und die Vögel,*) dann auch der Gott, welcher das Gesetz lehrt, die Armen ernährt, wachend in der Nacht die Welt beschützt; Raschnu heißt der Genius der Gerechtigkeit; die Fravaschis oder Frohars sind die unvergänglichen Theile der Seelen frommer Menschen, die auf eine Zeitlang in Körper der Erde sich begeben und nach dem Tode wieder zum Himmel zurückkehren; zugleich aber sind sie die Sterne und werden von allen Wesen, selbst von Ahura Mazda verehrt; sie beschützen die Kinder im Mutterleibe und das Vieh, stehen den Kriegern bei u. s. w. Verethragna ist der Genius des Sieges; er nimmt verschiedene Thier- und Menschengestalten an. Ramaçaçtra verleiht den Speisen den Geschmack, ist aber auch unter dem Namen Vayu (der Wehende, s. oben S. 220) Gott der Luft, Vata der des Windes, Daena des Gesetzes, Açman des Himmelsgewölbes, Haoma des Getränkes dieses Namens, und endlich gibt es noch mehrere unbedeutendere Genien, auch fabelhafte Wesen, z. B. der sonderbare riesenhafte, gehörnte, dreibeinige Esel, dessen Aufgabe es ist, das Meerwasser rein zu erhalten u. s. w.

Dieser lichten oder guten Seite der Geisterwelt gegenüber steht nun die dunkle oder böse (eran. ithyèjô, vergänglich, dem Tode geweiht, entsprechend dem ind. tyajah, böswilliges Verlassen). Die bösen Wesen gehen ursprünglich aus der unendlichen Finsterniß (oben S. 529) hervor und ihr Aufenhalt im Innern der Erde ist so finster, daß man die Finsterniß mit Händen greifen kann. Sie kommen von Norden her und fliehen wieder dahin zurück, wenn sie vertrieben

*) Yaçna 56, 11. Spiegel, Avesta II. S. 182.

werden. Seit Zarathustra's Auftreten wagen sie es nicht mehr, in Menschengestalt auf der Erde umherzulaufen. Das Oberhaupt der dunkeln Geisterwelt und dem Ahura Mazda gegenübergestellt, gewöhnlich Angro mainyus, d. h. zerstörender Geist genannt, im Avesta aber auch Akò mainyus, Akem manò, der schlechte Geist, wird in Europa Ahriman genannt; seinen Namen, Arjaman, trägt in den Veda einer der Aditjas (oben S. 218). Ahriman ist von vorn herein zum Unterliegen bestimmt und hat durch die Geburt des Zarathustra den ärgsten Schlag erlitten. Er tront vom Anbeginn in der ewigen Finsterniß, wie Ahura Mazda im ewigen Lichte und wie dieser zu schaffen und zu erhalten, so strebt jener zu zerstören und zu tödten. Der gute Gott bedenkt erst und handelt demgemäß; der schlimme handelt voraus und weiß erst nachher, was er gethan. Während aber ersterer ewig war und sein wird, kommt einst eine Zeit, wo letzterer nicht mehr sein wird. Zwar ist Ahriman der Schöpfer und unumschränkte Beherrscher der bösen Mächte; aber seine Schöpfung ist jünger als die seines Gegners, nur aus Widerspruch gegen diese unternommen, und blos um sie zu zerstören. Die parsische Lehre ist daher eigentlich eher Monotheismus als Dualismus. Zwischen den Reichen Beider war ursprünglich ein ungeheurer leerer Raum; jetzt befindet sich die Erde in demselben. Ahrimans Schöpfung ist gleich der gegnerischen in eine körperliche und eine geistige getheilt, aber gleich ihm zur Vernichtung bestimmt. Die ersten Werke dieser Schöpfung sind die sechs obersten bösen Dämonen, Daevas, das Widerspiel der Ameschaçpentas und auch einzeln Diesen entgegengesetzt. Ihr erster, Akômanô, treibt die Menschen zu Haß und Streit an, der zweite, Andra oder Indra, stürzt die Seelen der Verdammten in den Abgrund (eine Entstellung des indischen Blitzgottes Indra); zwei weitere verleiten die Menschen zu Lastern und Verbrechen und die zwei letzten verleihen den Dingen einen übeln Geruch oder Geschmack. Die übrigen Daevas, welcher Name der indischen Götter (Devas) gleich demjenigen Arjaman's und Indra's, im Parsismus einen ausschließlich schlimmen Sinn hat, was vielleicht auf einen religiösen Zwiespalt deutet, der die beiden Völker von einander trennte, — zerfallen in mehrere Klassen. Der oberste unter ihnen ist Aëschma, Feind der guten Geister Mithra, Çraoscha und Haoma und Ankläger beim letzten Gerichte, nachdem er die Menschen zur Sünde angehalten, das Vorbild des hebräischen Asmodi. Açtovidhotus ist der Urheber des Todes der Menschen, Apaoscha der Dämon der Trockenheit, und ihnen folgen noch mehrere, welche die verschiedenen Uebel und Laster vertreten. Eine tiefere Klasse der Dämonen sind die Drujas, meist weibliche, und eine weitere die Pairikas, eben solche und zwar sehr schöne und verführerische Unholdinnen, und den Schluß machen die sieben Awakhtars oder bösen

Gestirne, nämlich die alten Planeten (mit Ausnahme von Sonne und Mond, die zu den guten Gottheiten gehören): Tir (Merkur), Behrâm (Mars), Anhoma (Jupiter), Anâhita (Venus) und Kevân (Saturn), nebst zwei weiteren Sternen, Garzihar und Dajdu Mus, die wir nicht erklären können. Sie peinigen die ganze Schöpfung und übergeben sie dem Tode und jeglicher Plage.

Zwischen diesen beiden Mächten nun ist ewiger Krieg, dessen Schauplatz die Körperwelt bildet. Diese ist einestheils sinnlicher und gröber als die Geisterwelt und anderntheils endlich; sie hat Anfang und Ende und dauert nur zwölftausend Jahre. Sie ist von Ahura Mazda geschaffen und hat blos den Zweck, ihn zum Herrn alles Bestehenden zu machen, der sie darum so eingerichtet hat, wie sie am besten zu seinem Zwecke dient. Bewogen wurde er zur Schöpfung durch einen Angriff Ahrimans auf das ihm verhaßte Licht, den er durch einen Waffenstillstand mit dem Feinde auf 9000 Jahre abwandte; diese Frist benützte er zur Schöpfung und schuf zuerst die erwähnte lichte Geisterwelt und sodann in 365 Tagen die Körperwelt, und zwar den Himmel in 45, das Wasser in 60, die Erde in 75, die Bäume in 30, das Vieh in 80 und den Menschen in 75 Tagen. Es sind somit sechs Abtheilungen der Schöpfung, wie bei den Hebräern, nur anders vertheilt und von längerer Zeitdauer. Die Hebräer wollten die Woche heiligen, die Eranier das Jahr. Die eranische Schöpfungssage scheint daher von den Semiten entlehnt zu sein, namentlich da die Schöpfungssagen Phönikiens und Babyloniens mit beiden verwandt sind, die indische aber (oben S. 224 f.) und die griechische einen abweichenden Charakter tragen.

Diese Schöpfung blieb 6000 Jahre frei von allen Plagen, und zwar erst 3000 Jahre im Himmel und dann wieder 3000 Jahre im Raume, in den sie hinuntergelassen wurde. Während der ersten dieser beiden Perioden war Ahriman bestürzt über das Geschehene und konnte nichts thun; während der zweiten schuf er aber seine böse Geisterwelt und die schädlichen Thiere, die er den nützlichen entgegenstellte. Unterdessen lebte jene 6000 Jahre lang auf der Erde Niemand als der vormenschliche Heros Gayomard und der Urstier, beide (Vorläufer der Menschheit und der Thierheit) in vollkommener Glückseligkeit. Nach Verfluß jener 6000 Jahre begann Ahriman seinen Kampf in der Körperwelt, um sich auf den Kampf mit Ahura Mazda nach Ablauf des noch 3000 Jahre dauernden Waffenstillstandes vorzubereiten. Einer seiner Dämonen bohrte die Erde an und von da an waren jene beiden Wesen sterblich und lebten nur noch 30 Jahre.*)

*) Bundehesch, Kap. 3. Windischm., Zoroastr. Stud. S. 60 ff. Spiegel, Eran. Alt. I. S. 510. II. S. 144.

Aus des Urstieres Samen gingen dann zwei Rinder hervor, ein Männchen und ein Weibchen und aus diesen die guten Thiere, aus seinem Leibe das Getreide und die heilsamen Pflanzen; aus seiner Seele wurde der Schutzgeist des Viehes. Gayomard's Samen blieb 40 Jahre lang in der Erde verborgen und dann wuchsen daraus in Gestalt einer Reivas-Pflanze vereint der erste Mann und die erste Frau, Maschia und Maschiana und erhielten Menschengestalt und verschiedenes Geschlecht. Dieses Emporwachsen der Menschen aus Pflanzen ist ächt indogermanisch; es findet sich auch in der griechischen, italischen und nordischen Sage,*) aber in keiner semitischen. Hingegen ist wieder der Sage letztern Stammes der darauf eintretende Sündenfall entnommen, der jedoch nicht, wie bei den Hebräern durch freie Wahl, sondern durch die Einflüsterungen Ahrimans hervorgebracht wird, so daß die ersten Menschen damit begannen zu lügen: dieser böse Geist habe die Welt erschaffen. Darauf blieben sie dreißig Tage ohne Nahrung und zogen schwarze Kleider (d. h. wol Felle) an. Ihre Nahrung war erst Wasser, dann Früchte, dann Milch, dann Fleisch und am Ende der Dinge wird man umgekehrt zuerst aufhören Fleisch, dann Milch, dann Früchte, dann Wasser zu genießen. Damit stimmt auch die griechische Sage und diesmal auch die hebräische überein.**) Der Instinkt der noch nicht von der Natur abgefallenen Menschen verlangt nur Pflanzennahrung; die Fleischnahrung ist überall der Anfang zur Verderbtheit und hat Unmäßigkeit und Blutvergießen, Menschenopfer und Anthropophagie im Gefolge. Erst die aufkeimende Humanität mildert diese schlimmen Wirkungen. — Nachdem die Urmenschen Fleisch gekostet, gelüstete es sie nach der Jagd und dem Thiermord, und dann kehrten sie ihren Haß gegen einander selbst und mißhandelten sich. Erst nachdem sie fünfzehn Jahre gelebt, kam ihnen der Geschlechtstrieb, was das Bundehesch in sehr drastrischer Weise schildert,***) und damit begann die Not der Zeugung und der Nahrung. Ihnen entsprossen zuerst sieben Paare, die sich dann wieder vermehrten und zu deren Nachkommen auch fabelhafte mißgestaltete Menschen (einfüßige, solche mit Augen auf der Brust u. s. w.) gehörten. In der eranischen Sage ist vom Sündenfalle völlig getrennt die Baumsage, indem die eranischen Schriften von zwei Bäumen sprechen, welche Leben verleihen und die Welt bedeuten, und wie sie auch in Indien und im Norden vorkommen. Aus diesen Zügen sind

*) Windischm., Zor. Stud. S. 214. Pausan. VII. 17, 5. Appollod. III. 14, 4. Verg. Aen. VIII. 315. Preller, röm. Myth. S. 340. Edda, Gylfaginning 9.

**) Windischm. a. a. O. S. 113, 212. Hesiod. Tage und Werke 115, 117, 130, 146. 1 Mos. 1, 29; 2, 9. 16; 3, 2; 9, 3.

***) Kap. 15, § 6. Windischm. a. a. O. S. 83 und 226.

die Bäume des hebräischen Paradieses entnommen, welche sonst den Semiten unbekannt sind. Jedoch die Sage der Abstammung von einem Paare scheint, gleich der Geschichte vom Sündenfall, semitischen und in Erân sehr späten Ursprungs zu sein.*) Ausschließlich eranisch ist dagegen der nun stets fortgesetzte Kampf zwischen den Reichen des Lichtes und der Finsterniß, den die Geister beider in Thier- und Menschengestalt, namentlich auch die bösartigen als incubi und succubi,**) in der Körperwelt führen. Eine Flutsage hat die eranische Mythe nicht; sie war auch in dem meist trockenen Lande nicht am Orte; aber sie ist durch die Sage von Dschems Garten (oben S. 524) ersetzt.

Die eranische Religion nimmt eine Fortdauer der Menschenseelen an. Als Fravaschi waren sie schon vor der Zeugung im Himmel und kehren, wenn sie gut gelebt, dahin zurück, können jedoch hin und wieder die Erde als Geister besuchen. Die bösen Menschen dagegen kommen in die Hölle, wo sie bis zur Auferstehung bleiben. Drei Tage nach dem Tode bleibt die Seele in der Nähe des Körpers; am vierten tritt sie die Reise an; den Guten weht vom Himmel ein wolriechender, den Bösen von der Hölle ein übelriechender Wind entgegen, und so enthalten die Religionsschriften noch eine Menge angenehmer Dinge, welche die Guten, unangenehmer, welche die Bösen erwarten. Von eigentlichen Belohnungen und Strafen ist jedoch noch keine Rede; theilweise hat der Mensch solche im Leben auf der Erde empfangen, theilweise erwarten sie ihn erst am jüngsten Gerichte. Diesem Ereignisse geht die Körperwelt unaufhaltsam entgegen. Das Böse nimmt während dieser Zeit stufenweise ab, und in der Mitte des Menschheitdaseins, 3000 Jahre nach der Entstehung des ersten Paares, ist es möglich geworden, daß Zarathustra auftreten konnte, welcher den Bruch des nun abgelaufenen Waffenstillstandes zwischen den beiden Göttern verhindert. In späterer Zeit aber wird die Menschheit wieder schlimmer, der Unglaube nimmt zu. Dies ist tausend Jahre nach Zarathustra am schlimmsten geworden und zu dieser Zeit wurde wieder ein Profet erwartet. Von da an hat die Welt noch zweitausend Jahre zu leben, und nach je tausend entsteht ein neuer Profet; der letzte, der parsische Messias, heißt Soschios. Alle drei Profeten stammen aus Zarathustra's Familie oder werden wenigstens künstlich in selbe verlegt; nach einer Form der Sage wird gar der Same des Religionsstifters von den Geistern aufbewahrt, um zur rechten Zeit in eine Jungfrau überzugehen. Mit dreißig

*) Spiegel, Eran. Alt. I. S. 464 ff., 514. Windischmann, Zoroastr. Stud. S. 165 ff.

**) Spiegel a. a. O. II. S. 146 f.

Jahren*) wird jeder dieser drei Profeten Zusammenkünfte mit Ahura Mazda haben und sein Werk beginnen. Der erste wird einen Wolf, der zweite einen Drachen und der dritte alle Heuchelei und allen Unglauben, sowie den wieder losgewordenen Dahak (oben S. 521) überwinden. Zehn Tage wird die Sonne bei der ersten, zwanzig bei der zweiten und dreißig bei der dritten Erscheinung am Himmel stehen. Die Schilderung des Kampfes mit Dahak erinnert in auffallender Weise an die Götterdämmerung der Edda und Dahak an den Wolf Fenris. Stufenweise nimmt während dieser drei Erscheinungen das Böse ab, bei der ersten verschwinden die wilden Thiere und bei der zweiten die Schlangen, alle Laster, sowie Alter und Tod. Die Menschen aber werden stets besser und mäßiger. Sobald aber Soschios erscheint, unterstützt von dreißig Frommen, je zur Hälfte Männer und Frauen, werden alle Todten auferstehen (welcher Glaube indessen unter Zarathustra's Anhängern nicht allgemein war und ist), und zwar in der Reihenfolge wie sie gelebt haben, und jeder am Orte seines Todes. Zuletzt werden sich alle Menschen versammeln, Jeder seine guten und bösen Thaten sehen und die Frommen sich von den Schlechten sondern.**) Jene gehen dann in das Paradies, diese in die Hölle, um drei Tage lang Jene die höchste Freude, Diese die entsetzlichsten Qualen zu dulden. Nach diesen Qualen werden aber auch die ehemals Schlechten rein werden, und die eranische Religion kennt daher keine ewigen Höllenstrafen. Die Erde wird schöner werden, höher steigen und sich dem Paradiese nähern; Soschios bringt ein großes Opfer, durch Haomatrank werden alle Menschen unsterblich, es herrscht in der erneuerten Schöpfung immerwährende Freude und Glückseligkeit, alle Not der Nahrung und Zeugung nimmt ein Ende und alle Welt glaubt an Zarathustra's Lehre und befolgt seine Gesetze. Zu guter Letzt aber wird Ahura Mazda den Ahriman schlagen und ihn mit seinen Daevas vernichten.

Der eranischen Lehre liegt sonach der ausgesprochenste Optimismus zu Grunde, wie ihn keine andere Religion kennt, und sie erscheint so als der gerade Gegensatz des pessimistischen Buddhismus. In dem glücklichen Klima Hindustans wurde der arische Mensch vom mühelosen Glück übersättigt und sehnte sich nach vollkommener Ruhe;

*) Es ist merkwürdig, wie diese Punkte und sogar die Zeit des ersten Profeten (1000 Jahre nach Zarathustra) auf Christus zu deuten scheinen. Die Grundlage der Sage steht jedoch schon im Avesta; hingegen scheinen die Ausschmückungen zur Zeit der Sassaniden (also nach Chr.) entstanden zu sein. Spiegel, Er. Alt. II. S. 151—158.

**) Windischm., Zoroastr. Stud. S. 231 ff. Spiegel, Eran. Alterth. II. S. 158 ff.

im rauhen Erân spornte ihn der Kampf mit den Elementen zum Streben nach Besserm und Bestem und zum Herbeiwünschen vollkommener und ewiger Glückseligkeit an.*)

C. Der parsische Kult.

Die Eranier, deren Familien- und Stammverfassung wir später kennen lernen werden, theilten sich, entsprechend den Kasten der stammverwandten Inder, in ältester Zeit in drei Stände: Priester, Krieger, Ackerbauer, wozu später der vierte der Gewerbetreibenden kam.**) Die Priester hatten nach dem Buche Minôkhired die Pflicht, das Gesetz gut in Ordnung zu halten; nach seinen Vorschriften zu entscheiden und die Opfer zu verrichten, den Menschen den Weg zum Himmel zu weisen und von den Wegen zur Hölle abzumahnen. Diese eranischen Priester werden von den Griechen *Μάγοι*, Magier genannt; auch in den persischen Keilinschriften heißen sie Magūs. Herodot (I. 132) gibt diesen Namen auch einem Stamme der Meder und Ammianus Marcellinus (23, 6) nennt die Magier, welche ihre Geheimlehre durch Zoroaster aus Chaldäa empfangen hätten, „von einem Stamme entsprossen". In den eranischen Religionsschriften hingegen kommt dieser Name (maga heißt: groß und magava: nicht verheiratet oder Eunuch***) nicht vor, der, wie es scheint, nur im Westen Erâns von den Chaldäern auf die Meder und Perser übertragen worden, sondern dort heißen die Priester Athrava (aus atare, Feuer; ind. Atharvan, Feuer- und Sonnepriester). Ob nun die Parsenpriester wirklich einem Stamme angehörten, ist so schwer zu untersuchen, wie bei den Leviten der Hebräer, aber auch an sich gleichgiltig, indem ein Kastenwesen sich in Erân doch nicht nachweisen läßt. Das Oberhaupt dieses Standes hieß Zarathustrotema, später Maubad der Maubads oder Destur der Desturs. Außer ihrer Hauptbeschäftigung, derjenigen mit den heiligen Schriften und Ceremonien, durften die Priester auch Ackerbau und Gewerbe treiben. Sie zerfielen in acht Klassen, welche verschiedene Obliegenheiten hatten, z. B. den Haoma zu bereiten, den Feuerdienst zu besorgen, das geweihte Wasser herbeizubringen, die Opfergefäße zu reinigen, Beichte zu hören u. s. w. Die oberste und wichtigste Klasse war die der Zaotas, der eigentlichen im Amte stehenden Priester und die übrigen waren eigentlich blos Diener derselben.

---

*) Die verschiedenen, wahrscheinl ch sämmtlich erst spät entstandenen Sekten der eranischen Religion haben für unsern Zweck kein Interesse. Vergl. Spiegel, Er. Alt. II. S. 175 ff.
**) Spiegel, Avesta II. S. 99, Note 3.
***) Spiegel, Avesta I. S. 294, zu p. 100.

Die Priester bekleideten die Richterstellen und viele der höchsten Staatsämter, wie sie auch die einzigen Gelehrten waren; daher erhielten auch die zum Priesterstande bestimmten Jünglinge eine besonders sorgfältige Erziehung. Zur Kleidung der Priester gehörte der heilige Gürtel; sie durften keinen Schmuck nnd kein Gold an sich tragen und führten einen Rohrstab.

In ältesten Zeiten hatten die Eranier weder Tempel noch Altäre, von Götterbildern nicht zu sprechen, welche die Lehre Zarathustra's streng ausschließt, die aber seit Artaxerxes Mnemon dem Mithra und der Arahita zu Ehren errichtet wurden. Man opferte im Freien auf Berggipfeln. Wann Tempel, sog. Feuertempel entstanden sind, ist ungewiß, nach arabischer Angabe (Schahrastani) schon vor Zarathustra (der in diesem Falle aber nicht Religionsstifter, sondern blos Reformator gewesen wäre); jedenfalls bestanden solche schon in den ersten Zeiten des geschichtlichen Perserreiches. Tempel, welche in Azerbeidschan und Fars in Trümmern liegen, sind viereckig und haben ein innerstes Gemach, um welches ein enger, bedeckter Gang führt, bieten aber sonst nichts bemerkenswertes. Feueraltäre stehen etwa 5 Fuß hoch in roher Form, mit Säulen an den vier Ecken, auf einer Höhe bei Naksch-i-Rustem.*) Eine Hauptstelle der jetzigen Parsentempel und gewiß auch der alten ist der Stein Adoscht, auf welchem in einem mit Asche gefüllten Gefäße das heilige Feuer, der einzige Gegenstand, dem die Parsen einen Kult weihen, der Sohn Ahura Mazda's,**) brennt und beständig unterhalten wird. Im Dache sind Oeffnungen angebracht, um den Rauch abzuleiten, durch die aber die Sonnenstralen nicht eindringen können. Nur die Priester dürfen diesen Feuerort betreten, ausgenommen wenn keine solchen anwesend sind, um das Feuer zu unterhalten. Der Stein wird fleißig gewaschen. Gaben zur Unterhaltung des Feuers werden mehr geehrt als Almosen. Die dasselbe bedienenden Personen müssen Mund und Nase verhüllen, um es nicht durch ihren Atem zu verunreinigen. Die Tempel haben noch weitere Gemächer, die aber für uns ohne Interesse sind, auch Gärten und Ruheplätze. Der Gottesdienst besteht in der Verehrung des Feuers und im Hersagen der heiligen Schriften. Die Heiligung des Feuers ist eigentlich die Hauptsache im parsischen Kult, dessen Anhänger daher oft (wenn auch mit Unrecht) Feueranbeter genannt werden. Das zum gewöhnlichen Leben dienende Feuer ist unrein, und es sind gewisse Gebräuche vorgeschrieben, das Feuer zu reinigen. Außer den Reinigungen gehören die Opfer zu den heiligen Handlungen. Geopfert werden: der Kopf eines geschlachteten Thieres (das Schlachten

*) Rawlinson, 5 mon. II. p. 345.
**) Yaçna 36. Spiegel, Avesta II. S. 136.

selbst gehört nicht zum Kult), Brote und der Trank Haoma oder Parahaoma, letzterer ganz so wie das indische Soma (oben S. 220). Zum Opfer gehören Gebete aus dem Avesta, und zwar in recitirendem Tone mit Begleitung von Flöten (die unseren Klarinetten ähnlich sind), einer Art Trommel und aneinandergeschlagenen Schallblechen. Es ist vorgeschrieben, welche Theile des Avesta an bestimmten Tagen und bei bestimmten heiligen Handlungen hergesagt werden müssen.

Die religiösen Gebräuche außerhalb der Tempel umfassen das gesammte Leben der Anhänger Zarathustra's oder der Mazdayaçnas, wie sie sich in ihren heiligen Schriften nennen. Jeder Eranier wurde ohne weiteres auch als Mazdayaçnier betrachtet. Bekehrungen unter fremden Völkern suchte man nicht zu bewerkstelligen; aber Abtrünnige im eigenen Volke wurden nicht geduldet, wenn auch dies nur aus späterer Zeit (der Sassaniden) berichtet, jedoch nicht gesagt wird, worin es bestand.

Nach der Geburt wurde das Kind des Gläubigen nach heiliger Vorschrift gewaschen (doch damit keine innere Wirkung sondern nur eine Reinigung beabsichtigt) und zwar dreimal mit der heiligen Flüssigkeit der Inder und Eranier, Kuh-Urin, und einmal mit Wasser. Mit fünf Jahren wird das Kind über den Unterschied von Gut und Böse belehrt; vom Alter von sieben Jahren an wird es als zurechnungsfähig betrachtet und den Reinigungsgebräuchen unterworfen. Fünfzehn Jahre alt, wird es mit dem heiligen Gürtel bekleidet, den es nicht wieder ablegen darf, außer zum Schlafen. Der Gürtel muß aus 72 Fäden bestehen, darf nicht aus schwarzer Wolle sein und ist nebst einem kurzen Hemde das Erkennungszeichen der Mazdayaçnier. Zugleich erhält das Kind einen Schutzpatron unter den Yazatas (oben S. 530) und einen geistlichen Vater unter den Priestern, dem es ebenso Gehorsam schuldig ist wie seinen Eltern. Damit sind noch weitere Ceremonien verbunden, die aber jetzt nur noch bei Kandidaten des Priesteramtes beobachtet werden.

Auch die Eheschließungen stehen unter der Aufsicht der Religion. Es wird als besonders verdienstlich betrachtet, wenn nahe Verwandte sich heiraten. Es muß gegenseitige Einwilligung, aber auch diejenige der Eltern vorhanden sein. Fünfzehn Jahre sind das gewöhnliche Alter der Vermälung. Verlobt werden die künftigen Eheleute aber oft sehr frühe durch einen Priester, was nicht mehr gebrochen werden kann. Der Hochzeit gehen Reinigungen voran; der Priester bestreut im Hause der Braut die sich die Hände gebenden Brautleute mit Früchten (meist Weizen und Reis), die zu beiden Seiten aufgestellt sind, und sagt Segensformeln her. Im Hause des Bräutigams wird dann die Ceremonie wiederholt. Eine zweite Frau darf

nur genommen werden, wenn die erste keine Kinder hat und mit deren Einwilligung; auch darf die erste Frau nicht der zweiten zu lieb verstoßen werden. Scheidung verlangen darf nur der Mann, und zwar in den Fällen der Untreue, der Unfruchtbarkeit und — der Zauberei! Die Frau muß gehorchen, der Mann aber sie achten. Strenge Strafen treffen Unzucht und Ehebruch.

Dem Sterbenden werden Gebete in das Ohr gesagt. Nach Eintritt des Todes muß der Blick eines Hundes die bösen Geister verscheuchen, die sich auf die Leiche werfen. Die letztere wird auf einem eisernen Sarge nach dem Dakhma gebracht, einem eingemauerten runden Platze, dessen Eingang im Osten und dessen Mittelpunkt eine tiefe Höhlung ist. Hier werden die Todten, da weder Feuer, noch Erde, noch Wasser mit ihnen verunreinigt werden darf, den fleischfressenden Vögeln preisgegeben und die Knochen dann in jene Höhlung geworfen. Ein Dakhma ist für 365 Leichen bestimmt und soll nach 50 Jahren abgebrochen und ersetzt werden. Die Leichenträger reinigen sich nach der Rückkehr. Im Altertum wurde nur ein Theil des Körpers den Thieren überliefert, der Rest aber mit Wachs überzogen und begraben.*) Aus dem Todtenhause wird das Feuer herausgetragen und erst nach neun Tagen zurückgebracht. Inzwischen werden dem Çraoscha sonnen- und mondförmige Opferbrote (Draonas) dargebracht.

Der Leichnam wird wol vorzüglich deshalb für unrein gehalten, weil Ahriman den Tod aller Guten verschuldet, während er dagegen alles Schlechte und Schädliche ins Leben ruft. Daher finden es die Diener Ahura Mazda's in ihrer Pflicht, schädliche Thiere zu tödten, so viel ihnen immer möglich ist. Eine Frau, die ein todtes Kind geboren, wird als Dakhma betrachtet und muß sich daher einer „Reinigung" unterwerfen. So ist die Frau auch unrein während der Menstruation.

Die Reinigungen sind mit weitläufigen Ceremonien verbunden und ihre höheren Grade können nur durch Priester vorgenommen werden. Die wirksamsten Reinigungsmittel sind stets Kuh-Urin, Wasser und Erde.**) Ein Hund als geheiligtes Thier thut auch gute Dienste dabei. Neben diesen großen, priesterlichen, gibt es noch zahllose Privatreinigungen, wozu z. B. das Waschen vor dem Essen, das Beten vor dem Schlafengehen, beim Nießen, vor dem ehelichen Umgange und nach Verrichtung verschiedener Bedürfnisse gehören. Aber noch vieles andere ist dem guten Zoroastrianer geboten und verboten. Er darf kein nützliches Wesen tödten, muß das Feuer stets unterhalten,

---

*) Herod. I. 113, 140; III. 16; Xenoph. Kyrop. VIII. 7; Strab. XV. 3. Spiegel, Avesta II. S. XXXII ff., Tafel I.

**) Spiegel, Avesta II. S. XLIII ff., LXXXIII ff.

sich vor Verunreinigung desselben hüten, die Wahrheit sprechen, die Verträge halten, darf nur im äußersten Notfalle schwören, soll Almosen geben und seine Sünden dem Priester beichten, worauf sie durch die auferlegte Buße abgethan sind; nur der Ehebruch kann nicht gesühnt werden.

Als Feste sind in der eranischen Religion gefeiert: in jedem Monat der Tag, der den Namen des Monats führt (davon bei der Zeitrechnung) und an welchem das Feuer verehrt wird, der Neujahrstag (Naurôz) nebst den fünf nächsten Tagen, mit religiösen Malzeiten, das sechstägige Mithrafest, die sechs fünftägigen Schöpfungsfeste und die zehn letzten Tage des Jahres, an denen erst die verstorbenen Verwandten und dann die verdienten Personen auf die Erde zurückkehren und die Wohnungen ihrer Angehörigen besuchen, die dann gereinigt und geschmückt werden. Die Feiern bestehen in Opfern, Gebeten, Almosen u. s. w.

All dies bezieht sich auf das Altertum sowol, als auf die jetzigen schwachen Ueberreste der Parsen (in Yesd und im Nordwesten Dekhans), die aber mit der Zeit manche Zusätze zum alten Glauben und Dienst vorgenommen haben.

Die Tugendlehre der Anhänger Zarathustra's ist diejenige aller civilisirten Völker, aber in erhöhtem Maße. Die Eranier kennen nicht nur keine Menschenopfer, sondern auch keine Menschentödtungen aus religiösen Gründen und achten das Menschenleben und auch das der nützlichen Thiere, sowie das Wolergehen dieser Wesen sehr hoch. In ihrem Verhältniß zu Ahura Mazda, dem Allweisen, spricht sich eine rührend kindliche Verehrung ohne Eifer und Leidenschaft aus.

Die heiligen Schriften der Eranier behaupten zwar, von Zarathustra verfaßt zu sein, der darin stets als Offenbarungen von Ahura Mazda erhaltend dargestellt ist.*) Dies ist jedoch nicht im Umfange des gegenwärtigen Textes anzunehmen; der arische Dialekt desselben, mit einem Alfabet semitischen Ursprungs von der Rechten zur Linken geschrieben, ist so nahe mit dem der Keilinschriften der Achämeniden, welche sämmtlich das Vorhandensein der Religion Ahura Mazda's zu ihrer Zeit bezeugen, verwandt, daß jene Schriften nicht allzulange vor der Herrschaft dieses Hauses, also jedenfalls bedeutende Zeit nach Zarathustra entstanden sein dürften. Spiegel verlegt ihre Abfassung sogar erst unter Artaxerxes II. Es geschah dies wahrscheinlich im Lande des Apostolates Zarathustra's, in Baktrien, nachdem die Schriften schon längere Zeit aus dem Gedächtnisse fortgepflanzt worden, so daß allerdings Theile davon ursprünglich von Zarathustra herrühren können. Der Gesammt-Umfang der eranischen

*) Spiegel, Avesta I. S. 10 ff., 286 ff. II. S. LXXV ff., 209 ff.

Religionsschriften wird Avesta, d. h. der Text und die späteren Erklärungen dazu Zend (ein nicht erklärtes Wort) genannt (von den Mohammedanern zusammen Zendavesta), wonach später die Sprache des Werkes Zend benannt wurde; im Buche selbst heißt dasselbe manthro çpento, die heilige Rede.*) Der Haupttheil des jetzt Vorhandenen, Vendidad, wird von der parsischen Ueberlieferung für den zwanzigsten von ursprünglich 21 vorhandenen Theilen ausgegeben. In den Schriften selbst heißt Vendidad: Vidaêva-dâta, d. h. das gegen die Daevas (oben S. 532) Gesetzte. Das Buch besteht aus Fragen und Antworten, die zwischen Ahura-Mazda und Zarathustra gewechselt werden, und zerfällt in mehrere ungleichartige Theile, von denen der größte und am meisten zusammenhangende von den Verunreinigungen und ihrer Beseitigung handelt, außerdem meist von der bürgerlichen und peinlichen Gesetzgebung und im Anfang vorzüglich von mythologischen Gegenständen. Getheilt ist das Buch in 22 Fargards (Kapitel) und diese in kürzere und längere Sätze, die oft nur aus einzelnen Worten bestehen. Die Sprache ist oft dunkel und enthält wenig bedeutende Gedanken; das meiste ist höchst kleinlich und entspricht im Ganzen unseren Erwartungen von einem berühmten Religionsbuche sehr wenig. Anziehend ist z. B. der zweite Fargard, der Dschems glücklichen Gatten (S. 524) schildert. Der 17. Fargard handelt z. B. von der Cermonien beim Abschneiden der Nägel! Dagegen ist der 19. wieder von Interesse, indem er den mißlungenen Versuch Ahriman's, den Zarathustra zu tödten, erzählt. Andere Theile des Avesta sind das Vispered, welches 27 kurze Gebete und Litaneien, das Yaçna, das siebenzig Abschnitte, meist längere solche, sowie auch Offenbarungen ähnlich denen des Vendidad enthält, wovon ein Theil in Versen besteht (die Gâthas, Gesänge) und sich manchmal zu dichterischem Schwung erhebt, und endlich die Yescht, Hymnen. Zu liturgischen Zwecken dienen Vendidad, Vispered und Yaçna, durcheinander gemengt, unter der Gesammtbenennung: Vendidad-sâde. Der älteste Theil der Sammlung ist nach Spiegel**) die zweite Hälfte des Yaçna. Viele Theile des Avesta sind aber verloren gegangen. Nach dem Sturze des persischen Reiches durch Alexander des Großen finden wir weitere Religionsschriften der Parsen erst wieder unter den Sassaniden. Obschon diese Zeit nicht mehr in die von uns zu behandelnde Periode gehört, müssen doch die ihr entsprungenen Religionsbücher erwähnt werden, weil sie vieles die

*) Spiegel, Avesta I. S. 11. 44 f.

**) Avesta I. S. 13. Vergl. überhaupt: Avesta, die heiligen Schriften der Parsen, aus d. Grundtext übers. von Friedr. Spiegel. 1. Bd. Vendidad. Leipzig 1852. 2. Bd. Vispered und Yaçna, ebd. 1859.

zoroastische Lehre begründendes und vieles vom Avesta verloren gegangenes aufbewahrt haben. Unter dem genannten Herrscherhause, das bekanntlich vom 3. bis 7. Jahrhundert nach Chr. blühte, entstand die Uebersetzung des Avesta in die stark mit semitischen Elementen vermischte Pehlwi- oder Huzvaresch-Sprache, nebst Erläuterungen und Zusätzen in derselben, da das alte Zend dem Volke nicht mehr verständlich war, weder sprachlich, noch dem Sinne nach. An dieses Werk schlossen sich mehrere theologische Schriften, unter denen das Bundehesch die bedeutendste ist, ein Abriß der eranischen Mythologie, Geographie und Genealogie; ferner gehört hierher das Arda-Virâf-Name, die visionäre Reise des Virâf durch die sieben Himmel, Erde und Hölle, der Minokhired, Unterredungen eines persischen Weisen mit der himmlischen Intelligenz, und der Bahman Yescht, welcher gegen fremde Religionen (Juden- und besonders Christentum) polemisch auftritt, was dem alten Parsentum nicht eigen war. Später und noch bis tief in die mohammedanische Zeit hinein entstanden noch eine Menge die eranische Religion betreffende Schriften, die aber meist nur legendenhafte Entstellungen der älteren Ueberlieferung enthalten.

Dritter Abschnitt.

Die Reiche der Meder und Perser.

A. Geschichtliche Entwickelung.

Die Eranier haben mit ihren Stammesbrüdern, den indischen Ariern, bei aller Verschiedenheit das Gemeinsame, daß sie keine Geschichtschreibung besitzen, aber aus verschiedenen Gründen. Die Inder lebten nur für die Gegenwart und sehnten sich nach völliger Ruhe; daher hatte weder die Aufbewahrung der Vergangenheit noch die Sorge um die Zukunft etwas anziehendes für sie. Die Eranier umgekehrt schauten, von dem Gedanken an den ewigen Kampf der beiden Weltmächte erfüllt, mit ihrer lebhaften Einbildungskraft in eine großartige Vergangenheit zurück und in eine ebenso wundervolle Zukunft voraus, wie sie ihnen die Priester malten, um jenen Weltkampf zu veranschaulichen; daher kümmerten sie sich um den Zwischenraum nicht und sahen dessen Ereignisse für unwesentliche an. Beide Stämme haben statt Geschichte nur Sage, aber von verschiedenem Charakter, die Inder eine gemütvoll dichterische, ihrer sentimentalen Stimmung

angemessene, die Eranier eine mehr verstandesmäßige, historisirende. Weder Götter noch Priester spielen im Heldenbuche Erâns eine Rolle wie in denjenigen Hindustans; Heroen, Könige und Krieger nehmen hier jedes Interesse in Anspruch, und die Geschichte Zarathustra's ist erst spät und künstlich in das Sagengewebe von den Kämpfen zwischen Erân und Turân eingeflochten. Alle Versuche, zwischen der eranischen Sage und wirklicher Geschichte eine Vermittelung zu finden, sind vergeblich, und unter welchen wirklichen Königen Zarathustra, die einzige geschichtliche Persönlichkeit der eranischen Sage, gelebt hat, kann nicht ermittelt werden, ebensowenig, was für Reiche, von welcher Ausdehnung und von welchen Zuständen, damals in Erân und Turân bestanden haben.

Wir müssen uns daher bezüglich der wahren Geschichte Erâns vollständig auf fremde, namentlich die griechischen Geschichtschreiber verlassen; unter diesen ist jedoch nur ein einziger, Herodot, zuverlässig und wird erst in verhältnißmäßig später Zeit von Inschriften der eranischen Herrscher unterstützt. Vom östlichen Erân wissen wir in ältester Zeit gar nichts; das früheste, was uns vom westlichen bekannt, wenn nicht unter dem von Assyriens König Tiglat Pilesar I. (1130 bis 1100) eroberten Amadana — Medien gemeint sein sollte, ist die Thatsache, daß West-Erâns Hauptvölker im frühern Altertum, die Meder und Perser von Salmanasar II. (859 — 823 vor Chr.) unterworfen wurden. Diese Eroberung wiederholte sich unter Salmanasar IV. und Sargon (727—706), Sanherib und Asarhaddon (oben S. 483), doch ohne daß die Assyrer, nach ihren Keilinschriften zu schließen, auf diese Erwerbungen viel Gewicht gelegt hätten. Die Wahrheit besteht wol darin, daß die Meder ein höchst tapferes und unbändiges Volk waren, den Assyrern viel zu schaffen machten und wenn auch hin und wieder besiegt und zu Tribut gezwungen, sich doch stets wieder losrissen und selbständig machten. Zuletzt gelang dies nicht nur auf die Dauer, 710 vor Chr., sondern die Meder gaben sich, zwei Jahre später, an der Stelle ihrer frühern Zersplitterung in Stämme, eine einheitliche Regirung, indem sie den Dejokes zu ihrem König erhoben.*) Er gründete das ältere Ekbatana (Hamadan, s. oben S. 517) und schlug seinen Sitz dort auf. Ihm folgte 655 Fraortes (Fravartis), welcher die Perser unterwarf, so daß die Meder jetzt ganz West-Erân besaßen. Des im Kampfe gegen Assur 633 gefallenen Fraortes Sohn Kyaxares (Uvakschatara) hatte mit den Skythen zu kämpfen, welche Vorderasien überschwemmten und 28 Jahre lang bedrückten, deren Joch er indessen 615 abwarf, dann aber mit den Lydern, welche skythische

---

*) Spiegel, Er. Alt. II. S. 248 f.

Freibeuter beschützt hatten, schloß aber 610 (?) mit diesem Reiche sowol als mit Babylon ein Bündniß, welches wahrscheinlich gegen Assyrien gerichtet war. In der That fiel diese stolze Macht, wie wir (S. 483 f.) gesehen, 606 vor Chr. für immer und das nördliche Assyrien mit den Trümmern Ninive's kam an Medien. Des Kyaxares Sohn Astyages, König seit 593, von dem keine Thaten bekannt sind, erlebte dasselbe, was sein Vater dem letzten Assyrerkönig bereitet; er war der letzte medische Herrscher. Auf die kurze Herrschaft dieses Volkes in Vorderasien folgte diejenige der Perser. Kyros (Kurus), aus dem persischen Fürstengeschlechte der Achämeniden (Hakhâmanis), dessen Jugendgeschichte nach Art derjenigen des sagenhaften Kai-Khosrav (oben S. 522) romantisirt und der zu einem Tochtersohne des Astyages gemacht wurde, stürzte das medische Reich und machte 558 Medien zur persischen Provinz und Astyages zu seinem Gefangenen. Das nämliche widerfuhr 549 dem letzten Könige von Lydien, Krösos, wodurch Persien ganz Kleinasien gewann. Durch den Sturz eines dritten Reiches, des neubabylonischen, 537, rundete Kyros das Perserreich ab, dem nun ganz Vorderasien gehorchte; sein Kampf um Centralasien brachte zwar auch das mit Erân so viele sagenhafte und wol auch wirkliche Kämpfe führende Turân in persische Hände, ihm selbst aber 528 den Tod. Des Kyros Sohn Kambyses (Kambudschija), von seinem milden Vater durch Härte abstechend, vollendete die Unterwerfung der sämmtlichen Kulturländer des Morgenlandes 525 durch die Eroberung Aegyptens, und das persische Reich stand nun als die erste wirkliche Weltmacht in der Geschichte da. Aber seine letzte Erwerbung brachte dem Kambyses den Tod 521. Ein Magier, Gaumata, welcher sich für den von Kambyses gemordeten Bruder desselben, Smerdes (Bardija) ausgab, konnte sich eine Zeit lang auf dem angemaßten Trone halten. Er wurde ermordet und das Haupt der Verschworenen, Dareios (Darayavus), auch ein Achämenide, errang die Krone, die nun bis zum Ende des persischen Reiches in seiner Nachkommenschaft blieb. Dareios hatte große Mühe, das zerrüttete Reich zum Gehorsam zu bringen; er mußte einen gefährlichen Aufstand Babylons unterdrücken, aber es gelang und er konnte sein ungeheures Reich in zwanzig Satrapien theilen, und darauf 513 seinen kühnen Zug gegen die Skythen im Norden des Schwarzen Meeres unternehmen. Er mißlang, und der Schah suchte nun durch ein ebenso kühnes Wagestück an einer anderen Stelle Europa's Fuß zu fassen: er band mit den Griechen an. Wie dies in noch bedeutenderm Maße mißglückte, sowol unter ihm, als seinem seit 485 regirenden Sohne Xerxes (Kschayarschâ), ist aus der griechischen Geschichte bekannt. Von da an trieb das persische Reich demselben Schicksale zu, welches die früheren asiatischen Reiche ereilt hatte. Es

siechte an den Folgen des Selbstmordes dahin, den es begangen hatte, indem es über den ihm von der Natur gezeichneten Kreis hinausging und ein Land unterjochen zu können wähnte, das nicht nur durch Meere von ihm getrennt, sondern auch von lebhaftem Selbstgefühl und Freiheitsmut beseelt war. Nach des gewaltthätigen und unbesonnenen Xerxes gewaltsamem Tode, 465 vor Chr., folgte sein Sohn Artaxerxes I. (Artakschathra), der Langhändige. Die Zeichen des Zerfalles rückten an und mehrten sich. Aegypten fiel ab und stellte seine letzten Faraonen auf, allerdings Schattenkönige, die Griechenstädte an den Küsten und auf den Inseln errangen ihre Unabhängigkeit, Weiberherrschaft wucherte am Hofe, Verschwörungen lösten einander ab. Xerxes II., Sohn des Artaxerxes, 424, herrschte nur wenige Tage, und endete durch Mord; sein unebenbürtiger Bruder Dareios II. Ochos wurde von Eunuchen und Frauen geleitet und Mord wütete am Hofe und in den Satrapenfamilien. So auch unter des Dareios Sohn Artaxerxes II., seit 405, gegen den sich der jüngere Bruder Kyros erhob, die einzige sympathische Erscheinung seit seinem Namensvetter, dem Reichsgründer, freilich eine Despotennatur, die aber diese Anlage zum Besten der Ordnung und Sicherheit verwendete, und in welcher die Hellenen begeistert einen Helden ihrer idealen Art erblickten. Sein kühner Zug zur Erlangung der Krone, im Jahre des Todes Sokrates', war gleichsam ein Vorspiel von dem des großen Alexander, und mit ihm wäre schon damals hellenische Kultur in Vorderasien herrschend geworden; aber es war noch zu früh und sein junges Blut färbte das Schlachtfeld am Eufrat; der Rückzug der Zehntausend trug indessen nicht wenig dazu bei, in Griechenland die wahre Schwäche des Perserreiches bekannt zu machen und dessen Sturz vorzubereiten. Mit Not wurde es den Persern möglich, Kypros zu behaupten und gar nicht, das schwache Aegypten wieder zu erobern, und überall suchten die Satrapen Stücke vom Reiche loszureißen. In hohem Alter von fast hundert Jahren endete Artaxerxes und es folgte 361 vor Chr. Artaxerxes III. Ochos, sein jüngster Sohn, nachdem der älteste (Dareios) eine Verschwörung mit dem Leben gebüßt und zwei weitere von dem ehrgeizigen Nachfolger aus dem Wege geräumt worden. Das war nun einmal so am Perserhofe Gebrauch geworden. Noch einmal ermannte sich dieser Schah; er unterwarf das aufständische Sidon und das ausatmende Aegypten. Aber das Gift des Bagoas räumte ihn weg 338 und dieselbe Hand nach zwei Jahren den Sohn Arses. Nur noch ein Achämenide kam nun zur Herrschaft, der zwölfte in der Reihe, Dareios III. Kodomannos, Enkel eines Bruders von Artaxerxes II., und schon nach wenig Jahren stieß der glänzende Meteor Makedoniens mit jugendlicher Kraft auf die persische Sonne und verbrannte sie zu Asche.

B. Staats- und Kriegswesen.

Die despotische Verfassung, an welcher das Perserreich in seiner größten Ausdehnung krankte, war dem arischen Charakter weder angemessen noch ursprünglich eigen, sondern rührte erst von der Vereinigung vieler verschiedener Völker her, welche ohne unumschränkte und willkürliche Gewalt bei geringer Höhe der Kultur zu beherrschen schlechterdings unmöglich war. Gleich anderen Uebeln des Menschengeschlechtes ist auch die Despotie nicht aus bösem Willen, sondern aus der Notwendigkeit hervorgegangen, indem unter den gegebenen Umständen etwas anderes gar nicht entstehen konnte.

Ursprünglich hatten sowol die Meder als die Perser gleich allen indogermanischen (und gleich den semitischen) Völkern eine Stämmeverfassung. Die Meder zerfielen nach Herodot (I. 101) in sechs Stämme oder Geschlechter (γένεα): Buser, Paretakener, Struchaten, Arizanter, Budier und Mager und die Perser (ebend. I. 125) in zehn solche, und zwar drei vornehme, nämlich die mit Kyros zuerst sich gegen die Meder erhoben: Pasargaden, Maraphier, Maspier, drei untergeordnete: Panthialäer, Derusiäer, Germanier, welche sechs sämmtlich Ackerbauer waren, und endlich vier Nomadenstämme: Daer, Marder, Dropiker und Sagartier. Die Pasargaden waren im Range der erste Stamm und unter ihnen die Achämeniden die erste Familie oder Sippe (φρήτρη). In den Keilinschriften heißen die Stämme dahyus, Gegenden, und die Sippen vith. Der Vendidad theilt das Land in Gegenden (daghu), diese in Burgen (zantu), Dörfer (vîç) und Wohnungen oder Häuser (umâna) (7, 106—109; 8, 295; 9, 147—150; 10, 11 u. 12), deren kleinste Zahl von Ehepaaren je 50, 30, 15 und 1 beträgt. Jede dieser Abtheilungen hatte einen Vorstand oder Häuptling (paiti). Als ein weiterer Begriff kommt blos im Yaçna (61, 15 u. 67, 13) daghuçaçti, Bezirk, Provinz vor. Diese Eintheilung besteht in ähnlicher Weise noch heute bei jenen eranischen Völkern, welche sich einige Unabhängigkeit bewahrt haben, wie den Afghanen, Bakhtiaris, Feilis, Kurden u. s. w., die ihrem Häuptling mehr gehorchen als dem Landesherrn. Ja bei den Afghanen und Luren bestehen noch Volksversammlungen, welche alle wichtigen Angelegenheiten beraten, und ohne Einstimmigkeit wird bei den Kurden nichts beschlossen. Es gibt keinen Grund anzunehmen, daß diese Zustände nicht ehemals bei sämmtlichen eranischen Volksstämmen geherrscht haben. Der Stifter des Perserreiches selbst, Kyros, berief eine Volksversammlung, um die Fahne des Aufstandes gegen die Meder zu erheben (Herod. I. 125, 126) und noch später fanden solche in Pasargadai und Persepolis statt, doch zuletzt wesentlich nur noch, um dem

Herrscher den Tribut darzubringen. Die Benennungen vîc (vicus) und zantu (genus) zeigen, daß diese Eintheilungen des Volkes aus der indogermanischen Urzeit stammen.

Die Verhältnisse des **Königtums**, seitdem ein solches bei den Medern und Persern bestand, waren in Ermangelung eigener Vorbilder, die es vor Dejokes, beziehungsweise Kyros nicht gegeben zu haben scheint, völlig denjenigen in Assyrien und Babylon nachgebildet, von woher auch das Eunuchen- und Haremregiment angenommen wurde. Sogar die Kleidung und der geflochtene Bart der medischen und persischen Könige waren den Mustern am Eufrat und Tigris angelehnt. Das Gewand des Königs war lang, bis zu den Knöcheln und purpurfarben, oft auch mit Gold gestickt. Ein Gürtel hielt es um den Leib fest. Darunter fehlten aber die ächt eranischen Beinkleider nicht. Die Schuhe waren von Leder und hüllten den Fuß vollständig ein. Die Kopfbedeckung, Kidaris, unterschied sich wesentlich von der assyrischen und chaldäischen; es war eine zilinderförmige Mütze aus Tuch oder Filz, etwa so hoch wie der Kopf selbst, nach oben sich erweiternd und in einen festen Ring auslaufend. Perserkönige sind indessen auch mit einer gezackten Krone abgebildet. Außerdem gehörten zu ihren Insignien: Skepter und Sonnenschirm, Gold- und Juwelenschmuck, ein kurzes mit Edelsteinen verziertes Schwert und der prachtvolle Tron. Zu des Königs Umgebung gehörten, wie in Mesopotamien, der Bogenträger, Köcherträger, Sonnenschirmträger, Fächerträger, welcher auch mit Riechfläschchen u. a. Wolgerüchen, z. B. Salben aus Löwenfett, Honig, Wein, Safran u. s. w. in alabasternen Büchsen versehen war, ferner der Haushofmeister, Stallmeister, Obereunuch oder Haremsvorsteher, des Königs „Ohren und Augen", d. h. seine Spione und Berichterstatter, dann seine Geheimschreiber, Kuriere, Zeremonienmeister (Fremdeneinführer), Aerzte, Salbenbereiter, Speiseversucher (ob das Essen und Trinken vergiftet sei), Schenken, Kämmerer, Musiker und Sänger. Dazu kamen noch verschiedene Leibwachen, Thürhüter, Jäger, Stallknechte, Köche u. a. Dienende. Außerdem befanden sich am Hofe Fürsten, Edelleute, fremde Gefangene von hoher Geburt, ebensolche Flüchtlinge, Reisende, Gäste und Gesandte. Der Schah speiste oft etwa fünfzehntausend Personen zugleich, was einen Aufwand von vierhundert Talenten (1,800,000 Mark) erforderte. Für jede Malzeit wurden tausend Thiere geschlachtet, ohne das Geflügel zu rechnen; zu ersteren gehörten Ochsen, Ziegen, Schafe, Hirsche, Esel, Pferde und Kamele, zu letzterm Hühner, Gänse und Strauße. Der Schah speiste selten mit den Gästen, meist allein, nur bisweilen mit der anerkannten Königin und zwei oder drei Kindern. Hier und da zog er eine Anzahl begünstigter Bekannter zu einem Weingelage; aber die Gäste erhielten geringern Wein als der auf einem Lager

mit goldenen Füßen ruhende Herrscher, und mußten auf dem Boden sitzen. Nur bei besonderen festlichen Gelegenheiten saß der Schah einem großen Gelage vor, dessen Theilnehmer alle auf dieselbe Weise bewirtet wurden. Wen der König ehren wollte, dem schenkte er ein medisches Ehrenkleid oder Ehrenwaffen, Schmucksachen u. dergl.

Das Harem spielte, wie in allen morgenländischen Staaten, so auch in Persien eine große Rolle. Die ersten Perserkönige begnügten sich mit wenig Frauen und Nebenfrauen, und eine davon nahm als „Königin" eine bevorzugte Stellung ein, wie sie auch in der Politik oft nicht wenig Einfluß ausübten, wie z. B. des Kyros Tochter und Dareios Gattin Atossa, des Xerxes Gattin Amestris und Statira, die des letzten alten Schah Kodomannos. In dem Roman „Esther" nehmen nacheinander Vasthi und Esther diese Stellung ein. Auch die „Königin-Mutter" besaß oft großen Einfluß und verfügte nicht selten über Leben und Tod in der Familie und im Harem, wovon es grauenhafte Geschichten gibt. Die Königin hatte ein gesetzlich bestimmtes bedeutendes Einkommen. Die übrigen Frauen und Sklavinnen besaßen weit weniger Rechte und wurden streng eingeschlossen gehalten. Um das Harem zu füllen, wurden beständig Nachsuchungen nach schönen Mädchen im Reiche gehalten; denn der Schah geruhte niemals, dieselbe Person mehr als einmal seiner Zärtlichkeit zu würdigen, ausgenommen sie wußte ihn dauernd zu fesseln. In den späteren Zeiten des Perserreiches waren über dreihundert Damen zugleich zur Verfügung im Harem und begleiteten den Großherrn sogar in den Krieg und auf die Jagd. Sie mußten vor ihm singen und spielen, oft ganze Nächte hindurch. Das Weiberhaus (γυναικεῖον) in Susa war ein eigenes Gebäude, durch einen Hof vom Palaste des Königs geschieden und hatte drei Stockwerke, eines für die noch nicht verwendeten Mädchen, eines für die in Ausübung ihres „Amtes" begriffenen und das oberste für die Königin, die übrigen wirklichen „Frauen" und ihre Bedienung.

Die Eunuchen, als Vorsteher, Verwalter und Hüter des Harem, spielten auch in Persien eine große Rolle. Nicht selten waren sie hohe Beamte und sogar Feldherren, sowie Erzieher der Prinzen. Im Spinnen von Ränken und Anzetteln von Verschwörungen waren sie äußerst gewandt.

Am Hofe herrschte strenge Etikette. Dem Schah durfte Niemand nahen, ohne angemeldet und eingeführt zu sein. Nur unter Dareios machten seine sechs Mitverschworenen eine Ausnahme. Man mußte sich vor dem Schah niederwerfen, die Hände in den Aermeln geborgen halten und den Mund verbunden haben. Niemand durfte den Teppich betreten, der für den König bestimmt war, sich auf den Tron setzen oder ein von ihm abgelegtes Kleid tragen. Doch war der Schah

selbst ein Sklave der Etikette und aller persönlichen Freiheit bar und dafür entschädigten ihn nur der ausgesuchteste Luxus des Reiches und die seltensten Leckerbissen, die jedem Andern verboten waren. Wie in Assyrien, so war auch in Persien die Jagd ein Hauptvergnügen des Monarchen. Dabei war es aber für seine beigezogenen Genossen ein todeswürdiges Verbrechen, zu schießen bevor er es gethan hatte. Fremde und seltene Thiere hielten die Perserkönige in Parken oder sog. Paradiesen. Im Palaste belustigten sich die Könige mit Würfelspiel, das nicht selten um Sklaven und Eunuchen ging, mit Schnitzen oder Schaben von Holz u. dergl., denn mit Wissenschaften und Künsten konnten sie sich nicht beschäftigen; es fehlte ihnen die Bildung dazu.*) Sie unterzeichneten nicht einmal die von ihren Ministern verfaßten Dekrete, sondern ließen blos ihre Sigel darauf drücken. Ernste Beschäftigungen waren für sie: Versammlung der Räte, Anhören von Klagen, Bewilligung von Bitten, Ertheilung von Befehlen und Musterung der Truppen. Der Schah und der gesammte Hof wechselten merkwürdig oft den Wohnsitz. Im Frühling hauste man in dem lieblichen Susa, im Sommer im kühlen Ekbatana, im Winter im warmen Babylon, einige Zeit jedenfalls auch in Pasargadä; Persepolis, von Dareios begonnen, soll noch nicht ganz vollendet gewesen sein, als der trunkene Alexander sich von der Hetäre Thais verleiten ließ, es vandalischer Zerstörung preiszugeben. In den Provinzen vertraten Satrapen den Schah, jeder mit eigenem Hofstaat nach dem Muster des großherrlichen, und nicht nur mit ausgedehnten Befugnissen, die sie beinahe zu unumschränkten Herrschern machten, sondern auch oft mit der Neigung und sogar mit dem thätlichen Versuche, sich gegen den Oberherrn aufzulehnen. Wehe ihnen aber, wenn solche Plane entdeckt wurden oder mißlangen! Der schimpflichste Tod ohne Urteil war ihr Loos, sogar beim geringsten Ungehorsam. Zahlreiche Beamte standen unter ihnen. Nach den zuverlässigsten Angaben war das eranische Reich in seiner größten Ausdehnung unter Dareios I. in folgende Satrapien oder Provinzen unter Satrapen getheilt, aus deren Verzeichniß wir die Ausdehnung des Reiches kennen lernen:**) 1) Lydien, 2) Karien, 3) Mysien, 4) Phrygien, 5) Kappadokien, 6) Pontos, 7) Lykien, 8) Pamphylien, 9) Pisidien, 10) Kilikien, 11) Syrien, 12) Phönikien, 13) Babylonien, 14) Armenien, 15) Susiana, 16) Medien, 17) Tapurer- und Marderland, 18) Arien, 19) Parthien und Hyrkanien, 20) Baktrien, 21) Sogdiana (mit der Hauptstadt Marakanda,

---

*) Ael. var. hist. XIV. 12.

**) Heeren, Ideen über Politik ꝛc. der alten Welt I. S. 181 ff. Spiegel, Eran. Alt. I. S. 227 ff.

jetzt Samarkand), 22) Karamanien (Kerman), 23) Gedrosien und Arachosien (Mekran, Afghanistan und Belutschistan), 24) Zarangerland. Keiner Satrapie gehörte Persis (Farsistan), das Kernland der Monarchie an. In jener Aufzählung fehlt auch Aegypten, das wol eine besondere Verwaltung hatte. Die Eintheilungen wurden übrigens oft gewechselt. In älterer Zeit hatte das persische Reich noch einen patriarchalischen Zug. Man erlaubte sich eine Kritik des Schah und sagte z. B., Kyros sei ein Vater, Kambyses ein Herr und Dareios ein Krämer gewesen.

Je mehr sich aber das Reich vergrößerte, desto mehr geriet die alte volkstümliche Stammverfassung in Vergessenheit und kam die knechtische Unterwürfigkeit gegen den Schah an die Tagesordnung, so daß sie endlich zu einem förmlichen Charakterzug der Perser wurde, der in Kriecherei und Heuchelei ausartete und dem angebeteten, durch Sklavensinn verwöhnten Monarchen die schändlichsten Thaten gestattete, ja sogar ein Vater keinen Widerspruch wagte, wenn vor seinen Augen der Sohn von königlicher Hand zur Zielscheibe im Bogenschießen gemacht wurde. So mußte im Innern des Schah ein Götterbewußtsein Wurzel fassen und stieg bis zu dem tollen Wahn eines Xerxes, der das Meer peitschen ließ, weil es ihm nicht gehorchte! War ja der Schah aus einem Geschlechtshäuptling zu einem Stammesfürsten, dann zum Volksführer und endlich zum Reichshaupte und Herrn der Welt geworden und pflanzte sich sonach die Loyalität folgerichtig von einer Stufe auf die andere fort! Die unterworfenen Nichtperser aber kamen nicht in Betracht; diese mußten einfach gehorchen. Die herrschende rücksichtlose Grausamkeit machte sich natürlich auch im Strafrechte geltend. Abhauen von Ohren, Nase, Händen, Füßen, Blenden, Kreuzigen, Pfählen, Schinden, Verbrennen und Lebendigbegraben, langsame Zerquetschung des Schädels, Entgliederung waren die Strafen in dem entmenschten Reiche. Das Zendavesta kannte nur Prügelstrafen mit dem „Pferdestachel".

Mit der Willkürherrschaft im Reiche stiegen auch die Steuern der Unterthanen. Alt-Persien, das Stammland, war allein von solchen frei; seine Bewohner mußten nur dem Schah ein Geschenk verabreichen, wenn er in ihr Land kam, und zwar Jeder nach seinem Vermögen. z. B. die Reichen Vieh, die Aermeren Früchte u. s. w. Die Satrapien dagegen wurden nach ihrer Größe und Ertragsfähigkeit gebrandschatzt und mußten ihren Zins theils in Gelt, theils in Naturerzeugnissen bezahlen. Die Staatseinkünfte an Gelt betrugen nach Herodot 14,500 euböische Talente, in welcher Angabe ein Rechnungsfehler liegt, da die Zusammenzählung der Satrapien weniger, aber doch nahe an 14,000 Talente ausmacht, welche nach dem Gewichte über 60 Millionen Mark, nach heutigem Geltwerte aber gegen 530 Mill. Mark

betragen. Seit Dareios gab es Goldmünzen, welche die Griechen Dareiken nannten, eine zu zwanzig Drachmen (= 15,8 Mark), mit dem Bildniß des Schah, dick, von unregelmäßiger Form und grobem Gepräge. An Naturalien entrichtete Aegypten das Getreide für den Unterhalt seiner 120,000 Mann starken Besatzung, die Meder jährlich 100,000 Schafe, 4000 Maulthiere und 3000 Pferde, die Armenier 30,000 Hühner, die Babylonier 500 junge Eunuchen (d. h. dazu gemachte Knaben!), die Kolchier freiwillig (?!) jedes fünfte Jahr hundert Knaben und hundert Jungfrauen (!), Kilikien 366 weiße Pferde ꝛc. Nach unserm heutigen europäischen Steuerglücke beurteilt, könnten die persischen Abgaben nicht übermäßig genannt werden, wenn man nicht bedächte, daß dies nur die unmittelbaren Staatsabgaben waren. Die Satrapien bezogen keinen Gehalt und sogen darum das Land nach Belieben aus. Derjenige von Babylon z. B. nahm täglich eine Artabe Silber (d. h. nach dem Gewichte jährlich 2,08000 Mark) ein.*)

Um das riesige Reich zusammenzuhalten war das vornehmste Mittel das Heer. Die Sitte Aegyptens und der vorderasiatischen Reiche, in demselben den Kriegswagen die Ehrenstelle anzuweisen, fand bei den Medern und Persern keinen Beifall; die Wagen spielten bei ihnen keine Rolle mehr, ja waren meist gar nicht vorhanden, und es gab nur mehr Reiterei und Fußvolk. Die Fußsoldaten trugen einen ledernen Rock bis zu den Knien und lederne Beinkleider, auf dem Kopfe eine runde Filzmütze, als Waffen ein kurzes Schwert, und zwar rechts getragen, dann Speer und Bogen. Der Speer war nicht viel höher als der Mann, der Bogen etwa vier Fuß lang (nach den Abbildungen nämlich, nach griechischen Berichten aber wäre er länger gewesen). Seltener kamen die Streitaxt, die Schleuder und das Messer zum Gebrauche. Der Schild reichte vom Kopf zum Fuß. Bisweilen waren die Krieger außerdem noch durch einen Panzer aus Leinwand oder Metallschuppen geschützt. Die Reiter trugen sich so ziemlich gleich wie die Fußsoldaten; nur hatten sie einen Helm, Panzer und Beinschienen, dagegen keinen Schild. Als Waffe kommen bei ihnen Wurfspieße vor. Die Pferde waren ebenfalls gepanzert. Soweit Kriegswagen angewendet wurden, dienten sie vorzüglich den Königen und Prinzen, um von ihnen herab ihre Befehle zu ertheilen. Andere solche Fahrzeuge waren mit Sicheln an den Rädern versehen und dienten dazu, Verwüstung in die Reihen der Feinde zu tragen, erfüllten aber ihren Zweck wenig, da es leicht war, sie durch Tödtung der Führer und Pferde mit Pfeilschüssen unschädlich zu machen, oder auch ihnen auszuweichen. Sonst waren die Wagen sehr einfach und nicht geschmückt gleich den assyrischen und ägyptischen. Der gefürchtetste

---

*) Herod. I. 192; III. 91, 95, 97; Strab. XI. 13, 14.

und bestgeübte Theil des persischen Heeres war die Reiterei, die eigentliche Lieblingswaffe dieses Volkes. Die Elite des Heeres bildeten aber die sog. Unsterblichen der königlichen Leibgarde, 2000 Reiter, und 12,000 Lanzenträger zu Fuß betragend. Im Uebrigen war die Einrichtung der persischen Heere und ihre Kriegführung derjenigen der Assyrer ähnlich. Kriegslisten spielten, wie bei den Völkern des Altertums überhaupt, eine bedeutende Rolle. Das Feldzeichen der Achämeniden war ein goldener Adler; die Unterabtheilungen des Heeres trugen besondere Symbole. Zum Angriffe bliesen Hörner und Trompeten. Den Oberbefehl führte der Schah, die Kontingente der Provinzen die Satrapen. Sonst herrschte die Eintheilung nach zehn, hundert, tausend und zehntausend, welche Mengen je einen Offizier hatten. Die höheren Befehlshaber glänzten in purpurnen Leibröcken und vergoldeten Schuppenpanzern (Herod. IX. 22). Die persischen Heere erreichten eine bedeutende Größe. Xerxes führte nach Herodots wahrscheinlich zu starker Angabe gegen Griechenland 2,641,610 Mann, (drunter 80,000 Reiter und 20,000 Araber auf Kamelen und Libyer auf Wagen), außer den Matrosen der Flotte (Herod. VII. 184—186); nach Ktesias waren es (wahrscheinlich zu gering angegeben) über 800,000 Mann (Diod. XI. 3). Dareios Kodomannos stellte dem Alexander bei Gaugamela 40,000 Reiter, eine Million Fußvolk, 200 Sichelwagen und 15 Elefanten aus Indien entgegen (Arrian III. 8). Außerdem wurden Köchinnen, Kebsweiber, Verschnittene, Zugvieh, Lastthiere, Hunde mitgenommen. Herodot rechnet den Aufwand für das Heer des Xerxes auf über 110,000 Medimnen täglich. Da alle unterworfenen Völker in ihren Nationaltrachten dienten, so bot das Heer einen ungemein bunten belebten Anblick dar. Ein seefahrendes Volk waren die Perser nicht und die Flotte ihres Reiches wurde von den Aegyptern, Phönikern, Kypriern und den kleinasiatischen Küsten- und Inselbewohnern gestellt, welche zusammen gegen Griechenland etwa zwölfhundert Schiffe lieferten.

C. Wissenschaft und Kunst.

Es ist nicht gewiß, ob die Eranier (über deren Sprache oben S. 541) vor dem Aufkommen des persischen Reiches oder gar vor Eroberung Babylons durch die Perser überhaupt eine Schrift hatten. Thatsache ist, daß die älteste Schrift, welche wir bei den Persern treffen, die Keilschrift ist, aber eine andere Art derselben als die assyrisch-babylonische und als die für turanisch gehaltene, — die persische Keilschrift. Die sogenannten Briefe des Themistokles sagen, daß Dareios den Gebrauch der assyrischen Schrift abgeschafft und eine

neue eingeführt habe.*) Hätten demnach die Perser sich früher der assyrischen Schrift bedient, so mußte dies seit der Eroberung Persiens durch die Assyrer geschehen sein. Wir besitzen aber von persischer Seite keine assyrischen Inschriften ohne danebenstehenden persischen Text und überhaupt leine solchen vor Dareios I.; denn eine kurze Inschrift, von welcher nur der Name des Kyros erhalten ist, läßt es im Ungewissen, ob der ältere oder der jüngere Kyros gemeint ist.**)

Die persische Keilschrift nun, deren älteste Beispiele unter Dareios I. fallen, enthält die gleichen Keilformen wie die assyrisch-babylonische (s. oben S. 492 ff.), mit Ausnahme der Doppelkeile und der schiefen Keile. Aber die ganze Anordnung und Auslegung ist eine andere, die Zahlzeichen ausgenommen, welche dieselben sind. Die persische Keilschrift hat 44 Schriftbilder mit je 1 bis 5 Zeichen (Keilen oder Winkeln) und ist im Grunde eine alfabetarische, indem die weitaus meisten Schriftbilder Buchstaben und nur wenige Silben von zwei Lauten ausdrücken. Mehrere der ersten, Mitlaute nämlich, sind auch verschieden je nach dem Selbstlaut, der ihnen folgt. Zwei Schriftbilder von je 6 Zeichen, die noch zu den obigen kommen, drücken Silben von drei Lauten aus. Die gewöhnlich gebrauchten Zeichen sind nur 35 an der Zahl. Ein eigenes Zeichen, der schräge Keil ◀ dient dazu, die Worte von einander zu trennen; er steht auch am Anfange der Inschriften, am Ende aber nicht.

Das Schrifttum der persischen Keilschrift besteht in Felseninschriften der Großkönige, welche ihre Schrift den Unterthanen fremder Abstammung nicht aufdrängten, sondern meist in drei Keilschriftarten meißeln ließen: zu oberst persisch, in der Mitte in dem sogenannten Turanisch, zu unterst assyrisch oder auch die beiden letzteren Sprachen neben einander unter der ersteren. Für Aegypten gab es auf Vasen und Steinen Inschriften in einer oder mehr der obigen Sprachen und in Hieroglyphen. Auf Zilindern und Ziegeln aber wurde in Mesopotamien fortwährend assyrisch oder auch im phönikischen Alfabet geschrieben. Die Inschriften der persischen Großkönige verkündeten deren Thaten. Die größte ist die dreisprachige von Behistun im Gebirge zwischen Hamadan und dem Tigris, mit Abbildungen, den Schah zeigend, dem Ahura Mazda, im Bilde Assur's (S. 475) die Krone reichte. Die Inschrift beschreibt Jahr für Jahr alle Thaten Dareios I., um in der Zukunft von ihm zu zeugen. Sie ist 300 Fuß hoch angebracht. Die Inschriften wurden in einem zu diesem Zwecke eingehauenen Viereck ausgemeiselt und dann mit einem Firnis von

*) Wuttke, Gesch. der Schrift I. S. 654 ff.
**) Schrader A. B. K. S. 6. 339.

flüssiger Kieselerde überzogen, welcher sie vor Verwitterung schützte. Inschriften dieser Art wurden auch an den Grabmälern und Palästen, und zwar an deren Wänden, Thürpfosten, Fensternischen u. s. w. angebracht. In den Inschriften sämmtlicher persischer Herrscher, von denen wir solche kennen, ist „Auramazda" als Schöpfer des Himmels und der Erde genannt und daher über die zoroastrische Gesinnung derselben kein Zweifel möglich.

Die Staatsschriften der Perser wurden nicht auf Ziegeln, sondern auf Thierhäuten geschrieben (Herod. V. 58) und in dieser Weise die Reichsgeschichte verfaßt. Es geschah dies während der betreffenden Ereignisse selbst, sogar in Schlachten, wie z. B. bei Salamis. Archive mit solchen Akten gab es in Babylon und Ekbatana; aber es ist nichts davon erhalten. Die Sigel, mit welchen die Schahe ihre ledernen Urkunden bekräftigten, waren aus edeln Steinen und zeigten ihr Bild mit der Beischrift des Namens. Das persische Reich ist außer dem lydischen das einzige westwärts vom Indos, welches im morgenländischen Altertum, d. h. vor Eindringen der griechischen Kultur, Münzen schlagen ließ. Dieselben hatten oft keine, oft aber eine Inschrift in Keilen, die aber durch Einfluß von Westen her allmälig dem phönikischen Alfabet wich. Seit Alexander dem Großen wurde die Keilschrift, die sich vorher über das gesammte persische Reich ausgebreitet, nur noch selten angewendet, erlosch in Mitte des zweiten Jahrhunderts vor Chr. gänzlich und galt nachher dem Volke als eine Zauberschrift.

Auch begegnen wir im persischen Reiche zum ersten Male der Post. Eine solche war zwischen der Residenz Susa und den Satrapensitzen eingerichtet und beförderte einerseits Briefe, natürlich nur des Schah und seiner obersten Beamten, anderseits aber Nachrichten und Befehle in telegraphischer Form. Diese letztere bestand theils in Männern, die von Punkt zu Punkt aufgestellt waren und einander das Erforderliche zuriefen, wodurch in einem Tage Nachrichten dreißig Tagereisen weit gelangten, — theils in Feuerwachen auf hohen Warten (Herod. IX. 3), die einander mit bestimmten Zeichen die Nachrichten kundgaben; es waren solche während der Perserkriege sogar über die Inseln des Archipelagos eingerichtet.

Von der Pflege der Wissenschaften war bei den Medern und Persern nicht viel die Rede. Was diesen Namen verdient, hatte meist andere Zwecke, als solche der Forschung; es diente entweder der Religion oder praktischen Zielen. Was sie von der Sternkunde wußten, hatten sie ohne Zweifel von den benachbarten Chaldäern. Eigentümlich ist nur ihre darauf gegründete Zeitrechnung. Die Jahre der Perser hatten 365 Tage und wurden von keinem einheitlichen Zeitpunkte aus gezählt, sondern nach den Regirungszeiten der Könige.

Sie begannen im Frühling und zerfielen in zwölf Monate, deren Namen der eranischen Religion angehören und daher mit keinen solchen irgend eines anderen Volkes übereinstimmen, nämlich: Farvardin (März), Ardibihist (April), Chordad (Mai), Tir (Juni), Murdad (Juli), Schahrevar (August), Mihr, d. h. Mithra (September), Aban (Oktober), Adar (d. h. Atars, das Feuer, November), Dai (Dezember), Bahman d. h. Vohumano, (Januar) und Çpandârmat (Februar). In den einzelnen Monaten hatte jeder Tag seinen bestimmten von einem der guten Geister Ahura Mazda's entlehnten Namen und zwar in allen Monaten denselben, z. B. der 1. Ormazd, der 2. Bahman u. s. w. Fiel auf den Monat und den Tag derselbe Name, so wurde ein besonderes Fest zu Ehren des Feuers gefeiert. Dies kam in jedem Monat einmal vor, ausgenommen im Dai, dem drei Tage gewidmet waren, der 8., 15. und 23., welche man durch Beifügung des folgenden (z. B. Dai pa Adar; denn der 9. hieß Adar) unterschied. Wochen gab es keine.*)

Die Welt- und Erdkunde der alten Eranier ist meist mythisch. Sie glaubten, daß über der Erde zwei Himmel gewölbt wären, ein innerer, der sichtbare blaue, der von durchsichtigen blauen Steinen zusammengesetzt sein und die bösen Geister vom Eindringen in das Reich des Lichtes abhalten sollte, und ein äußerer, der in beständiger Umdrehung begriffen und an welchem man die Gestirne befestigt glaubte.*) Die Erde theilte man in drei oder sieben Erdtheile (Kareshvares), von welchen Qaniratha, in der Mitte gelegen, derjenige ist, zu welchem Erân und die Nachbarländer gehören, die übrigen aber, durch Meere von jenem und unter sich getrennt, unerreichbar und Stücke des ursprünglich vereinigten, aber durch den Kampf der Weltmächte geborstenen Landganzen und deren Namen nicht zu entziffern sind. Um alle sollte ein Gebirge gehen, das bis zum Himmel reichte. Von Sonne und Mond sagte man nicht, daß sie auf- und unter-, sondern daß sie an einem Gebirge aus- und eingehen, um das sie kreisen. Von allen Gegenden außerhalb Erâns hatten die Bewohner dieses Landes höchst verworrene Begriffe. Indien (Hapta Hendu, d. h. die sieben Indos,***) die Flüsse des Pendschab) glaubten sie südlich von sich statt südöstlich. Das ihm gegenüberliegende Land im Norden, also nach unserm Begriffe in Nordwesten, hieß Airyana vaeja, das jetzige Arran, das Gebiet des Aras und Kur, das Heimatland Zarathustra's. Diese beiden Gegenden sind die äußersten von fünfzehn „Orten“, welche der erste Fargard des Vendidad als die bedeutendsten Erân's nennt.

---

*) Spiegel Avesta II. S. XCVII ff.
**) Spiegel Eran. Alt. I. S. 188 ff.
***) Spiegel Avesta I. S. 66.

Zu den Zeiten der Blüte des persischen Reiches war dasselbe genau nach Parasangen (= 30 Stadien oder 5,55 Kilometer) vermessen und es gab Landkarten der bekannten Erde, auf ehernen Tafeln eingegraben. Das Reich schuf schöne Straßen, welche alle vier bis fünf Parasangen mit königlichen Rasten und guten Herbergen versehen waren. Zwischen Sardes und Susa gab es 111 Rasten; der Weg betrug 450 Parasangen oder 13,500 Stadien (Herod. V. 49. 52. 53). Man legte denselben damals (wol zu Pferde) in drei Monaten zurück. Es gab auch Wegweiser, deren welche in Kurdistan noch stehen, aus dunkelblauem Stein, 6 Fuß hoch, 2 breit, 1 dick und mit Keilschrift versehen.*)

Was die Vorstellung der Eranier von der Verbreitung der Menschen über die Erde betrifft, sollen dieselben nach Bundehesch auf dem Rücken eines Rindes nach den verschiedenen Kareschvares getragen worden sein.**) Die Menschen werden in den eranischen Schriften auf verschiedene Weise eingetheilt; die merkwürdigste Eintheilung ist die des Bundehesch in sieben (auf verworrene Weise aufgezählte) Völkerstämme: den syrischen, eranischen, turanischen, çarmischen (von Selm, dem Sohne Freduns, die westlichen Völker, Solymer? Griechen?), çinistanischen (chinesischen), dahischen (Dahistan, Daghestan?) und çindischen (indischen).***) Außer diesen soll es in den fremden Erdtheilen noch neun weitere Arten geben, wozu aber noch verschiedene Arten monströser Menschen kommen sollen: Erdmenschen, Wassermenschen, einäugige, einohrige, einfüßige, mit Fledermausflügeln, geschwänzte, behaarte u. s. w.

Die Heilkunde beschränkte sich in Erân auf etwas Chirurgie und auf — Zaubersprüche. Die Aerzte waren zugleich Zauberer und man gab ihnen den Berg Demavend als Versammlungsort (den persischen Blocksberg).†)

In der Kunst sind die Meder und Perser meistentheils Schüler ihrer früheren Oberherren, der Assyrer und Chaldäer.

Die Gegenstände der eranischen Baukunst sind Paläste und Grabstätten. Da das Feuer allein einen religiösen Kult hatte und dieser überdies sehr einfach war, indem die vielen Ceremonien der zoroastrischen Religion meist in das häusliche Leben fallen, so war kein Anlaß zur Errichtung großartiger Tempel vorhanden. Der Stil der eranischen Baukunst ist einfach und regelmäßig.††). Die gerade Linie herrscht vor und alle Winkel sind rechte. Die Pfeiler fallen

*) Weiß, Kostümkunde I. S. 308.
**) Windischmann, Zor. Stud. S. 86. 228 f.
***) A. a. O. S. 84. 229 f.
†) Spiegel Avesta II. S. CXIII.
††) Rawlinson 5 mon. III. p. 327 ff.

in eine Linie und stehen von einander in gleichen Zwischenräumen ab; die Thorwege sind mitten in der Länge der Mauer angebracht und auf der andern Seite ihnen gegenüber entweder ein anderer Thorweg oder ein Pfeilerzwischenraum. Zimmer, Fenster und Nischen sind durchaus symmetrisch und die eine Hälfte des Gebäudes die genaue Kopie der andern. Selbst verschiedene Gebäude auf einem Platze stehen genau in derselben Linie oder parallel. Zu allen bedeutenden Gebäuden, die auf Plattformen standen, führten großartige Doppeltreppen. Hoch waren die Gebäude nicht; aber sie brachten durch die mächtigen Steinblöcke, aus denen sie errichtet waren, einen großartigen Eindruck hervor. Die Thore waren jedoch zu eng im Verhältniß zu ihrer Höhe, die Mauern ungemein dick und im Innern ein Ueberfluß von Pfeilern, deren Verwendung, da sie durchaus nicht assyrisch, weil mit Ziegeln nicht wol vereinbar, ein eigener Gedanke der Eranier gewesen sein muß. Es leiten darauf der Holzreichtum in Medien, wo die Säulen der Paläste aus Zedern- und Kypressenholz gehauen wurden, was die Perser, arm an Holz, durch die Steine ihrer Felsen ersetzten.

Die Trümmer der Paläste von Persepolis, (oben S. 517) abseits von der Stadt, eine an eine Berghöhe gelehnte Gruppe großartiger Bauten, jetzt Takt-i-Dschemschid (Tron Dschemschids) oder Tschihil-Minar (vierzig Säulen) zeugen von ehemaliger staunenswerter Pracht.*) Die Säulen der Thore haben eine Höhe von 45 Fuß, mit einer untern Dicke von fast 14 Fuß; der nach oben sich verjüngende Schaft trägt 39 Rinnen von je 4 Zoll Breite. Die 72 Säulen des Hauptpalastes (Versammlungshauses der Perser, oben S. 547) dagegen maßen 60 bis 64 Fuß in die Höhe auf nur 5 Fuß Dicke unten mit Knäufen, welche von je zwei Greifen, Einhörnern oder ochsenartigen Thieren die einander abgewandten Vorderhälften oder auch blumenartige Verzierungen zeigten. Die Treppen zu den Plattformen, in imposanten Absätzen, hatten an den Seitenwänden Bildhauerarbeiten. Auch Kolossalfiguren, ähnlich den geflügelten Thiermenschen der Assyrer fehlen nicht an den Palastpforten. Die Treppen sind bis über 200 Fuß lang, mit breiten Stufen und sanftem Anstieg. Ihre Abbildungen stellen Krieger, Jagdscenen, Thierkämpfe (Löwe einen Stier zerreißend u. s. w.), Tributbringer dar. Der Charakter der Skulpturen ist durchaus dem der assyrischen nachgeahmt. Außer den Palästen auf den Plattformen, welche von Dareios, Xerxes und Artaxerxes Ochos herrühren, standen dort noch Propyläen, die zu denselben führten und Säulenhallen (Tronhallen?) von außerordentlich

*) Vergl. Rawlinson 5 mon. III. p. 270 ff. Weiß, Kostümkunde I. S. 290 ff.

imposanter Anlage; die größte derselben soll von hundert Säulen getragen worden sein und zeigt noch Theile von figurenreichen Bildhauereien, darunter den Schah auf dem Tron in übermenschlicher Größe und Menschen in allen Volkstrachten des weiten Perserreiches. Ueber Bedachung und Beleuchtung ist man auch hier wie in Ninive im Ungewissen. Die Säulenhallen scheinen offen gewesen zu sein. In einer solchen zu Susa tronte nach dem Buche Esther der Schah. „Die feinsten leinenen Tücher, weiß und purpurblau, waren aufgehängt mit weißen baumwollenen und purpurnen Seilen in silbernen Ringen an marmornen Säulen, die Lager von Polster in Silber auf einem Fußboden von Smaragd und Marmor und Perlen. Und man reichte das Getränke in goldenen Gefäßen" u. s. w. (Esther I. 1—8). Die persische Bildhauerei ist einförmig; sie stellt mit Vorliebe den Schah dar, oft wie er einen Löwen oder ein mehrgestaltiges greifartiges Ungeheuer tödtet. Gestalten von Unterthanen sind oft in Processionen einer hinter dem andern und alle genau gleich abgebildet; die Züge sind indessen gut wiedergegeben, besser als in den assyrischen Reliefs, man erkennt gut Neger und Skythen (Mongolen); auch wurden hier zuerst die in Aegypten und Assyrien fehlenden Gewandfalten berücksichtigt. Die Thiere sind charakteristisch und naturgetreu, Bäume dagegen genau so, wie sie bei uns die Nürnbergerschachteln mit Städten oder Dörfern enthalten, und nicht viel über Menschengröße. Im Laufe der Zeit, von einem Schah zum andern, sind keine Fortschritte zu bemerken. Wir haben auch geschnittene Gemmen aus Erân; es sind alle Arten von Edelsteinen; die Figuren, Könige, Krieger, Jäger, Thiere, Bäume, Symbole u. s. w. sind zierlich geschnitten aber schlecht gezeichnet, ohne alle Berücksichtigung der Größenverhältnisse. Bäume (Palmen) sind indessen naturgetreuer als auf den Reliefs und einzelne Menschenköpfe sehr sprechend. Die Zeichnungen der Münzen sind unbeholfen, die Kunst der Gefäßbildnerei unbedeutend.

Die Gräber der persischen Großkönige wurden in Felsen gehauen oder als besondere Grabgebäude errichtet, und es scheint mit diesen Erdengöttern eine Ausnahme von den Vorschriften des Avesta vorgenommen worden zu sein. Der Leichnam wurde in einen goldenen Sarg gelegt, aber nicht den Geiern vorgeworfen, sondern in jene Bewahrorte gebracht und zwar vereinigt mit allen seinen Lieblingsgegenständen, ganz ähnlich wie in Aegypten. Die Felsengräber wurden sorgfaltig geschlossen, außen aber mit Bildhauerarbeiten geschmückt, welche ähnliche Scenen und Figuren enthielten, wie die Wände der Paläste*), zu oberst der König, zu Ahura Mazda unter dem Bilde Assurs betend (so das Grab des Dareios u. A. in Persepolis 300 Fuß

*) Rawlinson 5 mon. III. p. 231. 320.

über dem Erdboden). Die Grabgebäude wurden mit Baumgärten umgeben und diese mit Säulen umkränzt. Das Gebäude selbst war ein unscheinbares Häuschen auf einer Pyramide von sieben Stufen ohne Fenster, mit einer niedern Thüre. Das „Grab des Kyros“ im mutmaßlichen Pasargadai ist allein von dieser Art: vielleicht ist es das des jüngern Kyros, der als Rebell von der Bestattung in den Familiengrüften ausgeschlossen wurde. Auch in dieser Bestattungsart aber endete alle Herrlichkeit der sich allmächtig dünkenden Weltbeherrscher!

Vierter Abschnitt.

Kleinasien.

A. Land und Volk.*)

Die westliche Fortsetzung des eranischen Hochlandes, mit diesem ein Ganzes bildend, ist ein Land, welches, wie wenig andere, seiner natürlichen Gestalt zufolge bestimmt scheint, eine selbständige Rolle in der Geschichte und Kultur zu spielen. Dies ist aber nicht der Fall gewesen; niemals, zu keiner Zeit des Menschendaseins hat dieses Land ein einheitliches Reich von selbständigem Charakter gebildet, niemals eine eigenartige Kultur besessen, sondern war stets entweder in mehrere kleinere Staaten zersplittert oder eine Provinz abwechselnd östlicher und westlicher Eroberer. Der Grund hiervon liegt in der Lage des Landes, welches die einzige größere Halbinsel der Erde ist, die sich nicht gegen Süden, sondern gegen Westen erstreckt. Durch diese Richtung wird es zu einer Art von Brücke aus Asien nach Südeuropa, welch' ersterm es in seinen östlichen und innern Theilen, wie dem letztern in seinen Westküsten und Inseln nach Bodengestalt, Klima, Produkten und Kultur ähnlich ist. So erhält es den Charakter eines Uebergangslandes, in welchem keine ruhige Entwickelung und daher auch keine selbständige Kultur Platz finden konnte. Doch ist in diesem Lande der Name des Erdtheils aufgekommen, dessen westlichsten Ausläufer es jetzt bildet. Asia hieß zuerst das Hellas gegenüber liegende Ufer des ägeischen Meeres, wie Europa zuerst die auf der andern Seite desselben liegenden thrakischen Länder. Diese zwei

---

*) Charles Texier, Asie mineure, description géographique, historique et archéologique. Paris 1862.

Entgegensetzungen wurden in der griechischen Mythe personificirt als Japetos (dem hebr. Jafet entsprechend, der Vertreter Europas), einer der Titanen und dessen Gattin Asia. Zu den Zeiten des spätern assyrischen, des medischen und des persischen Reiches dehnte man den Begriff Asien immer weiter nach Osten aus und unterschied zwischen dem untern Asien, welches den Westen der Halbinsel, und dem obern Asien, das den Osten derselben und die östlich angrenzenden Länder begriff, zwischen denen aber die Grenzen stets schwankten. Die Griechen nannten Asien nur was zum persischen Reiche in dessen größter Ausdehnung und zu dem Alexanders gehörte (Aegypten und die europäischen Besitzungen ausgenommen), die Römer aber im weitern Sinne Alles, was sie von Asien kannten, im engern jedoch blos eine Provinz im Westen des Landes, und erst im 4. Jahrhundert nach Chr. nannte man das Land, von dem wir sprechen, Asia minor, Kleinasien, zum Unterschiede vom gesammten Erdtheile.

Die Halbinsel Kleinasien erstreckt sich in schönen wellenförmigen Umrissen zwischen dem Schwarzen, Aegeischen und Mittelländischen Meere; ihre Ostgrenze ist unbestimmt; ihre Größe beträgt mit dem in den Bereich der Halbinsel eingreifenden Theil Armeniens etwa vierzehntausend Quadratmeilen, entspricht also ungefähr dem Umfange des ehemaligen Deutschen Bundes. Sie ist gebirgig durch Ausläufer des Tauros, welche sich nahe an der Südküste und durch solche der armenischen Gebirge, die sich nahe der Nordküste hinziehen, welche beide Gebirgsgruppen zwischen sich weite Hochebenen bilden, die wieder im Westen vom Meere durch sich manigfach verzweigende und verschiedene Namen annehmende Bergzüge geschieden sind. Im Südosten bildet der Antitauros die Wasserscheide zwischen dem Eufratgebiet und den Gebieten kleinasiatischer Flüsse; im Süden zieht der Tauros weit in die Halbinsel herein. Westlich schließt sich an ihn der Kadmos; zwischen dem Mäander, welcher des letztern nördlichen Fuß bespült, und dem Hermos erheben sich der Tmolos und der Sipylos, zwischen dem Hermos und der Propontis der Temnos, Dindymos, Ida und Olympos, zwischen dem Sangarios, der des letztern Ostfuß benetzt und sich in das Schwarze Meer ergießt, und dem Halys, dem größten Strome des Landes, die Gebirge Orminion und Olgassys, östlich vom Halys unbedeutende Ketten. Im Mittelpunkte Kleinasiens befindet sich ein abflußloses Salzseengebiet. Die gebirgigen Gegenden sind reich an Wäldern und Weiden, Bächen und Flüssen; ihre Luft ist kühl und die höheren Gipfel sind mit Schnee bedeckt; die Hochebenen im Innern sind sandig und unfruchtbar oder steppenartig, die schmalen Küstenebenen aber heiß und fruchtbar. Klima und Produkte des Landes bilden einen Uebergang zwischen denen Erâns und denen Südosteuropa's. Im Altertum erhielten das Kupfer seinen Namen

von der nahen Insel Kypros, der Magnet von Magnesia im westlichen Kleinasien, das Kolophonionharz von Kolophon ebendaselbst, der Zinober von Sinope im Norden des Landes; die Kirschen von Kerasus ebendaselbst, die Rosen von der Insel Rodos, die zum Schreiben verwendeten Thierhäute von Pergamos im Westen. Berühmt war der Wein der Insel Chios und ihrer Haare wegen die Ziegen und Katzen von Ankyra (Angora).

Die Bewohner von Kleinasien im Altertum gehörten theils dem indogermanischen, theils dem semitischen Stamme an. Sicher ist ersteres von den Armeniern, Phrygern, Mysern und Lykiern, — letzteres von den Kilikern, welche völlig syrische Kultur hatten, sowie von den Solymern im Norden von Lykien, von den Kappadokern und Paphlagonen. Die Lyder wurden als „Lud" von den Hebräern für Nachkommen Sems gehalten; ihre Religion ist syrisch wie die der arischen Phryger; ihre Sprache dagegen ist unbekannt. Ein Mischvolk waren wol die Karer.

Kleinasien wurde im Altertum in eine Menge meist nach den Völkerschaften benannter Landschaften getheilt, die auch meist von einander unabhängig waren. An der Nordküste lagen von Osten nach Westen Pontos, Paphlagonien und Bithynien, an der Westküste von Norden nach Süden Mysien mit Troas, Lydien und Karien (die Absonderung der griechischen Kolonien gehört nicht hierher), an der Südküste von Westen nach Osten Lykien (landeinwärts Kabalien), Pamphylien (landeinwärts Pisidien) und Kilikien, im Innern, von Osten nach Westen Armenien, Kappadokien, Galatien, Lykaonien mit Isaurien, und endlich Phrygien.

Die kleinasiatischen Völker, namentlich die in der Kultur am weitesten vorgeschrittenen Phryger und Lyder, waren schon früh in gewerblicher Thätigkeit erfahren, so namentlich in Gewinnung und Verarbeitung der Metalle, Spinnen und Weben, was den Frauen oblag, Färberei, besonders in Purpur, Buntwirkerei, Stickerei, besonders mit Gold, sowie in allen Handwerken, die das Altertum überhaupt kannte.

Die Kleidung bildete einen Uebergang von der assyrischen und eranischen zur griechischen. Die Lyder liebten lange faltige, mit einem Gürtel zusammengehaltene Gewänder, während die mehr nach Nordosten wohnenden Völker und in späterer Zeit, namentlich unter den Persern, auch andere, die nordischen Beinkleider trugen. Selbe waren eng anliegend und an den Knöcheln anschließend oder auch strumpfartig den Fuß einhüllend und oben an schloß sich eine langärmelige Jacke, über die man einen ärmellosen bis zu den Knieen reichenden Rock warf. Alle diese Kleidungsstücke waren in prächtigen Farbenmustern gearbeitet und mit Goldblech besetzt. Als Kopfbedeckung

diente dazu die bekannte phrygische Mütze. Die Schuhe waren von farbigem weichem Leder und mit Gold verziert. Die Frauenkleidung war lang, bis auf die Füße und faltenreich, mit einem kürzern Obergewande darüber. In rauherer Jahreszeit wurden langärmelige Kleider getragen. Auch die Frauen trugen oft die phrygische Mütze. Der Bart wurde wachsen gelassen und gepflegt, das Haar von Männern und Frauen zierlich gelockt und gesalbt; beide Geschlechter trugen Ketten und Ohrgehänge aus Gold und Edelsteinen. Diese Angaben beziehen sich natürlich wesentlich auf die höhern Stände und das Volk trug sich einfacher. Die Könige kleideten sich in Purpur und das besondere Abzeichen derjenigen Lydiens war eine Doppelart (Labrys). Auch die Oberpriester waren in Purpur, doch fast in weibischer Art gehüllt.

Die Waffen der kleinasiatischen Völker entsprachen denen des übrigen Vorderasiens; nur der Helm näherte sich mehr den griechischen Formen, während der Schuppenpanzer an die nordischen Völker erinnerte. Auch Thierfelle dienten vielfach zum Schutz. Unter den Angriffs-Waffen war der Wurfspieß besonders beliebt. Mit der Zeit wurde immer mehr die griechische Ausrüstungsart herrschend. Krösos konnte ein Heer aufstellen, das aus Lydien 10,000 Reiter und 40,000 Fußgänger, aus Phrygien 8000 Reiter und 40,000 Lanzenträger, aus Kappadokien 6000 Reiter und 30,000 Bogenschützen, zusammen also 134,000 Mann zählte.

Der Bau zeigte nichts besonders eigentümliches oder hervorragendes in Kleinasien. Man bediente sich dazu meist der Bruchsteine und Baumstämme. Die Bauart näherte sich sehr der griechischen. Abgesondert waren bei den Vornehmen die Frauengemächer. Was aufgefunden, zeugt, soweit es nicht griechischen Ursprungs, von keiner besondern Kunstfertigkeit. Merkwürdig sind aus älterer Zeit allein Lykiens in die Felsen gehauene Grabstätten, in welchen die Gestalt von Balkengebäuden nachgeahmt und die Verwandtschaft mit der griechischen Kunstblüte unverkennbar ist, wie sie auch Inschriften in einer der griechischen verwandten Schrift und Sprache tragen. Auch freistehende Todtenhäuser mit Nachahmung des Holzbaus finden sich in Lykien und noch häufiger frei stehende Sarkophage mit Spitzbogendurchschnitt und reichen Verzierungen, dabei Grabsäulen und Obelisken. Die Giebelfelder aller dieser Denkmäler sind mit Reliefs geschmückt, die einst bemalt waren und Scenen aus dem Leben der Thiere und Menschen darstellen, und tragen Inschriften, welche den Zorn der Göttin Lete auf die Verletzer der Gräber herabwünschen. Die Bilder zeigen, daß der Tod den Lykiern nichts Schreckliches war. Einfachere Felsgräber finden sich in Phrygien und Kappadokien, an Felsen gelehnte Grabkammern und riesenhafte Grabhügel aus Steinen in Lydien.

Die Tempel entsprachen je nach der Stammverwandtschaft und Religion den syrischen oder griechischen. Das nämliche läßt sich vom Schiffbau sagen. Die Geräte entstammten in älterer Zeit ägyptischer, assyrischer und phönikischer, in späterer griechischer Kunstfertigkeit. Am meisten vervollkommnete sich in Kleinasien die Metallbearbeitung, wobei aber wieder die technische Fertigkeit phönikisch, die künstlerische Vollendung hellenisch war.

Von Vergnügungen der Völker Kleinasiens sind uns das Würfel-, Brett- und Ballspiel, sowie die Musik und zwar mit Pfeifen, Flöten, Trompeten, Lauten, Zimbeln, Pauken bekannt. Die lydische und phrygische Tonkunst wurde sogar von den Griechen geschätzt, aber auch übertoffen.

B. Geschichtliche Entwickelung, Staatswesen und Religion.

Bei der Zersplitterung Kleinasiens in eine Menge von Völkern und Staaten ist eine gemeinsame Geschichte des Landes nicht vorhanden, ehe es vollständig in die Hände fremder Eroberer fiel.

Die Armenier, welche den Uebergang zwischen Erân und Kleinasien bilden, leiten ihren Stamm von Haik (welchen Namen sie selbst in ihrer Sprache tragen), einem angeblichen Nachkommen Jafet's ab, und ihre alte Geschichte ist aus spät erdichteten Sagen zusammengesetzt. In Wahrheit waren sie in alter Zeit in mehrere Fürstentümer getheilt, aber nach den Inschriften durch Tiglat Pilesar I (1130—1110 vor Chr.) unter assyrische Herrschaft gekommen und mit deren Sturz wieder frei geworden. Am Wansee finden sich assyrische Baureste, Bildwerke und Inschriften in Keilschrift. Ein armenischer König Tigran war des Kyros Bundesgenosse gegen Astyages und Krösos, und mit den Achämeniden endete auch die verbündete armenische Dynastie durch Alexanders Siege. Seitdem war Armenien eine Provinz fremder Reiche bis in Zeiten, welche uns hier nicht mehr berühren. Die armenische Kultur war diesen Schicksalen gemäß von der assyrischen abhängig; das Land nahm die assyrische Keilschrift an; die Religion aber war im Ganzen die eranische; besonders wurde indessen die Anahita in Armenien verehrt, welche anderwärts vielfach mit Istar (Astarte) vermengt ist, was auf eine theilweise Aenderung im Glauben hindeutet, sonst wäre Ahura Mazda vor Allem an der Spitze geblieben.

Ein merkwürdiges Kulturvolk waren die westlich an die Armenier grenzenden Kappadoker, deren Reich ehedem auch Pontos umfaßte und unter denen sich im siebenten Jahrhundert vor Chr. die Kimmerier verloren, ein Stamm aus Skythien (Südrußland, Krim), der damals ganz Vorderasien durchzog und in Schrecken setzte. Sie

errichteten ebenfalls Felsengräber, bauten Paläste aus kyklopischen Steinen nach dem Muster der assyrischen, an deren einem bei Uejük ein großes Thor von Löwen bewacht ist, und meiselten auf Felswänden Bildhauereien ein. Sehr reich ist eine Gruppe solcher bei dem alten Pteria, jetzt Boghasköi, in der Nähe umfangreicher Ruinen.*) Sie zeigen Figuren in halber und ganzer Lebensgröße, bärtige Krieger mit hohen spitzen Mützen und mit Keulen bewaffnet, andere solche unbewaffnet, ihnen gegenüber Frauen mit zilinderförmigen Mitren, ihnen voran die Istar-Astarte oder Anahita u. a. sonderbare Gestalten.**) Die Bildnerei entstammt wohl assyrischen Einflüssen. Die Hauptgottheiten der Kappadoker werden genannt: Men (angeb. Mondgott, wahrscheinlich aber der phrygische Manes) und die Ma oder Mena, angebliche Kriegsgöttin, eher Mondgöttin. Es herrschte aber sowol heilige Prostitution nach babylonischem Muster, als Selbstverstümmelung mit Wallfahrten und Orgien, besonders in den beiden Komana genannten Städten. Die jener Prostitution dienenden Mädchen, sechstausend in jedem Tempel der Ma, trugen Waffen, gleich dieser Göttin und haben wahrscheinlich Veranlassung zu der griechischen Sage von den **Amazonen** geboten, welche in den Osten von Kleinasien und später weiter östlich in das innere Asien verlegt wurden.***) Auf den Charakter der Amazonen als Mondjungfrauen deutet der halbmondförmige Schild. Die Sage ist übrigens auch anderwärts anzutreffen, wie die nordischen Walküren zeigen.

Die nächsten Verwandten der Armenier in Kleinasien waren die **Phryger**, ein Volk mit den von ihnen ausgewanderten Brigern im europäischen Thrake. Merkwürdiger Weise war nach Herodot, Thukydides, Xenophon und Strabon im Altertum vielfach die Sage verbreitet, daß die Phryger aus Thrake, die Armenier aus Phrygien gekommen wären. Wenn es sich hier nicht um Rückwanderungen von Völkern handelt, die früher schon weiter westwärts gezogen, so können jene Sagen nur eine Umkehrung der Wahrheit sein, indem wir oben (S. 9 ff.) gesehen haben, daß weder in Europa der Ursitz der Menschheit sein, noch die europäische Rasse einen besondern Entstehungsherd haben kann. Der erste König der Phryger, **Gordios**, soll in Folge eines Orakels vom Bauernwagen auf den Thron erhoben worden sein, was wol darauf hindeutet, daß in diesem Lande der Bauernstand sehr geachtet war. Die Phryger sollen ein Gesetz gehabt haben, welches die Tödtung des Ackerstiers und die Entwendung der Ackergeräte mit dem Tode bedrohte. Des Gordios Wagen wurde gezeigt

*) Texier a. a. O. p. 610 ff. P. 2—4.
**) Schlottmann, Art. Astarte im Handwört. des bibl. Alt. S. 114.
***) Vergl. Duncker, Gesch. des Altert. I. S. 405 ff.

und den daran befindlichen Knoten zerhieb bekanntlich Alexander, um seine Herrschaft im Lande zu begründen. Der goldreiche Midas mit den Eselsohren, des Gordios Sohn, ist der passive Held vieler geschichtlich gefärbter Sagen. Auch die späteren Könige heißen Gordios und Midas, der Letzte aber Adrastos (im 6. Jahrhundert vor Chr.). Sie wurden in Felsengräbern bestattet, deren Eingänge nicht aufgefunden sind und deren Vorderseiten in Bildhauerarbeiten einen Holzbau mit Giebeln nachahmen und Thiergestalten zeigen, welche griechischen Einfluß verraten. Auch Felsenwohnungen finden sich in diesem merkwürdigen Berglande am Flusse Ryndakos in vielen Stockwerken übereinander, hundert bis zweihundert Fuß hoch, mit Schachten und Treppen zur Verbindung. An den Eingängen sind zum Theil Säulen, Portale, Architrave u. s. w. angedeutet, aber nicht vollendet. Ein hundert Fuß hoher rötlicher Sandsteinfels, dessen Vorderseite mit regelmäßigen Verzierungen und mit Inschriften bedeckt ist, erhebt sich als Zeugniß vom Kunstsinn dieses Volkes. Die ihm nahen phrygischen Städtetrümmer (Gordion, Midaeion, Ankyra u. a.) verraten den sog. kyklopischen Stil: Aufthürmungen ungeheurer Steine. Als Gott und Stammvater der Phryger wird Men oder Manes genannt, eine Individualisirung des Menschen wie Minos, Menes, Manu u. s. w., als oberste Göttin Ma oder Amma, die griechische Rea oder Kybele, deren Abild ein roher heiliger Stein war. Löwen und Panther waren ihr heilig und zogen ihren Wagen. Ihre Priester entmannten sich, trugen bunte Kleider und bettelten. Sie ist eine Erdgöttin und ihre Kultstätten waren waldige Berge. Ihr Geliebter war Attys oder Attis, der Sohn des Manes, im Walde als Hirt aufgewachsen, der aber vor ihr floh und sich im Wahnsinn entmannte, worauf sein Geist in ein Fichte floh. Ohne Zweifel steht er in naher Beziehung zum syrischen Adonis und zu Osiris und ist der Frühling oder Frühlingssonnengott. Er wurde an den ihm geweihten Festen mit wilder Musik in den Bergen gesucht, was mit seiner Wiedererweckung endete, worauf er den Namen Papas (Vater) erhielt. Die Phryger bedienten sich der griechischen Schrift für ihre mit der hellenischen verwandte Sprache und übten Tonkunst mit Syringen (Hirtenflöten) und Trommeln.

In Mysien blühte mehr als 1500 Jahre vor Chr. das Reich der Dardaner mit der (ungewiß durch Wen) zerstörten Hauptstadt Troia und ihrer Festung Pergamos, deren großem Sagenruhm aber die durch Schliemann ausgegrabenen Kupferschätze sehr wenig ententsprechen. Gleich den Lykiern verehrten die Dardaner den dreigestaltigen Zeus Triopas und den Sonnengott Apollon.

Das westlichste und später mächtigste Kulturvolk Kleinasiens waren die Lyder. Daß sie mit den Phrygern in vielfachen Beziehungen verbunden waren, zeigt ihre Sage, welche auf Attys, dem Sohn des

Manes und Vater des Lydos als ersten Herrscher zurückführt. Des Lydos Neffe wird Asios genannt, von dem das Land umher den Namen erhielt. Zur Hauptstadt entwickelte sich Sardes. Nach den Attyaden, welche mit Omphale, einer Geliebten des Herakles endeten, sollen die Herakliden geherrscht haben. — Der Kult der Lyder ist wie der phrygische dem syrischen ähnlich. Jener Herakles ist bei ihnen der Sonnengott Sandon, auf assyrischen Denkmalen Sandan, d. h. Helfer, womit dort auch Adar, d. h. der Planet Saturn bezeichnet wird; er wurde von den Griechen dem Apollon gleich gestellt. Ihm diente der Priesterstamm der Branchiden. Auch die lydischen Jungfrauen gaben sich zu Ehren ihrer Göttin Blatta (Mylitta, Bilit, Baaltis) preis, welche Unsitte auf Omphale zurückgeführt wurde, und hielten Waffentänze wie die Kappadokerinnen. Auch hier wurde die Mythe von Kybele und Attis erzählt und gefeiert und entmannten sich daher die Priester dieser Göttin; die Griechen feierten sie als die Artemis von Ephesos. Sie wurde vielbrüstig abgebildet und bedeutete also die allnährende Erde wie Isis. Auch der Steindienst wurde in Lydien geübt und ein Stein an einer Marmorwand bei Magnesia am Sipylos verehrt. — Den Lydern wurde von den Griechen die Erfindung der Münzprägung, der Wollfärberei, des Ball- und Würfelspiels, der Flöte und Kithara zugeschrieben. Des Homeros Gedichte nennen die Lyder roßgerüstet, reich und handelsbeflissen. Mächtig aber waren sie noch nicht; denn sie konnten viele und bedeutende Niederlassungen der Hellenen auf ihrem Gebiete nicht hindern, wodurch sie die Küste verloren. Die Geschichte der lydischen Könige besteht aus unerquicklichen Familienhändeln. Wichtig wurde jedoch ein solcher, indem er, was die alten Geschichtschreiber pikant ausschmücken, das Herrscherhaus der Herakliden mit Kandaules stürzte und seine Frau und Krone dem Mermnaden Gyges überlieferte (689 vor Chr.). Das neue Geschlecht setzte die Langmut gegen die Griechen bei Seite und führte 120 Jahre gegen sie einen Unterwerfungskrieg, bis es sie unter sein keineswegs hartes Joch zwang und dafür ihrer höhern Kultur unterlag. Zugleich aber unterwarf es sich dem Assyrer Assurbanipal (oben S. 483), um gegen die einfallenden Kimmerier und Skythen besser geschützt zu sein, und nun wurden Mysien, Phrygien, Karien und das übrige Kleinasien bis zum Halys der lydischen Herrschaft unterworfen. Dann setzte ein Bund mit Medien dem Kriege mit dieser Macht ein Ende. Aber das rasch emporgekommene Lyderreich fiel unter des Gyges viertem Nachkommen, dem reichen Krösos 557 vor Chr. als Beute dem Perser Kyros in die Hände. In der Folge jedoch siegte in Kleinasien der bereits längst begonnene Einfluß einer andern, neuen und jugendkräftigen Kultur, zu welcher wir uns nun wenden, derjenigen des schönheitdurchdufteten Hellas.

Rückblick.

Wir haben zwei in sich abgeschlossene Stufen der menschlichen Kulturgeschichte betrachtet, in dem ersten Buche die Kultur der Urzeit, in den folgenden Büchern die der morgenländischen Völker. Die Urzeit entspricht der Kindheit, die alte Kultur des Morgenlandes dem Jugendalter der Menschheit, soweit eben eine Menge von Wesen mit einem einzelnen solchen verglichen werden kann und soweit Altersbeziehungen auf einen Makrokosmos anwendbar sind, dessen einzelne Bestandtheile an seiner Bildungsgeschichte sehr verschiedenartige Antheile haben, in welchem sich daher auch eine jede seiner Altersstufen auf ganz andere Abtheilungen bezieht. In der vorgeschichtlichen Urzeit, welche in verschiedenen Erdgegenden um Jahrtausende auseinander liegt, in vielen noch jetzt besteht und z. B. bei den Nachtvölkern wahrscheinlich dauern wird, so lange es eine Menschheit gibt, beginnt der Mensch seine Kräfte zu erproben. Bis auf gewisse Punkte hat er es bei ihr überall gebracht; es gibt kein Volk der Erde, welches nicht den Gebrauch der Sprache, des Feuers und der Werkzeuge, welches nicht gewisse ideale Begriffe, und wären es auch nur abergläubige, sowie eine Art von Stammesverfassung und mancherlei Gebräuche ohne fremdes Zuthun von sich aus erlangt hat. Darüber hinaus schreiten nur jene Völker vor, denen die Lage, das Klima und der Boden ihres Landes und ihre hierdurch gewonnene Rasse dies gestatten. Was sie dabei erringen, sind die Ehe und Familie, in noch engerm Kreise der Staat, sowie verschiedene Abstufungen der Religion, gemischt mit Aberglauben, gewisse Arten der Bilderschrift, geringere Kunstleistungen u. s. w. Aber alle diese Errungenschaften bleiben bei den Nachtvölkern und einem großen Theile der Dämmerungsvölker unausgebildet, es sind Bruchstücke der Kultur, die zusammen kein einheitliches Bild ausmachen. Die Stämme leben für sich, bilden keine Völker und haben daher auch keine Geschichte. Nur einem Theile der

Dämmerungsvölker und der Mehrzahl der Tagvölker war es möglich, in Folge der günstigen Verhälnisse ihrer Wohnsitze die Stufe der Urzeit zu überschreiten. Was sie zunächst erreichten, war die Ausbildung zu geschichtlichen Kulturstaaten in für sich abgeschlossenen Gebieten, für welche ein Riesenstrom oder ein mächtiges Strompaar charakteristische Belebungsmittel abgab. Dies war der Fall in den von uns bis dahin behandelten morgenländischen Kulturreichen. Es sind ihrer vier, die sich zu einer wirklich ursprünglichen, nicht anderswoher eingeführten, sondern selbständig entwickelten Bildungsstufe erhoben haben, ohne andere Grundlage als die bescheidene, urzeitliche Kultur und das von ihnen besetzte, von der Natur gesegnete Stromland. Diese vier selbständigen Kulturgebiete waren das des Hoangho und des Yangtßekjang, das des Indos und Ganges, das des Nil und das des Eufrat und Tigris. Jedes dieser Gebiete brachte es zu einem geordneten Staatswesen von eigentümlichem Charakter, zu einem tiefsinnigem Religionssystem, aus welchem metaphysische und moralphilosophische Schulen sich entwickelten, und zu einem Schrifttum mit prosaischer und dichterischer Entwickelung bedeutsamen Grades. Die Spitze erhielten freilich manche dieser Entwickelungsreihen erst durch Verknüpfung der Thätigkeit zweier oder mehrerer jener Völker in der geistigen Ausbildung eines neuen Kulturvolkes, welches sich nicht aus eigener Kraft zu höherer Stufe erheben konnte. Von China abgesehen, welches für sich abgeschlossen blieb und keinem andern Kulturstaate des Altertums von seinen geistigen Schätzen mittheilte, haben in irgend welchem Grade alle drei anderen zu solchen Neuschöpfungen beigetragen. Ein Kind der verknüpften Kulturen von Aegypten und Mesopotamien war, wie wir sahen, die höhere Thätigkeit der syrischen Völker: Hebräer und Phöniker. Die hauptsächlichsten Leistungen von Erân waren Früchte assyrisch-chaldäischen Einflusses, seine Religion aber die ideale Ausbildung eines Zweiges der ältesten arischen Glaubensform vom Indos. Assyrische und syrische Einwirkungen endlich erzogen die Bildung der kleinasiatischen Völker.

Die Kultur aller der genannten morgenländischen Völker ist am Orte ihres Entstehens entweder versumpft und stehen geblieben und durch fremde Einflüsse entstellt, wie in China und Indien, oder sie ist durch fremde Eroberung zu Grunde gegangen und nur noch in Trümmern vorhanden, welche die gegenwärtigen Bewohner nicht verstehen, wie in Aegypten und Mesopotamien, Syrien, Erân und Kleinasien. Ganz gleich gruppiren sich unsere morgenländischen Kulturstaaten in Hinsicht ihrer Einwirkung auf fremde Länder. China hat gar keinen Einfluß auf andere Staaten des Altertums geübt, Indien nur einen höchst widerwilligen durch den Buddhismus und gar keinen nennenswerten auf westliche Länder. Die beiden selbständigen Kultur-

staaten des westlichen Morgenlandes dagegen, Aegypten und Mesopotamien, sind nicht nur die geistigen Mütter des übrigen Vorderasiens, sondern auch in manchen Dingen Lehrerinnen des europäischen Altertums geworden, welcher letztere Umstand allerdings nicht stattgefunden hätte ohne die außerordentlich günstige Lage und Natur und die in hohem Maße geweckte, hochstrebende und bildsame Volks-Eigenart desjeniges Landes, welches den westasiatischen und afrikanischen Kulturstaaten am nächsten liegt, des hellenischen. Dessen durch glückliche Erinnerungen an die indogermanische Urzeit begünstigtes Volk hat gethan, was die in Stromthälern des Morgenlandes eingeschlossenen Nationen nicht thun konnten; es hat mit Hilfe seiner nicht abgeschlossenen, sondern freien und offenen Weltlage es verstanden, die Einflüsse von Südosten her so zu verarbeiten und zu veredeln, daß seine Leistungen unverändert und ohne sich nach den Bedürfnissen anderer Völker ummodeln zu müssen, in ihrer die ganze gebildete Welt befriedigenden und begeisternden Hoheit und Würde auf die fernsten Geschlechter und nach den fernsten Erdgegenden sich vererben konnten. Wie das geschehen, wird der weitere Verlauf unserer Darstellung zeigen.

Druck von Graichen & Riehl in Leipzig.

Berichtigungen.

Seite 2, erste Note lies: Anthropologische Beiträge.
„ 12, Zeile 3 von oben lies: Prognathen.
„ 49, „ 7 „ „ „ Familienlieder.
„ 54, „ 10 „ „ „ Gegenden.
„ 61, „ 6 „ „ „ freien Bewegung.
„ 67, „ 2 „ „ „ so lange beisammen.
„ 81, „ 17 „ „ „ Ein Gemeindewesen.
„ 90, „ 11 „ unten „ Jenseits.
„ 94, „ 3 „ „ „ die Seelen.
„ 123, „ 8 „ oben das Komma am Ende der Zeile zu streichen.
„ 145, „ 2 „ unten lies: durch eine ꝛc.
„ 145, „ 1 u. 2 „ „ „ diejenige.
„ 175, „ 17 „ „ „ Idol statt Ideal.
„ 180, „ 8 „ „ „ in der Residenz.
„ 187, „ 18 „ oben „ die acht Töne.
„ 193, „ 8 „ „ „ Die chinesischen Gelehrten theilen die Lieder des Schi-king in ꝛc.
„ 231, „ 21 „ „ sind die Worte „dem Nichts“ zu streichen.
„ 253, „ 20 „ „ lies: Çankaratscharya.
„ 300, „ 14 „ „ „ uralten.
„ 301, „ 14 „ „ „ und die Perücken.
„ 305, „ 13 „ unten „ Seefische.
„ 305, „ 10 „ „ „ besitzen.
„ 305, „ 5 „ „ „ untergeschlagenen.
„ 314, „ 4 „ „ „ Bubastos.
„ 337, „ 12 „ oben „ vollständig aus dem Lande.
„ 340, „ 8 „ „ „ Reichen des morgenländischen.
„ 340, „ 14 „ „ „ zu verdecken.
„ 369, „ 11 „ unten „ Porphyr.
„ 378, „ 20 „ oben „ dasselbe Volk.
„ 393, „ 18 „ „ streiche das Komma nach Batseba.
„ 396, „ 10 „ unten lies: er verband sich.
„ 485, „ 10 „ „ „ aus anderen solchen.
„ 493, „ 14 „ „ „ Strichschrift.
„ 503, „ 6 „ „ „ folgender.
„ 510, „ 12 „ „ „ in staatlicher Beziehung.
„ 510, „ 2 „ „ „ Fortsetzung.
„ 516, Note 1, 521 Note, 530 Note 2, lies: Spiegel statt Siegel.
„ 526, Zeile 5 von oben lies: Agathias.
„ 526, „ 4 „ unten „ diesem Namen.
„ 534, „ 18 „ oben „ umgekehrt.
„ 534, „ 9 „ unten „ drastischer.
„ 534, Note 1 lies: Apollod.
„ 546, Zeile 22 von oben lies: zwei Jahre vor dem Tode Sokrates'.
„ 562, „ 13 „ „ „ die Satrapen.

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06710 0225

Digitized by Google

Digitized by Google